Biographiſch-hiſtoriſche

Studien

von

Ernst Münch.

Erſter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

1836.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

C. E. Stifft,

Geheimen Referendar Sr. Majestät des Königs der Niederlande für die Angelegenheiten des Großherzogthums Luxemburg, Mitglied des teutschen Schiedsgerichtes, Ritter des Ordens vom Niederl. Löwen u. s. w.

in hochachtungsvollster Freundschaft

gewidmet.

Vorwort.

Dem Publikum werden in dieſer Sammlung eine Reihe berühmter Charaktere und anziehender Erſcheinungen aus verſchiedenen Zeiträumen der Geſchichte, bearbeitet nach Quellen, dargeboten, ohne daß jedoch der Verfaſſer ſich für verpflichtet erachtet hätte, ſie gerade in ſtreng

chronologiſcher Folge aufzuſtellen. Wie ſie nach Zeit, Muße und Luſt, aus ſeiner Feder theils zum erſtenmal hervorgegangen, theils nach früheren Skizzen und Verſuchen völlig umgeſtaltet, von ihm zu Tage gefördert worden ſind, erſcheinen ſie hier hinter einander abgedruckt. Bei weitem der größere Theil iſt neu.

Walter Raleigh, der berühmte Seefahrer, Staatsmann, Günſtling und Schriftſteller, — der ritterliche Palzgraf Friedrich II. und die ſchöne Leonore von Oeſterreich, — der furchtbare Chriſtian II. von Dänemark mit ſeiner Geliebten, Düveke oder der Taube von Amſterdam, und ſeiner berüchtigten Rathgeberin, Mutter Sigbritt, ſodann der Märtyrer des Fanatismus, Giulio Ceſare Vanini der Philoſoph, — Floris von Montmorency, Hr. v. Montigny, Freund und

Schickſalsgenoſſe von Egmont und Horn (in Vervollſtändigung des berühmten, von Schiller bearbeiteten Prozeſſes), — machen den Anfang. Darauf folgen: König Enzio, in neuer Bearbeitung, und Petrus de Vineis, zum erſtenmal biographiſch und erſchöpfend dargeſtellt; Philipp von Marnix, Hr. von St. Aldegonde; — Studien über Demoſthenes und Markus Brutus; über Thraſea Pätus und die Stoiker und letzten Patrioten Roms während der Kaiſerzeit; — Hypatia von Alexandrien, mit Nachrichten über Syneſios den Kyrenäer und die letzten Neu-Platoniker; — die Verſchwörung von P. Zrinyi, Nadaſty, Frangipani und Tättenbach wider Kaiſer Leopold I.; Tafilet, Uſurpator von Nordafrika; Inez de Caſtro (neu bearbeitet), Hakon Jarl

(nach frischen Quellen); Don Miguel de Cervantes; — Don Antonio de Guevara; — Th. Gray, der Elegiker Englands, nach seinem Leben und seinen Schriften; — Apologie der Lukrezia Borgia wider alte und neue historische Verläumdungen; die Partheikämpfe in Holland zu Ende des 15. Jahrhunderts; die Geschichte der älteren Prinzen von Oranien bis zum Tode Philiberts von Chalons, mit allerlei Denkwürdigkeiten zur Literärgeschichte, besonders der Troubadours; Kardinal Giovanni Moron; Gianettino Doria; Cecilio Curione Segundo und seine Töchter; der Prozeß der Königsmörder Harrison, Lembert, H. Vane u. A. unter Karl II. in England; — Anna Maria von Schuurmann; Lady Jane Gray; — Samuel Henzi; Albrecht von

Haller; — J. G. Zimmermann. — Louvet de Couvrat und die Girondiſten; — Georg Forſter. — Die Gefangenen vom Aſperg und vom Hohentwiel: J. J. Moſer, Schubart und Rieger. — Von Charakteren neueſter Zeit: König Wilhelm I. von Würtemberg, ſeine Kriegsthaten und ſeine achtzehnjährige Regierung in größeren Umriſſen. — König Wilhelm I. der Niederlande. — C. F. van Maanen. — J. D. Meyer, der Rechtshiſtoriker. — P. C. Hooft der Geſchichtſchreiber der Niederlande; — G. A. Brederoode nebſt Beiträgen zur Geſchichte der holländiſchen Volkspoeſie. — Frhr. vom Stein, Juſtus Gruner und Niebuhr; — Lord John Ruſſel. —

Der II. Band wird die Biographie Phi-

lipps von Marnix und Peters de Vinea liefern, welche beide längſtverſprochene Arbeiten durch das Ausbleiben zugeſagter Materialien wider Willen des Verfaſſers bisher verzögert worden waren. Das Intereſſe des Publikums für vorliegenden I. Band dürfte entſcheiden, ob die angezeigten Artikel, zu welchen alles vorbereitet liegt, mehr oder raſch auf einander folgen werden

1.

Sir Walter Raleigh.

Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Fr. Schiller.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

In der, an ausgezeichneten Männern mancherlei Art reichen Geſchichte der Königin Eliſabeth von England, ſo wie in jener der darauf gefolgten Regierung Königs Jakob I., erſcheint als einer der erſten, und, wenn auf Vielſeitigkeit des Talentes, großartige Richtung des Geiſtes und Univerſalität der Beſtrebungen Rückſicht genommen wird, nach Bakon von Verulam vielleicht als der erſte Mann dieſer merkwürdigen Zeit, der Ritter Sir Walter Raleigh.

In verſchiedenen Sphären, deren mehrere, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge und den Begriffen der Menſchen, einander auszuſchließen oder zu hemmen pflegen, gewann er gleich großen und bleibenden Ruhm; in der theoretiſchen Staatskunſt, wie in dem praktiſchen Hofleben und den Geheimniſſen der völkerlenken-

den Diplomatie, in den Geſchäften eines Rathes der Krone; wie in den glänzenden Improviſationen eines Redners und Volksanwalts im Parlamente; als Seemann, Länderentdecker und Pflanzer, wie als Befehlshaber von Truppen und als friedlicher Prieſter der Wiſſenſchaft in ihren ſpeculativen und hiſtoriſchen Gebieten. Dazu kam die beſondere Eigenthümlichkeit eines Charakters, welcher zahlreiche Freunde und Feinde in gleichem Grade ſich erwe[illegible] und über manche Punkte das Urtheil der Zeitgenoſſen wie der Nachwelt verwirrte, welcher aber dennoch in den Hauptzügen ſiegreich über ſchwere Verläumdungen, nach vollbrachten großen Thaten, ſowohl im Dienſte des Vaterlandes als der Wiſſenſchaft, und nach theilweiſe glücklichen, theilweiſe mißlungenen Beſtrebungen, trotz eines tragiſchen Endes, ſich geſtaltete. In dem Haupte dieſes Mannes hatten ſo vermeſſene Gedanken und weitausreichende Plane, denen es keineswegs an den nöthigen Hebeln zur praktiſchen Ausführung fehlte, Raum gewonnen, daß ſelbſt mächtige Kabinete entweder von Beſorgniß darüber erfüllt wurden, oder um glänzenden Preis ſeine Freundſchaft nachzuſuchen ſich genöthigt ſahen, und daß blos das Unglück eines Regierungswechſels, welcher das Steuer in andere, minder geniale Hände, als die unter der großen Königin wirkſamen, gab und welcher der ruheliebenden Tendenz eines ruhm-

loſen, wichtige Nationalintereſſen oft verabſäumenden geldſchmutzigen Müßigganges huldigte, die Verwirklichung einer rieſenhaften Idee — Zertrümmerung der ſpaniſchen Macht im Süden von Amerika, und damit Bereicherung des öffentlichen Schatzes und der Staats-Kräfte von Britannien durch neue unermeßliche Hülfsquellen — vereitelte.

In den weſtlichen Provinzen von Alt-England befanden ſich mehrere geachtetete Geſchlechter angeſeſſen, welche den Namen „Raleigh“ führten, und beſonders wurden ihrer Drei, aus verſchiedenen Perioden, was die Niederlaſſung betrifft, und mit unterſcheidenden Wappen und Siegeln, gezählt. Dasjenige unter ihnen, von welchem Sir Walter herzuſtammen ſich berühmte, leitete ſeinen Urſprung bis zur Regierung König Johanns ohne Land zurück; andere jedoch behaupteten, ſchon vor der normänniſchen Eroberung in England bekannt geweſen zu ſeyn. Der Vater unſeres Ritters, welcher jedoch dieſes Prädikat, durch die Gnade ſeiner Königin, erſt ſpäter erhalten hat, hieß Hr. Walter Raleigh (oder Ralegh) von Fardel, in der Grafſchaft Devon. Er hatte ſich dreimal verheurathet und aus ſämmtlichen drei Ehen Kinder erzeugt. Seine letzte Gemahlin war Katharina, Tochter des Ritters Philipp Champernon von Modbury und Wittwe Sir Otto Gilberts von Compton in Devons-

hire geweſen, dieſe gebar ihm zwei Söhne, Carew und Walter, ſo wie eine Tochter, welche zweimal ſich verehlichte. Mütterlicherſeits hatte demnach Sir Walter die drei ebenfalls berühmt gewordenen John, Humphry und Adrian Gilbert zu Halbbrüdern. *)

Er wurde im Jahr 1552 zu Hayns, in Devonshire, welcher Ort nahe an der See liegt, geboren. Nach beendigtem erſten Unterricht bezog er die Hochſchule zu Oxford. Nach allen Berichten zeichnete er ſich vor ſeinen Genoſſen durch Eifer und Fortſchritte in allen Fächern, die er ergriffen, und zwar weit über ſeine Jahre, aus. Nach dieſem ward er hintereinander Zögling des Oriel-Kollegiums und jenes der Rechtsgelehrten in Middle-Temple. Im Jahr 1569 begab er ſich, nach dem Beiſpiele vieler jungen Leute aus beſſern Häuſern, nach Frankreich, um unter der Fahne des Proteſtantismus Lorbeeren in jenen blutigen Kriegen ſich zu erfechten, welche die Politik Katharina's von Medici, der heroiſch-nationale Fanatismus der Ligue und die ſpaniſche Ränkeſucht hervorgerufen. Fünf Jahre lang diente er hier mit Ehre und Gewinn für ſich zugleich; denn mit einer für ſein Alter ungewöhnlichen Beſonnenheit faßte er nicht nur alle kriege-

*) Oldys: Life of Walter Raleigh. — J. Campbell: Life of British Admirals etc. II. Vol. —

riſche Begebenheiten, an denen er mehr oder minder Theilnehmer war, ſondern auch die politiſche Seite derſelben und und zwar im Zuſammenhange und im Verhältniſſe zu jenem, auf. ſtellte über Land, Regierung und Partheien Betrachtungen an und erwarb ſich dadurch einen Schatz von praktiſchen Kenntniſſen, welchen die reiferen Jahre herrlich entwickelten.

Sowohl zerſtreute Andeutungen in ſeinen Werken*) als ausdrückliche Angaben von Hiſtorikern zeugen hiefür, wiewohl die Biographen manches überſehen.

Aber mehr noch als Frankreich, zog Sir Walter'n der heldenmüthige Kampf des Niederländiſchen Volkes gegen die Spanier an, welchen er ſchon frühe in innerſter Seele Haß geſchworen. In allem dieſem huldigte er — wie der Geſchichtſchreiber brittiſcher Admirale**) ſich ausdrückt — mit der einem jungen Manne natürlichen Lebhaftigkeit ganz der herrſchenden Mode gemäß. Frankreich und die Niederlande waren damals die Kriegsſchule, in welcher alle diejenigen ſich ausbildeten, die ihr Glück durch den Degen zu machen, entſchloſſen waren, und die ſich durch Preisgebung von Leib und Leben zum Dienſte ihres Vaterlandes

---

*) Sir W. Raleghs Essays. —

**) John Campbell: Life and Actions of brittish Admirals. T. I.

einen rühmlichen Weg bahnen wollten. Allein während Viele auf dieser Laufbahn schweres Unglück traf, indem sie sich durch die bei Armeen herrschenden Laster und Ausschweifungen verführen ließen, und ein ungebehrdiges und ungestümes Wesen sich aneigneten, welches Anderen wiederum für soldatische Freiheit galt, zog Raleigh aus seinen Kriegsdiensten in fremden Ländern einen wirklichen Nutzen. Seine Kenntnisse in mehr als einem Zweige mehrten sich beträchtlich; die gemachten Erfahrungen vervollkommneten die Theorieen der Kriegswissenschaft, und zugleich gaben sie ihm einen feinen Sinn und ein so geglättetes Aeußere, daß er nach der Rückkehr in sein Vaterland (1578) für einen der gewandtesten und gesittetsten jungen Kavaliere gehalten ward. *)

Bald darauf finden wir ihn für seinen Halbbruder Humphry Gilbert thätig. Dieser, als Lieblingssohn von der besorgten Mutter mit einer vortrefflichen Erziehung ausgestattet, und für Kriegswesen, Seefahrt und Weltkunde schon frühe, als Hauptgegenstände seiner Sehnsucht, begeistert, hatte bei Anlaß

---

*) Wood: Athenaeum Oxoniense T. I. — Camden: Annals of the Queen Elizabeth and King James I. — Thuanus: Historia sui temporis. II. L. 46. — Naunton: Fragmenta regalia. — Campbell. I.

der bekannten Expedition nach Havre de Grace im Jahr 1562 zum erstenmal Gelegenheit gefunden, in Thaten für sein Vaterland sich auszuzeichnen und die Augen des Hofes auf sich zu ziehen. Man begann Vertrauen in das schön aufkeimende Talent zu setzen und Sir Humphry erhielt die wichtige Präsidentenstelle von Münster in Irland, wo er, an der Spitze von weniger Mannschaft in kurzer Zeit Ungewöhnliches und seinen Namen unter den Bewohnern dieses Landes, welche so häufig zum Abfall des tyrannisch über ihm lastenden Englands geneigt waren, gefürchtet machte. Zumal fühlten M'Carthies und Bitz-Morris, Häuptlinge, die bisher den englischen Statthaltern und Generälen viel zu schaffen gemacht hatten, *) seinen Arm. Sir Walter stand seinem Stiefbruder, den er als Geistverwandten, schätzte und liebte, hier und anderwärts redlich bei **).

---

*) Th. Moore History of Ireland. — Lingard History of England. VIII. und IX.

**) W. Pole: Description of Devonshire. — Hooker: Discourse of Sir Gilbert. — W. Monson: Naval Trackts. — Loyd: Stete-Worthirs. — Stove: Annals. — Oldys l. c. — Hackluyt: the principal Navigations, voyages traffiques and discoveries of the English Nation. Lond. 1599. (Ein Hauptwerk für die See- Entdeckungs- und Handelsgeschichte) mit vielen wichtigen und interessanten Dokumenten. Es ist größtentheils aufgenommen in der anderen

Das Hauptziel Humphry's war jedoch, wie wir zum Theil ſchon angedeutet, die Erforſchung unbekannter Weltgegenden, eine Entdeckungsreiſe im großen Styl. Er verſuchte es darum, der Königin Eliſabeth in einer eigenen Denkſchrift aus einander zu ſetzen, daß eine nordweſtliche Fahrt nach Oſtindien zu den Möglichkeiten gehöre und ſuchte eine Anzahl rüſtiger Leute zu einem dießfallſigen Verſuche zu bereden; für ſich ſelbſt begehrte er vorläufig blos ein Patent, welches ihn zur Beſitznahme und Bepflanzung eines erſt noch zu entdeckenden, von keinem der chriſtlichen Souveräne ſchon beſetzten Gebietes im weſtlichen Amerika berechtigte; was ihm denn auch von Eliſabeth unbedenklich verwilligt wurde.

Nunmehr handelte es ſich um die Ausführung des Projektes oder vielmehr um die Mittel derſelben. Eine Menge von Perſonen hatte ſich zwar anwerben laſſen und eine Flottille lag bereits ſegelfertig; allein ergriff Viele auf derſelben Kleinmuth; Andere beſtimmte Eiferſucht gegen Humphry, ſich wiederum von ihm los zu ſagen, und mit Schmerzen ſah er den ſchimpflichen Ausgang eines wohl eingeleiteten Unter-

---

greßen Sammlung: Navigantium atque Itinerantium Bibliotheca, or a compleat Collection of voyages and travels, consisting of above four hundred of the most authentick writers, by John Harris. Lond. 1705. II. Vol. gr. Fol.

nehmens ſchon vor dem Beginnen deſſelben. Allein Sir Walter und der zweite Bruder, Adrian Gilbert nebſt einigen anderen Leuten beſſeren Schlages, hielten ihn aufrecht und wußten Hülfe zu ſchaffen. Beſonders aber war es Raleighs Genie, welches viele Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen wußte. Sir Humphry ſtach alſo in die See und erreichte glücklich Neufoundland; nach dieſem ward hier eine Zeitlang Raſt gemacht. Die drei Brüder — Raleigh befand ſich mit auf dem Zuge — fühlten jedoch die Nothwendigkeit von Verſtärkungen an Schiffen und Mannſchaft, oder es war der Wind ihnen nicht günſtig und deßhalb die erſte Entdeckung verfehlt; genug, ſie traten den Rückweg nach England an und begegneten auf demſelben einer ſpaniſchen Schiffsabtheilung, welche nicht übel Luſt bezeigte, ſie in den Grund zu bohren; mit Mühe nur und mit dem Verluſte eines der beſten Schiffe und des wackern Jünglings Miles Morgan, entgingen ſie dieſer Gefahr, nachdem ſie den Feinden lange und muthige Gegenwehr geleiſtet *).

Raleigh gab nun vorerſt jede weitere Expedition auf und ging alsbald bei ſeiner Rückkehr (im Frühjahr 1579) nach Irland, wo der Kampf mit den Rebellen, in Folge päbſtlicher und ſpaniſcher Unter-

*) Campbell l. c.

ſtützungen und Intriguen, einen neuen hartnäckigen Charakter angenommen hatte. Er diente hier unter dem Präſidenten von Münſter, in der Eigenſchaft als Hauptmann, und im folgenden Jahre unter dem Grafen von Ormond, einem nahen Verwandten und getreuen, über vielfache Verſuchungen des Ehrgeizes ſiegreichen Freunde der Königin. Der Statthalter von Irland, Lord Grey, welcher dieſe Nation mit perſönlichem Haſſe verfolgte, legte dem Heere vor allem die Eroberung der wohlbefeſtigten Feſtung Dre, am Meerbuſen von Smerwik in der Grafſchaft Kerry, an's Herz, da die Inſurgenten daraus einen Hauptanlehnpunkt ihrer Macht und einen Sammelplatz der neu erwarteten Truppenverſtärkung gemacht hatten. Sir Walter hatte einen vorzüglichen Antheil an der endlichen Einnahme. Es wird erzählt, daß die Beſatzung, troz feierlich zugeſicherter Schonung, mit dem päbſtlichen Offizier San Giuſeppe an der Spitze, niedergemetzelt worden; allein es ſcheint, daß der Iriſche Geſchichtſchreiber von England hier Raleigh Unrecht thut, wenn er ihm dieſe That auf eigene Rechnung zuſchiebt *), da es aus andern Berichten ſich ergibt, daß ſie auf ausdrücklichen Befehl des Lord-Statthalters, und zwar mit großem Widerſtreben der

*) Lingard History of England VIII.

damit beauftragten Kapitäne Raleigh und Mackworth, geſchehen. Lord Grey hatte diesmal ganz den Grundſatz des römiſchen Katechismus: Ketzern dürfe nicht Wort gehalten werden, gegenüber den Papiſten, befolgt *).

Noch mehrere andere glückliche Verrichtungen beim iriſchen Heere machten Sir Waltern bei Hofe immer bekannter; er erhielt jetzt die Präſidentſchaft von Münſter für ſich ſelbſt, und nach einiger Zeit, zur Belohnung für ſeine vorzüglich eifrige Treue auch in dieſem neuen Berufe, ein großes Landgut in der bewältigten Provinz **).

Die Feinde und Ehrenneider fehlten jedoch ebenfalls nicht und beſonders verbitterte ihm Lord Grey das Leben ungemein, durch eine Reihe von Verdrüßlichkeiten und Zwiſte, in welche er ihn hineinzog, und wegen welcher Raleigh denn endlich, da der öffentliche Dienſt darunter litt, heimberufen, ja von dem Geheimen Rath, in Folge vielfacher Beſchuldigungen von Seite des Statthalters, zur Rechenſchaft gezogen wurde. Allein er wußte ſeine Sache mündlich mit ſo glän-

---

*) Vgl. Berchetti. — William Con.: State of Ireland. — Cox: History of Ireland. — Carte: Life of the Duke of Ormond. I. — Camden. — Spencer. — Cayley: Sir W. Raleigh. I. — Campbell l. c. im Leben Sir H. Gilberts. —

**) Nannton: Fragmenta navalia. —

zender Beredtsamkeit zu verfechten, daß dem Abtretenden die allgemeine Bewunderung folgte. Die Königin rief ihn unverzüglich zu sich, fand großes Vergnügen an seinem geistreichen Umgang wie an seinen ritterlichen Manieren und seinen Schmeicheleien, die er, höfisch und gründlich zugleich, im Hinblick auf ein größeres Interesse, keineswegs verschmähen zu dürfen glaubte. Raleigh ward nun im geheimen Kabinete oft zu Rathe gezogen und galt bald als „Orakel" desselben.

Eine Anekdote, die auf sein Verhältniß als begünstigter Hofmann, einiges Licht wirft, können wir nicht umgehen, besonders da seine Gegner, sie als Uebermaaß von schmeichlerischer Gewandtheit, später häufig genug ihm vorgeworfen haben. Als nemlich Raleigh eines Tages die Königin auf ihrem Spatziergange begleitete, fand sich eine Stelle, über welche sie setzen mußten, so schmutzig, daß Elisabeth Anstand nahm, weiter zu gehen; jener, rasch besonnen, warf seinen Mantel *) in den Weg, so daß er der Monarchin als Fußteppich diente. Nach diesem Vorfall erhielt er einen Wink aus dem geheimen Kabinete: sein Glück sey gemacht.

*) Höchst impertinent und unwahr zugleich setzt Lingard, der die Sache erzählt, hinzu: „vielleicht den einzigen, den er hatte." Sir Walter besaß noch Vermögen genug, um einen neuen Mantel sich anzuschaffen.

Die Ränke seiner Gegner ließen ihn jedoch nicht lange ungestört in einer Gunst, die er mit Sir Charles Blount, Sohn des Grafen Montjoye, theilen mußte. Nachdem dieser letztere als Student zu Innertemple, durch ausgezeichnetes Benehmen bei einem Turniere, die Augen Elisabeths auf sich gezogen, und aus den Händen der Monarchin ein karmoisinrothes Band als Kampfpreis erhalten hatte, machte Graf Esser, welcher die Liebe Elisabeths mit heftiger Eifersucht für sich allein ansprach, bereits die boshafte Bemerkung: jeder Narr müße an diesem Hofe seine Gunst haben. Trotz des darüber statt gefundenen Duells, söhnte er sich jedoch, auf Bitte der Königin, mit Blount wieder aus, und es bildete sich sogar eine enge Freundschaft zwischen den beiden, welche den Grafen Nottingham, einen zweiten, bisher sehr einflußreichen Nebenbuhler, bestimmte, voll Verdruß den Hof zu verlassen. Dagegen blieb Raleigh fortwährend eine widerwärtige Erscheinung für Graf Esser, ohne daß dieser jedoch es dahinbringen konnte, ihn zu verdrängen. Vielmehr zeichnete Elisabeth Walter'n neuerdings dadurch aus, daß sie ihn dem Herzog von Anjou bei seiner Rückreise nach den Niederlanden zum Begleiter gab und als Unterhändler zu dem Prinzen von Oranien sandte, von welchem er auch (1582) Briefe von hoher Wichtigkeit mitbrachte. Einige Monate

blieb er hierauf noch am Hofe und die auf ihn eifersüchtigen Staatsmänner mußten sich bequemen, ihm selbst nun den Hof zu machen, um Allerlei durch seine Vermittlung durchzusetzen. Seine Verdienste waren zu allgemein anerkannt, um von ihnen ignorirt werden zu können. Auch hielt Elisabeth sehr darauf, daß diejenigen geehrt wurden, welche sie selbst ehrte *). Um diese Zeit war Raleigh bereits Mitglied des Geheimen Rathes mit Sitz und Stimme.

Im folgenden Jahre (1583) oder noch zu Ende des abgelaufenen, wurden die früheren Entdeckungspläne wieder aufgenommen. Das erste Mißlingen Sir Gilbert's hatte diesen nicht abgeschreckt; vielmehr ward, noch im Frühjahre, eine zweite Ausrüstung zu Stande gebracht. Sir Walter zeigte sich bereit zu ihrer kräftigsten Unterstützung, und ließ sogar auf seine eigenen Kosten das zweite der fünf Schiffe, aus denen die Flotte bestehen sollte, nemlich das Unter-Admiralschiff, erbauen, welches sofort die Benennung „Barke Raleigh" erhielt. Gilbert war als Admiral frisch patentirt und die sämmtliche Mannschaft unter seinen Befehl gestellt; doch sollte, wenn binnen sechs Jahren keine neue Länder entdeckt worden, seine Vollmacht erloschen seyn.

---

*) Das Nähere bei Leicester: Commonwealth. — Aulicus Coquinar. — Sir W. Raleigh: Invention of Skipping. (Selects Essays.) Shirley: Life of W. Raleigh. —

Am 11. Juni gingen sie zu Plymouth unter Segel; allein schon am dritten Tage sah sich Sir Walters Fahrzeug zur Heimkehr genöthigt, weil eine ansteckende Seuche den Hauptmann und den größten Theil der Mannschaft überfiel. Nachdem Sir Humphry Neuland glücklich erreicht, den Hafen St. Johann in Besitz genommen, auch durch einen aus Sachsen verschriebenen Bergmann eine Silbergrube angelegt und seine Unternehmungen weiter zu verfolgen sich angeschickt hatte, zerstörte ihm in den letzten Tagen des Augusts unter dem 47. Grad nördlicher Breite ein furchtbarer Sturm das wichtige Schiff „das Vergnügen", wobei fast die ganze Mannschaft und zu seinem noch größern Schmerz der getreue Freund, der sächsische Bergmann, mit zu Grunde gingen. Auf diesen letztern hatte er so große Dinge gebaut, so daß er sogar erklärte, alsbald nach seiner Rückkehr auf die künftige Erzgrube hin 10,000 Pfund Sterl. von der Königin borgen zu wollen.

Allein ein neuer Unstern verfolgte den kühnen und geistvollen Mann auf seiner Heimfahrt und machte allen seinen Entwürfen, welche er nach einer dritten sorgfältigen Ausrüstung um jeden Preis auszuführen gedachte, noch ehe er das Vaterland wieder geschaut, ein tragisches Ende. Am Nagel heftig verwundet, hatte er sich von dem Fahrzeuge: „das Eichhorn" weg und an Bord der „goldenen Hündin" be-

geben, um sich verbinden zu lassen. Alle seine Leute setzten ihm heftig zu, auf diesem Schiffe nach England zurückzukehren und daselbst seine beabsichtigten Maaßregeln zu treffen; denn die Barke, auf der er, seit der Abfahrt aus St. Johann, sich befunden hatte, weil es leichter schien, mit ihr rasch in alle Buchten und Häfen, als mit schwereren Fahrzeugen, einzulaufen, däuchte ihnen viel zu klein und unsicher. Sir Gilbert aber, welcher die Mannschaft darauf nicht verlassen und auch dem Vorwurfe der Furcht ungern sich aussetzen wollte, verharrte auf seinem Entschluß, wieder in jenes kleine Schiff zu steigen. Am 9. September erhob sich abermal ein heftiger Sturm und die Wellen drangen so ungestüm an das „Eichhorn" heran, daß dasselbe zuletzt von ihnen mit allem, was darauf war, verschlungen wurde. Der Ritter hatte dem nahen Tod mit Muth ins Angesicht geblickt und die zitternden Gefährten mit den Worten zu trösten gesucht: „Kinder! wir sind dem Himmel auf der See eben so nahe, als zu Land!" *)

Der Verlust dieses trefflichen Mannes, der in gewisser Beziehung als einer der ersten Gründer des englischen Kolonialwesens mit Recht betrachtet werden

*) S. die Biographie H. Gilberts bei Campbell. I. — Allgem. Historie der Reisen. XVI. —

konnte, ward von Jedermann ſehr bedauert; aber er ging Niemanden tiefer zu Herzen, als Sir Walter Raleigh ſelbſt, der die großen Kenntniſſe, das Genie und die Gedanken ſeines Halbbruders mit Kennerauge durchſchaut und mit neidloſer Bewunderung verfolgt hatte. Ihm war gewiſſermaßen nun die Erbſchaft ſeiner Plane zugefallen, wiewohl das Mißlingen des Gilbert'ſchen Unternehmens im Publikum nun viele Bedenklichkeiten über den Erfolg irgend eines künftigen erregte und das Koloniſations-Syſtem gänzlich in Stocken zu bringen drohte.

Sir Walter, der mit allem was früher geſchehen, völlig vertraut geweſen war, und die Spiele des Zufalls nicht ſo hoch anſchlug, als die Menge, beſchloß bald möglichſt die nördlichen Entdeckungsreiſen um jeden Preis fortzuſetzen und entwickelte in einer gründlichen Schrift, welche er der Königin übergab und welche von dieſer dem geheimen Rathe zur Prüfung vorgelegt wurde, alle daraus zu gewinnenden Vortheile auf ſo einleuchtende Weiſe, daß er ſchon im Märzmond 1584 den gewünſchten Freibrief erhielt. Fortan wurde er, wie alle Geſchichtsſchreiber und Reiſebeſchreiber zugeſtehen, die Seele aller gleichzeitigen und ſpäteren Unternehmungen, welche den engliſchen Handel auf eine ſo erſtaunenswerthe Höhe brachten.

Sein Blick fiel bei Betreibung der neuen Expe-

dition hauptsächlich auf zwei Kapitäne, Philipp Amadas und Arthur Barlow, in deren Tüchtigkeit er das meiste Vertrauen setzte. Die Anstalten gediehen mit ungewöhnlicher Schnelle und schon am 27. April war die Expedition im Stande, aus einem Hafen der westlichen Küste Englands in die See zu stechen. Sie segelte bei den Kanarischen Inseln vorüber, kreuzte eine Zeitlang (gegen Anfang Juni's) im Golf von Meriko und nahm sodann die Richtung nach der Küste von Florida. Die den Seeleuten Sir Walters vorgeworfenen Unkunde, welche sie den bedeutenden Umweg von mehr als 2000 Seemeilen machen ließ, beruhte auf der eigenen Unwissenheit derjenigen, welche den Plan im Ganzen und die besonderen Zwecke Raleighs bei dieser Fahrt nicht begriffen. Er hatte ihnen bestimmte Instruktionen mitgegeben; das Verhältniß zu den künftigen gefährlichen Nachbarn den Spaniern motivirten sie hinreichend *).

Am 2. Julius näherten sich unsre Seefahrer dem Ufer, an einem Orte, wo das Wasser außerordentlich niedrig stand, und ein Duft, wie von den lieblichsten Gartenblumen, strömte ihnen entgegen. Daraus zogen sie den Schluß, daß, obgleich noch kein Land zu sehen,

*) Verständig hat dies Hakluyt (bei Harris 201) auseinander gesetzt.

daſſelbe doch nicht ſehr weit entfernt ſeyn könne. In der That landeten ſie bald darauf an einer Inſel, auf welcher ſie eine große Menge von Thieren und Bäumen der verſchiedenſten Art trafen. Mehrere Tage verſtrichen, ohne daß ſie menſchliche Weſen erblickt hätten; endlich ſtießen ſie auf kleine Kähne, welche wenige Eingeborne faßten. Sie gaben ihnen ein Zeichen ſich zu nähern; aber jene wandten ſich, mit klägelichen und ſeltſamen Rufen die Luft erfüllend, um, entſetzt von dem Anblick der ungewöhnlichen, andersfärbigen Menſchengeſtalten, die wie durch einen Zauberſchlag auf ihr Eiland verſetzt worden waren. Als man ihnen aber freundlich nachrief und allerlei Spielwerk, wie: Spiegel, Meſſer, Puppen, Glaskünſteleien u. dgl., vorzeigte, wurden ſie zutraulicher und kamen endlich ihren Gäſten näher. Ein Bruder des Oberhauptes der Inſel war die wichtigſte unter den gewonnenen Bekanntſchaften *). Sie führten endlich die Neuangekommenen in eine Art von Stadt, Roanoac genannt, ſtellten ſie ihren Wervans oder Oberherren vor und man fand ſich nach und nach recht gut zuſammen.

Die Inſel, unter dem 34. Grad nördlicher Breite

---

*) Die beiden hießen Wingandocaa und Wingina. Gottfried: Historia Antipodum. —

gelegen, zählte ungefähr zwanzig Meilen in der Länge und sechs in der Breite. Die Einwohner zeigten sich von sanfter Gemüthsart, gingen alsbald in die Tauschanträge der Engländer ein und bewiesen darin, gegen die Gewohnheit vieler Stämme der Wilden, außerordentliche Redlichkeit. Zwei von ihnen, Wangiso und Manteo benannt, machten sich bald, wenigstens theilweise, mit der englischen Sprache, vertraut und halfen die Begriffe gegenseitig vermitteln, die Aufschlüsse über das Innere des Landes in allen seinen Beziehungen vervollständigen, und die großen Vorstellungen vom Reichthum ihres Landes vermehren. Nachdem von demselben im Namen der Königin Besitz genommen worden, beschloß man unverweilt nach England zurückzukehren und die freudige Botschaft daselbst zu überbringen. *)

Das Hauptresultat der Entdeckung, und der von den Eingebornen gewonnenen Nachrichten über die Zustände Virginiens, welches Sir Walter an die Königin übermachte, war nachstehendes:

Das Land schien verhältnißmäßig sehr gering bevölkert; denn obgleich das Erdreich üppig an Erzeugnissen sich bezeigte, so konnte es doch wegen allzu mangelhaftem Anbau nicht viele Bewohner ernähren

*) Hakluyt II. und Allg. Historie der Reisen XVI.

Man fand folgende Nationen durch das neu entdeckte Gebiet zerſtreut: die Recongthans, die Weanocks, die Arrahattocks, die Appenietocks, die Nauſemunds, die Cheſeapeacs und die Paſpahoges. Am Pamumkefluß hausten die Youngtamunds und Mattapaments, am Rappatanok (Toppabamuk) aber die Manahoacs, Moraughtacunds und Outtawomens. Die Häuptlinge lagen unter ſich in beſtändigem Hader und oft bemächtigte ſich der eine und andere von ihnen zweier oder dreier benachbarten Hordenreiche, welche jedoch meiſt nach ſeinem Tode den Söhnen der vertriebenen Beherrſcher wieder zufielen.

Man hielt in der Folge die Eingebornen dieſes Theils von Amerika für die allerſchlimmſten, und durch Grauſamkeit und Verrätherei hervorſtechendſten; allein da Sir Walter und ſeine Freunde ſie nicht ſo hart beurtheilten, ſo mögen ſie alles dieß erſt durch die Treuloſigkeiten und Mißhandlungen der europäiſchen Gäſte geworden ſeyn, in denen ſie nach anfänglicher Freundſchaft nichts anderes, als Feinde, Räuber und Tyrannen, erblicken mußten; denn wiewohl die Engländer in dieſer Beziehung noch nicht zu den ſchlimmſten gehörten; ſo verübten doch ſie und die Holländer oft mit kaltem Blut und berechnender Härte, was die

Spanier und Portugiesen getrieben von der Hitze des südlichen Blutes, vollbracht.

Die Religionsbegriffe dieser Indianer waren nicht ganz so verwahrlost, als man nach ihrer Kulturstufe wohl annehmen mochte. Sie glaubten an einen Gott von durchaus huldvoller Natur, dessen Wohnung im Himmel sey, dessen Güte jedoch bis auf die Erde herabreiche. Unbegreiflich und unbegränzt in seinen Vortrefflichkeiten, und ewig in seinen Jahren, genoß er aller erdenklichen Freuden, befreit von Schmerzen und Besorgnissen. Als jedoch derjenige Eingeborne, welchem man diese Aufschlüsse verdankte, befragt wurde: warum seine Landsleute gleichwohl den „Oke" (bösen Geist oder Teufel) anbeteten? erzählte er mancherlei, für gutgläubige Christen tolle Dinge, welche aber nicht nur nicht toller, sondern im Einzelnen selbst würdiger des Begriffs von dem was über uns waren, als Vieles, das ein verkehrtes Christenthum in mehr denn achtzehnhundert Jahren ausgebegt. Er meinte: Gott sey freilich der Geber alles Guten; allein es fließe ungezwungen und durcheinander auf alle Menschen ohne Unterschied. Gott bekümmere sich nicht um die ungereimten Handlungen der Menschen, sondern lasse ihnen ihren freien Willen, so daß ein Jeder von dem zufließenden Guten nach eigenem Gefallen wählen könne. Deßhalb sey es thöricht, ihn zu fürchten oder anzubeten; vielmehr

würde sie der böse Geist, wenn sie ihn nicht besänftigten, an Gesundheit, Frieden und Genuß beeinträchtigen. Oft mache dieser seinen Besuch bei den Menschen, im Donner und Sturm oder in anderen dergleichen schreckhaften Erscheinungen. Der Okee (Quiecasen, Orec, Quivecos) oder Kiwas ward daher in einem Tempel verehrt, während man den eigentlichen den Urgott, gleichsam völlig ignorirte. Doch bestanden noch viele andre Götter von einerlei Natur neben ihm, denen in Tempeln oder „Machurmuh's" Altäre erbaut werden; Sonne, Mond und Sterne galten als Halbgötter. In einem Felsen, welchen die Priester oder „Wervans" wiesen, sah man die Fußtapfen des Okée Die Wervans, zugleich die Gelehrten und Weisen des Volkes, wie allenthalben, versprachen denselben einen ewigen Frühling, die schönsten Frauen und die dauerhafteste und reichste Wollust in der andern Welt. Dagegen schrecken sie die Bösen mit düsteren Vorstellungen von Feuerseeen und heftigen Qualen, zugefügt durch eine boshafte Nymphe, in Gestalt eines alten Weibes. Um den Okée oder Kiwas in guter Laune zu erhalten, wurden ihm bisweilen Kinder geopfert, unter allerlei seltsamen Gebehrden und Feierlichkeiten. Die Männer, in Waffen, sahen der herzzerreißenden Scene ruhig zu; die Freundinnen der Mutter, deren Erstlinge hier zur Sühne fielen, unterstützen sie in ihren Klagen und

beſchworen in eifrigem Gebet den Zorn des böſen Geiſtes. Ihre Propheten waren zugleich Zauberer, die von Zeit zu Zeit ihn um Rathe fragten und mit Beſchwörungen ſich befaßten, welche die Wenigſten unter dem Volke verſtanden; ſie und die Prieſter genoſſen daher gleiches Anſehen bei der Maſſe. Die Unſterblichkeit der Seele erklärten ſie ſich ſo, daß ſie entweder in Geſellſchaft der Götter ewiger Freuden theilhaft oder alsbald nach ihrer Ankunft in der anderen Welt, in einem feurigen See oder Brunnen, welcher am Ende der Erde, gegen Weſten, an dem Orte Poxoguſſo ſich befinde, geworfen werden würden. Der Huskanawing, eine höchſt eigenthümliche Gewohnheit, zog die Augen der Ankömmlinge beſonders auf ſich. Ein Dutzend Jünglinge von ſtattlichem Ausſehen und in einem Alter von 20 Jahren, wurden in einen Korb verſchloſſen, der die Geſtalt eines Zuckerrohrs hatte und im Uebrigen wie ein Gitter geflochten war. Hier erhielten ſie mehrere Monate nichts als ein Getränk, aus giftigen Wurzeln und Kräutern gebräut; daſſelbe machte ſie raſend, ſo daß ſie Eltern, Namen und alles vergaßen. Die Probe ward, wenn ſie durch irgend etwas merken ließen, daß nicht alle Erinnerungen an den früheren Zuſtand ausgetilgt werden, wiederholt. Dieſe Raſenden wurden hiernach als die eigentlichen Weiſen, als die „Caucatuſes“ oder Notablen der Stämme, betrachtet und man glaubte

ihnen durch solch' bizarre Kur alle Neigung zu kindischen Gedanken und alle Partheilichkeit gegen Sachen und Personen benommen zu haben.

Die Priester machten sich, um ihr Ansehen desto sicherer zu behaupten, so häßlich und fürchterlich, als in ihren Kräften war; die Zauberer theilten stets den Gewinn aus der Leichtgläubigkeit des Volkes mit ihnen. Vor jeder wichtigen Unternehmung wurden beide um Rath gefragt. Charakteristisch bleibt, daß, im Gegensatz zu vielen anderen Völkern, keine Frauen zum Propheten-, Zauberer- und Priesteramt sich hergaben. Bei allen merkwürdigen Vorfällen errichteten sie Altäre und Tempel, welche natürlich nichts als schlecht gelehmte oder gezimmerte Hütten waren und in diesen standen die Bilder ihrer Götter und lagen die Leichen ihrer Heerführer.

Ihre Sprache drückte sich in Bildern aus; sie zählte 1, 10, 100, 1000, gleich den Europäern. Die Jahre fingen mit dem Winter an und theilten sich in fünf Zeiten; in die Knospen-, Reife-, Sommer-, Herbst- und Winterzeit. Die Monate wurden nach Monden, die Tage nach Sonnen-Aufgang, höchstem Stand und Niedergang berechnet. Das Maas, um irgend ein Ding zu schätzen, bildeten Knoten an einer Schnur oder Kerbe an einem Stocke.

Die Ehe war ebenfalls bei ihnen eingeführt; die

Scheidung erlaubt, aber in der Meinung schimpflich; die Kinder wurden im eingetretenen Falle nach der Liebe der Eltern zu ihnen vertheilt; (eine vernünftigere Anordnung als manche unserer modernen, christlich-kirchlichen). Ehebruch galt als großes Verbrechen. Ueber das Naturel und den Charakter der Jungfrauen wichen die Berichte ab. Raleigh und seine Genossen schilderten sie als züchtig, während Andere und Spätere sie als sehr zum geschlechtlichen Genuß sich hinneigend beschrieben haben. Die Weiber der Landschaft erschienen gleich den Männern, gut und stark gebaut, und von hübschem und gefälligem Aeussern. Einige Stämme zeichneten sich durch besondere Körperlänge, lange Lebensdauer und Kräftigkeit im Bestehen von Beschwerden aus; eben so durch sehr breite Hüften; andere dagegen sah man ungewöhnlich schmal und schmächtig, was die unteren Körpertheile betrifft. Ihre Farbe schien von Natur nicht so sehr schwarz; aber die Gewohnheit, sich zu salben, gab ihr ein eigenes Aussehen von Kastanienbraun und Schwarzroth. Die von Natur zarte Haut ward durch die Hitze und das viele Schmieren hart und grob. Das Haar war, gleich ihren Augen, kohlschwarz und ward auf allerlei Weise zu- und verschnitten, getragen. Die vornehmeren ließen hinten eine lange Locke herabhängen; die Weiber trugen es ziemlich lang auf dem Rücken oder mit

Kügelchen von Glas und anderen Materien (welche die Gestalt unserer Rosenkranzkrallen hatten) aufgebunden, viele auch eine Art Kranz auf dem Kopfe. Die Männer beraubten sich der Bärte, die sie für unschicklich fanden, auf eine Weise, die sie als wichtiges Geheimniß betrachteten und den Engländern durchaus nicht mittheilen wollten. Ihre Ohren waren an drei Orten durchstochen und sie hingen Perlen, Muscheln oder andere Zierrath in dieselben. Künstlich verfertigte Mäntel von Welschhahnenfedern, in der Mitte zusammengeschnürt, bildeten die Bekleidung der Männer und unter denselben ein Stück Tuch, welches ganz um den Leib herum, bis auf die Mitte der Schenkel ging. Die Mehrzahl knüpfte jedoch blos ein Tuch oder eine Thierhaut um den Unterkörper. Einige zierten sich das Haupt durch einen Federbusch, andere durch eine Falken- oder Geierhaut.

Die Reicheren führten ein Stück breitgeschlagenes Blech an der Seite mit, oder auch die gedörrte Hand eines ihrer erschlagenen Feinde, als Zeichen der Tapferkeit.

Die Lebensweise betreffend, so bereiteten die Eingebornen ihre gewöhnliche Kost, welche sämmtlich entweder gesotten, geröstet oder gebraten wurde, aus geweichtem indianischem Korn, in einer Art Mörser zerstoßen und bei gelindem Feuer 10 — 12 in Wasser

gekocht. Die gekochten Fische wurden erst, wenn das Mahl begann, aufgeschnitten und die Eingeweide so dann bei Seite gelegt. Ausserdem verzehrten sie Braten von Bibern, Turteltauben und Schlangen, und Suppen von Hirschziemern, Erbsen, Bohnen u. dgl. Auch eine Art Brod, geknetet aus indianischem Korn, wildem Hafer, oder dem Saamen der Sonnenblumen, genoßen sie. Ihre Mahlzeit richtete sich nach dem Appetit ein; sie saßen dabei zu Boden mit untergeschlagenen Beinen; die Vornehmeren auf geflochtenen Matten.

Die Eingebornen verließen ihre Hütten nie unbewaffnet und ohne Bogen und Pfeil. Die Nachtruhen hielten sie auf hohem Gras oder unter schützenden Bäumen. Ueber Flüsse setzten sie in Nachen von Birkenzweigen, welche stets improvisirt und, wenn man ihrer nicht mehr bedurfte, am Ufer stehen gelassen wurden. Die festeren Fahrzeuge, deren sie sich vorzüglich zum Fischen bedienten, der sowohl ein Hauptnahrungszweig, als eine Hauptbelustigung des Volkes war, wurden aus ausgebrannten Baumstämmen verfertigt. Wenn sie Fremde empfingen, so reichte man ihnen die „Friedenspfeife," (der Genuß des Tabaks, von hier zu uns herüber verpflanzt, bildete einen stehenden Artikel); diese Pfeifen waren größer als die gewöhnlich gebrauchten; sobald sie angezündet, that der vornehmste von ihnen

einen Zug daraus und reichte ſie dem Angekommenen. Rauchte dieſer mit, ſo beſtand Friede und die Pfeife wanderte der Reihe nach in der Geſellſchaft herum; verweigerte er's, ſo war damit der Krieg erklärt. Die Eingebornen zeichneten ſich durch beſonders gute und von Krankheiten freie Konſtitution aus. Stellte ſich gleichwohl bisweilen bei Minderſtarken Hüft- und Nervenweh ein, ſo heilten es die Prieſter oder Zauberer, welche um kleine Geſchenke die Stelle der Aerzte verſahen, und das Geheimniß ihrer Kunſt für eine Gabe der Götter erklärten, durch Schröpfen und ätzende Sachen, wobei das Schwitzen eine Hauptrolle ſpielte.

Erlöst aus Gefahren, ſtellten ſie große Freudenfeſte an. Man reihete ſich, ohne Unterſchied des Geſchlechtes, um ein großes Feuer, mit einer Art von Kürbiſſen in der Hand, welche, ausgehöhlt und mit kleinen Steinen angefüllt, ein eigenes Geräuſch machten, das den Jubel des Volkes ausdrücken ſollte. Bisweilen tanzte man an geweihten Tagen auf einem großen Platze, welchen Bildniſſe der Götter zierten, Baumzweige und große Blumen in der Hand. Mitten im Kreiſe aber ſtanden drei der ſchönſten Jungfrauen, die Mitte des Unterkörpers von vornen bedeckt, Rücken, Hüften und Schenkel aber völlig nackt; ſie umhalsten ſich ſchweſterlich und drehten ſich mit mög-

lichſter Raſchheit herum, bis ſie müde geworden. Die Frauen und Mädchen, erſtere mit ihren Kindern, die ſich ganz eigenthümlich um ihren Hals und Rücken ſchlangen, pflegten gerne dem Fiſchfang zuzuſehen und entwickelten, wenn ſie endlich, im Uebermaas des Vergnügens, der letzten Hüllen ſich entledigten, und plätſchernd und ſchäckernd und mit Zweigen ſich ſchlagend, mit in die Fluth ſich ſtürzten, oder in langer Reihe am Ufer ſtehend, in den Strom ſich vorbeugten, an den gutgeformten Körpern Reize, gegen welche ſelbſt die europäiſchen Gäſte nicht ganz gleichgültig ſchienen.

Die vorzüglichſten Orte, welche nach und nach bekannt wurden, meiſt aus einer kleinen Zahl von Wohnungen beſtehend, waren Secota, Ramaoac, Pomeiooc, Daſamonquepenc.*)

---

*) Ueber die Fahrt nach Virginien und daſſelbe vgl.: Th. Hariot und de Bry: Wunderliche doch wahrhaftige Erklärung von der Gelegenheit und Sitten der Wilden in Virginia, welche newlich von den Engelländern, ſo im J. 1585 vom Herrn Reichard Grainvile, einem von der Ritterſchaft, in gemeldte Landſchaft die zu bewohnen geführt waren, iſt erfunden worden, Jn Verlegung H. Walter Raleigh, Ritter und Oberſten des Zinbergwerks, auß Vergünſtigung der Durchlauchtigſten und Unüberwindlichſten Eliſabeth, Königin in Engelland ꝛc. Frankf. a. M. 1590. Fol. mit Kupfern. — J. L. Gottfried: Historia antipodum. Frankfurt a. M. Fol. mit Kupfern von Merian. — Hackluyt Voyazs II. III. — Bruzen de la Martiniere: Hiſtor.-polit.-geogr. Lexicon. B. VI. Teutſche Ausg.

Die Indianer erzählten Raleigh und ſeinen Genoſſen, ſo wie ſeinen Nachfolgern gerne zwei allgemein verbreitete Gſchichten. Ein ziemlich ruchloſer Mann, welcher begraben worden, fing am folgenden Tage an, ſich wieder zu bewegen. Hervorgezogen, zeigte er an, daß ſeine Seele nach Popogusſo wäre verſtoßen worden, wenn nicht einer der Götter ſie erlöst und ihm die Gnade erzeugt hätte, lebend zu den Seinigen wieder kehren zu dürfen, um ihnen die nöthige Anweiſung zu ertheilen, durch welche fromme Werke ſie ſolch' einem Schickſal entfliehen könnten.

Ein Anderer erſtand ebenfalls aus dem Grabe wieder und erklärte: ſeine Seele lebe, ſein Leib aber liege noch im Grabe. Erſtere ſey durch einen langen und breiten Weg gewandert, der auf beiden Seiten mit herrlichen Bäumen von ſo koſtbaren und ſeltenen Früchten geziert geweſen, daß er nimmerdar ihres Gleichen erſchaut, und für welche ſeine Zunge keine Worte fände. Zuletzt ſey er bei einem ſtattlichen Haus angelangt, in welchem er ſeinen vor längerer Zeit geſtorbenen Vater getroffen; dieſer habe ihm ausdrücklich geboten, wieder zu ſeinen Landsleuten zurück zu reiſen und ihnen zu berichten, wie ihr Leben beſchaffen ſeyn müſſe, um ſie alle des gleichen Glückes, wie das von ihm genoſſene, theilhaft zu machen. In demſelben floß ſüßes Getränk in Strömen; die köſtlichſten Früchte

erlabten den Gaumen und wonnigliche Mägdleins von unendlicher Schönheit, ſtanden zur Umarmung bereit.

Eine äußerſt wichtige Entdeckung, welche Raleigh in Virginien machte und welche nicht nur für den engliſchen Handel, ſondern ſelbſt für die Kultur überhaupt bedeutſam geworden iſt, war die des Krautes, welches die Eingebornen Yppowoc, die Spanier aber Tabac genannt haben, aus dem Grunde, weil der Ort, wo es zuerſt getroffen worden, dieſen Namen trug. Die Blätter dieſes wunderbaren Krautes wurden, nachdem man ſie getrocknet, zu Mehl gerieben und, mit einem eigenen Inſtrumente angezündet, durch den Mund und die Naſe gezogen. Der angenehme, narkotiſche Geruch, verbunden mit den wohlthätigen Wirkungen, beſonders gegen Phlegma, zähe Flüſſe, Verſtopfung und Schweisverhärtung, machte Sir Walther'n ſo ſehr zum Proſelyten, daß er ein leidenſchaftlicher Raucher wurde und nach ſeiner Rückkehr in England eine Menge Perſonen ebenfalls dafür gewann, es bis zuletzt allgemein in die Mode kam, und, wiewohl ſelbſt von theologiſcher Seite, nicht nur von Staatswegen*) vielfach bekämpft, als eine der Hauptrubriken des Handels galt. Somit gebührt von Seite des

---

*) König Jakob I. ſelbſt gehörte zu den eifrigen Gegnern.

rauchenden Publikums Walter Raleighs Namen ein unvergängliches Denkmal.*)

Die Königin war durch die Schilderung der Resultate von Sir Walthers Bemühungen hocherfreut und verhieß ihm die kräftigste Unterstützung bei seinen ferneren Unternehmungen. Das neu entdeckte Land erhielt nun, von ihr selbst und nicht von Raleigh, wie bisher fast allgemein fälschlich behauptet worden ist, den Namen „Virginien“**), welches

---

*) Vgl. Robertson's interessante Notizen über den ersten Gebrauch des Tabaks. (Hist. of America. IX. Buch.) Nach ihm hatte Lanes das erste Beispiel gegeben.

**) Ein Geschichtschreiber von hohem Rang, D. Hume, drückt sehr ungalant sich aus: Elisabeth habe dem neuen Lande den Namen von „der zweifelhaftesten ihrer Tugenden“ gegeben. Die Königin wollte aber wahrscheinlich weder ihrer persönlich behaupteten jungfräulichen, noch der politischen Selbstständigkeit ihres Reiches ein Denkmal setzen, sondern blos den Charakter des entdeckten Landes, dessen Bewohner noch durch Einfalt, Reinheit der Sitten und die Jugendkraft der ersten Welt sich auszeichneten, dadurch andeuten. Daß der Name des Landes von einer Stadt, oder einem Könige der Eingebornen, Virginia, den Namen erhalten, wie Bruzen de la Martiniere berichtet, ist sehr unglaublich. Daß Walter Raleigh nicht der Urheber der Benennung gewesen, ist insoferne von Wichtigkeit für seinen Biographen, als Viele daraus einen neuen Beweis für seinen ungebührlichen Hang zum Schmeicheln folgern wollten.

jedoch mit der nachmals unter dieſem Namen verwalteten Provinz verwechſelt worden iſt.**)

Das folgende Jahr (1586), im Frühjahr, überließ Raleigh einem ſeiner vorzüglichſten Begleiter, Sir Richard Grenville, das Geſchäft, auf einer Flotille von ſieben Schiffen Lebensmittel, Waffen und Kriegsbedürfniſſe nach Virginien zu bringen und mit einer Anzahl freiwilliger Auswanderer eine Kolonie daſelbſt zu gründen. Sir Richard hatte die beiden Indianer Wanchiſo und Matteo an Bord; aber ſeine Abſicht und ſein Auftrag ging eigentlich nicht dahin, blos das von Walther Raleigh entdeckte Gebiet zu kultiviren, ſondern ſelbſtſtändig für ſich die Forſchungen fortzuſetzen. Allein der Anbau des Bodens mit Erbſen und Bohnen, welchen er verſucht, und welcher von

**) But perhaps the former was the sense imposed by Sir Walther, the compleatest courtier shal i say, or rather the compleatest man of his time; and the latter the sense in which the Queen would have had it understood. But how that matter be, we must not confound the Virginia of Sir W. Raleigh with the province now so called; for, without all question, it was in those days a very different thing, and comprehended the whole country claimed by the crown of England, from the southern limits of the new Province of Georgia, tho the ut most extent of our discoveries northwards, agreable to the two Patents granted to Sir Humphry Gilbert and to his Brother, Sir W. Raleigh. Hakluyt. (202. bei Harris.)

ſehr günſtigen Ergebniſſen begleitet war, hielt ihn länger auf, als er gedacht und er wollte, nachdem er einen nützlichen Handel an Pelzwerk, Perlen und anderen Dingen mit Eingebornen getroffen, noch einmal eh' er weiter vordränge, Verſtärkungen einholen und auch über manche Bedürfniſſe der Kolonie dem Hofe einen erſchöpfenden Bericht erſtatten.

Achthundert Mann wurden auf Virginien zurückgelaſſen, mit gemeſſenen Befehlen zu friedlichem Betragen und gehöriger Vorſicht. Dieſe Befehle blieben aber unbefolgt; denn kaum hatte Greenville den Rücken gedreht, ſo zerſtreuten ſich die Koloniſten in einzelnen Haufen nach verſchiedenen Richtungen und drangen, nicht ohne Kränkung der Eingebornen, in's Innere vor, bis mehrere von ihnen erſchlagen wurden und die Indianer, welche plötzlich Argwohn und Mißtrauen ſchöpften, auf Mittel ſannen, auch der übrigen Gäſte gewaltſam ſich zu entledigen. Vorerſt wußten ſie, mit den Hauptgegenſtänden der Sehnſucht bereits vertraut, auf liſtige Weiſe ſich durch erdichtete Erzählungen von ergiebigem Perlenfiſchfang in ihren Meeren und von noch reicheren Goldminen in ihren Bergen, zu beſchäftigen, ſo daß ſie die für den Anbau des Bodens ſo überaus koſtbare Zeit verſäumten;*) ſpäter zeigten ſie

*) Robertson History of America. L. IX.

ſich zu entſchiedener That wider die Eindringlinge gerüſtet. Lanes begriff die Nothwendigkeit, die Aufgeregten zu beſänftigen, und es gelang ihm durch Geld und Geſchenke. Die Entdeckungen längs der Küſte konnten ſofort an die hundert Meilen weit nordwärts ohne Hinderniß fortgeſetzt werden. Allein nirgendswo war ein Ort auffindbar, welcher zu Anlegung eines bequemen Hafens ſich tauglich gezeigt hätte. Man ſah daher ſich gezwungen, wieder nach der Bucht Roenoke zu kehren.

Der Winter verſtrich ohne beſondere Abentheuer; allein das Ausbleiben des erwarteten Beiſtandes aus England ſetzte die Kolonie in die peinlichſte Verlegenheit; Lanes, des Harrens überdrüſſig und vor der Zukunft bange, ſuchte mit ſeinen beſchränkten Mitteln wenigſtens ſich in einen Stand zu ſetzen, der ihm die Rückkehr nach der Heimath ſicherte. Da erſchien plötzlich, gegen Ende des Auguſts, eine engliſche Flotte, aber nicht von Walter Raleigh, den er erwartet, ſondern von Francis Drake angeführt. Dieſer berühmte Seemann, welcher eine andere Beſtimmung, jedoch die Ordre hatte, bei der neuen Kolonie anzulegen und derſelben alle Hülfe zu leiſten, deren ſie bedürftig ſeyn könnte, war ganz gerührt von den Leiden und Drangſalen ihrer Bewohner und wollte alsbald das Gewünſchte an's Land ſchaffen, auf einer Fregatte, die

Lanes dringend als Zuflucht für gedenkbare Unglücksfälle ſich ausgebeten hatte. Allein in demſelben Augenblicke, wo ſie ſich der Küſte näherte, entſtand ein fürchterlicher Sturm, welcher das Fahrzeug mit der ganzen reichhaltigen Ladung in die weite See verſchlug, ſo zwar, daß man es ganz für verloren gab. Der Admiral bot nun den Koloniſten ein anderes, gut verſehenes Schiff an; allein alles Selbſtvertrauen und aller Muth war den durch Strapazen und Hunger phyſiſch und geiſtig Abgeſchwächten gewichen; ſie erkannten in den bisherigen Vorfällen einen Wink der Vorſehung, welche ihrem Unternehmen entgegen ſey und zogen es vor, auf alles Fernere reſignirend, an Bord der Flottille ſich zu begeben.

Walter Raleigh, welcher den unglücklichen Ausgang der zweiten Expedition nach Virginien noch nicht kannte, wohl aber ihre Verwicklungen ahnte, rüſtete, ſeine Verbündeten neu ermuthigend, i. J. 1587 eine dritte Fahrt aus, an deren Spitze er ſich ſelbſt wieder ſtellte. Seiner Ungeduld däuchten jedoch die Anſtalten ſo unerträglich langſam, daß er mit dem Hauptſchiffe voran auf die Fahrt ſich begab und bei dem Vorgebirge Hatteras, etwas ſüdlicher von der Gegend, wo die Achthundert ſich niedergelaſſen hatten, landete. Vergebens ſuchte er dieſe in allen Richtungen auf, und trat endlich gramerfüllt die Rückreiſe

an. Mittlerweile hatte Greenville, welcher 14 Tage
ſpäter von England abgegangen war, in der Roe-
noekebucht vor Anker gelegt, jedoch von der Nieder-
laſſung nur noch wenige Spuren gefunden. Matteo
ſelbſt, welcher bald darauf ſich zeigte und über das
Verſchwinden der europäiſchen Gäſte ſelber erſtaunt
war, betheuerte ſeine und ſeiner Landsleute Unſchuld.
Allein Greenville traute den Dingen doch nicht ganz
und begnügte ſich, um wenigſtens ein Schattenbild von
Kolonie zu retten und die Fahrt nicht ganz umſonſt
gemacht zu haben, fünfzig Mann zurückzulaſſen, wel-
che um gutes Geld dafür gewonnen und mit allem
Nöthigen auf zwei Jahre verſehen wurden.

John White trat jetzt nach Sir Richards
abermaliger Rückkehr in deſſen Fußſtapfen und zeigte
ſich ſowohl beſonnener, als muthiger und ausdauernder
in allen ſeinen Handlungen und Maßregeln. Auch er
ſah die Kolonie brach und öde und fand keinen einzi-
gen der Fünfzig mehr auf ihr. Matteo behauptete,
ein Theil von ihnen ſey bei einem Ueberfall ermor-
det worden, die übrigen aber hätten darauf die Flucht
ergriffen. White ſtellte alles wieder her, führte neue
Wohnungen auf, und baute, um ſeinen Leuten ein
gutes Beiſpiel zu geben, für ſich ſelbſt ein Haus.
Sodann trachtete er, die Eingebornen, mehr als bisher
geſchehen, an das Intereſſe der Britten zu feſſeln. Matteo,

deſſen Geſinnungen auſſer allem Zweifel waren, leiſtete hiebei treffliche Dienſte und bequemte ſich ſogar zur Taufe. Er erhielt den Titel eines „Beherrſchers der Aſſamupeack“ (denn alſo hieß die Völkerſchaft zu der er gehörte) und die Engländer wußten ſeiner Eitelkeit und derjenigen ſeiner Freunde und Verwandten gehörig zu ſchmeicheln. Immer mehr Indianer fanden ſich ein, und ihre Stämme ſowohl, als mehrere andere benachbarte ſchloſſen mit den Koloniſten Freundſchaftsverträge. White gab dem jungen Staat eine geregelte Einrichtung und übertrug einem Rathe mit einem Oberhaupt an der Spitze die Leitung des Ganzen. Der angelegte Ort hieß, dem erſten Entdecker zu Ehren: „Stadt Raleigh“. Die neugeborne Tochter eines Engländers aber ward Virginia getauft. Dieſes Ereigniß ward als gute Vorbedeutung des künftigen Wachsthums der Kolonie von ihren Bewohnern mit großem Jubel gefeiert.

Als die Umſtände neue Hülfsmittel aus England nothwendig machten, ging White auf den Wunſch ſämmtlicher Landsleute ſelbſt dahin ab; allein er beſtieg das Schiff nicht früher, als bis er für die Zwiſchenzeit genaueſte Sorge getragen hatte. Er beſchleunigte die Fahrt und zu London ſelbſt die Vorbereitungen für die Wiederkehr auf jegliche Weiſe; allein nicht Jedermann daſelbſt theilte ſeinen Eifer

und er hatte mit ſo vielen Hinderniſſen zu ringen, daß zwei volle Jahre verſtrichen, eh' und bevor er wieder auf den Weg ſich machen konnte und zwar mit nicht mehr denn drei Schiffen. Zu Ende 1589 lief er von Plymouth aus, auch dießmal wieder über die Antillen (denn noch war man, trotz der erweiterten Seekenntniß, auf keinen andern Weg verfallen) und erreichte erſt um die Mitte Auguſts das Cap Hattoras. Unruhig über das Schickſal der Pflanzer fand er in mehreren Baumrinden Inſchriften, welche ihn belehrten, daß ſie zwanzig Seemeilen von Roenoeke weg, nach der Inſel Croatan ſich begeben hätten. Ein Beweggrund dieſes Wechſels war nicht beigefügt. Kaum wieder an Bord, erlebte White das Unglück, daß ein Sturm ihm mehrere ſeiner Ankerſeile zerriß und ihn mitten in die hohe See hinaus trieb. Da es ihm nun unmöglich wurde, die Inſel zu erreichen, ſo ſah er ſich genöthigt, ohne alle Reſultate nach England zurückzukehren *). Dieß erregte dort großes Mißvergnügen, ohne daß doch die geringſte Schuld ihm aufgebürdet werden konnte. Nur Walter Raleigh, der ſtets mit hellen Augen ſah und die Hauptkoſten von nunmehr fünf Expeditionen getragen hatte, gehörte

*) Hakluyt. Vol. III — Campbell — History of Voyages. XVI. VI. 12.

nicht in dieſe Kategorie. Er trennte genau was auf Rechnung der Umſtände und auf die Schuld der Menſchen kam und verfolgte die Idee ſeines Lebens mit ungeminderter Beharrlichkeit. Zugleich erklärten ſowohl er, als ſeine Freunde die wahren Urſachen des Mißvergnügens und der üblen Gerüchte, welche von Seite vieler der Zurückgekehrten über Virginien und deſſen Koloniſation verbreitet worden *). Die Königin ſelbſt, welche große Geiſter zu faſſen wußte, begriff ſeine Gründe, mit denen er ihr den Stand der Sache erklärte, und überzeugte ſich, daß die Plane des Ritters, welcher für ſeine eigene Perſon davon den geringſten Nutzen zog, von hoher Wichtigkeit für den Staat ſeyen. Ihr Vertrauen zu ihm blieb daher ungeſchwächt und ſie bewies ihm königliche Freigebigkeit, welche Raleigh nur annahm, um andere Unter-

*) Vgl. Hariot: Beſchreibung von Virginien ꝛc. die von Raleigh und andern erlittenen Züchtigungen wegen üblen Betragens, die Schaam, nach längerem Aufenthalte nichts berichten zu können, die Sucht, ſich wichtig zu machen, Stumpfſinn und Unfähigkeit, an Ort und Stelle die neuen Erſcheinungen aufzufaſſen und die noch unpaſſendere Art, Zuſtände der neuentdeckten Welt mit alteuropäiſchen zu vergleichen, gehörten in die erſte Reihe dieſer Gründe. Alle Berichterſtatter über Raleighs Verfahren gegen ſeine Leute, wie gegen die Eingebornen lauten nur zu ſeinen Gunſten.

nehmen für das Intereſſe und den Ruhm ſeines Vaterlandes verfolgen zu können *).

Inzwiſchen griffen andere die Idee unſeres Ritters bald nachher wieder auf und verſchiedene Geſellſchaften und Expeditionen, die für Virginia beſtimmt waren, bildeten ſich, bis endlich John Smith im J. 1606 glücklicher als alle ſeine Vorgänger wurde und in demjenigen Theil des Kontinentes landete, welcher nachher ausſchließlich den Namen „Virginien" erhielt. Seine Berichte vervollſtändigten auch die erſten **).

Walter Raleigh hatte noch im Jahre 1584 zur Belohnung für früher erworbene Verdienſte, bei Anlaß einer feierlichen Hof-Gala, die Ritterwürde, und zwar mit ganz beſonderen Zeichen von Hochachtung, von der Königin erhalten ***). Kurz zuvor war er zum Parlamentsmitglied für die Grafſchaft Devon ernannt worden †). Seine neue Expedition, die er nach Virginien ausgerüſtet, hatte ihm durch die Kaperung eines ſpaniſchen Schiffes eine Priſe von 50,000 Pfund an Werth verſchafft, wodurch er in ſeinen Hülfs-

---

*) Hakluyt. III.

**) Smiths Reiſe-Entdeckungen von Scheibler. Berlin 1782.

***) Campbell. — Coxe: History of Ireland.

†) Oldys. — Brown. — Willis: Notitia Parlamentaria.

quellen nicht wenig sich gemehrt und zu größeren Planen erkräftiget sah. Die nordwestliche Fahrt des Kapitäns Davis, eines ganz ausgezeichneten Seemanns, voll Geist, Thätigkeit, Umsicht und Ausdauer, über welchen Hakluyt ausführlich sich verbreitet hat*), zog seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich, und seiner thätigen Theilnahme daran verdankte man die wichtigen Ergebnisse. Ein Vorgebirg erhielt zur Erinnerung an diese Gemeinschaft den Namen „Davis-Mount-Raleigh-Straße". Die Königin ertheilte unmittelbar hierauf Sir Walter einen Freibrief für den Weinhandel; sodann erhielt er von ihr auch eine Herrschaft von 12,000 Morgen Landes in Irland. Er baute sie mit vielen Kosten an und veräusserte sie später an Sir Richard Boylen (nachmals Graf von Kork). Mehrere Geschichtschreiber Irlands reden nicht allzu vortheilhaft von dem eingeschlagenen Kolonisationssysteme Raleighs und anderer vornehmer Britten. Doch treffen ihre Vorwürfe mehr die dabei verwendeten Subalternen und den Mangel hinreichender Oberleitung, als ihre eigene Person und Absicht**). Eine dritte Flotte nach Virginien und ein Kreuzzug von Barken nach den Azoren wider die Spanier fanden

---

*) Hakluyt (204 — 207 bei Harris).

**) Keralio: Histoire de la Reine Elisabeth. V.

jetzt statt und reiche Beute ward abermals gewonnen*). Für Virginien war Raleigh fortwährend mit besonderer Sorgfalt erfüllt. Die Kolonisten priesen seine ungewöhnliche Freigebigkeit bei Austheilung des von ihm daselbst an die Einzelnen überlassenen Landes, sowie seine klugen Anordnungen; die Seefahrer selbst waren von der Bewunderung seines Namens erfüllt, und voll begeisterter Anhänglichkeit an seine Person, wie aus verschiedenen Reisebeschreibungen hervorgeht.

Der Ritter fuhr fort, seiner Königin und dem Staate die ehrenvollsten und nützlichsten Dienste zu leisten; daher neue Würden, wie die eines Seneschalls der Herzogthümer Cornwallis und Exeter und die eines obersten Aufsehers der Zinngruben in der Grafschaft Devon ihm zu Theil wurden. Später kam noch die Stelle eines Hauptmanns der königlichen Leibwache hinzu, in welcher Eigenschaft man bei der Esser'schen Geschichte ihn findet. Diese Ehren- und Gnadenbezeugungen zogen ihm viele neue Neider und Feinde zu, nachdem es bereits seit längerem nicht an Leuten ge-

---

*) A voyage to the Azors with two pinases, the one called the Serpent and the other the Mary Sparke, both of them belonging to Sir W. Ralegh, written by John Evesham, wherein were taken the gouvernour of the Isle of St. Michael, and Pedro Sarmiento, gouvernour of the straits of Magalanes, in the yeere 1586.

fehlt, welche ſeine Dienſte und Verdienſte nach dem gewöhnlichen Maasſtab kleiner Geiſter und kriechender Emporkömmlinge beurtheilten. Dafür erkannten ihn deſto bereitwilliger die denkenden Geiſter und ſtarken Naturen im Lande an, denen nicht gerade Leidenſchaft oder Intereſſe die Prinzipien erdrückte *).

Eine neue Glanzperiode für Raleighs Wirkſamkeit nach Auſſen eröffneten ihm die großen Seekämpfe ſeines Vaterlandes mit der Krone Spanien; hier hatten ſein Geiſt, ſeine Thatengier einen unermeßlichen Spielraum und unſer Held ſäumte nicht, mit aller Kraft, die ihm eigen, ſich hineinzuwerfen.

Die Königin hatte ihn bereits mit Sitz und Stimme in den Geheimen Rath aufgenommen. Seine Vorſchläge über Mittel und Wege der Vaterlandsvertheidigung gegen erwartete Angriffe des Feindes fanden den meiſten Eingang und ſein über die Sicherſtellung der britiſchen Inſel ausgearbeiteter Plan erhielt vielen Beifall. Die Familie Cecil, in Vater und Söhnen gleich einflußreich, war ihm damals befreundet; ihre Anſichten ſtimmten zuſammen und ſie ſchienen im Patriotismus mit Jedermann wetteifern zu wollen. Die tüchtigſten Seemänner (wie Fr.

---

*) Hakluyt. II. — Oldys. — Cox. — Hooker. Hariot. — Campbell. — Lingard. —

Drake, Hawkins, Frobisher*), ꝛc.) waren an die Spitze des Ganzen gestellt; als Führer der Freiwilligen, welche auf eigene Kosten Schiffe ausrüsteten, standen die Cecils, Oxford, Northumberland und unser Ritter oben an. Die Nation wurde stark durch das Vertrauen auf diese Männer, so wie auf sich selbst.

Im Jahre 1588 ging der entscheidende Schlag vor sich, auf eine in den Annalen des Seekriegs unerhörte Weise. Lord Howard, Graf von Effingham, hatte als Oberadmiral die brittische Flotte angeführt. Die Geschichte des Kampfes selbst**) und des Schicksals der unüberwindlichen Flotte gehört nicht hierher. Wie bekannt, waren alle auf die Armada verschwendeten Schätze rein verloren und der bei weitem größte Theil der Schiffe ging auf klägliche Weise, theils durch Wind und Wellen und Klippen, theils durch die Angriffe der Engländer, zu Grunde.

---

*) Vergl. deren gutausgearbeitete Biographieen bei Campbell und dessen Geschichte der Engl. Seemacht unter Elisabeth. B. I.

**) E. v. Meeteren. L. XV. — Hakluyt (the miraculous victory atchiered by te English Fleete etc. (p. 591, der Londn. Edit. v. 1599.) — Madem. de Keralio V. — Geschichte der unüberwindlichen Flotte 1834. W. Raleigh ist nach den Hauptanführern unter den vorzüglichsten Personen aufgezählt.

Walter Raleigh, um ſeinem Enthuſiasmus ganz ſich hingeben zu können, hatte den vollen Ertrag ſeines Weinhandels (über welchen neue, mit Zuſätzen vermehrte Patente ihm zugeſtellt worden) verpfändet, ja ſein ganzes Eigenthum und alle ſeine Rechte, die er in Virginien beſaß, an eine Geſellſchaft von Kaufleuten und andere Privatperſonen verkauft, letzteres in der Ueberzeugung zugleich, daß vielleicht die ihm vor allem theuern Intereſſen der Kolonie dadurch nur gewinnen würden. Er war großmüthig genug, jenen Leuten, nach Uebergabe der Urkunden, noch bedeutende Summen zu der Ausrüſtung zu ſchenken; für ſich ſelbſt behielt er blos den fünften Theil des Ertrags in Gold- und Silberbergwerken vor. Ueberdieß ſtand er ihnen überall in der Sache mit Rath und That bei und von den Geſchichtſchreibern werden ſeine fortgeſetzten Verdienſte um Virginien in beſonderem Maaße angerühmt. Ihm vorzüglich ſchrieb man daher auch das allmählige Emporkommen und den endlichen Flor derſelben zu*).

Als im Jahre 1589 der Prior von Crato, Dom Antonio, der den Titel eines Königs von Portugal angenommen und wider Philipp II. in den

---

*) Townskend: Collections. — Campbell. — Hakluyt II.

Kampf getreten war, mit Elisabeth freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, auch von ihr die Zusage bewaffneter Hülfe erhalten hatte, ließ sich wiederum eine Anzahl Privaten zur Unterstützung der beschlossenen Expedition bereit finden. Die gemachten Vorschläge schienen unserem Ritter so annehmbar, daß auch er einen Theil der Kosten dazu herschoß und andere Personen zu Gleichem anfeuern half. Die Königin selbst gab 6 Kriegsschiffe und 60,000 Pfund; die übrigen Aktionäre zusammen stellten 120 Schiffe, mit 14 — 15,000 Mann Seesoldaten bemannt. In dem Kriegsrath führte er neuerdings eine gewichtige Stimme. Die Zwietracht unter den Anführern vor Lissabon jedoch vereitelte den Hauptplan. Raleighs wichtigste That auf diesem Zuge war die Wegnahme einer Anzahl Hanseatischer Fahrzeuge, wofür die Königin bei seiner Rückkehr ihm eine goldene Kette umhing *).

Nach einem beinah ein Jahr langen Aufenthalt in Ireland entwarf er den kühnen Plan, die Spanier in ihren westindischen Besitzungen anzugreifen und daselbst die Hauptquellen ihrer Macht und ihres Reichthums mit einem Schlage zu zerstören.

Auch dießmal geschah das Unternehmen auf

*) Oldys. — Geschichte der engl. Seemacht unter Elisabeth bei Campbell I.

gemeinsame Kosten der Königin und einer Anzahl Aktionäre. Raleigh und John Hawkins waren die vornehmsten darunter. Ersterem ward die Oberanführung der Flotte, bestehend aus zwei königlichen und fünfzehn Privatschiffen, übertragen. Sie ward jedoch leider über zwölf Wochen lang durch allerlei widerwärtige Zufälle an der englischen Küste aufgehalten. Endlich, am 2. Mai 1590, ging man unter Segel. Tags darauf steuerte der Ritter Martin Frobisher mit einer Ordre der Königin ihm nach, welche ihn zurückberief. Allein Sir Walter, in der Ueberzeugung, seine Ehre leide darunter, wollte den Zug dennoch fortsetzen, versäumte aber den glücklichen Augenblick, da er zu lange auf der See blieb. Endlich kehrte er heim, Frobisher und Burrough das Weitere überlassend. Glückliche Prisen von ungeheurem Werth waren das Hauptergebniß und die Königin, welche das Wenigste zum Unternehmen beigetragen hatte, fand größere Rechnung dabei, als Raleigh, auf welchen nun die Schuld des Mißlingens in der Hauptsache geschoben ward *).

---

*) Campbell. — Biogr. M. Frobisher's. Hakluyt. II. A true report of the honourable service at sea performed by Sir John Burrough Kneight, Lieutenant Generall of the fleet by the honourable Sir Walter Raleigh Knight, Lord warden of the stanneries of Cornwall and Devon, wherin chiefly the Santa Clara of Biscay, a ship of 600

Die Zeit ſeines ſofortigen Aufenthalts in England benützte der Ritter für die Wiſſenſchaften, denen er, ſeit einer Reihe von Jahren, mit feuriger Liebe zugethan war, und eben ſo für den Staat, indem er ſowohl im geheimen Rathe die Regierung der Königin mit ſeinen weiſen Vorſchlägen unterſtützte, denn als Redner im Parlamente mit patriotiſchen Anträgen, ganz ſo wie es einem Bürger des freien Englands geziemte, bei vielen Anläſſen auftrat. Man war im Zweifel, ob dabei mehr die Anmuth ſeiner Beredſamkeit, oder die Schärfe ſeines Verſtandes bewundert werden ſollte. Selbſt Gelehrter und Kunſtfreund, begünſtigte er Gelehrte und Künſtler, wo er's vermochte, durch Unterſtützung aus eigenen Mitteln, oder durch Fürſprache bei Hof. Eliſabeth fand an ſeinem Umgang ein ungewöhnliches Vergnügen und er galt immer mehr als einer ihrer erklärten Günſtlinge. Dieſer Umſtand und das Bewußtſeyn der Sicherheit in der Hauptſache, verleitete ihn jedoch zu mancherlei Unvorſichtigkeiten. Darunter gehörte beſonders die Liebe zum ſchönen Geſchlecht. Er fühlte heftige Nei-

---

tunnes was taken, and the two East Indian Caraks, the Santa Cruz and the Madre de Dios were forced, the one burnt, and the other taken and brought into Dartmouth, the 7. Septemb. 1592. (Edit. cit. 194.)

gung zu einem reizenden Fräulein vom Hofſtaate der Königin, Miß Throck-Morton, und die Liebenden genoſſen ihres Glückes in ſo vollen Zügen, daß die Folgen davon ſichtbar wurden. Eliſabeth, wiewohl für ihre eigene Perſon in dieſem Punkte nicht übertrieben ſtrenge, nahm es gleichwohl bei ihren Günſtlingen ſehr genau; und ſo wie ſie einſt in ähnlichen Fällen gegen Leiceſter und Eſſex ſehr in Zorn entbrannte, alſo zwar, daß ſie die Geliebte des letztern ebenfalls ein ſchönes junges Ehrenfräulein, mit eigener Hand vor ihrem Hofſtaate durchzüchtigte, ebenſo gerieth ſie über die Entdeckung von Sir Walters Roman, in auſſerordentliche Gemüthsbewegung, und ſowohl der Umſtand vielleicht, daß ſie es übel ertrug, wenn andre Frauen neben ihr anziehend gefunden wurden, als die Einflüſterungen von Raleighs zahlreichen Feinden, vielleicht auch ein natürliches Gefühl für Ordnung und Schicklichkeit in ihren Umgebungen, deren Flecken auf ſie zurückfallen mußten, beſtimmten ſie zu nachdrücklicher Ahndung. Der Ritter, welcher übrigens mit der Dame ſeiner Wahl ſich vermählte, und an ihr eine erprobte Lebensfreundin fand, ward, nicht ohne Zeichen großer Entrüſtung und Ungnade, ja ſelbſt nach zeitlicher Gefangenſchaft, vom Hofe verbannt.*)

*) Oldys. — Limond d'Ewes: Journal of the Queen

Allein Raleigh, Hofmann und Menſchenkenner von tiefer Anlage, hoffte von der Zeit das Beſte, und er ſann, in ſcheinbarer Demuth die auferlegte Strafe tragend, während ſeiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit über einen neuen großen Plan nach, welcher ihn, ſeiner Ueberzeugung nach, mit der zürnenden Monarchin wieder verſöhnen ſollte. Er irrte ſich darin auch nicht.

Zuerſt bearbeitete er Eliſabeths weibliche Schwäche, die ſo weit ging, ſich im ſechzigſten Jahre noch für eine Schönheit zu halten und preiſen zu laſſen, wiewohl es allerdings wahr iſt, daß ihr, überdies von dem immer friſchen Hauch ihres geiſtigen Weſens belebter Körper, auch im Alter noch eine ungewöhnliche Bewahrung der ſchönen und edlen Formen, ſo wie der ausdrucksvollen Züge des Geſichtes zeigte. Er ſchrieb in dieſer Abſicht einen Brief an ſeinen Freund Robert Cecil, von dem er wußte, daß er der Königin mitgetheilt werden würde, und in demſelben las man unter andern, folgende Stellen:

„Mein Herz war noch niemals ſo kleinmüthig, wie an dieſem Tag, wo ich höre, daß die Königin ſo weit von hier geht; ſie, der ich ſo viele

---

Elisabeth. — Howard-Townshend: Historic. Collections. — Naunton: Fragmenta regalia. — Camden: Annals. — — Loyd. — Iſelin: hiſt. Lexik. IV. —

Jahre bereits mit ſo heftiger Liebe und Sehnſucht gefolgt bin, und die mich jetzt in einem dunkeln Gefängniſſe ganz allein zurückläßt. Als ſie mir noch näher war, ſo daß ich alle zwei oder drei Tage etwas von ihr hörte, da war mein Kummer geringer; aber jetzt iſt mein Herz in eine Tiefe von Jammer verſenkt. Ich, der ich gewohnt war, ſie reiten zu ſehen, wie Alexander, oder jagen wie Diana, oder einherſchreiten wie Venus; wenn ein ſanfter Weſt ihr ſchönes Haar um ihre reine Wangen zerſtreute, gleich dem einer Nymphe; oder wenn ſie zuweilen im Schatten ſaß, gleich einer Göttin, zuweilen ſang, wie ein Engel, und ſpielte, wie ein Orpheus; — welch' ein Glück hat dieſe Welt, hat ein einziger Fehltritt mir geraubt! O Herrlichkeit, die nur im Unglück ſchimmert — was iſt aus deiner Verheißung geworden? Alle Wunden vernarben: nur die der Phantaſie fließen ewig fort. Alle Leidenſchaften werden ſchwächer: nur die zu einer Dame nicht. Wer iſt ein beſſerer Richter in der Freundſchaft, als die Widerwärtigkeit? oder wann erzeigt man Gnade, als bei Beleidigungen? Wahrlich, es wäre keine Gottheit vorhanden, wäre ſie nicht der Barmherzigkeit willen nothwendig geweſen; denn die Rache iſt thieriſch und nur den Sterblichen eigen. Können all die vergangenen Zeiten, Küſſe, Seufzer, Sorgen, Wünſche nicht ein vorübergehendes Unglück

aufwiegen? Kann ein Tropfen Galle ſich nicht in ſo großen Süßigkeiten verlieren? Soll ich wirklich den Schluß machen: Spes et Fortuna valete!? Sie iſt hinweg, auf die ich hoffte und erinnert ſich meiner nicht einmal mehr mit einem gnädigen Gedanken, nicht mit einer Rückſicht auf die Vergangenheit. Wohlan! geſchehe mir jetzt, was da wolle! Ich bin des Lebens überdrüſſiger, als Andere begierig nach meinem Tode ſind. Hätte ich dieſen für ſie ſterben können, wie es nun durch ſie geſchieht, ſo würde mein Geſchick zu preiſen ſeyn*)."

Allein Walter wußte auch auf Eliſabeths Geiſt und ihr beſſeres Selbſt durch edlere Motive einzuwirken. Sobald es etwas Großes, den Staat und deſſen Ruhm betraf, war die Weiblich-Schwache auch ſtets wieder ein männlichgeſinnter König und zur Anhörung des Ernſten und Würdigen bereit.

Südamerika, und beſonders das zwar bereits entdeckte, aber doch nur oberflächlich bekannte, in ſeinem Innern noch gar nicht unterſuchte Guiana, wurde das Land ſeiner Träume. Alle Nachrichten, welche bisher

*) Murden 6. und 7. — Hume. VII. (mit allerlei trottenden Gloſſen auf die in Jahren ſtark vorgerückte Nymphe und Göttin. Auch Mademoiſelle de Keratio kann über Raleigh's unverſchämte Schmeicheleien nicht genug ſich ärgern.

über dieſes Land zugekommen, von den erſten Entdeckungen durch die Spanier an, bis auf den gegenwärtigen Tag, ſammelte er ſorgfältig, verglich ſie mit den Schriften über die ſüdamerikaniſchen Beſitzungen, über deren Eroberung, und Behandlung, u. ſ. w. und dachte darüber weiter nach. Aus den Ergebniſſen ſeiner Studien entwarf er Inſtruktionen für einige ſeiner Leute, die er vorausſandte und unter denen vorzüglich der Kapitän Whidon, ein alter erfahrener Seeoffizier, ſich auszeichnete. Die Notizen, welche dieſer zurückbrachte und die Schilderungen von den maasloſen Grauſamkeiten der Spanier gegen die Eingebornen der dortigen Gegend beſtimmten ihn zu einem kühnen Entſchluß. Ritter Robert Cecil, damals Großadmiral der brittiſchen Seemacht, theilte ſeine Anſichten und Plane; beide vereinigten ſich zu einem Unternehmen auf eigene Koſten und Walter Raleigh ſtellte ſich in Perſon an die Spitze deſſelben. Es wurde nichts geſpart, was dem Ganzen Erfolg und Glanz verbürgen konnte. Am 6. Februar 1595 *) verließ er die

*) The discovery of the large, rich and beautiful empire of Guiana, with a relation of the great and golden city Manoa, call'd by the Spaniards El Dorado, and performed in the year 1595 by Sir W. Ralegh. London by Robert Robinson, 4. 1596. Franzöſiſch unter dem Titel: Voyages de François Corréal aux Indes Orientales.

engliſchen Häfen und befand ſich am 9. auf der Höhe der Küſten von Spanien. Am 17. traf er bei Fuerta Ventura, einer der kanariſchen Inſeln, ein, wo man friſches Waſſer, Holz und Mundvorräthe einnahm und vier Tage Raſt hielt. Sofort wurde der großen Kanaria und von da Teneriffa zugeſteuert, wo der Kapitän Preſton und ſein Schiff zu Sir Walter ſtoßen ſollte; allein nach achttägigem vergeblichen Harren ſah er ſich genöthigt, ohne ihn nach Trinidad unter Segel zu gehen; die einzige Barke des Kapitäns Groſſes begleitete ihn, da eine herrliche Fregatte, welche von Plymouth mit abgegangen, unterwegs, an der ſpaniſchen Küſte ſchon, Unglück erlitten hatte.

Am 23. warfen ſie bei Trinidad auf der Spitze Curiapan (Punta da Gallo) Anker, woſelbſt, ſie vier oder fünf Tage liegen blieben, ohne mit Spaniern oder Indianern in die geringſte Berührung kommen zu können. Zwar nahm man, als von Carao nach Punta

---

Amsterdam. Relation du Lac de Parime et des Provinces d'Emeria, d'Arromaja et d'Amápaia, découverts par le Chevalier W. Raleigh. — Eine holländiſche Ueberſetzung erſchien zu Amſterdam noch im 16. Jahrhundert. Hiemit können noch verglichen werden: Hakluyts History of Voyages II. III. (wo ſie 33 Folioſeiten einnimmt.) Bibliotb. Itineraria von Harris I. Allgem. Geſch. der Reiſen. XVI. 10. — Gottfried: Historia Antipodum mit Merianiſchen Kupfern.

da Gallo gesegelt ward, mehrere Feuer auf der Küste wahr; allein die Indianer aus übergroßer Furcht vor den Spaniern, getrauten sich nicht, heranzukommen. Dieß schreckte unseren Ritter nicht ab, gleichwohl an's Land zu steigen und Nachforschungen anzustellen; als er aber nach Verfluß etlicher Tage sich überzeugt, daß hier nichts zu thun sey, setzte er seine Fahrt nordöstlich von Curiapan weiter fort, um die Höhe von Puerta de los Hispaniolos (bei den Indianern Concorobia genannt) zu gewinnen; und hier beschloß Raleigh sein Möglichstes zu versuchen, um die Bekanntschaft der Eingebornen des Landes zu machen. Von da ging es nach Purico, wo herrliches Wasser die Seeleute erfrischte, und Piche, oder Tierra de Bray, wo ebenfalls ein trefflich süßes Wasser und dann wiederum ein ganz salzartiges vorgefunden ward, das in eine Art Fluß sich verlief. Derselbe war von einer Menge von Bäumen besetzt, auf die sich Austern setzten, und diese Speise mundete den Reisenden sehr, da sie schon gesalzen und gleichsam zugerichtet waren*); auch einen vortrefflichen Theer erhielten die Engländer auf Tierra de Bray; sie gaben ihm, nachdem sie ihn versucht, bei weitem den Vorzug vor dem nordischen, und er hatte

*) Vgl. über diese Austern-Bäume: Thevet: France Antique.

überdieß die Eigenschaft, an der Sonne nicht zu schmelzen, was für Bewohner südlicher Gegenden von ungemeinem Vortheil seyn mußte. Hierauf legte Raleigh unterhalb Anna Perima vor Anker, segelte von da nach Rio Carone, in der Absicht, unbemerkt bei Puertos de los Hispaniolos landen zu können.

Die Gestalt von Trinidad kam ihm vor, wie die eines Dreifaltigkeitsstabes. Die Insel ist an der Nordseite erhaben, der Boden fruchtbar und besonders zum Zucker-, Ingwer- und Tabak-Bau geeignet; an Wildpret, Fischen und Vögeln und Früchten jeglicher Art war sie sehr reich und einige Spanier gestanden Sir Walter, daß die Flüsse Gold mit sich führten. Ihr altheidnischer Name war Cairi. Verschiedene Namen trennten die verschiedenen Theile ihrer Bevölkerung; die bei Parico hießen Jaioer, die bei Carao Avacaer, die zwischen Carao und Curiadan Salvojoer, und jene zwischen Carao und Punta Galera Nepojoer.

Kaum hatten die Engländer sich vor Anker gelegt, als die Spanier, welche an der Küste Wache hielten, sie einluden, sich ihnen zu nähern. Kapitän Whidon wurde daher an sie abgeschickt, mit dem Antrage, Handel mit ihnen treiben und aufrichtig und friedlich mit einander verfahren zu wollen. Die Spanier stellten sich mit großer Freundlichkeit, als ob sie den Antrag anzunehmen bereit wären; allein dieses Benehmen

war in der Unkunde von der Stärke der Angekommenen und dem Gefühl der Unzulänglichkeit feindseliger Maaßregeln gegen sie begründet. Zwei Indianer, welche noch am gleichen Tage in einem kleinen Kahne an Bord kamen, gaben den Engländern Nachrichten vom Zustande der Insel im Allgemeinen, so wie von dem Hauptsitze der Spanier, St. Joseph, insbesondere. Einige Kaufleute aus jener Stadt erschienen bald darauf, scheinbar des Handels wegen; allein ihre Hauptabsicht ging dahin, die Engländer abzuzählen. Unser Ritter jedoch, welcher ihr Vorhaben merkte und von ihnen selbst allerlei zu erfahren wünschte, wußte, indem er seine Gäste mit freundlichem Gespräche unterhielt, und Wein, den sie lange nicht mehr getrunken, fleißig einschenken ließ, dieselben gar bald zu solcher Heiterkeit zu stimmen, daß sie in alle seine Ideen eingingen und Guiana's wahre Beschaffenheit, Reichthümer und Merkwürdigkeiten redselig ihm schilderten, wodurch seine früheren Ansichten von der Wichtigkeit dieses Landes völlig bestätigt wurden. Raleigh, diese günstige Stimmung festhaltend, und ihr Anerbieten selbst, ihm den Weg zu zeigen, benützend, suchte mit vieler Schlauheit sein eigentliches Vorhaben zu verhüllen und den Spaniern weiß zu machen, daß seine Fahrt ein ganz anderes Ziel und er blos um der Erfrischungen willen bei Trinidad angehalten habe. Inzwischen

aber brütete er wider D. Antonio Berreo, den Gouverneur der Insel, welcher im verflossenen Jahre Whidon acht Mann entführt und Eroberungsplane wider Guiana eingeleitet hatte, einen Plan aus, sowohl um erstere zu rächen, als um letzteres zu verhindern. Von einem Kaziken des nördlichen Theils von Trinidad erfuhr er zugleich Dinge, welche ihn noch mehr zur Ausführung dieses Planes bestimmten; der Statthalter ließ zu Margarita und Cumana Truppen werben, um mit ihnen einen Schlag auf die Engländer, welchen er den Tod geschworen, zu vollführen; um ganz des Geheimnisses Meister zu bleiben, ließ er, so erzählten sie, allen Indianern bei Todesstrafe jeden Umgang mit seinen Feinden verbieten, und ihre Kaziken, denen er sehr mißtraute, einsperren, nicht ohne Zufügung von allerlei empörenden Grausamkeiten*).

Sir Walter wußte nun genug und zögerte nicht länger. Noch in derselben Nacht wurde Kapitän Calfield mit 60 Mann wider St. Joseph abgesendet, und der Ritter selbst folgte mit seinen übrigen Leuten nach und bedrängte den Platz mit solchem Ungestüm, daß er vor Tagesanbruch sich ergab. Der Sieger löste die Bande von fünf mehr todten,

*) So wurde ihnen z. B. brennender Speck auf die Haut geträufelt.

als lebendigen Kaziken, deren Körper im beklagenswertheſten Zuſtand gefunden worden; Berreo ward mit ſeinen Leuten gefangen an Bord gebracht. Gegen die Koloniſten und die Eingebornen bewies man die möglichſte Milde und Schonung.

Gleich am folgenden Tage erlebte Raleigh nun auch noch die Freude, daß zwei engliſche Schiffe, von den Kapitänen Keymis und Giffard geführt, als Verſtärkung, zu Puertos de los Hiſpaniolos eintrafen. Sofort ward eine Verſammlung der Hauptleute zu Berathung fernerer Maaßregeln gehalten, zu welcher Raleigh alle Kaziken der Inſel einlud. Die Mehrzahl haßte die Spanier wie Teufel; doch gab es ihrer einige, welche mit Berreo in Freundſchaft geſtanden und viel dazu mitgewirkt hatten, daß er feſten Fuß auf dem Eilande gefaßt. Durch ſeinen Dollmetſcher ſetzte ſie Sir Walter jetzt in Kenntniß: daß er der Unterthan einer Königin ſey, welche mehr Kaziken unter ihrer Herrſchaft zähle, als Bäume auf dieſer Inſel vorhanden wären; dieſe große Fürſtin ſey eine entſchiedene Feindin der Spanier, wegen der Tyranei, durch welche ſie ſich allenthalben verhaßt gemacht, und eben dieſelbe habe ihn hierher geſchickt, um die Eingebornen dieſer Inſel aus dem Joche zu befreien und ihr Vaterland wider die unrechtmäßige Beſitznahme der Spanier zu vertheidigen. Bereits habe ſie

alle an ihre Staaten gränzenden Völker und die nördlichen Theile der Welt befreit. Er zeigte ihnen darauf ein Bildniß seiner Monarchin, welches sie mit Ehrfurcht bewunderten und küßten; ja er hatte große Mühe, sie abzuhalten, daß sie demselbem nicht förmliche Anbetung, wie einem Götterbilde, bezeigten; (eine feine Schmeichelei, welche unser Ritter in dem Berichte über seine Fahrt geschickt einzuweben verstand.) Dasselbe Mittel ward auch noch bei anderen Stämmen der Eingebornen versucht, auf welche er später gestoßen. Die Indianer redeten bald von nichts Anderem mehr — wenn man dem höfisch-feinen Seemann trauen darf — als von der „Ezrabeta Cassipuna aquererua, (oder der unumschränkten und allermächtigsten Königin Elisabeth.)

Nach einigen Tagen verließ Raleigh Puertos de los Hispanioles und kehrte mit seinen Gefangenen nach Curiapan; er suchte von Berreo fernere Aufklärungen über das Gebiet zu erhalten, welches er bisher verwaltet hatte; allein seine Angaben schienen nicht ganz Glauben zu verdienen. Der Umstand, daß er aus einem alten Hause stammte und in italienischen und niederländischen Feldzügen gedient, machte den Ritter freundlicher gegen ihn gesinnt und die Verdienste, die er allmählig an ihm kennen lernte, überwogen das Gefühl der Abneigung wegen der ver-

übten Grauſamkeit. Berreo behauptete, daß ſein Schwiegervater, Don Gonzalez Ximenes de Caſada, welcher ſchon früher auf Entdeckungen ausgegangen, ihn hauptſächlich zu ſeinen Unternehmungen wider Guiana beſtimmt und er bereits einen Aufwand von 300,000 Dukaten dafür gemacht habe; (eine Summe, welche ſicherlich als eine alt-kaſtilianiſche Uebertreibung angenommen werden darf.) Inzwiſchen ſchrieb Raleigh alles, was der Ex-Statthalter ihm an Einzelnheiten davon erzählt, in ſeinem Tagebuch nieder; denn er wechſelte ſtets zwiſchen Schwert, Feder und Kompaß ab.

Nach dieſer Erzählung hatte Berreo zuerſt den Fluß Caſſanar aufgeſucht, welcher in den Pato ſich ergießt, einen größeren Fluß, der ſodann ſelbſt in den Meta und ſpäter in den Orinoko ſich verliert.*) Nach einer ergebnißloſen Fahrt von mehr als 500 Seemei-

*) Der Caſſanar hatte gleich dem Pato, nach Raleighs Berichten, ſeine Quelle in den Gebirgen, welche an Tunia ſtoßen, während der Meta, welcher ſie beide aufnimmt, aus den Pampeluna umgränzenden Gebirgen kommt. Der Meta und die Guajare verlieren, nachdem ſie jene von Timanga verlaſſen, ihren Namen im Baraquanſtrom, welcher etwas weiter hin Orinoko genannt wurde. Der Rio Grande nimmt ſeinen Lauf von der andern Seite der Timangagebirge und vereinigt ſich bei Santa Martha mit dem Meere.

len, nahm er seinen Weg durch Neu-Granada, wo seine Gattin viele Güter besaß; ein Gefolge von 700 Berittenen und eine große Anzahl indianischer Sclaven begleiteten ihn dahin. Nach einem ganzen Jahre erst gelang es ihm, einen Weg nach Guiana aufzufinden, und zwar durch das Gebiet von Amapeja, dessen Eingeborne ihm lockende Beschreibungen von der Herrlichkeit jenes Landes machten; allein er gerieth mit ihnen selbst in Streit, welcher ihm tapfere Leute und die besten Pferde kostete und mit einem Waffenstillstand endigte. Seinen ferneren Bemühungen, südlich einen Weg nach Guiana zu entdecken, stellten sich Moräste, Krankheiten und Hindernisse der verschiedensten Art entgegen, ausserdem, daß fast alle Völkerschaften, auf die er traf, einen tödtlichen Haß gegen die Spanier offenbarten. Allein Sir Walter nahm bald aus den Antworten über die angestellten Fragen wahr, daß ein großer Theil des von Berreo erduldeten Mißgeschickes auf Rechnung seines Mangels an wissenschaftlicher und seemännischer Bildung zu bringen sey; denn er wußte nicht nur die Namen der Stämme und der Flüsse, welche er auf seiner Entdeckungsreise kennen gelernt, nicht zu nennen, sondern er kannte nicht einmal den Unterschied zwischen Ost und West. Doch gewann Raleigh aus einer Menge einzelner Notizen, die er durch seine eigenen

Studien, wie durch Berichte unterrichteter Reiſebeſchreiber nach und nach vervollſtändigte, eine mehr oder minder zuſammenhängende Kunde von den Flüſſen und Landſchaften, von den Völkerſtämmen und ihrer Regierungsform, ihren Sitten und Gebräuchen, vom Nordmeer angefangen bis an die Gränzen von Peru, von dem Orinoko bis an den Amazonenfluß. Emeria, an der Mündung des Orinoko, beherrſcht von dem Kaziken Catapana, deſſen Charakter und Gaſtfreundſchaft er ſehr rühmte, war die vorzüglichſte Bekanntſchaft Berreo's; neuen Hoffnungen jedoch ſich hingebend, verzögerte er ſeinen Entſchluß, weiter in das Innere zu dringen, bis auf die Ankunft neuer Hülfsmittel aus Spanien im folgenden Jahre und beſchränkte ſich darauf, in einem Kanot ſich an der Mündung des großen Stromes einzuſchiffen. Nach einigem Verweilen auf Trinidad, begab er ſich nach der Küſte von Paria und ſodann nach Margarita, um dem Statthalter derſelben, Don Juan de Sarmiento, ſeine mittlerweile erlebten Abentheuer und gemachten Entdeckungen mitzutheilen und zugleich denſelben um einigen Beiſtand anzugehen. Sarmiento gab ihm 50 Mann und verhieß ihm noch mehr, wenn er zu Carapana zurückkehren und den bereits eingeſchlagenen Weg weiter verfolgen wollte; allein dieſe Verſtärkung ſchien Berreo viel zu unzureichend, um mit

Erfolg etwas ausrichten zu können; er blieb daher zu Trinidad und sendete blos einige seiner Leute nach Emeria, wo sie zwar abermals eine freundliche Aufnahme fanden, wegen Guiana aber an einen andern Kaziken verwiesen wurden, welcher allein im Stande sey, ihre Neugierde völlig zu befriedigen und ihre Unternehmungen zu einem gedeihlichen Ziele zu führen. Das Unglück wollte für Berreo, daß dieser Häuptling bereits mit dem Statthalter von Cumana, Don Vides, sich in Verbindungen eingelassen hatte; kaum erfuhr daher Letzterer die Absichten seines Nebenbuhlers, als er alles anwendete, seinen Schritten Hemmungen in den Weg zu legen, indem er den Ruhm der Eroberung Guiana's mit keinem Andern zu theilen gesonnen war. Morquito, von ihm bearbeitet, ließ alle zu ihm gekommenen Spanier Berreo's tödten, bis auf einen, welcher über den Fluß schwamm und die Nachricht von dem Vorgefallenen seinem Gebieter überbrachte. Dieser schwur dem Kaziken Rache und wußte ihn auch bald so sehr in die Enge zu treiben, daß derselbe unter großen Gefahren nach Cumana sich flüchtete, ohne bei seinem Freunde Vides den gehofften Schutz zu finden; denn der niederträchtige Statthalter hielt es für gerathen, der Aufforderung Berreo's, daß die Beherbergung eines offenbaren Mörders spanischer Unterthanen eine Beleidigung des

Königs und Hochverrath an der Nation ſeyn würde, Folge zu leiſten und den Kaziken auszuliefern; worauf dieſer alsbald hingerichtet wurde.

Berreo mißbrauchte ſeinen Sieg auf ziemlich barbariſche Weiſe, verheerte die Landſchaft des Ermordeten, Ajomara, nach allen Richtungen, und mißhandelte die Verwandten Morquito's, ſo wie ſeine unſchuldigen Unterthanen ſo lange, bis dieſelben, ohnehin durch den Tod ihres Beherrſchers tief erſchüttert, verzweiflungsvoll ſich zur Wehre ſetzten und ſelbſt den Carapana zum Anſchluß an ihre Blutrache bewogen. Berreo ſandte darauf eine Menge Erzeugniſſe des bisher entdeckten Theils von Guiana, und darunter gediegenes Gold, ſo wie eine Anzahl Menſchen, Thiere, Vögel und Fiſche, als Probe nach Spanien, und hoffte dadurch den Hof zu kraftvoller Unterſtützung ſeines weiteren Unternehmens zu ſtimmen. Zu gleicher Zeit traf er mit ſeinem in Neu-Granada zurückgebliebenen Sohn Abrede in Bezug auf zuzuführende Verſtärkungen, welche nach der Landſchaft Emeria abgehen und längs den Ufern des Orinoko den Weg zu ihm nehmen ſollten. Mitten in dieſen Anſtalten ward er von Sir Walter Raleigh und den von ihm befehligten Engländern überraſcht.

Als dieſer ihm nun mittheilte, daß er gerade denſelben Plan verfolge und der zeitweiſe Aufenthalt auf

Trinidad damit zuſammen gehangen habe, ſchien Don Berreo ungemein verdrießlich und ließ nicht ab, durch lebhafte Gemälde von der Menge drohender Gefahren und unüberſteiglicher Hinderniſſe, beſonders in Folge des Widerſtandes der ſehr gereizten Kaziken, unſeren Ritter von der Ausführung abzuſchrecken; allein obgleich dieſer einen Theil ſeiner Gründe als ſtichhaltend zugeben mußte, ſo hegte er doch einerſeits zuviel Mißtrauen in die Rathſchläge eines Spaniers und andererſeits zuviel Selbſtvertrauen in ſeine Kraft, als daß er dieſen entmuthigenden Vorſtellungen ſich hingegeben hätte. Die Gründe, welche er überdieß als für die Sache ſprechend, nach reiflichem Erwägen, auffand, waren nicht unwichtig. Er hielt ſich für's erſte überzeugt, daß Guiana, weil unter gleichem Himmelsſtriche, wie Peru, liegend, eben ſo goldreich ſeyn müſſe, als dieſes Land; die Erzählungen von den Reichthümern und Schätzen, welche die Spanier unter Pizarro's und Almagro's Anführung, in letzterem gefunden, und welche den bisher „armen und kleinen König von Caſtilien" zu einem der größten Monarchen auf der Welt gemacht, hatten ſeiner Phantaſie ſich ſo ſehr bemächtigt, daß er nicht ohne Seufzen ſie leſen oder hören konnte; für's zweite hatte ihn eine damals ſehr verbreitete Sage ganz erfüllt, nämlich: daß Huanca Cajac, der letzte Yuca von Peru,

noch einen dritten Sohn, auſſer Huascar und Athualpa, welche als Opfer der blutigen Habſucht der Spanier gefallen, hinterlaſſen und dieſer, mit den meiſten Schätzen und mehreren tauſend Peruanern, verſtärkt durch andere Stämme der Eingebornen, der Orejonen, das unglückliche Peru verlaſſen und zwiſchen dem Orinoko und dem Amazonenfluſſe ſich angeſiedelt und noch blühendere Städte, als die peruaniſchen, regiert nach denſelben Geſetzen, Gebräuchen und Sitten, in jenem Gebiete angelegt habe; eine Sage, deren durch die klare Thatſache erwieſener Ungrund Raleigh bei dem Mangel an genauer Kenntniß derſelben entgangen war. Endlich hatten Reiſebeſchreiber, abſichtlich oder auf blinden Glauben hin erzählend, die Nachricht von dem Daſeyn einer prächtigen Hauptſtadt dieſes neuen Yuka-Reiches, El Dorado genannt, weithin verbreitet. Dieſe Stadt ſollte von dem Stückmeiſter zu Ordaco, Juan Martinez, beſucht, derſelbe jedoch von der königlichen Kanzlei zu Porto Rico unter allerlei Vorwänden viele Monate lang zurückgehalten und erſt gegen gewiſſe Verſicherungen wiederum freigegeben worden ſeyn, worauf ihn aber die Indianer am Orinoko um all ſein Gold beſtohlen hätten. Zwei Flaſchen blos, ebenfalls damit angefüllt, ſo wie ſein Reiſe-Tagebuch habe Martinez gerettet und nach Porto Rico zurückgebracht, wo er

bald darauf geſtorben und das Gold den Kirchen, ſeine Beſchreibung aber der königlichen Kanzlei vermacht. Nun kam noch zu dieſer abentheuerlichen Sage der Umſtand, daß Männer wie Don Pedro d'Orſua, Geronimo d'Ortal, Pedro Hernandez de Serpa und Gonzalez Ximenes de Caſada ähnliche Dinge in ihren Reiſebeſchreibungen berichtet. All' dieß war Sir Walter'n ſchon vor ſeinem Abgang aus England nicht unbekannt geblieben und die Anſicht, daß Guiana reicher, als die reichſte unter allen Beſitzungen des Königs von Spanien ſey, und ſein Eroberer mächtiger, als dieſer Monarch, ja ſelbſt als der Sultan, werden würde, hatte ſich zur fixen Idee bei einem Manne geſtaltet, der, ſo ſanguiniſch auch ſeine Einbildung in mancher Beziehung ſeyn mochte, doch in anderer Hinſicht als eine ſehr berechnende, praktiſch-intelligente Natur ſich bewährte.

Nimmermehr daher an dem glücklichen Ausgange zweifelnd und taub gegen alle Verſtellungen des Berreo, ſchickte Sir Walter ſeinen Unteradmiral Giffard, ſo wie den Kapitän Calfield mit einer Anzahl Mannſchaft ab, um die Mündung des Capuri zu erforſchen; (früher ſchon waren Whidon und Douglas zu demſelben Zwecke beordert geweſen, jedoch ohne ein befriedigendes Reſultat, der Untiefen und anderer Hinderniſſe wegen, mitgebracht zu haben; und ebenſo

hatte einen andern Kapitän, welcher die Bucht Guanipa (Amana) erforſchen ſollte, die Furcht vor den vergifteten Pfeilen der Kannibalen abgeſchreckt.)

Gifford und Calfield fanden fünf Fuß Waſſer nach der Ebbe; Raleigh ließ darauf Bänke zum Rudern zimmern und gab Douglas, welcher den Kapitän Kings aufſuchen mußte, einen alten Kaziken aus der Inſel Trinidad als Lootſen mit. Man überzeugte ſich endlich, daß vier gleich bequeme Einfahrten in die Capuribucht vorhanden wären. Eine Galeaſſe nebſt drei Schaluppen wurde demnach ausgerüſtet und auf einen Monat mit Lebensmitteln verſehen. Raleigh ſelbſt, ſchiffte mit 100 Mann auf ihr ſich ein, geleitet von einem Indianer des Baiennafluſſes, als Lootsmann; dieſer hatte verſprochen, die Engländer nach dem Orinoko zu führen. Allein die Unzahl von kleinen Flüſſen und Gewäſſern jeder Art, welche in und durcheinander liefen, erſchien ihnen bald wie ein unermeßliches Labyrinth, welches ſie längere Zeit verwirrt und unſicher machte und ihnen beinahe alle Hoffnung raubte. Als Sir Walter endlich mit Hülfe des Compaſſes und der Sonnenhöhe einen Weg gefunden zu haben glaubte, kam er um eine M...ge kleiner Eilande herum, welche mit ſo zahlreichen und ſtark bebuſchten Bäumen bepflanzt waren, daß Geſicht und Fahrt gleich ſehr verwirrt wurden. Einer dieſer Punkte ward von ihm

Red-Croß (Rothkreuz) benannt, aus dem Grunde, weil vor ihm noch kein Chriſt bis hieher gedrungen. In den Krümmungen ſtießen ſie auf einen Kahn mit Eingebornen, welcher ſich ihnen nicht mehr entziehen konnte; da jedoch die Landsleute derſelben am Ufer wahrnahmen, daß die Fremden keine Gewaltthat übten, ſo wurden ſie zutraulich und kamen bis an den Rand des Waſſers, um zu handeln und zu tauſchen. Einer ihrer Kaziken theilte dies Gefühl in minderem Grade; er war über ſeinen Kollegen, welcher die Engländer hergeführt, ſo erbittert, daß er ihn umbringen wollte; denn er hielt jetzt das Unglück unvermeidlich mit in's Land gebracht, und der alte Kazike mußte durch die Flucht ſich retten.

Raleigh berichtet, daß die Bewohner dieſer Inſeln Tinitaver hießen und in zwei Hauptſtämme, in den der Ciuarier und in den der Uraurier ſich unterſchieden. Der Orinoko ſelbſt aber theilt ſich bei ſeiner Mündung in nicht weniger, denn ſechszehn Arme, davon neun gen Norden und ſieben gen Süden laufen, und jene von den Eingebornen bewohnten Inſeln bilden; von dem nördlichſten bis zum ſüdlichſten Arme wurden an 100 Meilen Weges gezählt.

Die Tinitavier, von beſondern Kaziken regiert, führten beſtändig untereinander Kriege. Im Sommer wohnten ſie auf dem Erdboden, zu Winterszeit auf

Bäumen, wo kleine Hütten, mit wunderbarer Geſchicklichkeit angebracht, vor den Ueberſchwemmungen des Orinoko ſie ſicherten, welche vom Mai an bis September ſich einzuſtellen pflegen und die Oberfläche des Bodens oft an die 20 Schuh hoch bedecken. Dieſer Umſtand hinderte ſie am Säen und zwang ſie auf ein Surrogat zu denken, nemlich Brod aus dem Marke des Palmbaums gebacken, wozu ſodann zur Speiſe Fiſche, Vögel, Wild und allerlei Baumfrüchte kamen. Einige Völkerſchaften unter den Orinokobewohnern, wie z. B. die Cuparier und Macureoer, waren ihres Muthes willen ſehr berühmt, und obgleich ſeit langer Zeit in heftigem Kampfe wider einander, vereinigten ſie ſich doch wider den gemeinſamen Feind, die Spanier.

Nichts zog unter ihnen die Aufmerkſamkeit Raleighs mehr an, als ihre Todtenfeier. Dieſelben begannen mit Trauergeſängen; doch ward der Geſtorbene weder verſcharrt, wie bei uns Chriſten, noch verbrannt, wie bei vielen andern Nationen, ſondern man ließ die Leichname verweſen, bis alles Fleiſch vom Gerippe losgeſchält war; dann aber wurde dieſes, geſchmückt mit den beſten Kleinodien und mit Federn verſchiedener Farben, an Armen und Beinen, in der Hütte die es bewohnt hatte, aufgeſtellt; dadurch wollten ſie auf ihre Weiſe die Spuren von ehemaliger Größe und

des im Leben genoſſenen Anſehens ihrer ausgezeichneten Männer bewahren. Dagegen verbrannten die Aracuer, am Süduſer des Orinoko, die Gerippe ihrer Verwandten zu Aſche, miſchten ſie in ein Getränk und verſchlangen ſie ſodann. Ihre Abſicht war unſtreitig, durch dieſes Mittel die Subſtanz der Hingeſchiedenen mit ihrer eigenen zu vermiſchen und einer dem andern als Grab zu dienen, bis der letzte des Geſchlechtes geſtorben.

Als Sir Walter die Cianarier verließ, gerieth er in das große Bett des Orinoko, welchen er aufwärts befahren wollte. Er ſtrandete jedoch nach viertägiger Reiſe gegen Anbruch Abends, an einem ſo gefährlichen Orte, daß beinahe ſechzig Perſonen während der Anſtrengungen, den Ballaſt der Galeaſſe über Bord zu werfen, zu Grunde gegangen wären. Nachdem man glücklicherweiſe wieder flott geworden, ſetzte er drei Tage lang ohne ferneren Unfall die Fahrt weiter fort, bis man endlich in den Fluß Amana einlief, welchen man jedoch nur mit angeſtrengter Kraft der Ruderer hinauf gelangen konnte. Dieſe Mühſal ſchwächte die Leute Raleighs ungemein und nun kam zur Ermüdung auch noch der allmählige Mangel an Lebensmitteln. Es bedurfte der ganzen Autorität und der achtungeinflößenden Perſönlichkeit unſers Ritters, um eine völlige Entmuthigung zu verhindern; er ſtellte ihnen vor, daß

die Fortsetzung der Reise weniger gefahrvoll, als die Rückkehr, und überall am Ufer des Stromes das Fehlende zu gewinnen seyn dürfte. Der Anblick von Früchten, Vögeln, Fischen und Gewild, ja selbst von Blumen und Pflanzen auf den Feldern, schien diese Behauptung, welche auch der begleitende Lootsmann, der alte Kazike von Trinidad, unterstützte, zu bestätigen. Auf den Rath einiger Indianer, welchen Raleighs Unruhe in den Mienen von Zeit zu Zeit nicht entgangen war, ließ er die Kähne zur Rechten in einen Fluß laufen, welcher, wie sie versicherten, bald nach Wohnungen der Aracuer sie bringen würde, wo man mit Lebensmitteln sich versehen und gegen Abend wieder auf der, mittlerweile vor Anker gelassenen Galeasse seyn könnte. Als jedoch nach dreistündigem Rudern noch immer keine solche Wohnungen sich zeigten, fingen die Engländer an Mißtrauen in die Gesinnung ihrer indischen Freunde zu hegen und Verrath zu wittern; bereits schickten sie sich zur Rache an; doch gelang es Raleigh, durch vernünftige Gründe sie von der Thorheit eines solchen Benehmens zu überzeugen, welches, wenn selbst der schlimmste Fall sich erwährt fände und die Strafe die Schuldigen träfe, ihre Lage immer noch nicht verbessern würde. Gegen Mitternacht endlich nahm man Feuer wahr und gelangte wenigstens zu einer Wohnung, in welcher sie jedoch nur

wenige Leute trafen, da der Kazike der Umgegend mit der Mehrzahl der Bewohner nach der Mündung des Orinoko ausgezogen war. Dafür fanden ſie deſto mehr Vorräthe, deren ſie bedürftig, und luden ihre Kanots damit voll.

Als ſie zu ihrer Galeaſſe ohne Hinderniß zurückgekommen, wurden ſie überraſcht von dem Anblick der Pracht und Schönheit der Ufer, welche um ſo mehr ihre Phantaſie nun erfüllten, als die Befriedigung ihrer phyſiſchen Bedürfniſſe und die Entfernung des gewähnten Elends zu ruhigen Betrachtungen edlerer Art Raum verſtattete. Ein wunderliebliches Thal, ungefähr zwanzig Meilen lang, ſchloß ſich ihnen auf, voll Früchte, Pflanzen und Thiere mannigfacher Art. Aber auch Schlangen von ungewöhnlicher Größe erſchienen und ſetzten die Mannſchaft um ſo mehr in Schrecken, als ein Neger, welcher ans Ufer ſchwimmen wollte, von einer ſolchen plötzlich verſchlungen ward.

An dem gleichen Tage erblickte Sir Walter vier Kähne, welche den Fluß herunter ſegelten, auf dem er hinauf fuhr; er befahl auf ſie zuzurudern; da nahmen zwei eiligſt die Richtung dem Ufer zu, die andern aber folgten dem Laufe des Waſſers ſo ſchnell, daß es unmöglich war ſie zu erreichen. Man bemächtigte ſich der zwei Kähne am Ufer, und fand allerlei Vorräthe darin; von den Leuten ſelbſt, welche die

Flucht landeinwärts ergriffen, fing man etliche, und erkannte in ihnen Aracuer, welche den entronnenen ſpaniſchen Goldſcheidern zu Lootſen gedient. Die Verſuche, letztere einzuholen, waren vergebens; dagegen behielt Raleigh einen Aracuer bei ſich, gleichſam als Spürer für die Spanier. Von ihm erhielt er allerlei wichtige Aufklärungen über die Orte, wo dieſe letztern Gold zu ſuchen pflegten; allein die bald nun eintretende Ueberſchwemmung verhinderte ihn, dieſelben zu benutzen und er verſchwieg klug genug das bei dieſer Gelegenheit Erfahrene, um ſeine Leute nicht zu mißſtimmen.

Der Aracuer war nicht ohne große Beſorgniß für ſein Leben und als Raleigh ſolches bemerkte und um den Grund ihn ausforſchte, geſtand der arme Teufel daß die Spanier den Eingebornen weiß gemacht: alle welche das Unglück hätten, in die Hände der Engländer zu fallen, würden lebendig von ihnen gefreſſen. Der Ritter benahm ihm bald ſeinen Irrthum, und jener ward davon noch mehr überzeugt, als er mit der Gemüthsart und den Sitten der Engländer ſich vertraut gemacht. Die Wirkung des groben Betruges fiel auf die Feinde zurück. Raleigh behandelte ihn und alle Indianer mit welchen er in Berührung kam, mit größter Leutſeligkeit; keine Frauensperſon durfte angetaſtet werden, und wenn man mit Lebensmitteln

ſich verſah, ſo wurde jederzeit dafür Erſatz geleiſtet; auch ſtellte man vor dem jeweiligen Abzug von einer Station an die Eingeborenen die Frage, ob ſie keine Klage gegen das Schiffsvolk anzuſtellen hätten; die Uebertreter der gegebenen Ordre wurden ſcharf gezüchtigt. Selbſt die beiden Kähne, von denen ſo eben die Rede war, gab man an die Eigenthümer zurück und dem Lootsmann, deſſen man ſich bemächtigt hatte, ward die freie Wahl gelaſſen, zu folgen oder nicht.

Unter der Leitung deſſelben, welcher von den Spaniern den Namen Martin erhalten, verfolgte man die Fahrt weiter, ohne andre Gefahr, als die vor den Sandbänken. Nach dreizehn Tagen befand man ſich oſtwärts von der Landſchaft Carapana, welche die Spanier inne hatten; endlich begegneten ſie wieder drei Kähnen mit Eingeborenen, welche, nachdem ſie durch den Dollmetſcher überzeugt worden, daß die Fremdlinge nicht zu jener, von ihnen ſo ſehr verabſcheuten Nation gehörten, ſich näherten, und nach vollzogener Ankerung, das Verſprechen gaben, morgen mit ihrem Kaziken wieder zu kommen. Inzwiſchen erlabte man ſich an den Eiern der in ungewöhnlicher Anzahl hier vorgefundenen Schildkröten.

Des folgenden Tages erſchien der Kazike wirklich mit etwa 40 ſeiner Leute, aus dem in der Nähe gelegenen Flecken Toparimaca. Sie brachten Raleigh

eine Menge von Mundvorräthen mit, wofür er seine Gäste mit spanischem Weine bewirthete, welcher ihnen herrlich mundete und welchen zu loben sie nicht müde wurden. Der Ritter befragte nun den Kaziken um den kürzesten und sichersten Weg nach Guiana; jener verhieß seine thätigste Mitwirkung und ersuchte inzwischen die freundschaftlichen Fremdlinge, mit ihm nach seinem Flecken zu kommen, wo er ihnen einen Beistand verschaffen wolle, den das Glück nur für sie aufgehoben hätte. Dieser Beistand bestand in einer Art Zaubertrank von spanischem Pfeffer und aus dem Safte vieler starken Kräuter, welcher in grosen Gefässen abgeklärt und hell gemacht wurde; die Engländer, wie die Spanier, wurden von seiner göttlichen Kraft nicht wenig berauscht; der andere, reellere Beistand war das Geschenk eines sehr alten Indianers, welcher von allen Punkten des Orinoko die genauste Kenntniß besaß und vor Klippen, Sandbänken und Untiefen sicher sie schirmen sollte.

Dieser Mann, dessen ganz unansehnliche Gestalt den Engländern anfänglich nur geringes Vertrauen eingeflößt hatte, leistete die nützlichsten Dienste; er schlug vor, sich eines Ostwindes zu bedienen, welcher aller Mühe des Ruderns sie überhob, und Raleigh hätte, da nach seiner Mittheilung der Orinoko von seiner Mündung an bis in die Nähe seines Ursprungs,

ziemlich genau Oſt und Weſt iſt, in Verfolgung ſeines Laufes von Toparimaca aus, nach vielen Punkten in Popayan und Neu Granada gelangen mögen.

Als ſie dem Gebiete des Kaziken von Arromaja ſich näherten, wo Topia Uari auf Morquito inzwiſchen gefolgt war, ſetzte Raleigh zwei Indianer von Guiana aus, um in ſeinem Intereſſe zu wirken; er warf inzwiſchen vor Putima und Putapayma Anker, und ſeine Leute ergötzten ſich mit dem Fange von Schildkröten-Eiern. Tags darauf ging es weſtwärts und man widerſtand nunmehr dem Strome mit weniger Mühe. Auf beiden Seiten öffnete ſich das Land und ein glänzendes Roth zeichnete die Ufer aus. Die ausgeſendeten Kundſchafter konnten nirgends eine Höhe ſondern lauter Ebenen entdecken; durch den Lootſen von Toparimaca erfuhr man: dieſe ſchönen Gefilde ſeyen die Gefilde von Sammas und erſtreckten ſich bis Camana; ſie würden von vier mächtigen und ſehr tapfern Völkerſchaften, den Saymaern, den Aſſauiaern, den Aroraern und den Wikiriern, welche Don Hernandez de Serpa geſchlagen, bewohnt. Raleigh verſah ſich beſtens gegen Angriffe derſelben, zumal mit Pfeilen, deren Gift als überaus fein und tödtlich, ja von ſolcher Art geſchildert wurde, daß es die Getroffenen zugleich in eine Art Wahnſinn verſetze, ihre Eingeweide aus dem Leibe heraustreibe, den Körper kohlſchwarz

mache und einen unausſtehlichen Geſtank verbreite. Sir Walter wunderte ſich ſehr, daß die Spanier, welche die Wirkung dieſer Pfeile ſo oft empfunden, noch gar nicht darauf gedacht, ſich ein Gegenmittel zu verſchaffen; ein ſolches aber war bereits bei den Indianern vorhanden und beſtand in dem Saft von einer Wurzel, Tupava genannt, welcher ſowohl die Fieber heilte, als die inneren Blutflüſſe ſtillte. Auch den Knoblauchſaft hielt Berreo für nützlich; allein der Ritter war andrer Meinung und glaubte, daß dieſer, wenn vielleicht auch augenblicklich oder ſcheinbar Linderung bringend, nur zur Nahrung und Verſtärkung des Giftes dienen und den Tod unvermeidlich machen dürfte. Daß er von der Chemie etwas verſtand, werden wir ſpäter hören.

Am dritten Tage ſeiner neuen Fahrt ankerte er am linken Ufer des Fluſſes zwiſchen zwei Gebirgen, Arvami und Aio und hielt hier bis Mitternacht ſich auf; er kam ſodann vor einer großen Inſel, Manvripano, vorbei, von welcher ein Kanot mit Eingebornen ſeiner Flottille folgte und dieſe einlud, ihnen nach ihren Wohnungen zu folgen und daſelbſt auszuruhen. Am fünften Tage befand man ſich in der Landſchaft Arromaja und am ſechsten im Hafen Morquito, wo längere Raſt gehalten werden ſollte, beſonders zum Zwecke neuer Verproviantirung. Ein alter Kazike von

110 Jahren, aber ſo ſtarker Leibesbeſchaffenheit, daß er zehn Meilen Weges zu Fuße machte, beſuchte ſie hier, in Folge der durch einige Indianer Raleighs erhaltenen Nachricht von ihrer Ankunft, und brachte eine Menge Erfriſchungen mit, welche die Engländer ſich äuſſerſt ſchmecken ließen. Raleigh hielt mit ihm eine intereſſante Unterredung, befragte ihn über eine Reihe von Punkten, das Land, deſſen Einwohner und Sitten, ſo wie die Spanier und das gegenſeitige Verhältniß betreffend; ſich ſelbſt kündigte er als Rächer der Indianer an den Gewaltthätigkeiten jener letztgenannten Tyrannen an. Darauf aber zog er, was ihm zunächſt am Herzen lag, Nachrichten über Guiana ein und bat den Kaziken, ihm die Mittel und Wege anzudeuten, durch welche man dahin gelangen könnte. Der Häuptling gab folgenden Aufſchluß:

Das Gebiet, wo die Engländer gegenwärtig ſich befänden, und alles Land, längs dem Strome bis Emeria, bilde einen Theil von Guiana. Die Bewohner deſſelben im Allgemeinen hießen Orinococcoponi, und unter ihnen ſeyen auch diejenigen begriffen, welche zwiſchen dem Orinoko und dem Vacarimargebirge hauſten. Dazu komme jedoch noch ein großes Thal, Amariocopana, auf der andern Seite des Gebirges, bewohnt von einer alten Völkerſchaft Guiana's. Auf mehrfache Befragung, wie es

denn mit dieſer Völkerſchaft ſich verhalte, bemerkte der Alte mit Seufzen: Zu den Zeiten ſeiner Jugend, und als ſein Vater noch gelebt, ſey ein zahlreiches Volk, mit großen Röcken und rothen Mützen, von den Gegenden her, wo die Sonne niemals untergehe, in jenes große Thal gekommen; man habe es nach ihren zwei Hauptſtämmen Orejonen und Eporemerioer genannt; dieſes Volk bemächtigte ſich, nach Vertreibung der alten Bewohner, ſämmtlicher Gebiete derſelben, bis an den Fuß der Gebirge, mit alleiniger Ausnahme der Tranaquarier und der Caſſipagotoer; ſein älteſter Sohn, zum Anführer gewählt, um den Tranaquariern Hülfe zu bringen, ſey mit allen ſeinen Leuten im Kampfe wider jene Feinde geblieben; er beſitze nun nur noch einen Sohn. Die Eporemerioer — erzählte der Alte weiter — erbauten ſodann am Fuße des Gebirges eine große Stadt mit hohen Gebäuden; die Zugänge nach dem Lande beider Nationen jedoch, über die ein und derſelbe Gebieter regierte, wurden ſtets mit Sorgfalt bewacht, während von ihm aus ununterbrochen Plünderungszüge ins Gebiet der Nachbarn, bis zur Zeit des Erſcheinens der Spanier, ſtattgefunden; damals nemlich habe man unter den Indianern allſeits Frieden geſchloſſen und den Kampf wider jene Fremdlinge, als wider die gemeinſamen Todfeinde, verabredet.

Sir Walter wurde durch dieſe Berichte ungemein vergnügt und konnte nicht genug den Verſtand, den Scharfſinn, den beſonnenen Blick und das würdevolle Weſen des alten Häuptlings loben; er ſetzte nun die Fahrt weſtwärts weiter fort, bis er Abends an die kleine Inſel Catuma und des andern Tages bei der Mündung des Fluſſes Caroli ankam, wo ein bedeutender Waſſerfall ſie hemmte und zugleich ein eigenthümlich großartiges Schauſpiel darbot. Raleigh ſchickte eine Botſchaft an den Kaziken der Gegend ab und ließ ihn von dem Zwecke ſeiner Ankunft und von dem feindlichen Verhältniß der Engländer zu den Spaniern in Kenntniß ſetzen; während der Zwiſchenzeit erfuhr er, daß er auf hiſtoriſchem Boden ſich befinde; denn auf Morquito's Befehl waren hier zehn Spanier hingerichtet worden. Der Kazike Wanuretona erſchien, mit großem Geleite der Seinigen, am Ufer und hatte eine Unterredung mit dem Ritter, welcher wie gewöhnlich ſeinen blutigen Haß gegen die Spanier ſchilderte und Notizen über Guiana einzog. Merkwürdig war es jedoch, daß die Bewohner des Fluſſes Caroli in ihrem Haſſe gegen die Spanier und gegen die Eporemerioer ſich theilten. Die Erzählungen, ſowohl von dem Reichthum des Landes an Gold und Edelgeſteinen, beſonders jenſeits des Gebirges, als der herrſchenden Stimmung wider die Spanier

und der Bereitwilligkeit, die Engländer in ihren Unternehmungen zu unterstützen, reitzten Sir Walter'n sehr; eben so schenkte er den Berichten eines der gefangenen Offiziere Berreo's über vorgefundene Silberbergwerke in Guiana, welche durch die Mittheilungen der Eingebornen Bestätigung erhalten zu haben schienen, viele Aufmerksamkeit. Da der Orinoko und alle benachbarten Flüsse damals über fünf Fuß hoch angeschwollen waren, so sah er die Schwierigkeit ein, den Caroli weiter hinauf zu fahren; er begnügte sich daher, einige seiner Leute nach dem Flecken Annatapoi abzuschicken, welcher ohngefähr 20 Meilen davon entfernt lag. Daselbst erhielten sie Führer, welche sie weiter brachten, und zwar bis zu einer Art von großer Stadt, Capurepana, am Fuß der Gebirge und unter der Herrschaft eines mit Topiauri verwandten Kaziken. Zugleich bekam Kapitän Whidon Ordre, dem Ufer des Flusses so weit als möglich zu folgen, um vielleicht die Spuren der Silberbergwerke aufzufinden.

Mittlerweile erstieg Raleigh, von Gifford und Calfield begleitet, die benachbarten Anhöhen, welche ihm ein Panorama des ganzen Flusses Caroli verschafften. Derselbe theilte sich ohngefähr 20 Meilen vom Orinoko in drei Arme, hatte 10 — 12 Sprünge, alle von einer so beträchtlichen Höhe, daß die Wassertheilchen, die der Fall von einander gesondert,

...YERISCHE STAATS-

gleichsam eine einzige Dampfwolke bildeten. Als der Ritter und seine Begleiter den Thälern wieder näher gekommen, stellte sich ihnen plötzlich die herrlichste Landschaft dar, welche sie je erblickt. Das Gras wuchs in üppiger Fülle; der Boden war fest; Gewild und Vögel waren im Ueberfluß und in buntestem Wechsel vorhanden. Ungewohnte Töne der lezteren erfüllten die Luft und bereiteten den fremden Gästen gewissermassen ein Konzert. Diese nahmen in den Steinen Gold- und Silberfäden wahr; da ihnen jedoch die nöthigen Werkzeuge fehlten und sie nur ihre Degen bei sich hatten, so konnte die Natur dieser Mineralien nicht vollkommen ergründet werden. Doch nahm unser Ritter mehrere Steine mit, um später sie untersuchen zu lassen. Ein Spanier aus Caraccas nannte sie „Madres del oro" (Goldmütter) und behauptete steif und fest, es müßten sich Goldadern darunter befinden. „Man wird mich vielleicht — ruft Sir Walter in seiner Beschreibung aus — im Verdacht halten, als ob ich durch falsche Einbildung mich selbst getäuscht, oder meine Landsleute habe täuschen wollen; allein welcher Beweggrund sollte mich bestimmt haben, eine so beschwerliche Reise zu wagen, hätte ich nicht die Ueberzeugung gehabt, daß es unter Gottes Sonne kein goldreicheres Land gäbe, als Guiana? Whiden und Milechape, unser Wundarzt, brachten

mir, als Ausbeute ihrer Nachforschungen, einige Steine, welche sehr dem Saphir sich näherten. Ich zeigte sie verschiedenen Orinokoponiern, welche mir alle versicherten, daß es ein Gebirge gäbe, wo dergleichen im Ueberfluß vorhanden seyen. Ich kenne weder Namen noch Werth derselben, doch hege ich von ihnen eine hohe Meinung und bin zum mindesten davon überzeugt, daß diese Gegend denjenigen gleichkommt, aus welchen die kostbarsten Steine geholt werden und daß sie die gleiche Höhe mit diesen hat.

Raleigh beschreibt nun auch die überaus große Völkerschaft jenseits des Caroli, am Fluß Arvi, welche Ewaipanomacr genannt wurden, jedoch mehr auf Hörensagen, besonders nach den Berichten des Sohnes von Topiauri, welcher ihm später nach England folgte. Natürlich mußten diese mit einigem Mißtrauen aufgenommen werden, besonders da von Eingebornen die Rede war, welche dreimal so groß von Leibesgestalt, als die Orinokoponier, gewesen, welche die Augen auf den Schultern, den Mund in der Brust und die Haare auf dem Rücken gehabt. Nach jenem Indianer hatte man einen dieser Ewaipanomacr einst gefangen und unter seinem ganzen Volke zur Schau herumgeführt. Raleigh bedauert es sehr, nicht das Unmögliche versucht und eines dieser Ungeheuer gefangen zu haben; er behauptet, bei

seiner Wiederankunft an der Küste von Cumana, von einem sehr verständigen Spanier eigens befragt worden zu seyn, ob ihm keines derselben begegnet, und ruft für die Wahrheit dieser Thatsache mehrere angesehene Kaufleute Londons zu Zeugen auf.

Ausser dem Arvi und den Flüssen Atoica und Coara, fand der Ritter noch einen vierten, den Caswero, welcher oberhalb des Caroli, westlich, jedoch von der Seite von Amapeia her, in den Orinoko fiel. Seine Größe übertraf die der mächtigsten europäischen Ströme. Er nahm südlich in Guiana, in den Gebirgen, welche dieses Land von den Ländern des Amazonenflusses trennen, seinen Ursprung, und Raleigh war entschlossen, auch diesen aufwärts zu befahren, als die Nähe des Winters und die in Folge furchtbarer Regen und Ueberschwemmungen drohende Gefahr ihn davon abschreckte. Alles Land wird, wenn diese Periode eintritt, unter Wasser gesetzt und die Donner rollen dabei ununterbrochen so entsetzlich, daß es scheint, als sey der ganzen Natur hier ein sicherer Untergang bestimmt. Die Ahnungen von damals rechtfertigte Sir Walters Schicksal bei der letzten Fahrt nach Guiana. Er gibt nunmehr noch eine Menge von verschiedenartigen Flüssen und Gebieten, sowie all der Veränderungen an, welche der Orinoko in seiner Benennung erleidet; endlich auch der ungeheuern Wasserfälle, welche mehr oder minder bald

da, bald dort, seinen majestätisch-prächtigen Lauf unterbrechen. Die Schiffahrt auf demselben betreffend, schilderte er ihn als 1000 englische Meilen weit für Lastschiffe, und ungefähr 2000 für Canote, bis Popayan, Neu-Granada und Peru, entweder durch sich selbst oder die mit ihm sich vereinigenden Flüsse, befahrbar; durch andere Flüsse könne man in die neuen Staaten der zu den Amapaiern und Annabaern aus Peru gewanderten Inka's sich begeben; und noch eine dritte Abtheilung von Flüssen, welche man als Arme des Orinoko bezeichnen dürfe, entspringen in den Thälern, welche Guiana von Ost-Peru trennen.

Das immer größere Steigen der Gewässer und die Fährlichkeit der Ueberschwemmungen erzeugten unter der Mannschaft den lebhaften Wunsch zur Umkehr in östlicher Richtung; mit den gewonnenen Nachrichten sich bequemend, und entschlossen, die Früchte davon bei einer zweiten Unternehmung unter günstigeren Umständen auszubeuten, gab er den Befehl hiezu. Später jedoch machte er sich häufig Vorwürfe darüber, nicht alle Theile des Caroli vollständig untersucht zu haben. Nachdem er die Mündung desselben verlassen, legte er noch einmal im Hafen Morquito an und hielt, ganz allein und blos in Gesellschaft seines Dollmetschers, eine letzte Unterredung mit dem Kaziken Topiauri. Ihr Gegenstand betraf die große Inkastadt, welche

Sir Walter'n unabläſſig vorſchwebte, und nach welcher er, mit Unterſtützung ſeiner Verbündeten, gar zu gerne gezogen wäre. Der Alte malte ihm jedoch die Furchtbarkeit der Macht des „Kaiſers von Manoa," wie der Beherrſcher der Emporemerioer genannt wurde, und die Unzulänglichkeit ſeiner Streitkräfte, ſo wie das von den Spaniern bei ähnlichem Wagniß früher erlittene Unglück in eindringlichen Bildern. Nach jener Schilderung herrſchte ziemliche Kultur unter der Bevölkerung jenes geheimnißvollen Staates. Die Leute trugen Kleider, beſaßen große Reichthümer, beſonders an ſolchen Goldplatten, welche bei den Indianern an der Küſte vorgefunden worden. Dieſelben wurden, nach der Angabe des Topiauri, zu Maccüreguary verfertigt. Weiter hin ſollte die Arbeit noch viel ſchöner und zierlicher ſeyn und ſelbſt auf Bilder von Menſchen und Thieren, aus purem Golde, ſtieße man nicht ſelten. Der Kazike verſicherte den Ritter, daß wenn er noch einmal, und mit größeren Hülfsmitteln erſcheinen würde, er des Beiſtandes aller Stämme der Eingebornen gewiß ſeyn könnte; auch ſchlug er Raleigh vor, eine Anzahl ſeiner Leute einſtweilen zurückzulaſſen, mit dem Verſprechen, für deren Unterhalt beſtens Sorge tragen zu wollen. Allein, obgleich Gifford, Calfield u. A. hiezu nicht abgeneigt ſchienen, ſo hegte doch jener zu große Beſorgniß für ihr Schickſal, wegen der

ſicherlich nicht feyernden Rache für die auf Trinidad erlittene Niederlage *); auch mochte er des noch übrigen Vorrathes an Pulver und anderen Kriegsbedürfniſſen nicht gerne ſich berauben. Dagegen war andererſeits der Kazike nicht zu bewegen, ſeine Indianer jetzt ſchon zu einer Expedition verwenden zu laſſen, deren Ausgang ihm zweifelhaft ſchien und von der er, nach der Abreiſe der Engländer, die blutigſte Rache der Eporemerioer zu befürchten hatte. Uebrigens verſicherte er den Ritter von ſeinem und ſeines Volkes glühendem Haſſe wider die Spanier und erzählte allerlei Scenen erlittener Schmach und Gewaltthat durch dieſelben. Selbſt einen ſeiner Neffen hatten ſie zur Taufe und zum Aufſtand wider ſeine Herrſchaft verführt, die Frauen und Töchter geraubt oder geſchändet und das Land dadurch in große Verwaiſung gebracht. Dieſer letztere Verluſt ging dem Kaziken am nächſten und er konnte ſein Gemälde nicht ohne Thränen, noch ohne herzliche Seufzer nach den Gegenſtänden der Liebe und der Sehnſucht beenden. Nachdem er ſeinen eigenen Sohn als Bürgen des geſchloſſenen Freundſchaftsbundes Sir Walter'n anvertraut und dieſer zwei junge

*) Berreo zählte mit Sicherheit auf die nahe Ankunft von Mannſchaft und Pferden aus Carracas und verhehlte ſolches dem Ritter nicht.

Engländer ohne Mühe beredet hatte, bei Topiauri als Gegenbürgen zu bleiben, beschenkte man sich zum Abschiede noch gegenseitig; Raleigh erhielt Goldplatten, mit deren Verfertigung er überdieß bekannt gemacht wurde, Topiauri dagegen mehrere Medaillen mit dem Bilde der Königin Elisabeth aus eben demselben Metall. Der Ritter that dies noch aus einem besondern Grunde; er wollte den Kaziken die Begierde nach einem Metall nicht merken lassen, welche in so leidenschaftlichem Grade von allen Europäern getheilt wurde, und er stellte sich, als verachte er diesen Theil des Reichthums der Eporemerioer und als habe er es einzig mit ihrer Macht zu thun. Zugleich trug er Sorge einiges von dem Golderze mit nach England zu nehmen, welches in diesen Gegenden sehr häufig seyn sollte und dessen inneren Werth er dem in irgend einer anderen Gegend der Welt vorfindlichen gleichstellte. Die zwei Engländer, welche die Interessen seines Vaterlandes einstweilen bei den Eingebornen vertreten sollten, unterrichtete er genau über alles, was bis zum Widersehen von ihnen vorzunehmen sey; besonders aber legte er ihnen die Auskundung der Mittel an's Herz, wodurch ein Handel mit der Goldstadt Maccürreguari ins Werk gesetzt werden könnte; hierauf schiffte er, begleitet von einem Freunde Topiauri's, dem Häuptling von Putima, den Fluß hinunter. Dieser meldete

ihm die Hinrichtung verschiedener Spanier von Berreo's Mannschaft und versprach ihm sogar, ihn an den Fuß eines Berges zu führen, dessen Felsen goldfarben zu seyn schienen.

Raleigh unternahm die Reise dahin mit blos wenigen seiner Vertrautesten, um ganz des Geheimnisses Meister zu bleiben. Vom Manafluß ging es nach dem Ufer des Oiana, der durch das Thal Amariacopana (mit einem Dorfe gleiches Namens) sich zog; am Rande eines Sees, welchen dieser Fluß von seinem eigenen Wasser bildet, wurde Rast gemacht. Da sie alle sehr durchnetzt waren, so machte einer der Wegweiser Feuer, dadurch, daß er zwei Stöcke an einander rieb. Bei einer großen Flamme trockneten sie ihre Kleider. Der Anblick einiger Manaten von beträchtlicher Größe im See verursachte eben so viel Erstaunen als Schrecken; der Zug ward nicht ohne viele Mühe fortgesetzt. Noch hatte man eine halbe Tagreise bis zum Gebirg. Sir Walter schickte den Kapitän Keymis an Bord zurück, da er aus den Berichten des Kaziken schloß, daß er bei seiner Rückkehr dem Orinoko auf kürzerem Wege sich wieder nähern könnte; zugleich erging Befehl an die Galeasse, nach der Mündung des Cumana hinunter zu fahren, wo er sie erwarten würde, um der Mühe überhoben zu seyn, nach Putima zurückzukehren.

Am Fuß des Gebirges angelangt, traf Raleigh allerdings verſchiedene Felſen von goldartiger Farbe; allein er konnte nicht mit Beſtimmtheit ermitteln, ob ſie wirklich das koſtbare Metall enthielten, wie er es ſich geträumt; es ward ihm zur Linken ein zweites Gebirge gewieſen, wo verſchiedene Gattungen von Mineralien zu finden wären. Er hatte demnach blos den glänzenden Anblick deſſelben, und begab ſich auf einem abgekürzten Wege nach dem Dorfe Ariacoa, wo der Orinoko in drei Arme ſich theilt. Bereits war die Galeaſſe, welche Keymis mit der erhaltenen Ordre nicht mehr erreicht, nach Cumana hinunter geſegelt. Er ließ daſelbſt zwei von ſeinen Leuten auf ſie warten und da er ſich vorgenommen hatte, wieder dahin zu kommen, ſo mußten die Kapitäne Thyn und Greenville mit der Galeaſſe abgehen. Nach dieſem begab er ſich auf den Weg nach dem Gebirge des Kaziken, und zwar über Emeriae, unweit des Fluſſes. Man mußte über den Fluß Cararopana gehen, welcher in den Orinoko ſich ergießt und deſſen vielfache kleine Eilande einen höchſt angenehmen Anblick darboten. Gegen Abend traf man am Ufer eines anderen Fluſſes, Winicapara, ein, welcher ebenfalls mit dem Orinoko ſich vereinigt.

Endlich ſtand das erſehnte Gebirge vor ihnen, in nicht ſehr weiter Entfernung; da verwehrte die Ueber-

ſchwemmung gegen alles Erwarten des Kaziken, ſich demſelben zu nähern. Der Ritter mußte ſich daher auch dießmal auf bloße Betrachtungen aus der Ferne beſchränken; das Gebirg, welches die Geſtalt eines Thurmes hatte, ſchien ihm mehr weiß als gelb; ein reißender Strom, der ihm entſtürzte, und durch die unaufhörlichen Regengüſſe noch mehr angeſchwollen war, machte ein furchtbares Geräuſch, das auf mehrere Stunden weit vernommen ward und das Gehör unſerer Beſchauer beinahe betäubte. Raleigh erinnerte ſich nunmehr der brillanten Beſchreibungen Berreo's, vom Schimmer der Diamanten und anderer Edelſteine in allen Theilen des Gebirges; er hegte freilich einige Zweifel an der Aechtheit derſelben, doch überraſchte ihn die ungewöhnliche Weiße, welche aus ihm hervorblitzte. Nach einiger Raſt am Ufer des Winicapara und nach einem Beſuch im Dorfe des Kaziken, von wo aus ihn dieſer auf Umwegen nach dem Gebirge zu führen verhieß, zog der Ritter in Anbetracht der zahlreichen Schwierigkeiten, es vor, nach der Mündung des Cumana zurückzukehren, wo die Kaziken der Nachbarſchaft mit allerlei Geſchenken, enthaltend ſeltene Erzeugniſſe ihres Landes, ſich einfanden. Nach einigem Harren traf endlich auch der langerwartete Keymis wieder ein und nun ſchiffte Raleigh bis Toparimaca, wo er die Galeaſſe vor Anker traf, mit welcher er

ſodann, unter mannigfachen Beſchwerden, über 100 Seemeilen dem Laufe des Capuri folgend zurücklegte, und Trinidad wieder im Geſicht, bei Curiapana mit ſeinen übrigen Schiffen ſich vereinigte.

Seine ferneren Beſchreibungen von den Landſchaften, die er auf der merkwürdigen Reiſe berührt, von den Völkern, welche er kennen gelernt, und ihren Sitten und Gebräuchen, enthalten des Merkwürdigen viel. Ganz beſonders aber beſchäftigten ſeine Phantaſie die Goldſtadt Manoa und das Reich der neuen Inka's in Guiana. Ueber dieſes Land im Allgemeinen findet man nicht minder reichhaltige Aufſchlüſſe, denen freilich meiſt die Nachrichten ſeiner Freunde unter den Eingebornen zum Grunde lagen. Er ſtellte Guiana als eine Jungfrau hin, noch unberührt von Europäern; denn die ſchwachen Niederlaſſungen, welche ſie an den Küſten des Nordmeers errichtet, verdienten, nach ihm, den Namen von Eroberungen nicht. Er ſetzte auseinander, daß niemanden, der auch nur zwei Bollwerke am Eingang des großen Landes errichtete, der Beſitz deſſelben ſtreitig gemacht werden könnte. Die innere Beſchaffenheit, der Charakter und die Stimmung der Einwohner, die Schwierigkeit der Lebensmittel und andere Hinderniſſe, welche der gewaltſamen Zudringlichkeit der nach ihm ſo lüſternen Spanier ſich entgegenſtellten, wurden alle mit Scharfſinn und Sach-

kenntniß hervorgehoben. Eben ſo zeigte er am Schluſſe ſeines Reiſeberichtes die ungeheuren Vortheile und den rieſenhaften Zuwachs an Macht für denjenigen Souverain, welcher mit Verſtand und Kraft des Landes Guiana ſich bemeiſtern würde. In dieſem Falle würde eine zu London errichtete „Kommerzienkammer“ ſicherlich der „Contractation“ zu Sevilla ebenbürtig Stich halten. Der Ritter unterließ auch nicht, zu mehrerer Beglaubigung der von ihm erzählten Thatſachen und mitgetheilten Nachrichten, eine Reihe aufgefangener Briefe ſeiner Denkſchrift beizuſchließen, worunter beſonders der des Don Alonzo aus der großen Kanariſchen Inſel an den Handelsſtand zu San Lucar Aufmerkſamkeit erregte; in demſelben war von der Entdeckung Manoa's oder El Dorado's ausführlich die Rede; eben ſo ein Schreiben Domingo de Vera's vom Patofluſſe, 23. April 1593, datirt, und wie es allgemein hieß, an den König von Spanien ſelbſt gerichtet; mit allerlei Details über die Provinz, und deren Goldreichthum, über die Verſuche hineinzudringen und die von der nächſten Zukunft geſchöpften Hoffnungen. Endlich kamen noch Zeugniſſe anderer Art hinzu, um den Verdacht gegen die unglaublich ſcheinenden Schilderungen von Guiana zu bekräftigen, unter welchen namentlich dasjenige des Franzoſen Francois de Cherbourg, genannt Boutillier, großes

Gewicht zu verdienen ſchien, da es die beſtimmte Thatſache enthielt, daß man auf dem Wege ein mit zwei Millionen an Gold beladenes ſpaniſches Schiff getroffen, welches, nach der eigenen Angabe des Befehlshabers, geradeswegs aus Nuevo Dorado gekommen, wo ein großer Ueberfluß daran zu treffen ſey.

Die Beſchreibung Raleighs erregte allgemeine Theilnahme und Bewunderung in England und verſchafften ihm ganz die vorige Gunſt bei der Königin wieder. Aber auch der Neid erwachte in ſeiner vollen Stärke und viele Höflinge und Staatsleute konnten nicht genug abrathen, irgend eine bedeutende Seemacht zu Abentheuern in ſo unbekannten und ungefunden Gegenden preis zu geben. Dieſe Leute behielten denn auch zuletzt wirklich die Oberhand und ſelbſt die thätige Freundſchaft der Cecils vermochte nicht die rege gemachten Bedenklichkeiten der Königin zu beſiegen. Sir Walter ſchien dieſen gewaltig Klugen allzu vermeſſen und unvorſichtig; auch war auf geſchickte Weiſe die Glaubwürdigkeit ſeiner Berichte in Zweifel gezogen worden; man ſtellte ſie als Uebertreibungen, als Mährchen hin, berechnet auf die leicht verführbare Einbildung der Menſchen und ihren Reiz für Ungewöhnliches und Neues und ebenſo auch gegründet auf den Ehrgeiz des Ritters, dem keine Auszeichnung hinreichend, kein Ruhm erſättigend mehr ſchien.

Raleigh kam in Verzweiflung; allein er gab ſeine Sache nicht verloren, ſondern beſtürmte die Königin und den Geheimenrath mit neuen Vorſtellungen und entwickelte ſeine Vorſchläge mit ſolchem Scharfſinn und mit ſolcher Klarheit, daß denn doch zuletzt Bedacht darauf genommen wurde. Die Neider verſtummten, und noch mehr, als er ſich erbot, auf eigene Koſten die nöthigen Schritte für die Fortſetzung ſeines ſo glücklich begonnenen Unternehmens zu thun.*)

---

*) Hakluyt (bei Harris. I. 208. sq.) drückt ſich über Sir Walters damalige Zuſtände vor und nach der Guianafahrt mit der ihm eigenen Begeiſterung für den Ritter, folgendermaßen aus: The speaking of this southern settlement brings us back to Sir Walter Raleigh, a Gentleman whose name must often occur in all Books that any way relate to English History, and whose memory will be ever celebrated by such as can distinguish any kind of worth; for he had all and excelled in all. Amongst the rest, the compleatest Courtier of his time, which perhaps drew upon him more envy than all his other great qualities; and I am induced to think so from the nature of those calumnies by which he was most hurt; for though deeply malicious, they were so indifferently forged, that they could not bear the least inspection; so that notwithstanding they cost him his favour often, and his life at last, from the credulity of princes, yet they never had any effect upon his reputation with wise men in his life-time, nor have injured his reputation in the least with posterity.

Zwei Schiffe, das „Vergnügen“ und der „Entdecker“, wurden demnach ausgerüſtet und Kapitän Keymis, ein ſehr zuverläſſiger, in Raleighs Ideen völlig eingedrungener Seemann, erhielt den Befehl über dieſelben. Es lag dem Ritter nicht nur allein daran, ſein Werk nicht halb zu vollenden, ſondern ein Gefühl von männlicher Ehre gebot ihm auch, das den Eingebornen Guiana's gegebene Wort zu halten, welches darin beſtanden hatte, ihnen die gehörigen Mittel zu ver-

---

He was always useful to his country, but most so when he had least credit at court. At such times he did not relinquish business to go and hide himself in country retreats, and thence write pitiful letters and poems to screw himself again into the affections of the Queen his Mistress, as some other of her great men did, and which he could have done better than any of them: nor did he form intrigues against her Ministers, and force himself into power and his sovereign's presence; but he took another Road peculiar to, and worthy of Sir W. Raleigh: He applied himself to contrive, and not to contrive only, but to execute, such great and glorious entreprizes, as raised his fame so high, that the whispers of envy could no longer be heard: and when the Queen recalled him to her favour, it never appeared as an act of grace, but as a stroke of justice: so that after these recesses, he shone at court with double lustre, and his Mistress, haughty as she was, could not help appearing upon these occasions proud of the possession of such a man, and shamed of his absence.

ſchaffen, wodurch ſie von der Tyrannei der Spanier ſich befreien könnten.

Kapitän Keymis entledigte ſich ſeiner Sendung auf das glücklichſte und gab nach ſeiner Rückkehr ebenfalls eine Beſchreibung im Drucke heraus, durch welche alle Berichte Sir Walters über ſeine eigene Entdeckungsreiſe beſtätigt und die Verläumdungen ſeiner Feinde Lügen geſtraft wurden.*) Die Urſachen, welche die Unternehmung des Ritters nicht minder, als die des Spaniers Berreo fehlſchlagen ließen, waren mit Genauigkeit und Freimüthigkeit angegeben. Keymis, welcher ſeine Beſchreibung Erſterem zueignete und ſelbſt in lateiniſchen Verſen ihn verherrlichte, blieb fortwährend von deſſen Ideen über Guiana eingenommen, und ſowohl er ſelbſt (in einem Briefe an Lord Howard) als Raleigh und er gemeinſam kamen beharrlich auf die Nothwendigkeit von Handelsgeſellſchaften zur Ausbeutung des Entdeckten am Orinoko zurück, welcher Strom eine Zeit lang Sir Walter'n, als angeblich erſtem Auffinder, zu Ehren Raleana genannt wurde. Keymis betheuerte: er wolle gern ſein ganzes noch übriges Vermögen, ja ſein Leben

*) Lawrence Kemeys: A relation of the second voyage to Guiana, performed and written in 1596. (Hakluyt Voyages III.) Allg. Geſch. d. Reiſen. XVI.

ſelbſt an die Sache wenden. Um die Ungläubigen zu bekehren, machte er eine detaillirte Schätzung des Gewinns bekannt, welcher aus den Marcaſſiten und andern Edelſteinen von Guiana gezogen worden. „Dieſe Rechnung — ruft ein Berichterſtatter über die Reiſe des Keymis aus, — iſt erſtaunenswerth, wenn man ſie nicht übertrieben hat. Man zog, ſagte K., bei einer Probe aus einer Tonne von Steinen den Werth von 12—13,000 Pfd. Sterl., aus einer andern Tonne noch einmal ſo viel, und 8 Pfund 6 Unzen Gold aus einem Zentner Goldſtaub. Er ruft Jedermann zu Zeugen an und nennt die Probirer. Man kann hier wohl nichts beiſetzen, als daß die Franzoſen, Holländer, Spanier und Portugieſen, welche heutiges Tages die verſchiedenen Theile von Guiana beſitzen, großes Unrecht haben, die Quelle ſo vieler Reichthümer zu vernachläſſigen. Keymis, welcher noch eifriger war, als Raleigh, durch verdrießliche Erfahrungen aber die mit der Sache verbundenen Schwierigkeiten kennen lernte, begriff, daß die Eroberung von Guiana eine ganz andere Macht erforderte, als die einer einzelnen Geſellſchaft; darum brachte er all ſein übriges Leben damit zu, die oberſten Behörden zu vermögen, daß ſie die Macht des Staates hiezu verwenden möchten.

Leider blieb auf ihnen beiden, Raleigh und Key-

mis, fortwährend der Verdacht der Täuſchung, einer abſichtlichen oder ſelbſt erlittenen, auf jeden Fall aber der Vorwurf der Uebertreibung und der Abentheuerlichkeit, da das Geſchilderte und Verheißene die gewöhnlichen Begriffe überſtieg. Auſſerdem war die Regierung in Europa ſelbſt ſo hinreichend beſchäftigt, daß ihr für Unternehmungen jenſeits des Weltmeeres, wenigſtens für jetzt, kein Spielraum übrig blieb.

Die Periode nach dieſen Entdeckungsreiſen brachte übrigens unſerem Ritter auf andere Weiſe einen reichen Zuwachs von Kredit und Ruhm, in dem berühmten Kriegszuge der engliſchen Flotte, unter den Grafen Eſſex und Howard, wider Cadiz, im Jahre 1596. Zu Anfang des Julius waren dieſe beiden Admiräle unter Segel gegangen und am 20. im Angeſichte von Cadiz eingetroffen. Der Großadmiral (Howard) hielt einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt und deren Eroberung für die erſte und dringlichſte Maaßregel, aus dem Grunde, damit die Flotte nicht dem Feuer des Geſchützes im Hafen, von den Mauern der Stadt und den Batterien der Schlöſſer, welche dieſelbe ſchützten, ungemein blos geſtellt würde. Die Mehrheit des Kriegsrathes ſtimmte dieſer Anſicht bei und ſomit bereitete man ſich zu ungeſäumter Ausführung der Maaßregel.

Als Sir Walter, welcher durch Unpäßlichkeit ver-

hindert worden war, den Berathungen beizuwohnen, dieß erfuhr und die Boote des Grafen bereits in die See ſtechen ſah, beeilte er ſich, dieſen letztern von der Unzweckmäßigkeit des gefaßten Beſchluſſes zu belehren und auf die Nothwendigkeit hinzuleiten, vor Allem andern der Gallionen und Schiffe im Hafen ſich zu bemeiſtern. Seine Gründe überzeugten Eſſex und er bat ihn, dem Großadmiral ebenfalls die unmittelbare Landung zu widerrathen. Raleigh gewann es auch wirklich über Lord Howard, daß zuerſt ein Verſuch gegen den Hafen und die daſelbſt ſtationirte Seemacht ausgeführt werden ſollte. Als der Graf dieſes Reſultat erfuhr, warf er mit dem freudigen Ausrufe: „Entramos!“ ſeinen Hut in die See und gab Befehl, die Anker zu lichten. — Nunmehr händigte der Ritter dem Großadmiral eine Zeichnung ein, welche den Plan enthielt, nach welchem, ſeiner Meinung nach, das Treffen am zweckmäßigſten begonnen werden ſollte. Zwei große Yachten ſollten vor allem andern die Hauptgallione zu entern trachten, von welcher aus das lebhafte Feuer auf die engliſche Flotte unterhalten worden war. Der Plan fand Billigung und die beiden Admirále übernahmen es, das Gros der Flotte ſelbſt anzuführen; Walter Raleigh aber erhielt den Befehl über den „Warſpight“, eines der älteſten und wichtigſten Kriegsfahrzeuge, und zwar an der Spitze

des Vortrabs, welcher in den Hafen eindringen ſollte, und aus folgenden Schiffen beſtand: „Die Maienroſe“ (unter Kapitän George Carew), „der Löwe“ (unter Ritter Robert Southwell), „der Regenbogen“ (unter Ritter Francis Vere), „der Swiftſure“ (unter Kapitän Croß), der Dreadnought“ (unter Ritter Conyers Clifford), und der „Nonparcil“ (unter Kapitän Dudley). Auf ſie ſollten die Yachten und ſodann die von der City gemietheten Schiffe folgen. Lord Thomas hatte ſein eigenes Schiff, „Mère-Honneur“, verlaſſen und an Bord des „Nonpareil“ ſich begeben.

Alle dieſe klugen Anordnungen gewannen jedoch kein Reſultat, da der Kriegsrath über die Einzelnheiten in Aufſtellung der Schlachtordnung nicht einig werden konnte, und der Abend überraſchte ihn, ohne daß die beabſichtigte Schlacht eröffnet worden wäre.

Mit Anbruch des Tages (22. Juni) lichtete Raleigh, des Zögerns mehr als überdrüſſig, die Anker und rückte gegen die ſpaniſche Flotte an. Siebzehn Galeeren derſelben lagen unter den Mauern der Stadt, gerüſtet, die einlaufenden Schiffe der Britten mit Nachdruck zu beſchieſſen, auch den Angriff auf die Gallionen zu paralyſiren, auf welchen man bei Zeiten ſich gefaßt gemacht hatte. Das Geſchütz des Fortes San Felipé, in Verbindung mit den Kanonen auf der Cortine der Stadt und einigen Feldſchlangen, hat-

ten die Beſtimmung, den Kanal rein zu halten. Als der ſpaniſche Admiral die Bewegung Raleighs wahrnahm, ſtellte auch er mit einer bedeutenden Anzahl von Kriegsſchiffen, Gallionen, Fregatten und andern Fahrzeugen ſich auf. Ein Theil dieſer Schiffe legte ſich unter dem Fort Puntal, in einem engen Gewäſſer des Hafens, Puerto Real zu, vor Anker. Den rechten Flügel bildeten drei Fregatten und zwei portugieſiſche Gallionen. Die ſogenannten Agroſien und 17 Galeeren waren in ſolcher Weiſe aufgeſtellt, daß ſie auf die Britten, im Augenblicke ihres Eindringens in den Hafen, mit Erfolg ſpielen konnten. Hinter ihnen lag der Admiral, der Vice- und der Contre-Admiral von Neuſpanien, mit dem Gros der Flotte.

Die Spanier verſprachen ſich von der Uebermacht ihrer Seekräfte einen ſichern Sieg. Ihre Linie dehnte ſich gleichſam wie eine Brücke über das enge Gewäſſer, von einem Ende zum andern aus und war durch das Fort Puntal geſchützt.

Sir Walter wurde daher von dem Forte San Felipe, den Kanonen der Cortine und ſämmtlichen Galeeren zu gleicher Zeit bedrängt; aber er zeigte ſo geringe Furcht vor den Feinden, daß er, als ginge es zu einem Feſtmahl, Trompetermuſik ſpielen und nicht einmal eine Kanone abfeuern ließ. Die ihm folgenden Schiffe dagegen begannen alſobald ein mörderiſches

Feuer auf die Galeeren, daß dieſe ſchleunigſt nach den Rudern griffen und ſich den Gallionen zu, in dem Engagewäſſer, heraufzogen. Als ſie nun an Raleigh vorbeiſegelten, erhielten ſie von ihm mehrere Lagen, und der Ritter rückte ſofort gegen die Kriegsſchiffe San Felipe und San Andrea an, wenig bekümmert über die Kräfte derſelben. Lord Th. Howard legte ſich neben ihm vor Anker; daſſelbe thaten Sir R. Southwell mit dem „Löwen“ und der „Dreadnought“ und die „Marienroſe“ auf beiden Seiten. Der „Regenbogen“ lag dem Fort Puntal zur Seite. Drei Stunden lang unterhielten ſie ein gemeinſchaftliches Feuer.

Die Eitelkeit des Grafen Eſſex, welchen es ſchmerzte, nicht mit in dem Treffen ſich zu befinden, und welcher befürchtete, ſeinen Antheil an den Trophäen des Tages zu verlieren, bewirkte, daß der herrlichſte Theil derſelben verloren ging. Auf den Donner der Kanonen hin kam nemlich der Graf, gegen 10 Uhr Vormittags, mit vollen Segeln durch die Flotte gezogen und ſtellte ſich an der Spitze der Schiffe, die auf der linken Seite des Warſpight lagen, dem Ritter Raleigh ſo nahe als immer möglich. Dieſer, dem Feinde jetzt am meiſten ausgeſetzt und faſt ganze ohne Unterſtützung von der Hauptflotte, empfand darüber lebhafte Unruhe. Nach länger angedauerter Kanonade auf die großen feindlichen Fahrzeuge beſtieg er endlich

ein Boot, begab ſich an Bord des Admiralſchiffs und erſuchte den Oberbefehlshaber, in höflichen aber ernſt betonten Worten, ihm die verſprochenen Yachten zu ſchicken, damit er mit denſelben die ſpaniſchen Schiffe entern könnte; ſollte dieß unterbleiben, ſo ſtehe ſein Entſchluß feſt, mit dem königlichen Kriegsſchiff allein die Maaßregel auszuführen, indem es ihm dann gleichgültig ſeyn dürfte, in den Grund gebohrt oder verbrannt zu werden; denn eines von beiden werde in dieſem Falle unfehlbar ſein Schickſal ſeyn.

Lange beſtand Raleigh den ungleichen Kampf mit dem ſpaniſchen Admiralſchiff und die Yachten kamen, durch unverzeihliche oder abſichtliche Säumniß Howards und Eſſex's, nicht; er ſchickte ſich demnach wirklich zur gefahrvollen Enterung an; aber der feindliche Oberbefehlshaber merkte ſein Vorhaben und lief mit zwei größeren Schiffen auf den Strand. Sie wurden alſogleich verbrannt und nur ein paar andere, mit denen ſie ein Aehnliches thun wollten, wurden durch die Thätigkeit der Engländer gerettet. Dieſe übten an der gefangenen Mannſchaft Erbarmen, wogegen ihre Bundesgenoſſen, die Holländer, welche das noch friſche Andenken an die zahlreichen Grauſamkeiten der Spanier in ihrem Vaterlande mit den Furien blutdürſtigen Wahnſinns verfolgte, mitleidslos alles niederhieben, was ihnen in die Hände fiel, bis daß es Raleigh

und dem Großadmiral endlich gelang, dem Blutbade Einhalt thun zu laſſen.

Ein ſolches Ende nahm die ungleiche Seeſchlacht von 7 engliſchen gegen 71 ſpaniſche Schiffe. Die Eroberung der Stadt Cadix war jetzt ein Leichtes und mit ihr die Zerſtörung aller noch vorhandenen Seemacht; allein der Ungeſtüm und die Zuchtloſigkeit der Sieger brachte ſie um eine der Hauptfrüchte des Tages. Schon war Raleigh, dem der Lorbeer deſſelben vor allen Anderen gebührte, trotz ſchwerer Wunden, ans Land geſtiegen, als er das betrübende Schauſpiel wahrnahm und, die Sache, deren Gewinn noch kurz zuvor ſo ganz in den Händen lag, für verloren erkennend, wiederum nach der Flotte zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bat er den Großadmiral dringend, Befehle zu ertheilen, daß die nach Weſt-Indien beſtimmte Flotte verfolgt würde. Sie lag bei Puerto Real und ein einziger kühner Angriff konnte ſie mit einemmale vernichten. Allein die Admirale, denen blos Cadix und die Leute darin vor Augen ſchwebten, entſprachen ſeinem Wunſche keineswegs; ja, ſie ſendeten ihm nicht einmal Beſcheid. Der Handelsſtand von Cadix und Sevilla ſchwebte während dieſer Zeit über das Schickſal jener Flotte in ſo großer Unruhe, daß er ſogar zu einer Summe von zwei Millionen Piaſter ſich anheiſchig machte, wenn man

unbeſchädigt ſie ziehen laſſen wollte. Mitten in den Unterhandlungen hierüber, und während die ſchönſte Zeit zur Vernichtung der Flotte oder zum Gewinn einer ungeheuren Summe unbenutzt verſtrich, faßte der Herzog von Medina-Sidonia einen beherzten Entſchluß und ließ ſelbſt die ganze Flotte verbrennen, um den Engländern jegliche Beute zu entziehen. Dieſes Schickſal hatte auch der größte Theil der Kriegsflotte. Die Sieger plünderten und brandſchatzten nun, die höheren Intereſſen ganz aus den Augen verlierend, das wehrloſe Cadix nach Herzensluſt. Raleigh aber, welcher eine treffliche Beſchreibung des Zuges und der Ereigniſſe vor dieſer Stadt geliefert hat, bemerkt, indem er die Vertheilung beſchreibt, mit bitterer Ironie: „Ich für meinen Antheil, erhielt nichts als ein lahmes und ungeſtaltes Bein, und was das Uebrige betrifft, ſo meldete ich mich zu ſpät, oder es war ſchon darüber verfügt. Man gab mir ſchöne Worte genug; meine Hauptbeute aber blieben Armuth und Schmerzen!“ *)

Der Graf von Eſſex, welcher ſicherlich nur theilweiſe zu den Erfolgen bei Cadix beigetragen und an dem Verluſte der reichen ſpaniſchen Handelsflotte die größte Schuld hatte, ſuchte gleichwohl alle Ehren für

*) Die Beſchreibung iſt dem in London 1700 erſchienenen Auszug aus ſeiner Weltgeſchichte angehängt.

ſich allein zu ärndten. Er ſchob alles auf die Matroſen und das Benehmen anderer Befehlshaber, die er denn wirklich auch nach ſeiner Zurückkunft förmlich verklagte. Allein Eliſabeth, welche den Charakter ihres Lieblings bereits näher zu kennen Gelegenheit gefunden und ſeit einiger Zeit über ſein Benehmen Mißvergnügen empfunden hatte, handelte als Königin, mit Rückhalt und Vorſicht. Sie ließ die ganze Geſchichte des Zuges und des Kampfes genau unterſuchen, und, indem ſie ſeinen Verdienſten volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen ſchien, zeichnete ſie Walter Raleigh, deſſen hoher Werth neuerdings lebendig vor ihr ſtand und zu deſſen Gunſten ſeine Wunden, ſeine Berichte und die einſtimmigen Zeugniſſe Dritter ſprachen, durch eine glänzende Anerkennung aus, die den eiferſüchtigen Grafen in Verzweiflung ſetzte. Gleichwohl war ſie, ihren Herzensgefühlen wiederum Raum verſtattend, ſchwach genug, Eſſex ſchon im folgenden Jahre einen neuen Oberbefehl über die Flotte anzuvertrauen, deren Beſtimmung ſo überaus wichtig war. *)

Philipp II. ſann darauf, ſich für den Schaden zu rächen, welcher bei Cadix ihm zugefügt worden, und ließ alle Schiffe, die ihm noch übrig geblieben, ſo wie auch die Kauffahrteiſchiffe der Oeſterlinger

*) Keralio: Vie de la Reine Elisabeth. V.

in dem Hafen von Liſſabon ſich ſammeln. Unter Don Martino de Padilla's Befehl ſtachen ſie ſofort in die See, hatten aber, theils durch Klippen, theils durch die Engländer, ein nicht minder trauriges Schickſal, als die frühere Flotte.

Walter Raleigh, eine Zeit lang wieder blos mit dem Schickſale Guiana's und friſchen Ausrüſtungen dahin beſchäftigt, ward alsbald von Neuem in das Gewühl der engliſch-ſpaniſchen Seekämpfe geriſſen. Ein Zug nach Südamerika ward in dem Kriegsrathe zu London, welchem er mit beiwohnte, beſchloſſen und auch auf dieſem erwarb er ſich glänzende Lorbeeren genug, die alle Eiferſucht des Grafen Eſſex ihm nicht verdunkeln konnte. Die Beiden leiteten zwar gemeinſchaftlich das Ganze; allein Eſſex, welcher den erſten Befehl führte, vereitelte ſtets die beſten Anſchläge durch ſeine anerkannte praktiſche Untüchtigkeit, während perſönlicher Muth und ritterlicher Sinn ihm durchaus nicht abgeſprochen werden konnten. Die Zwiſtigkeiten unter ihnen übten natürlich einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Hauptoperationen. Dann kam noch ein Unglück hinzu, welches Raleigh im Meerbuſen von Biscaya widerfuhr und von der Flotte ihn trennte. Als der Schaden ausgebeſſert, und er beim Kap de la Roque, unfern Liſſabon, eintraf, fand er eine Reihe von Schiffen und kleineren Fahrzeugen, die zur

Flotte gehörten und nach den Azoren übergebracht wurden.

Statt dem Ritter Dank für seine Bemühungen zu wissen, nahm Graf Esser solche als eine Kränkung seiner Seemanns-Ehre auf und beschuldigte jenen, daß diese Schiffe, aus partheiischer Anhänglichkeit an Raleighs Person, oder wohl auch insgeheim von diesem instruirt, ihren Großadmiral verlassen und auf die Wiederankunft des Contreadmirals gewartet hätten. Sir Walter setzte dieser Beschuldigung die nackte Thatsache entgegen, daß der Graf selbst jene Schiffe nach dem Felsen von Lissabon beordert und er einfach seine Schuldigkeit gethan habe, sie, sobald er sie getroffen, dem Oberbefehlshaber wieder zuzuführen. Der Graf schien besänftigt und zufriedengestellt. Aber Neid und Widerwillen kochten gleichwohl unaufhörlich in seinem Innern und bald ergab sich ein neuer Anlaß, die Entzweiung der Beiden scharf hervortreten zu lassen.

In einer Sitzung des Kriegsrathes war der Beschluß gefaßt worden, eine gemeinschaftliche Landung auf der Insel Fayal zu unternehmen. Der Ritter, welcher, der Abrede gemäß, vorausgesegelt war, harrte vier Tage lang auf den Grafen, im Angesichte der Insel; endlich, da gar keine Nachricht von ihm eintraf, entschied sich sein Spezial-Kriegsrath dahin, daß auf

die Perſönlichkeit des ſäumigen Admirals weniger Rückſicht genommen werden dürfte, als auf die Ehre der Nation, die hier kompromittirt werde. Der Entſchluß ward alsbald und zwar mit Glück ausgeführt. Als nun bald darauf der Graf ebenfalls erſchien, gerieth er durch den Anblick der ohne ihn vollbrachten Waffenthat in ſolche Wuth, daß er mehrere der tapferſten Offiziere, welche hauptſächlich dafür geſtimmt, trotz ihrer dabei erworbenen Verdienſte, geradezu ihrer Stellen entſetzte und ſogar daran dachte, den Ritter Raleigh ſelbſt vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, ja ihn, als Uebertreter der militäriſchen Subordination und Geſetze, hinrichten zu laſſen. Allein die Stimmung der Truppen widerſetzte ſich ſolch' einer Gewaltmaasregel und Lord Howard trat zwiſchen den Beiden als Vermittler auf. Sir Walter that dem Grafen eine Art Ehrenerklärung und Entſchuldigung, „daß er — wie Campbell ſich ausdrückt — ſo viel gethan, ehe jener das Geringſte hatte thun können." Bald darauf wurden auch die abgeſetzten Offiziere wieder begnadigt. Um ſeine völlige Ausſöhnung mit dem Ritter noch glaubwürdiger zu machen, ſpeiſte er allein an Bord des Schiffes dieſes Letztern. *)

*) Vgl. den anziehenden: „Report of the trueth of the fight about the Isles of Açores, the last of August 1591.

Der Graf von Eſſex fuhr fort, auf dieſem Zuge Fehler über Fehler zu begehen und ſeiner verkehrten Anführung ſchrieb man allgemein das Mißlingen der Plane wider die ſpaniſch-weſtindiſche Flotte zu. Raleigh hatte wenigſtens den Vortheil, einige bedeutende Priſen zu machen, woraus ſeiner Mannſchaft der rückſtändige Sold bezahlt werden konnte, und ſeine ſeemänniſche und ſoldatiſche Ehre gerettet zu haben. Eine reiche Karake, die aus Braſilien gekommen war und auf welche er bei San Miguel gewartet, war ihm durch die Unbeſonnenheit eines holländiſchen Schiffkapitäns entgangen, welcher der erhaltenen Ordre zuwider losgefeuert und den ſpaniſchen Befehlshaber dadurch auf den Hinterhalt aufmerkſam gemacht hatte, in welchem Sir Walter ſich aufgeſtellt. Als jener nun ſah, daß er nicht entrinnen konnte, flüchtete er unter die Kanonen von Punta Delguada, ließ das Schiff auf den Strand laufen und, nachdem er die Ladung ſelbſt in Sicherheit gebracht, verbrennen.

Der Graf kam in England wieder an, ohne den Ruhm, eine einzige bemerkbare That vollbracht zu

---

betwixt the Revenge, one of her Majesties shippes, and an Armada of the King of Spaine, penned by the honourable Sir Walter Ralegh Kneight," bei Hakluyt II. 169. der Londoner Edit. von 1599.

haben, wohl aber mit den Vorwürfen Vieler über mehrfache verdrießliche Ereigniſſe zum Nachtheil der Brittiſchen Flotte belaſtet. Er ſuchte, wie gewöhnlich, durch allgemeine Ausflüchte und Beſchuldigungen Anderer, namentlich Raleighs, das öffentliche Urtheil wider ſich zu mildern, ja irre zu führen. Und wirklich partheiete ſich die öffentliche Meinung zwiſchen ihnen, ebenſo wie der Hof. Die Feinde des Grafen warfen dieſem Stolz und Unwiſſenheit vor; die Feinde Raleighs, welchen ſein ſtolzer, kernhafter, ſatyriſcher Charakter aus andern Gründen noch mehr, als die böſeluden Manieren des Erſteren, zuwider war, erklärten ihn für einen Vaterlandsverräther, — aus welchem Beweggrunde — finden wir nicht beigefügt. Die Intriguanten und die Maſſe, welcher Eſſex mit vieler Feinheit zu ſchmeicheln und ſich als Mann des Volkes mittelſt anziehender Manieren und verſchwenderiſcher Großmuth hinzuſtellen wußte, prieſen ſeinen Edelmuth, während ſie, in geradem Gegenſatze zur Wahrheit, dem Ritter Eigennutz und Mißgunſt vorwarfen, welche ſeiner Seele fremd waren; ſie ſprachen alſo gegen dieſen. Die erfahrenen Männer, die aufgeklärten Patrioten, die Intelligenzen und Talente dagegen, welche, was dem Staatsſchiff Englands in ſo vielen Stürmen noth that, beſſer erkannt hatten, ergriffen Raleighs Parthei, und dieſer

Parthei fiel Eliſabeth ſelbſt zu, welche hierin mit ſeltener Unbefangenheit verfuhr, da ihr Herz mehr für den Günſtling, als für deſſen Widerſacher ſprach. Sie drückte dieſe ihre Anſicht auf eine ziemlich in die Augen ſpringende Weiſe aus und Raleighs Anſehen war befeſtigter als je.

Als die Waffen ruhten, warf derſelbe ſich wieder in das parlamentariſche Leben, und er wußte dabei, da die Intereſſen des Volkes und der Krone bisweilen ſich ſehr zu ſtreifen ſchienen, mit ſeltener Gewandtheit den Repräſentanten des erſteren und den Bedienſteten der letzteren in ſich zu vereinigen. Er trat, wo es immer dienlich war, vermittelnd zwiſchen den Beiden auf, und verhinderte durch das Anſehen, welches er bei der Königin genoß, die Vorlegung unpopulärer Anträge und Geſetzesvorſchläge, während er durch das Gewicht, welches er im Haus der Gemeinen beſaß, den Geldforderungen der Regierung Annahme verſchaffte. Das Bergweſen, den Ackerbau und die Sache der ärmeren Volksklaſſen unterſtützte er bei vielen Anläſſen mit warmem Eifer, während er andererſeits unvernünftige und ungereimte Beſchwerden in's gehörige Licht zu ſtellen und egoiſtiſche Zudringlichkeit fern zu halten wußte. Dadurch ſtieg ſein Ruf auch in den innern Angelegenheiten bei der Nation, wiewohl die Zahl ſeiner Gegner, durch Eſſex's Ränke und Verläumdun-

gen wider ihn thätig erhalten, noch immer groß genug blieb und manche ſeiner edelſten Beſtrebungen in falſchem Lichte dargeſtellt wurden.

Im Jahr 1599 vertauſchte er die Beſchäftigungen des Friedens wiederholt mit denen des Seekrieges. Bei Ausrüſtung der großen Flotte, womit Eliſabeth ihren Feinden für einige Zeit Ehrfurcht einzuflößen gedachte, erhielt er, wie zuvor, die Stelle des zweiten Admirals; da jedoch auch innere Feinde das Reich bedrohten und der Rathſchlag weiſer Männer gegen die Anſtrengungen derſelben eben ſo nöthig war, als die Tapferkeit bewährter Seehelden gegen die äußeren, ſo rief ihn die Königin ſchon nach Ablauf eines Monats wieder zurück, nachdem er noch kurz zuvor, gemeinſchaftlich mit Lord Cobham, mit einer diplomatiſchen Miſſion an den Prinzen Moritz von Oranien beauftragt worden war. Im folgenden Jahr (1600) ernannte ſie ihn zum Statthalter der Inſel Jerſey mit einem Abzug von 300 Pfund von der Jahresbeſoldung zu dringenden Staatsbedürfniſſen.

Als im folgenden Jahre die tragiſche Geſchichte mit Graf Eſſex vorfiel, hatte Sir W. Raleigh das Unglück, eine Hauptrolle dabei zu ſpielen. Eſſex war ſchon im Jahr 1598 mehrmals in Gefahr geſtanden, die königliche Gunſt zu verſcherzen und hatte, als er einſt, in einer lebhaften Unterredung mit der Monar-

chin über die Wahl eines Statthalters von Irland allzu frei und ehrfurchtvergeſſen ſich heraus ließ, von Eliſabeth eine Ohrfeige, mit begleiteten Ausdrücken, die für ſeine Mannswürde höchſt empfindlich waren, empfangen. Der Graf, ſtatt ſich zu demüthigen, wagte, durch die Beleidigung aufs höchſte entflammt und an den Degen ſchlagend, die unbeſonnene Aeußerung: er würde nicht einmal von Heinrich VIII. ſelbſt ſo etwas geduldet haben; und entfernte ſich darauf vom Hofe. Der Kanzler Egerton, welcher ihm befreundet war, ſuchte ihn zu reuigem Selbſtgeſtändniß ſeines Vergehens zu beſtimmen und dadurch mit der Königin auszuſöhnen; er erinnerte ihn, nicht ſeinen Feinden dieſen Triumph zu gönnen und ſeine Freunde ſo ſehr zu betrüben. Allein Eſſex antwortete ihm in einem Briefe: eine Beleidigung, die von einer Dame käme, ſey verzeihbar, wenn aber dieſe Dame eine Fürſtin, tödtlich. Wie man ihn, da ihm die niederträchtigſte aller Beſchimpfungen widerfahren, durch Gründe der Religion zu einer Abbitte vermögen wollen könne? „Dringt denn — fuhr er fort — die Religion wirklich darauf, daß ich es thue? Fordert Gott es, und iſt es Gottloſigkeit, es nicht zu thun? weßhalb? Können Fürſten nicht irren? Kann den Unterthanen nicht Unrecht geſchehen? Iſt eine irdiſche Macht unendlich? Verzeihen Sie mir, Mylord; dieſen Grundſätzen bin ich

niemals im Stande beizupflichten. Salomons Narr mag lachen, wenn er geschlagen wird. Diejenigen, welche ihren Vortheil bei Fürsten suchen, brauchen keine Empfindlichkeit über empfangene Beleidigungen zu zeigen; laßt die eine unumschränkte Macht auf Erden anerkennen, welche an kein unendliches Wesen im Himmel glauben."

Diese letzten Stellen, welchen noch mehrere andere zum Schlusse folgten, galten Walther Raleigh, den er und Andere seiner Anhänger so ziemlich im Verdachte des Atheismus hielten, da der Ritter über religiöse und kirchliche Punkte mit großer Klarheit und Freiheit sich auszusprechen liebte.

Die Freunde des Grafen waren unvorsichtig genug in ihrer Eitelkeit über den muthigen Sinn desselben diesen Brief in Abschriften herumgehen zu lassen. Nichts deste weniger kam Essex wieder zu Hulden und der Tod des Staatssekretairs Wilhelm Cecil, Grafen von Burleigh, der so viele Jahre hindurch mit unbeugsamem Sinne und blindergebenen den Interessen Elisabeths das Steuer geführt, befreiete ihn wenigstens von einem seiner Hauptfeinde. Der allergrößte aber war seine eigene Unbescheidenheit und Rücksichtslosigkeit. Der Graf gefährdete seinen Ruf, sein Ansehen

und Alles während ſeiner Lord-Statthalterſchaft von Irland, indem die Empörung von 1599 in dieſem Lande, durch ſeine unglückliche Kriegsführung und den ſchimpflichen Frieden mit Tyrone, an Kräften zunahm. Er rechtfertigte ganz die geringen Erwartungen ſeiner Gegner bei Hofe von dem Ausgange. Die Cecils, Cobham, Nottingham und Walther Raleigh hatten der Sendung Eſſex's durchaus keine Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſondern vielmehr ſatyriſch mit in die Lobſprüche eingeſtimmt, welche die zahlreichen Freunde und Verwandten deſſelben von ſeinem hohen Geiſte, ſeinen ſchönen Gaben, ſeinem Heldenmuthe, ſeiner unbegränzten Großmuth und ſeiner edlen Geburt verbreitet. „Es mißfiel ihnen" ſchreibt Hume, der Gegner der Freunde Eliſabeths *) „auch nicht, die ſtarke Liebe zu bemerken, welche das Volk überall für ihn zeigte. Dieſe klugen Staatsmänner hatten ſein Gemüth ſtudirt; und da ſie fanden, daß ſein offener und unerſchrockener Muth, wenn er, durch Widerſtand, Mäßigung und Zurückhaltung lernte, unüberwindlich werden mußte, ſo entſchloßen ſie ſich lieber, dieſen Segeln vollen Wind zu laſſen, indem ſie ſchon allzuſehr geſpannt waren, und ihn Gefahren entgegenzutreiben, woraus er ſich ſo wenig zu machen ſchien.

*) Geſch. der Eliſabeth. VII.

Um nun ſeine Unbeſonnenheit deſto mehr zu benützen, ſtellten ſie Kundſchafter aus über alle ſeine Handlungen, und ſogar über ſeine Aeuſſerungen, und es konnte nicht fehlen: ſein heftiger Muth, welcher ſo lange er am Hof und in Mitte ſeiner Nebenbuhler verweilte, keine Verſtellung kannte, mußte, als er ſich von lauter Freunden umringt glaubte, zu Argwohn und boshaften Deutungen nur allzuſehr Stoff darbieten."

Eſſex, von der ſchweren Ungnade in Kenntniß geſetzt, welche ihn, nach dem Mißlingen ſeiner kriegeriſchen Maaßregeln in Irland, bei der Königin bedrohte, faßte einen verzweifelten Entſchluß, wozu ihn das von einem früheren Günſtling derſelben, Graf Leiceſter, gegebene Beiſpiel in ähnlichem Falle ermuthigte. Kaum in London angekommen, eilte er, ſchweißtriefend und ſtaubbedeckt, wie er war, nach dem Pallaſte, und drang, der geheimen Zugänge wohl kundig, durch eine Nebenthüre ohne weiteres in das Schlafgemach der Königin ein. Er fand dieſelbe gerade aufgeſtanden und vor dem Spiegel, mit halb entblößter Bruſt, die langen, dichten blonden Haare ordnend, welche, einſt ein ſo reichhaltiger Stoff zu Panegyriken für Günſtlinge und ſchmeichleriſche Dichter, ihr über das Antlitz herunter hiengen. Indem er ſich anſtellte, als ob die heftigſte Sehnſucht der Liebe und Reue zugleich ihn angetrieben, umfaßte er ihre Kniee

und wußte durch erheuchelte Thränen, Schwüre und Schmeicheleien das weibliche Herz ſo ſehr zu rühren, daß der Augenblick ſein Recht behielt, eine zärtliche Umarmung die Scene ſchloß und volle Amneſtie für alles Geſchehene ihm zu Theil ward.

Allein der Sieg des Augenblickes war auch nur ein Werk des Augenblicks; kaum hatte die Schwäche der Frau, welche mit den Jahren mehr gewachſen denn gemindert ſchien, ihre Befriedigung erhalten, als der Verſtand der Königin über die letzten Vorfälle von Neuem ernſthafte Betrachtungen anſtellte und den Grafen mehr als ſtrafbar fand. Noch am Nachmittag deſſelben Tages, der ihn in den Armen der Gebieterin erblickt, zeigte ſie ihm dieſe Geſinnung in ihrer ganzen Strenge. Er fand bei der Hofgala froſtigen Empfang, erhielt ſogar Arreſt und mußte mehrere Verhöre vor dem Geheimen Rath über ſein Benehmen in Irland und allerlei andere ihm vorgeworfene Punkte beſtehen. Dieſe Sinnesänderung griff das ſtolze Herz des Grafen ſo heftig an, daß er in eine ſchwere Krankheit verfiel. Eliſabeth fühlte wieder Mitleid und erklärte, alles Geſchehene ſey blos eine mütterliche Strafe für die Aufführung Eſſex's und berechnet auf ſeine Beſſerung geweſen. Er ward auf ihren Befehl von acht der tüchtigſten Aerzte zugleich ge-

pflegt. Mehrmals vergoß ſie ſogar Thränen über ſeinen betrübten Zuſtand.

Hume behauptet nun, dieſe Zeichen der erneuerten Liebe hätten, als ſie bekannt geworden, der Parthei, welche wider den Grafen ſich erklärt, eine ſichtbare Unruhe erregt, und beſonders Sir Walter Raleigh, den heftigſten und ehrgeizigſten ſeiner Feinde, ſo ſehr angegriffen, daß er ebenfalls von einer ſchweren Krankheit überfallen worden und die Königin genöthigt geweſen ſey, für ſeine Wunde dieſelbe Salbe, wie für den Grafen, zu gebrauchen, d. h. Sir Waltern eine Botſchaft zu ſenden, welche ihren innigen Wunſch für ſeine Wiederherſtellung auszudrücken den Auftrag hatte.

Die Arznei — ſchreibt derſelbe Hiſtoriker — ſchlug bei den beiden hochſtrebenden Nebenbuhlern gleich ſehr an, und da Eſſex der Beſuch ſeiner Gemahlin nun erlaubt war und er die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen von ſeinem künftigen Glücke hegte, ſo ward ſeine Geſundheit wieder dergeſtalt hergeſtellt, daß man alle Gefahr für verſchwunden hielt. Allein es ward nun der Königin die Meinung beigebracht, die ganze Krankheit ſey nichts als pure Verſtellung geweſen, um ihr Mitleid zu erregen, und dies bewirkte daß ſie in ihre frühere Strenge gegen den Grafen zurückfiel. Neue Unglücksposten aus Irland, welche

die Schwere der Folgen von Eſſex's ſchlechter Adminiſtration und Kriegsführung daſelbſt in noch grelleres Licht ſetzten und die Niederlage ſeines Freundes und Nachfolgers Mountjoye, eines ebenfalls von Eliſabeth hochgehaltenen Mannes, wie wir oben erzählt, dienten noch dazu, die Stellung des Grafen zu verſchlimmern. Am allermeiſten that es das Benehmen ſeiner eigenen Parthei. Statt ruhig den Gang der Begebenheiten abzuwarten und auf die Vertheidigung ihres Idols ſich zu beſchränken, hetzte ſie das Volk wider diejenigen auf, welche man die Hofparthei nannte, warf ihnen grobe Ungerechtigkeit und Verfolgung des edelſten Mannes in England vor, und verbreitete Schmähſchriften wider Raleigh, Cecil und ihre Freunde. Die Königin empfand dies Alles ungemein übel, und zwar ſo, als wenn es gegen ihre eigene Perſon gerichtet geweſen wäre. Gleichwohl ward Eſſex nicht vor die Sternkammer, wie anfänglich ihre Abſicht geweſen, und Raleigh ihr unabläßig gerathen haben ſoll,*) ſondern nur vor den geheimen Rath geſtellt. Der nachmals ſo große Bacon von Verulam, dieſe Zierde und Leuchte menſchlichen Wiſſens, mit den Cecils verwandt, mit Raleigh befreundet, ſo wie der Generalprocurator, Sir Cooke, ein gegen alle Be-

*) Keralio V.

ſchuldigten gefühllos harter Mann, traten als die Ankläger auf. Die beleidigenden Aeußerungen und Briefe Eſſer's über die Königin waren es vorzüglich, welche wider ihn zeugten. Eliſabeth, welche die Unterſuchung durch eine Amneſtie endlich niederſchlug und den Grafen in Freiheit ſetzen ließ, ſpielte bei der ganzen Geſchichte eine eigenthümliche Rolle und die in ihrem Herzen noch immer unerſtorbene Liebe wechſelte mit tiefem Groll und unverſöhnlicher Rache. Eſſer benützte die von Zeit zu Zeit aufglühenden Funken jenes erſteren Gefühls und ſchrieb ihr in demüthigen Briefen unter Anderm: er küſſe die Hand Ihrer Majeſtät und die Ruthe, womit ſie ihn gezüchtigt; doch könne er nie die gewöhnliche Heiterkeit wieder erlangen, bis ſie wieder ihrer Gegenwart ihn gewürdigt, welche ſtets die Hauptquelle ſeiner Freuden und ſeines Glückes gebildet. Er ſprach nun auch noch von völliger Zurückziehung in ländliche Einſamkeit, von der Nachahmung des Beiſpiels von Nebukadnezer, bis der Thau des Himmels ihn wieder befeuchten und ſeinen Verſtand ihm zurückgeben werde.*) Eliſabeth ſchien ſolche Verſicherungen mit Wohlgefallen zu vernehmen und auf ſeine künftige Beſſerung mit Sicherheit zu

*) Man ſieht, daß in dieſen affektirten Höflichkeits-Hyperbeln Eſſer nicht hinter Raleigh blieb.

rechnen. Im Uebrigen zeigte ſie noch immer keine Aenderung in ihrem Betragen gegen den Grafen und als er einſt zudringliche Bitten an ſie ſtellte, gebrauchte ſie, indem ſie ſolche ihm abſchlug, den Ausdruck von „einem unbändigen Thiere, das in ſeinem Futter eingeſchränkt werden müßte.“

Eſſex gerieth auf dieſes in Verzweiflung, ließ ſeinen Empfindungen die Zügel ſchießen und ſann auf förmliche Rache an der Urheberin ſeiner Qualen und ſeiner Erniedrigung. Er ſetzte ſich in Verbindung mit den Katholiken, den Puritanern und allen überſpannten Köpfen Englands, welche auch jederzeit auf ihn ihre Hoffnungen gebaut hatten. Seine Schmähungen gegen Eliſabeth, ſeine Spöttereien über ihr zunehmendes Alter und fortwährende Koketterie, natürlich alsbald hinterbracht, bereiteten ſein Verderben und es bedurfte nur noch geheimer Einverſtändniſſe mit König Jakob I. von Schottland, dem Sohne der verhaßten Maria Stuart, um daſſelbe zu vollenden. Er zettelte eine förmliche Verſchwörung zum Umſturze der beſtehenden Regierung, und wie es ſchien, im Einverſtändniſſe mit Spanien, an, und ging bereits damit um, London zum Aufſtand zu bewegen.

Allein Walter Raleigh und Lord Cobham hatten alle ſeine Plane durchſchaut, erkundet und für die Vereitlung derſelben geſorgt. Am Tage vor Ausfüh-

rung des Hauptſtreichs ward Eſſex bereits in Kenntniß geſetzt, daß Alles verrathen und ſein Leben durch jene beiden Staatsmänner bedroht ſey. Die Königin ſelbſt, welche die allererſten Notizen von der Verſchwörung — wie es ſcheint, durch Raleigh — erhalten und dieſen mit unumſchränkter Vollmacht für energiſche Gegenmaasregeln ausgeſtattet hatte, befahl die unverzügliche Verhaftung des Verbrechers. Die Bürger Londons machten keine Miene zu ſeiner Vertheidigung und Eſſex, nachdem er ſich zuerſt mit einer Anzahl Bewaffneter in wehrhaften Stand geſetzt, mußte endlich der Uebermacht weichen und ſich gefangen geben. *)

Am 19. Februar begann ſein Verhör; am 25. erfolgte ſeine Hinrichtung, welche ohne die treuloſe Hinterhaltung eines Ringes durch Lady Nottingham, wie man bewies, nicht erfolgt ſeyn würde. Man hat Walter Raleigh an dieſem unglücklichen Ereigniß eine Hauptſchuld beigelegt und ihn ſelbſt im Augenblick der letzten Trauerſcene eine unwürdige Rolle ſpielen laſſen. Aus Vergleichung aller gleichzeitigen Schriftſteller geht jedoch hervor, daß der Graf von Eſſex ſein eigener Feind war und den Namen Raleigh nur

*) Camden Annals of Queen Elisabeth. — Hume l. c. — Keralio (nach allerlei intereſſanten Quellen). — Lingard nach bekannten und unbekannten Materialien.

zum Deckmantel gebrauchte, ſeine Anſchläge darunter zu verhüllen. Er wendete nemlich bei ſeiner Vertheidigung vor: er ſey aus keiner andern Urſache zu gewaltſamen Mitteln geſchritten, als um ſich vor ſeinen perſönlichen Feinden zu ſchirmen; Sir Walter und Lord Cobham hätten den Plan gehabt, ihn zu ermorden.*) Nun war aber, wie hiſtoriſch ermittelt worden, im Gegentheil ein gewiſſer Ritter Chriſtoph Blount bei dem Grafen erſchienen und hatte ihm einen Vorſchlag dieſer Art, in Bezug auf Raleigh, gemacht. Jener fand die Sache aus allerlei Gründen unthunlich, beſtimmte aber Blount, das Mährchen von einem Mordanſchlag Raleighs wider ihn ſelbſt unter das Publikum zu ſtreuen, um ſich dadurch den Schein der Nothwehr zu geben und ſeinem geheimen Verſchwörungsplan eine geſetzmäßige Farbe bei der Ausführung zu verſchaffen. Als dieſelbe vor ſich gehen ſollte, erfüllte Raleigh in dem, was er gegen Eſſex that, blos ſeine Pflicht als Staatsdiener. Mehrere Schriftſteller behaupten: Sir Walter ſey es vorzüglich geweſen, welcher die Königin zur Unterzeichnung des

---

*) Auſſer mehreren dieſer Quellen vergleiche auch Raumers Briefe aus Paris 1830. I., wo (in dem Briefe eines franzöſiſchen Geſandten an Heinrich IV.) von der Feindſchaft Raleighs gegen Eſſex ebenfalls die Rede iſt.

Todesurtheils vermocht und er habe mit besonderem Vergnügen noch durch ein Glasfenster der Vollziehung desselben zugesehen, was den allgemeinen Haß des Volks gegen ihn verstärkt hätte. Selbst Hume hat seinen Bericht nach diesen Vorgängern abgefaßt. Allein abgesehen davon, daß dieser Haß, wie es sich später bei seiner eigenen Katastrophe auswies, nicht so allgemein gewesen seyn muß, als hier angenommen wird, so zeigen sich sogar in Angabe der Thatsache jener Erscheinung Sir Walters bei der Hinrichtung Widersprüche; denn es behaupten Andere: er sey blos nahe dem Gerüste gestanden, während jene ihn doch hinter ein Glasfenster, somit also immer in einiger Entfernung davon, stellen. Der Ritter ging vor der Execution wieder weg, weil ein Gefühl des Mitleids oder der Schicklichkeit ihn ergriffen, doch ist es allerdings möglich, daß irgend ein Murren aus dem Volke, von Anhängern des Grafen erregt, ihn darauf aufmerksam machte. Aber auch so viel bleibt richtig, daß er später darüber Reue empfand, weil Esser unmittelbar vor dem Todesstreich ein heftiges Verlangen fühlte, ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen. Wiederum Andere behaupten: gerade, weil der Ritter dieß vorausgesehen, habe er sich so nahe als möglich an das Gerüst gestellt, um die Bitten des Sterbenden zu vernehmen und sein letztes Schicksal durch versöhnliche

Worte ihm zu verſüßen. Wichtig für Raleigh iſt das Geſtändniß, welches Chriſtoph Blount unmittelbar vor ſeiner Enthauptung, während er Raleigh vielmal um Verzeihung bat, gethan: daß er wirklich das Gerücht von einem Anſchlage auf Eſſer unter das Volk geſtreut, in der Abſicht, daſſelbe wider ihn aufzureizen. Dieſe Thatſache iſt ſprechend und verſöhnt zugleich die Widerſprüche von des Volkes damaliger Stimmung gegen Sir Walter und der ſpäteren Hochachtung vor ſeinem Andenken. Allein trotz des feierlichen Widerrufes von Seite Chriſtoph Blounts, welcher Raleigh vollkommen rechtfertigen mußte, vermehrte der Handel mit Eſſer gleichwohl die Zahl ſeiner Feinde und ließ im Publikum widerwärtige Erinnerungen gegen ihn zurück. Eſſer ſelbſt hatte ſeine Schuld durch die Behauptung, daß Raleighs feindſelige Bemühungen zur vermeſſenen That ihn getrieben, in nichts entkräftigt; denn die perſönliche Feindſchaft zwiſchen zwei begünſtigten Staatsbeamten reicht doch noch lange nicht hin, um eine Verſchwörung und einen Aufruhr gegen die beſtehende Gewalt und ein Bündniß mit den offenen Feinden des Landes zu erklären.

Die Eſſer'ſche Geſchichte wurde dem Ritter in ſpäterer Zeit, jedoch aus ganz eigenen Gründen, verderblich, da ſie mit in die Verhältniſſe des ſtuartiſchen Königshauſes in Schottland hineingeſtreift, und eine

Person berührt hatte, die bereits thätig im Hintergrunde stand, wie wir näher hören werden. Noch ist auch eine andere, und zwar nicht ungegründete Ansicht geltend gemacht worden; daß nämlich verschlagene Staatsmänner, welche dem Volke vorzuspiegeln und durch die Federn gedungener Geschichtsschreiber es noch glaubwürdiger zu machen gewußt, sie seyen nur Vorstände und Graf Esser und Ritter Raleigh die Hauptpersonen gewesen, diese beiden berühmten Männer gleich sehr haßten und durch allerlei Kunstgriffe sie in ihr gegenseitiges Verderben trieben. Dieser Kunstgriff aber ward auf folgende Weise durchgeführt. Zuerst hetzte man Esser wieder Raleigh auf, und bestimmte ihn, zum Nachtheil dieses Letztern einen Brief an König Jakob zu schreiben, mit welchem der Graf durch das Organ von Sir Anton Bacon lebhaften Verkehr unterhalten hatte; nach seiner Hinrichtung dagegen ward dem Könige beigebracht, daß alle über Raleigh damals verbreiteten Fakta ihre volle Richtigkeit gehabt hätten, und man suchte dadurch den Einfluß des Ritters unter der künftigen präsumtiven Regierung schon jetzt zu vernichten und denselben in der Meinung jenes leichtgläubigen Fürsten zum Voraus rettungslos fallen zu machen. *)

*) Oldys. — Campbell, welcher mit Unbefangenheit und Scharfsinn berichtet und gerichtet hat. Es ist eine Verbre-

Die Gunſt der Eliſabeth gegen Sir Walter dauerte auch nach dieſen beklagenswerthen Vorfällen fort. Er begleitete ſie im Sommer 1601 auf einer Luſtreiſe; er machte in ihrem Namen die Honneurs bei der Ankunft des Herzogs von Biron, des neuen Großbotſchafters von Frankreich und pflog mit ihm Konferenzen über wichtige politiſche Gegenſtände. Dies verhinderte ihn nicht, in der bald darauf ſtattgefundenen Parlamentsſitzung neuerdings als kräftiger Verfechter der Volksrechte gegen verfaſſungswidrige Projekte ſolcher Staatskünſtler aufzutreten, welche unter dem Scheine wohlwollender Maaßregeln auf die Unterdrückung der Nation hinzielten. Aber eben ſo nahm er ſich der Staatsintereſſen im Konflikte mit Einzelintereſſen durch Beförderung ſolcher Geſetzesvorſchläge an, welche den Anmaßungen der Erb-Ariſtokratie wie des Reichthums zu ſteuern berechnet waren. „Dies beweist — ſagt Campbell — daß er einen richtigen Begriff vom Geiſte des Volkes beſaß, nach welchem man bisweilen ſich gezwungen ſieht, Einzelnen einen Nachtheil zuzufügen, wenn es ſich darum handelt, Gutes

---

bung aller Wahrheit, wenn Heinrich in ſeiner Geſchichte von England III. 1. nun auf Campbell als Gewährsmann für Dinge ſich beruft, welche dieſer gerade in entgegengeſetztem Sinne dargeſtellt hat.

für Alle zu ſtiften; ferner, daß er den Unterſchied kannte zwiſchen demjenigen was und den Mitteln, wodurch es zu erſtreben. Das Geſetz, welches die Ausführung groben Geſchützes aus dem Reiche verbot, gehörte in die Zahl dieſer Anläſſe; denn alle umſichtigen Patrioten mußten erkennen, wie ſchädlich für die Sicherheit des Staates, wenn auch gewinnreich für Privatperſonen, ein ſolcher Induſtriezweig ſey, welcher die Feinde mit demjenigen verſah, deſſen ſie entbehrten, und ihre Seemacht nicht wenig zu verſtärken diente."

Heftige Vorwürfe trafen den Ritter wegen der ausſchließlichen Handelsprivilegien, die er für ſich ſelbſt während Eliſabethe Regierung zu erlangen wußte, und ſelbſt ihm günſtig geſtimmte Schriftſteller, wie Heyward Townskend*), ſprechen ihn in dieſer Beziehung nicht ganz von Tadel frei; aber anderſeits bleibt eben ſo wahr, daß Raleigh mit Mäßigung Gebrauch von dieſen Vergünſtigungen machte und für ſeine Perſon jeden Augenblick darauf zu verzichten ſich bereit erklärte, ſobald die übrigen, welche derſelben genoſſen, ſein Beiſpiel befolgen würden. Eine Thatſache, die auch gegen die Annahme der ungeheuern Reichthümer ſpricht, welche er, in Folge der Priſen bei

*) Notitia parlamentaria.

den früher beschriebenen Seezügen, gemacht haben sollte, folge hier noch, um zu zeigen, wie meist nur der geringere Theil solcher Beute denjenigen verblieb, welche sie fast ganz auf eigene Kosten und mit Preisgebung ihres Lebens gemacht hatten. Als es nach Wegnahme einer Karake von 200,000 Pfund im Werth, durch Raleigh und Frobisher, bei dem Seeunternehmen von 1592 um die Vertheilung sich handelte, forderte die Königin, mit ihrer Rate sich nicht begnügend, so viel, daß den Beiden nur sehr wenig übrig geblieben seyn würde. Sir Walter machte Vorstellungen und bat demüthig: Ihre Majestät möchte statt aller Forderungen 100,000 Pfd. als Rundsumme annehmen und dabei bedenken, daß ein Geschenk von 80,000 Pfd. das reichste sey, welches jemals ein Unterthan seinem Fürsten gemacht. Was Elisabeth rechtlich zu fordern gehabt, hatte nicht über 20,000 Pfd. betragen*).

Nach dem Tode der Königin Elisabeth nahm König Jakob der VI. von Schottland, als der I. dieses Namens, vom englischen Throne Besitz und mit diesem Ereigniß sah man einer Menge bedeutender Veränderungen im Regierungssysteme und in der Politik, wie im Personale der Staats- und Hofmänner, voraus. Unter den Personen, welche Ursache hat-

*) Strype. — Hume. VII.

ten, mit der meisten Besorgniß in die Zukunft zu blicken, befand sich Walter Raleigh. Zwar wurden die Geschenke, welche er alsbald, mit ehrfurchtsvollen Schreiben begleitet, nach Holyrood gesandt, gnädig aufgenommen*) und selbst nachdem der neue Monarch in England angekommen, hatte er einige Zeit bei Hofe ungehinderten Zutritt; auch fehlte es nicht an Gelegenheit demselben seine Dienste anzubieten. Allein diese Freundlichkeiten waren nur vorübergehend oder erdichtet gewesen, und es hatte hinter ihnen das Gefühl tiefer Abneigung sich versteckt; bald brach Jakobs eigentliche innere Gesinnung, von äußeren Einwirkungen inzwischen noch mehr bearbeitet, gegen den Ritter unverstellt genug hervor.

Es war die Freundschaft, die ihn diesmal zu verrathen und zu ruiniren suchte. Robert Cecil, nach des Vaters**) Tode in dessen Stelle eingetreten, mit Raleigh so lange verbündet, als der gemeinsame Haß wider Essex und dessen Parthei es nöthig machte, hatte sich von der Gefährlichkeit einer längeren Genossenschaft

---

*) P. Helyn: Examen historicum. — A brief relation of Sir W. Raleghs trouble. —

**) Wilhelm Cecil, Lord Burleigh. Noch gab es zwei andere Burleigh, deren einer sein Bruder, der andere sein Vetter war.

Sir Walters und ſeiner Nähe in der Umgebung des Monarchen ſo ſehr überzeugt, daß er den feſten Entſchluß faßte, denſelben um jeden Preis zu verdrängen. Seine eigene Exiſtenz ſchien durch den Sturz des alten Freundes bedingt. Er entwarf demnach von Raleighs Charakter, und deſſen Treiben und Trachten ſo gehäſſige Gemälde, daß ſie auf eine Perſönlichkeit, wie Jakob, ihres Eindruckes nicht verfehlten, und zwar um ſo weniger, als ſchon früher einerſeits durch Eſſer's Anhänger ihm vorgeſpiegelt worden war: der Ritter und ſeine Parthei hätten es auf die Verdrängung der Stuarts von der Erbfolge und auf die Subſtituirung der ſpaniſchen Infantin (Donna Clara Iſabella Eugenia) auf den Thron von England abgeſehen gehabt; andrerſeits aber die Aechtheit jener Schilderungen um ſo unzweifelhafter ſchien, als ſie von einem Manne herrührten, welcher mit Raleigh lange Zeit in freundſchaftlichem Verhältniſſe geweſen, und dadurch mehr als irgend Jemand in Stand geſetzt war, ihn ganz genau kennen zu lernen. Als einer der wirkſamſten Kunſtgriffe, berechnet auf die friedfertigen Neigungen Jakobs, erſcheint derjenige, durch den Walter dem Könige als ein höchſt unruhiger Kopf hingeſtellt wurde, welcher von nichts als Krieg träume und ſicherlich nicht ermangeln werde, mittelſt ſeiner Rathſchläge und Intriguen ihn, den Monarchen,

mit allen seinen Nachbarn in Streitigkeiten zu verwickeln *).

Raleigh, welcher über diese Bemühungen Cecils von vertrauter Hand Winke erhielt, beeilte sich, die ihm feindseligen Eindrücke durch eine Denkschrift an den König zu vernichten; er setzte in derselben auseinander: wie die Liebe der Cecils für die neue Dynastie nicht so fast das Werk einer freien aufrichtigen Neigung gegen diese letztere, als das des Zwanges und der Umstände sey; durch die Ränke eines Mannes aus jener Familie habe seine erhabene Mutter ihren Kopf zum Blocke getragen; niemals sey es den Cecils in den Sinn gekommen, die Erbfolge des Hauses Stuart zu befördern, bis sie wahrgenommen, daß dieses Ereigniß dennoch früher oder später eintreten werde, ohne daß sie damit einigen Dank verdient hätten. **)

Bei jeder anderen Individualität würden diese, ganz der Wahrheit getreuen und aus der Natur der Dinge genommenen Motive ihre Wirkung nicht verfehlt haben; nur nicht bei König Jakob I. Viel zu furchtsamer Natur, als daß er es gewagt hätte,

---

*) Baker: Chronikle. — Osborn: Memorials of the reign of K. James I.

**) Welwoord: Notes on Arthur Wilsons history of K. James. — Kennet: Compleat history of England. II. — Frankland: Annals of K. James and K. Charles.

einen so einflußreichen Staatsmann, wie Robert Cecil, dessen Rathschläge so vieles zum Glanze und zur Stützung der Regierung seiner Vorgängerin beigetragen, durch Entfernung sich zum Gegner zu machen, sann der „Salomo Großbritanniens," welcher mehr Gelehrter und Schulpedant, denn Monarch im eigentlichen Sinne war, einzig und allein darauf, unter den Fittichen der umfassenden und erhaltenden Wirksamkeit jenes Diplomaten in Zukunft behaglich zu ruhen; und derselbe Fürst, welcher mit so großer Gleichgültigkeit die Leiden seiner gefangenen Mutter mit angesehen und für Abwendung ihres letzten schauervollen Schicksals nur weniges und auch dieses mit einer beispiellosen Kälte des Gemüthes gethan hatte, empfand nur geringe Bewegung in sich, als man die Erinnerung an diese Tragödie auffrischte. Seine ungemessene Friedensliebe also vor allem Andern war es, welche ihn bestimmte, Sir Walters Vorstellungen kein Gehör, sondern vielmehr dem Staatssekretär sein unbedingtes Vertrauen, wenn gleich von keiner Sympathie im Innern begleitet, zu schenken. Daß es bei bloser Gleichgültigkeit gegen den Andern im Verlauf der Dinge nicht bleiben würde, konnte mit Gewißheit vorausgesehen werden, besonders wenn man erwog, daß Cecil durch eine persönliche Beleidigung wider Raleigh gestachelt war, und das Verzeihen war in dieser

Familie niemals heimisch gewesen. Man harrte somit blos eines günstigen Zeitpunktes zur Rache.

Bald änderte sich das ganze bisherige Verhältniß am brittischen Hofe und es bildeten sich zwei scharf von einander geschiedene, sich gegenseitig mit Macht befehdende Partheien; die eine bestand aus dem Staatssecretär Cecil mit seinen Kollegen im geheimen Rathe; die andere aus dem Grafen von Northumberland, Sir Walter Raleigh, Lord Cobham und Gray. Ersterer, Northumberland, wurde für eine Zeit lang in etwas ermäßigt, da man ihm Hoffnung zu Wiedererlangung von Einfluß ließ; dagegen mußten sich die übrigen auf allerlei gefaßt machen. Die erste Zurücksetzung, welche Raleigh erfuhr, bestand darin, daß man ihm die Stelle eines Hauptmanns der Leibwache und sodann die eines Direktors der Zinnbergwerke abnahm. Die Statthalterschaft der Insel Jersey dagegen ward ihm einstweilen noch gelassen, gegen bedeutenden Abzug von seiner Besoldung *).

Als der Graf von Northumberland wahrnahm, daß die königliche Gunst sehr unsicher und er jeglichem Schicksal ausgesetzt sey, so lange Cecil das Ruder behalte, schloß er sich enger wieder an Raleigh

*) Ellis: Original lettres. — Lingard IX. I.

und die übrigen Freunde an. Der zwiſchen den Kronen England und Spanien abgeſchloſſene Friede (d. d. 18. Auguſt 1604) ließ den Dualismus im politiſchen Syſteme der Staatsmänner Jakobs am ſtärkſten hervortreten. Campbell, in ſeiner Geſchichte der brittiſchen Seemacht unter Jakob I. *) erklärt, daß die neueren Geſchichtſchreiber über den Punkt der Klugheit K. Jakobs bei Abſchluß jenes Friedens eben ſo wenig eins geworden ſeyen, als es ihre Vorgänger, die Zeitgenoſſen jenes Ereigniſſes, geweſen. Am beſten, und von der Hand eines Meiſters gezeichnet, führt er ſelbſt die Gegengründe Walter Raleighs, als der Seele der Kriegspartei, an. Sie bezogen ſich namentlich auf die Thatſachen, welche des Königes von Spanien Unvermögen zu Fortſetzung des Krieges und die für ihn aus dem Frieden hervorgehenden wichtigen Vortheile darthun und deſſen Wunſch nach jenem Frieden erklären ſollten:

1) Die Schatzkammer des Königes iſt in ſolchem Grade erſchöpft, daß er ſich auſſer Stande befindet, ſeine Kriegsvölker in den Niederlanden länger zu unterhalten;

2) Durch die langen Unterbrechungen, die der Handel

---

*) Im mehr angef. Werke B. I. C. XIII.

erfuhr, litten die spanischen Kaufleute so bedeutend, daß beide Banken zu Sevilla ihre Zahlungen einzustellen gezwungen sind;

3) Der König von Spanien hegt ungemeine Furcht, daß die Engländer und Holländer in Westindien sich festsetzen;

4) Dieser Monarch schließt bloß Frieden um seine Schatzkammer wieder zu füllen und den Krieg später mit neuen Kräften beginnen zu können;

5) Derselbe thut diesen Schritt in der Absicht, das Wachsthum der brittischen Macht allmählig abzuhalten, die Richtung nach Westindien sie vergessen zu machen und die Energie ihrer Seeleute zu lähmen. Ein sehr nachtheiliges Verhältniß wird sich nach und nach gestalten, ausser den Schiffen für den Tabakshandel kein englisches Fahrzeug in jene Gegenden segeln, und während die Spanier sich wenig Bedenken daraus machen dürften, die Engländer daselbst aufzuhängen, oder sie zu Tode zu martern, kein Engländer sich getrauen, einem Spanier etwas zu Leide zu thun. Ein solch' durch den Frieden erworbenes Uebergewicht dürfte zur Folge haben, daß die westindische Schifffahrt der Britten zum Vortheil des jetzigen und aller folgenden Könige von Spanien, zuletzt gänzlich aufhören werde.

Der erste Punkt wurde von der Gegenparthei sehr

in Zweifel gezogen, besonders wenn man die Geschenke in Erwägung ziehen wollte, von denen bei Abschluß des Friedens so viel die Rede gewesen. Auf den zweiten ward geantwortet: wohl dürfe man zugeben, daß die spanischen Unterthanen durch den langen Krieg sehr gelitten; allein daraus folge noch nicht, daß die brittischen in gleichem Verhältniß Nutzen aus ihm gezogen hätten, und eben so wenig, daß, wenn der König von Spanien gänzlich zu Grunde gerichtet worden, der König von Großbritannien oder seine Unterthanen dadurch zu besonderem Flore gelangt seyn würden. Hinsichtlich des dritten, stellte man das Dilemma wenn Furcht vor der Festsetzung der Britten und Niederländer in Westindien den katholischen König bewogen, Frieden mit den Ersteren auf bessere Bedingungen zu schließen, so war der Nutzen augenscheinlich auf Englands Seite; war dieß jedoch der Fall nicht, so würde man wenig Gewinn daraus gezogen haben, in demjenigen Theile von Amerika sich festzusetzen, auf welchen Spanien Anspruch mache; zu dem war es auch niemals die Absicht Englands, den Handel der Holländer daselbst zu begünstigen. Der vierte Punkt wegen Herstellung der Schatzkammer zum Wiederbeginn des Krieges, erregt billig Zweifel hinsichtlich des angegebenen Beweggrunds, so wie der Möglichkeit in der Ausführung des Spanien angedich-

teten Planes. Die Folgerungen aus den letzt angegebenen Thatſachen des fünften Punktes endlich hätten ſich zwar ſcheinbar, aber nicht für lange ächt erwieſen; denn auch nach dem Frieden mit Spanien ſeyen Colonieen angelegt worden und der amerikaniſche Handel befinde ſich blühender als je. Statt der Einwürfe ſomit, welche von Seiten ſcharfſinniger und ſtaatskluger Leute ſelbſt gegen die beſten Maasregeln erhoben worden, würde es zweckdienlicher geweſen ſeyn, die Vortheile zu entwickeln, welche man aus der Fortſetzung des Kampfes zu ziehen vermocht, und die Mittel an die Hand zu geben, wodurch er beſſer hätte beendigt werden können, als durch den abgeſchloſſenen Frieden geſchehen. *)

Bald brach über Raleighs Parthei ein Sturm los, in Folge einer „dunkeln, räthſelhaften Verſchwörung", welche England beſchäftigte und vorzüglich die von Jakob I. gewünſchte Annäherung an Spanien (an der Stelle des bisherigen Bundes mit dem inſurgirten Niederlande) vereitelte. Es wurde behauptet, daß Raleigh, Cobham und Northumberland zuerſt mit dem frau-

*) Sir W. Raleigh, dialogue between a Recusant and a Jesuit. (Essays of W. Raleigh, am Ende des genannten Auszuges aus ſ. A. Weltgeſchichte) Campbell. (Geſch. d. Engl. Seemacht unter James I.)

zöſiſchen Hofe, durch das Organ des Hrn. Lafontaine und des Botſchafters von Beaumont, ſo wie durch das des auſſerordentlichen Geſandten, Herrn von Rosny, (nachmals Herzog v. Sully), ſodann aber, als letzterer, von K. Heinrich IV. anders inſtruirt, in die den Miniſtern ſelbſt gefälligen Anträge nicht eingegangen war, mit Spanien, durch die Vermittlung des Herzogs von Aremberg, (Bevollmächtigten der Infantin Clara Eugenia) welcher mit groſſen Summen und allerlei geheimen Vollmachten in England erſchienen war, Verbindungen angeknüpft hätten. Northumberland, die Sache für allzu gefahrvoll erkennend, zog jedoch gleich wieder ſich zurück; die anderen zwei, von welchen Raleigh den Lord Cobham blindlings leitete, verharrten auf ihrem Vorſatze. Schon unter Eliſabeths Regierung war man mit Aremberg in Briefwechſel geſtanden. Die Anſichten und Behauptungen über des Ritters Benehmen und Plan lauten verſchieden; während einige ihm die Abſicht unterlegen, daß es ihm darum zu thun geweſen, die ſpaniſchen Verſuchungen zu benutzen, um durch die bedeutenden Summen, welche ihm verheiſſen wurden, Cecils Parthei zu ſtürzen und ſich ſelbſt an die Spitze der Geſchäfte zu ſchwingen, auch etwa, im Nothfall, die Anſprüche der Baaſe des Königs, Arabella Stuart, auf die Thronfolge zu unter-

ſtützen *), ſtellen andere die Meinung auf: es habe ſich einzig darum gehandelt, Walther Raleigh, der die Seele der Kriegspartbei bisher geweſen ſey, zu vermögen, daß er dem Frieden mit Spanien, welcher von dieſer Macht nun eifrigſt gewünſcht wurde, nicht länger ſich widerſetze, und zu dieſem Behufe habe Cobham, durch den die Unterhandlungen geführt wurden, im Namen des Herzogs von Aremberg dem Ritter jene Summen angeboten *).

Perſonen, welche die aufgefangenen Depeſchen des Herrn v. Beaumont geleſen haben wollten, behaupteten durchaus die Unzweifelhaftigkeit von Raleighs und Cobhams Schuld; allein die Thatſachen der Unterhandlung und der Geldſummen können im Ganzen als wahr angenommen werden und dennoch aus dem Zwecke, den die Beiden dabei ſich vorgeſteckt, ein minderer Grad von Schuld ſich beweiſen laſſen. Es wird erzählt, daß das Komplott von den Eingeweihten: die Hauptſache (the main), ein anderes, demſelben untergeordnetes die aber Nebenſache (the bye) geheiſſen habe und ein Bruder Lord Cobhams, George Brooke, ſowie Sir Griffin Maſham, an der Spitze des letzteren geſtanden ſeyen. Letzteres hing jedoch nur

*) Carte III. Lingard IX.

*) Arraignment of Sir W. Ralegh.

in gewiſſer Beziehung mit dem erſteren zuſammen und hatte ganz andere Zwecke als dieſes, deſſen Leitern blos in ſo fern Schuld daran beigemeſſen ward, als ſie davon Kenntniß hatten. Die Unvorſichtigkeit Lord Cobhams, welcher alle Mißvergnügte, ohne Unterſchied ihres Charakters und ihrer Tendenz, mit in's Vertrauen zog und ſelbſt römiſch katholiſche Prieſter nicht verſchmähte, brachte über Alle die Beſchuldigung gleicher Strafbarkeit. Den Männern des zweitgedachten Komplotts ſchrieb man zu: daß ſie, nach dem früheren Beiſpiel, welches die ſchottiſchen Lords gegeben, der Perſon des Königes ſich bemächtigen, an Cecil und ſeinen Freunden Rache üben und ſich ſelbſt an die Spitze der Regierung bringen gewollt. Raleigh und Cobham, ohne gerade in dieſe Dinge einzugehen, ließen ſie wenigſtens gewähren, in der Hoffnung: wenn das Eine nicht gelinge, werde man vielleicht bei dem Andern deſto glücklicher ſeyn *).

Der Zuſammenhang und die Koalition mit den Katholiken und Puritanern, welch' letztere über Jakobs Abfall von den Ueberzeugungen ſeiner Jugend hinſichtlich ihrer Sache, und die ſchlechte Vergeltung für die hochwichtige ihm geleiſteten Dienſten ſehr erbittert waren, ſchadete den Verſchwornen doppelt; der Miſſionär

*) Lingard. —

Watſon, früher ein thätiger Agent gegen die ſpaniſche Parthei, von Jakob aber mit Undank belohnt, ſpielte eine beſonders thätige Rolle dabei. Die Eiferſucht Lord Gray's, welche eine Vertagung der beſchloſſenen Maasregel bewirkt, und innere Zwiſtigkeiten unter den Verſchwornen machten das Ganze endlich unausführbar. Allein das Geheimniß ward allmählig ruchbar und zuletzt, in ſo fern es das Komplott Brooke-Masham oder die „Nebenſache" betraf, entdeckt. Der Staatsſekretär Cecil, ſchon ſeit Längerem mit Nachrichten über ſtattgefundene Umtriebe verſehen, meinte: die verhafteten Perſonen ſeyen nur untergeordnete Werkzeuge und die Häupter erſt noch zu entdecken. Er ſpielte auf Raleigh und Northumberland an und dieſe wurden auch wirklich vor den Rath berufen; allein ſie wußten ihre Vertheidigung ſo geſchickt zu zu führen, daß man ſich genöthigt ſah, ſie frei zu ſprechen.

Der Unſtern wollte, daß Raleigh, in übergroßer Beſorgniß ver Enthüllung ſeiner Plane, Cobham zuſchrieb: auf der Hut zu ſeyn, da Gefahr drohe. Dieſer Brief ward aufgefangen, und, als Beweis geheimer Ränke, wider ihn geltend gemacht. Abermal fanden demnach Verhöre ſtatt und Sir Walther konnte ſeine Verbindungen und Unterhandlungen mit dem Herzog von Aremberg nicht in Abrede ſtellen. Lord Cobham,

welcher alsbald ſich für verloren hielt und einſtweilen den Kopf wirklich verlor, rief, als er hievon Nachricht erhielt, aus: Alles, was er gethan, ſey auf Raleighs Betrieb geſchehen. Durch ein ſolches Benehmen verrieth Einer den Andern. Beide wurden nach dem Tower gebracht. Der Ritter, welcher die ganze Gefahr ſeiner Lage begriff und die Macht ſeiner Feinde im Kabinete, ſo wie die „Grauſamkeit der engliſchen Geſetze kannte, die — wie er ſelbſt ſich ausdrückt, — in Hochverrathsprozeſſen den Unſchuldigen es ſo ſchwer machten, der Verurtheilung zu entgehen", verſuchte in der Verzweiflung, ſich ſelbſt zu entleiben; aber er verwundete ſich blos ſchwer unter der rechten Bruſt. Seine Feinde ſchrieben dieſe Handlung einem ſchuldbefleckten Gewiſſen zu; er ſelbſt erklärte ſie als Werk ſeiner Ueberzeugung, daß Cecils Rachſucht ſein Verderben beſchloſſen. Die ganze Art und Weiſe, wie der Staatsſekretär dem Verhafteten gegenüber ſich betrug, ſprach für dieſe Behauptung nur allzu ſehr. Die Krönung des Königes und eine Epidemie, die den Hof von Stadt zu Stadt trieb, endlich auch die Gegenwart des Herzogs v. Aremberg, welcher erſt im November London verließ, bewirkten eine Unterbrechung in dem merkwürdigen Prozeß. Die meiſten Angeklagten redeten ſich gegenſeitig ſelbſt in's Verderben und nur einer von ihnen, Sir E. Parham, ward aus Mangel rechtlicher Beweiſe

von der Instanz losgesprochen. Raleigh konnte man juristisch am wenigsten beikommen; für's erste hatte er nichts gestanden, und für's zweite eigneten sich die aufgefangenen Briefe Arembergs nicht zur Vorlage. Lord Cobham's Erklärung zeugte am meisten wider ihn; da aber dieser seine Aussagen später zurücknahm und alle seine künftigen Geständnisse einen verworrenen und zweifelhaften Charakter trugen, so beruhte die ganze Anklage nur auf moralischen Beweisen von des Ritters Schuld.

Der Kronanwald, Sir Edward Cooke, den wir bereits in dem Prozesse Esser's kennen gelernt, beschränkte sich daher auf Beschimpfungen und Drohungen; er nannte Sir W. Raleigh einen verdammungswürdigen Atheisten, einen wahren Höllenbrand, ja den nichtswürdigsten und abscheulichsten Verräther, welchen die Erde jemals getragen. Der Ritter bemeisterte seine Bewegung und erwiederte Cooke blos, daß er unbesonnen, barbarisch und unartig rede; und als der Kronanwald darüber ausrief: es gebricht mir an Worten für deine giftigen Verräthereien, bemerkte Raleigh kalt-ironisch: „Allerdings gebricht es Euch daran, denn Ihr habt schon ein Dutzendmal ein und dasselbe gesagt!"

Der Angelangte bestand auf einer Konfrontation mit Cobham, und berief sich auf die Statuten, ja selbst auf das göttliche Gesetz, welches zwei Zeu-

gen erheiſche; endlich erklärte er, auf die Wohlthat jeder Vertheidigung Verzicht leiſten zu wollen, wenn ſein Ankläger es wagen würde, ihm in's Geſicht zu behaupten, daß er jemals zu einem Verkehr mit dem Könige von Spanien gerathen habe. Hierauf bedeutete man ihm: die Statuten, auf die er ſich berufe, beſtünden nicht in Kraft; das Geſetz aber geſtatte nicht, daß ein als Ankläger auftretender Mitſchuldiger Zeuge ſey, weil dadurch leicht ein falſches Zeugniß zu Gunſten eines Freundes veranlaßt werden könnte; in Hochverrathsprozeſſen gälten Jury und ſchriftliche Beweiſe ſo viel als Jury und Zeugen. Sir Walter wies nun ein Schreiben Cobhams auf, worin dieſer, „zur Reinigung ſeines Gewiſſens“ die feierliche Erklärung gab, niemals durch Raleigh's Vermittlung mit Spanien verkehrt zu haben. Dieſem Schreiben hielt Cooke ein anderes entgegen, welches der Lord noch am Abende zuvor ausgeſtellt und worin die Wahrheit aller gegen Sir Walther erhobenen Beſchuldigungen als begründet, betheuert wurde. Die Geſchwornen, wiewohl nicht ohne Verwirrung, ſprachen auf den Grund dieſer verworrenen Aus- und Gegen-Ausſagen, ihr „Schuldig“ über Raleigh aus. „Die Mehrzahl der Anweſenden — ſchreibt Lingard, ein dem Ritter im Allgemeinen nichts weniger denn geneigter Hiſtoriker — vernahm das Verdict mit Unwillen. Sie hatten den Gefange-

nen anfänglich als einen nichtswürdigen, rachgierigen Verräther mit Abscheu betrachtet; aber seine Vertheidigung machte einen so günstigen Eindruck, daß Viele ihn für unschuldig erklärten und die Meisten eingestanden, er sey ohne genügenden, rechtskräftigen Beweis verurtheilt worden." *)

Cobham und Gray wurden jetzt vor die Pairs gestellt; ersterer benahm sich feig und unwürdig, letzterer beredt und muthvoll. Seine Geständnisse retteten jenen, während der Andere, geachtet von seinen Blutrichtern, verurtheilt wurde. Watson und zwei Priester erlitten (letztere auf schauervolle Weise) den Henkertod; Gray, Markham und Cobham jedoch wurden nach allerhand Spiegelfechtereien, welche der wunderliche König vorgenommen, bereits auf dem Schaffotte stehend, begnadigt. Lord Cobham, dießmal gefaßter, hatte noch in den letzten Augenblicken seine Schuld und Raleighs Mitschuld betheuert. Auch auf Raleigh erstreckte sich die königliche Milde; doch hatte Jakob dabei den Schlauen gespielt und aus der ganzen Geschichte Vortheil für die Zukunft gezogen. Denn nicht nur war ihm dadurch, daß er die Sache bis auf's Aeusserste kommen ließ und unmittelbar vor dem Tode erst die Verurtheilten begnadigte, an den

*) Im a. W.

verhaßten Perſonen volle Genugthuung geworden, während das Volk anderſeits ſeine Milde und Gnade pries, ſondern es hatte ſich auch durch den Umſtand, daß ſelbſt im letzten Augenblicke noch Lord Cobham ſeine Ausſagen wider Raleigh beſtätigte, der Glaube an das bisher vielfach bezweifelte Komplott ſowie an die Strafbarkeit des Ritters in der öffentlichen Meinung forterhalten. Derſelbe war nun doch ein todter Mann, welcher keinen Schaden mehr bringen konnte; und dieſer moraliſche Tod ſagte Jakobs Haſſe bei weitem mehr als der phyſiſche zu *).

Die meiſten der Begnadigten — denn die Amneſtie hatte ſich blos auf Erlaß der Lebensſtrafe erſtreckt — ſtarben entweder in Kerkerhaft, oder im Elend. Raleigh, nachdem er einige Tage in martervoller Ungewißheit über ſein Schickſal geſchwebt, ward in den Tower zurückgebracht, und ſeine Gemahlin erhielt Erlaubniß ihn daſelbſt zu beſuchen. Allmählig erfuhr er beſſere, ja ſelbſt gnädige Behandlung. Von ſeinem Vermögen, das, in Folge ſeiner Verurtheilung der Krone heimgefallen war, vertraute man das bewegliche der Verwaltung gewiſſer Leute, zum beſten ſeiner Gläubi-

*) Lingard, nach Hardwicke: Papers. I. — Lodge. III. — Winwood. II. — Howell: State trials. II. — Caley: Life of Raleigh. II. —

ger und ſeiner Familie, an. Später erhielt er ſogar die unbeweglichen Güter zurück. Der Verfaſſer der „Geſchichte berühmter Admirale und Seehelden Englands“ behauptet, allen jenen von Lingard angeführten Berichterſtattern, den Prozeßakten und Lord Cobhams Geſtändniſſen zum Trotz, daß an den wider Raleigh erhobenen Beſchuldigungen gar nichts wahres geweſen; dieß könne bis zur höchſten Evidenz erwieſen werden. Zu betrachten ſey, daß der ganze Beweis, durch welchen man die Mitwiſſenſchaft um die Verrätherei wider den König, oder den Anſchlag, denſelben mit ſeiner ganzen Familie gefangen zu nehmen, darthun wollte, blos auf ein Zeugniß vom Hörenſagen George Brooke's begründet worden und es um den Umſtand ſich gedreht, daß ſein Bruder, Lord Cobham, geſagt haben ſollte: es würde in England nicht eher gut gehen, bis der Fuchs und ſeine Jungen aus dem Wege geräumt wären; daß jene ferner gegen denſelben Brooke ſich geäußert haben: er, Lord Gray und andere Perſonen wären nur am Ufer noch; dagegen befände ſich Walther Raleigh mitten auf dem Strome; und der ſ. g. Hauptplan ſey zwiſchen ihm und dem Ritter wirklich verabredet worden. Brooke's feierlicher Widerruf unmittelbar vor ſeiner muthmaaßlichen Hinrichtung und der von Robert Cecil, dem Todfeinde Raleighs, ſelbſt gemachte Unter-

ſchied zwiſchen dem Anſchlag auf den König und den Unterredungen mit Aremberg, müßten als ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Ausſagen Cobhams in die Wagſchaale gelegt werden; Sir Walther habe nicht geläugnet, daß er mit dem Lord von großen Geſchenken geſprochen, welche ihm für den Fall der Vermittlung des Friedens mit Spanien verheißen worden ſeyen, jedoch ſehr beklagt, daß man deßhalb ſterben ſollte, weil man einen eiteln Mann ungereimte Dinge habe ſprechen hören. Alle Umſtände wären demnach ſo ziemlich zu Gunſten Sir Walthers, ausgenommen die wiederholte Betheurung Cobhams in der Todesſtunde, wo (in der Regel) nicht gelogen zu werden pflegt; doch läßt ſich auch dieſer Umſtand dadurch erklären, daß Lord Cobham die Unterhandlungen mit Aremberg ſelbſt ſchon für ein Komplott wider den König, oder als zu dieſem hinbahnend und mit demſelben in Verbindung ſtehend, angeſehen habe *).

Raleigh hegte inzwiſchen in ſeinem Gefängniß, geſteift auf die angedeuteten Aeußerungen der königlichen Milde, die kühne Hoffnung, bald wieder völlig in den vorigen Stand geſetzt zu werden; allein er täuſchte

*) Campbell XIII. nach Th. Overbury's Copy of Sir W. Raleghs Arraignment und Winwoods Memorials II., (worin ein Brief R. Cecils über den Handel)

ſich hierin ſehr, denn der Weg hiezu, ſelbſt wenn bei Hofe die edleren Gefühle obgeſiegt, war bereits vermauert; ein neuer Liebling des Königs, Sir Robert Carr, wußte dadurch, daß ein juriſtiſcher Fehler in der Uebertragung von Sir Walters Gütern auf deſſen Sohn ausfindig gemacht werden konnte, es dahin zu bringen, daß das ganze Verfahren für nichtig erkannt und das hiedurch herrenlos gewordene Vermögen ihm geſchenkt wurde. Vergebens wandte ſich Raleigh an den mächtigen Mann, der nachmals unter dem Namen eines Grafen von Sommerſet, wiewohl nicht zur Ehre Englands, ſo bekannt geworden iſt, mit einer rührenden Schilderung ſeiner Lage, wie des an ihm verübten Unrechts, und ſuchte ihn zum Mitleid und zur Großmuth zu bewegen; — die Großmuth war in jenen Umgebungen niemals heimiſch und er erhielt das Geraubte nicht wieder. Der Ritter verkürzte ſich nunmehr, immer noch feſt auf die Wiederkehr der Sonne ſeines Glückes hoffend, die Zeit der Haft mit ernſthaften Studien, deren Genüſſe ihm durch ein ſtürmevolles Leben ſo lange verkümmert worden, und verfaßte, nach Materialien, welche ſeine gelehrten Freunde Ben Jonſon, Harriot und der Doktor Burrell ihm lieferten, und unterſtützt von ihnen, ein in der engliſchen Literatur berühmtes Werk: „Allgemeine Welthiſtorie," welches leider nur

die drei erſten Monarchieen behandelt, und bis anderthalbhundert Jahre vor Chriſti Geburt reicht. Plan, Gedanken und Sprache ſind dabei — nach D'Iſraeli's und Lingards Behauptung — von ihm ſelbſt. Die Erſcheinung des Buches erregte das allgemeinſte Intereſſe. „Die Leute — ſagt Lingard — hatten bisher Raleigh als einen Abentheurer und Hofmann betrachtet; nunmehr erſtaunten ſie über ſeine vielſeitigen, namentlich chronologiſchen, Kenntniſſe, ſeine tiefen Forſchungen und ſeine große Bekanntſchaft mit griechiſchen und rabbiniſchen Schriftſtellern *).

Die wahre Urſache, weßhalb nur ein Theil der Handſchrift zum Drucke kam, lag in einer eigenen Scene zwiſchen dem Verfaſſer und dem Verleger, Hrn. Burre. Als dieſer nemlich eines Tages über die Zahl der bereits verſchloſſenen Exemplare befragt wurde, gab er zur Antwort: „ſo wenige, daß die Ausgabe des Werkes mich zu Grunde richten wird." Hierüber ward Sir Walter ſo ſehr entrüſtet, daß er das Manuſcript zum II. Bande in's Feuer warf, mit der Bemerkung: So ſollt ihr wenigſtens an der Fortſetzung keinen Schaden erleiden; und ich bedauere, blos, der Welt nicht auch den Anfang einer Arbeit, welche mich ſo viele Mühe

*) Birch: Sir W. Raleighs Works II. d'Israeli: Curiosities of Literature. II. Lingard. IX. 13.

gekoſtet und welche ich ohne Stolz als eine der ſchönſten und gelungenſten nennen darf, entziehen zu können, da ſie derſelben gar nicht werth iſt. England erkannte jedoch nach kurzer Zeit die Größe des Verluſtes und noch mehr der Verleger, der in London allein über 2000 Exemplare von dem Geſchichtswerk abſetzte *). Neben den hiſtoriſchen Studien beſchäftigten unſeren Ritter auch die ſtaatsrechtlichen ſehr, und er ſchrieb allerlei, was er über die Politik ſeines Vaterlandes früher gedacht und noch dachte, ſo wie über die Grundſätze der inneren Regierung und Verwaltung deſſelben, bald in ſtreng ſcientifiſcher, bald in aphoriſtiſcher Form nieder. Anderes bereitete er vor.

In ſeinen Staatsmaximen unterſchied Raleigh zweierlei Arten von Monarchie, hinſichtlich ihrer Gewalt und Macht, 1) unumſchränkte, wo die ganze Gewalt, in ſämmtlichen Staatsangelegenheiten zu gebieten, Krieg und Frieden und Verträge zu ſchlieſſen, Geſetze zu geben, Todesſtrafen zu erlaſſen, u. ſ. w. nach Recht und Herkommen, dem Souverän zukömmt, (wie z. B. in England), 2) beſchränkte nemlich ſolche, welche nicht in allen Punkten und Staatsſachen völlige Gewalt üben, z. B. in Polen, wo der König ſowohl zu Friedenszeiten, als bei Kriegen an

*) Iſelin Hiſtor. Lexikon. IV.

die Mitwirkung von Andern gebunden ist. Obgleich die andern Stände der Gesellschaft, damit auch sie zufrieden gestellt werden, eine Stimme bei der Gesetzgebung haben, so bleiben sie doch stets dem Gutdünken und negativen Willen des Monarchen unterworfen.

Man erkennt hier die Einwirkung des Geistes der Regierung von Elisabeth, einer Periode, wo die größtmögliche Summe von Freiheit faktisch in's Leben geführt und für die Unterthanen ein so glücklicher als ruhmvoller Zustand der Dinge begründet war, während die Regierungsrechte auf Kosten der Theorie von der Volksfreiheit und selbst des Buchstabens der alten Verfassung ungewöhnlich, wie niemals, erweitert sich zeigten.

In derselben Abhandlung erklärt jedoch Sir Walter an einer andern Stelle: „In jedem geordneten Staate hat das Volk einen Antheil an der Regierung oder muß ihn haben; in einem Königreiche z. B. eine Stimme bei der Gesetzgebung und bei der Werbung von Truppen, falls die Sache von Bedeutung und der Regent genöthigt ist, seine Unterthanen um Beistand anzugehen. Die Sache kann sodann in einem Parlamente erwogen werden, damit es das Ansehen gewinne, als wenn die Auflage von dem Volke selbst herrühre; So können demselben auch Berathungen und Institutionen

bei gerichtlichen Sachen gestattet werden, und zwar aus dem Beweggrund, weil das Volk überdrüssig wird, sobald es gewahr wird, daß man es für nichts achtet. Diese Maasregeln oder diese Gedanken sind wenig von denen des Königs unterschieden, welcher die Privilegien des Parlamentes mehr als Verwilligungen und Zugeständnisse, denn als Erbrechte betrachtete *).

In einem politischen Dialog zwischen einem Hofmann, einem Rathsherrn und einem Friedensrichter vom Lande**) sind die Ansichten Raleighs noch deutlicher ausgesprochen, der letztere repräsentirt die Parthei der Patrioten und vertheidigt die höchsten Begriffe von Freiheit, welche in jener Zeit aufgestellt worden. Der Rath behauptet: alles was der König mit Beistimmung seines Privat- oder Geheimen Rathes thue, geschehe aus unumschränkter mo-

*) Der Geschichtsschreiber Hume, welcher in seinen Betrachtungen über die bürgerliche Regierung Englands während der Perioden Elisabeths und Jakobs I. verschiedene Aussprüche über W. Raleigh anführt, hält es für merkwürdig, daß man Raleigh der puritanischen Parthei so geneigt glaubte, trotz der hier ausgezogenen Sätze: Aber die Begriffe von der Regierung — fügt er bei — verändern sich freilich in kurzer Zeit sehr.

**) Ein opus posthumum, das erst in späterer Zeit im Druck erschien.

narchiſcher Machtvollkommenheit; darauf bemerkt der Richter: und aus welcher Machtvollkommenheit geſchieht es denn im Parlamente? Irret Euch nicht, Mylord! Die drei Stände rathen nur, wie der Geheime Rath auch; wenn der König dieſem Rathe folgt, ſo wird er in dem erſtern des Königs eigene Handlung im andern des Königs Geſetz. Dieſe durch die Thatſachen zwar beſtätigte, aber immerhin gefährliche Theorie brachte ſchon dem Nachfolger Jakobs verderbliche Früchte. Aber eine Menge der ausgezeichnetſten politiſchen Denker Englands in jener Periode hegten die gleiche Anſicht, wie Raleigh.

Seine Abhandlung über die Vorrechte des Parlamentes gehört ebenfalls zu ſeinen geſchätzteſten politiſchen Schriften und zu den wichtigſten, hinſichtlich dieſer Materie, erſchienenen überhaupt.

Auch im Gebiet der Statiſtik, Nationalökonomie, verſuchte ſich Raleigh mehrfach und ein trefflicher Traktat „über die erſte Erfindung der Schifffahrt", welcher Ehemals und Jetzt der engliſchen Marine beleuchtete, gab beherzigungswerthe Winke für den Schiffbau. Für den Tabak und deſſen Cultivirung, als wichtigen Zweig der Nationalinduſtrie, bemühte er ſich ſo lange er lebte, mit großer Vorliebe.

Sogar den Naturwiſſenſchaften und der Chemie wendete er ſeine angeſtrengten Forſchungen zu

und er hatte das Glück, jene edle Arznei wider bösartige Fieber zu entdecken, welche in der Geschichte der Medizin unter dem Namen „Raleghs Cordial" bekannt geworden ist und darin einen bleibenden Rang ihm sicherte. Verschiedene andere Schriften, welche theils den Druck erlebten, theils in Handschrift noch jetzt aufbewahrt werden, zeugen ebenfalls von seinem Eifer, seinen Kenntnissen und seinem fruchtbaren Genie. Der damalige Prinz von Wales, Heinrich, der Liebling und die Hoffnung der Nation, und nach seinem allzu frühen Tode ein Gegenstand allgemeiner und tiefer Trauer, gehörte zu den Personen, welche eine ungeheuchelte Bewunderung für seine Talente und das meiste Mitleid mit seinem Schicksale hegten, und der Prinz pflegte nicht selten zu sagen: „Niemand als mein Vater könnte es über sich bringen, einen solchen Vogel im Käfigt zu halten." Selbst die Königin, der Weltfreuden müde, nahm ein lebhaftes Interesse an Raleigh und beschäftigte sich mit Vergnügen an seinen geistreichen Werken. Aber Jakob blieb taub gegen die Bitten des Sohnes wie der Gemahlin für die Befreiung des Gefangenen. Er fürchtete diesen Geist, welchen so viele bewunderten, und die Rache eines Mannes, dem er so schwere Leiden zugefügt.

Am meisten hintertrieb jedoch diese Freilassung sowie jede Erleichterung seines Looses der schon er-

wähnte Günſtling, der nichtswürdige Graf von Sommerſet, durch dieſelben Beweggründe, welche er bei Jakob lebhaft zu erhalten wußte, und noch durch einen mehr, den Beſitz der Güter des Ritters, für welche er ſchwerlich vom Könige entſchädigt worden wäre, hiezu beſtimmt. Aber auch die Stunde dieſes Glückspilzes ſchlug, wie die ſeines Vorgängers im königlichen Vertrauen, Salisbury. Nachdem er durch frevlen Uebermuth ſich immer mehr verhaßt gemacht, kam er zuletzt in daſſelbe Gefängniß, welches Raleigh verſchloß. Nach einem dreizehnjährigen Aufenthalt darin erwirkten dieſem endlich die Fürſprachen des neuen Staatsſekretärs Winwood, in deſſen geiſt- und lehrreichen, für die Geſchichte des Zeitraumes wichtigen Druckſchriften ſo vieles auch über Sir Walter aufbewahrt zu finden iſt, die Freiheit. In einem der Briefe, die er deßhalb an dieſen Staatsmann gerichtet hatte, betheuerte der Ritter: er wünſche die letzte Zeit ſeines Lebens eben ſo, wie die erſtere, in rühmlichen und dem Vaterlande erſprießlichen Beſchäftigungen zuzubringen; für den König und nicht durch den König zu ſterben, ſey der höchſte Ehrgeiz, nach dem er jetzt noch trachte.

Allein gerade dasjenige, wodurch er ſein Anſehen wieder herzuſtellen und ſeine Stellung bei Hofe zu befeſtigen gedachte, ward die Urſache ſeines neuen

Falls und ſeines endlichen Verderbens. Guiana lag noch immer vor ſeiner Seele, mit allen Träumen und Planen der früheren Zeit. Die Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung derſelben entgegengeſtellt, die mißlungenen oder nur theilweis geglückten Reſultate der verſchiedenen Fahrten ſeiner Genoſſen und Nachfolger, endlich die Schickſale, welche die verſuchten Pflanzungen ſelbſt betroffen, hatten in ihm die Ueberzeugung keineswegs geſchwächt: jenes Land ſey das reichſte in der Welt, und ſein Anbau würde von ungeheurem Gewinn für die Krone Englands begleitet ſeyn. So lebhaft beſchäftigte ſich ſeine Phantaſie mit dieſem Bilde, daß er ſelbſt von ſeinem Gefängniß aus Verbindungen mit Guiana unterhielt und jedes zweite Jahr ein Fahrzeug dahin abſandte, welches die Eingebornen mit ſeinem feſten Vorſatz bekannt machen und in der Hoffnung rege erhalten mußte, daß er alsbald nach erlangter Freiheit für ſeine eigene Perſon, zu ihrer Befreiung, aus dem Joche der Spanier, herbei eilen werde. Ja er ließ ſogar auf dieſen Fahrzeugen mehrere Indianer nach London kommen, um ſich mit ihnen innerhalb der Mauern des Towers über die Lage der Dinge in ihrer Heimath, über die Oertlichkeiten der verſchiedenen Gegenden derſelben, über die Bergwerke und deren Ausbeute ausführlich zu beſprechen. Daß die Eingebornen ſeinem Rufe

folgten und auch jetzt noch Vertrauen in ihn setzten, bewieſ am beſten, welche Macht er über ihre Geiſter und Gemüther zu erringen gewußt und wie ehrenvoll das Andenken war, welches er von ſich bei ihnen zurückgelaſſen hatte. Nach ſeiner Erlöſung ſäumte er nicht dem Hof eine Denkſchrift einzureichen, welche all dasjenige, was er friſch zu unternehmen den Entſchluß gefaßt hatte, der Länge und Breite nach entwickelte und worin er um einen neuen königlichen Freibrief für ſeine Reiſe bat. Um ſich's zu erklären, wie der Ritter, deſſen ganzes Vermögen längſt eingezogen und verſchleudert war, zu einem ſolchen Vorſatz kommen konnte, welcher ſo große Mittel erforderte, muß nachträglich berichtet werden, daß er durch die Vermittelung ſeines Gönners des Prinzen Heinrich, 8000 Pfd. Sterl. als Averſal-Entſchädigung für ſeine Anſprüche erhalten hatte *).

Der Friede war zwiſchen England und Spanien zwar geſchloſſen, allein das bekannte Heirathsprojekt zwiſchen dem jüngern Prinzen des Königs Jakob und einer ſpaniſchen Infantin noch nicht im Werden. Das größte Hinderniß beſtand in der Herbeiſchaffung der nöthigen Geldſummen. Der in dieſem Punkte ſelbſt ſehr ſchwache Jakob konnte keinen Rath hiefür ſchaffen und er überließ, Raleighs Projekt im Uebrigen

*) Raleghs Apologg.

ungemein billigend und in gespannter Erwartung der reichen, dem Staatsschatze zu gewinnenden Schätze, ihm allein zu thun, was er für gut fand. Der Ritter vertraute auf sein Glück, und es fehlte ihm nicht an Freunden, wie vordem, welche Aktien herbeizuschaffen bereit waren. Der Freibrief wurde endlich ausgestellt *).

Aber gerade über die Natur desselben entstand nachmals großer Streit und die Geschichtschreiber weichen in den Behauptungen über diesen Punkt, der für Sir Walter so bedeutsam geworden, sehr von einander ab. Nach Jakob I. eigener Angabe war die Urkunde nicht mit dem großen Siegel der Krone, sondern blos mit dem geheimen Siegel und ohne die gewöhnlichen Förmlichkeiten, versehen worden. Allein es hat sich später aus genauer Prüfung der Archive ergeben, daß wirklich eine Bestallung im großen Styl und mit dem herkömmlichen Gruße: „Unserem lieben und getreuen Ritter Sir Walter Raleigh" gegeben im 15. Jahre der Regierung König James I. über England und dem 50. über Schottland," ausgefertigt worden ist; zugleich jedoch findet sich daselbst auch angemerkt, daß diese Bestallung per breve de Sigillo privato gewesen sey. Campbell hält es nichts desto weniger für

*) Harcourt: Voyage to Guiana. — Camden: Annals of K. James.

wahrscheinlich, daß sie durch beide Siegel gegangen sey; ein gewisser Ausdruck in einem Briefe Raleighs bestätige diese Muthmaßung, und obgleich mehrere der sonst üblichen Formalien in dem Freibriefe fehlten, so habe er doch eine so ausgedehnte und in so kräftigen Ausdrücken ausgesprochene Vollmacht verliehen, als es nur immer möglich sey, in Worten auszudrücken.

Alles dieß mußte Raleigh die feste Ueberzeugung gewähren, daß die Urkunde zugleich implicite und stillschweigend seine vollständige Begnadigung in sich fasse und jede unbefangene Kritik und Kunde des Rechts wird dieser Ansicht huldigen. Kraft einer eigenen Klausel wurde der Ritter zum „General und Oberadmiral der Expedition," durch eine andere aber zum „Statthalter" des neu anzubauenden Landes mit unumschränkter Gewalt ernannt; durch eine dritte endlich ihm die Befugniß, in allen vorkommenden Fällen, das Kriegsrecht auszuüben, wie den Generallieutenants des Königs zur See und den Statthaltern der Grafschaften, übertragen. Welcher Vernünftige konnte nach diesem noch annehmen, daß eine solche Macht über mehrere tausend Unterthanen einem Menschen übertragen worden sey, der noch unter der Last eines Todesurtheils sich befunden? Raleigh selbst war zwar nicht ganz ohne Skrupel; allein als er seinen Freund, den Ritter Francis Bacon von

Verulam, damals in hoher Stellung bei Hofe, darüber zu Rathe zog: ob es nicht, mehrerer Sicherheit halber, zweckmäßig wäre, seine volle Begnadigung durch eine Summe Geldes zu erkaufen, — gab ihm dieser zur Antwort: „Bei Eurer Reise, Herr, kömmt alles auf das Geld an; spart es darum für Euren Zweck. Ihr habt schon volle Begnadigung wegen des Vergangenen dadurch erhalten, daß der König Euch unter seinem großen Siegel zum Admiral einer Flotte gemacht und Euch die Gewalt gegeben hat, Kriegsrecht zu üben über Offiziere und Soldaten" *)!

Raleigh verwendete auf die Ausrüstung dieser Flotte sein ganzes damaliges Vermögen; seine Gattin, eine mit seinen Ideen befreundete und seiner würdige Dame, verkaufte ihr Gut, das sie zu Mircham besaß, und auch mehrere Freunde, wie er gehofft, hatten beträchtliche Summen hergeschossen. Das Admiralschiff, ein herrliches, und großes, ganz neu erbautes Fahrzeug, bedeutungsvoll genug „das Verhängniß" getauft, faßte nicht weniger als 440 Tonnen und 36 Kanonen. Sein ältester Sohn, Walter, befand sich als Hauptmann

*) Coke: Detection of the four last Reignes. — Rapin: History of England and Tindal's Notes. — Declaration of the Demeanour and Carriage of Sir W. Raleigh. — Rymeri foedera. XVI. — Oldys: Life of W. R. — Howel's Letters.

mit 80 Freiwilligen, aus angesehenen Familien, meist seiner eigenen Verwandtschaft und anderen vermöglichen Leuten, auf demselben. Das zweite Schiff hieß der „Jason von London", mit 240 Tonnen und 25 Kanonen, und ward von John Penington, als Vice-Admiral, befehligt; das dritte, „die Begegnung" von 160 Tonnen und 17 Kanonen, führte Edward Hastings und später (nachdem dieser bald darauf gestorben) Sir Whitmy. Das vierte, „der Donner", mit 160 Tonnen und 20 Kanonen, Warham Sentleger; das fünfte: ‚der fliegende John" mit 14 Kanonen, John Chidley; das sechste, „der Southampton" mit 6 Kanonen, John Bayly; das siebente: „der Page" stand unter den Befehlen Kapitäns John Parker. Zu diesen kamen noch acht kleinere („die Convertine", „das Vertrauen" und „der fliegende Hirsch" u. s. w.) von verschiedenen Größen, angeführt von den Hauptleuten Keymis, Woolaston, Ferne, Smith, King und Chudley.

Sir Walter segelte mit einer Abtheilung dieser Flotte (am 28. März 1617) aus der Themse; allein die stürmische Witterung nöthigte ihn, in Plymouth bis zum Juli und sodann in Cork bis zum 19. August zu verweilen. Am 6. September erst traf er vor den kanarischen Inseln ein, wo er mit Erfrischungen sich

versah und von da aus er ein für sich und seine Mannschaft sehr günstiges, von dem Statthalter derselben ausgefertigtes Zeugniß nach London schickte*). Doch wir lassen den Ritter selbst in seinem Schreiben an den Staatssekretär Winwood das Weitere über seine Fahrt berichten.

„Mein Herr! Ich habe Euch noch keine Rechenschaft von unserer Fahrt nach Westindien erstattet, übrigens auch noch keinen andern Stoff dazu gehabt, wenn ich nicht das größte und schwerste Unglück ausnehme, welches je einem Menschen begegnen konnte. Denn, während man sonst in der Regel die Ueberfahrt von dem Capo de Verde nach Amerika innerhalb zwanzig Tagen machen kann, waren uns die Winde so widerwärtig, und es bedrängte uns ein so heftiger Sturm und Platzregen, daß sechs volle Wochen darunter verstrichen. Hierauf trat eine furchtbare Hitze ein; das frische Wasser begann zu mangeln; Anker und Seile wurden bei der Insel Brava und dem grünen Vorgebirge uns zerrissen, so daß wir auf unseren gänzlichen Untergang uns gefaßt hielten. Zu allem Ueberfluß kamen noch schwere Krankheiten, welche eine große Zahl der tüchtigsten und erfahrensten Seeleute, so Matrosen als Soldaten, uns dahin rasste."

*) Campbell.

„Am 17. November erſt bekamen wir die Küſten von Guiana zu Geſicht; wir ankerten fünf Meilen vom Fluſſe Caliana und ruhten daſelbſt bis zum 4. Dezember aus. Während der Zeit wurden unſere Kranken an's Land geſetzt, und die von England mitgebrachten Barken und Schaluppen aufgenommen, um ſie zu ſäubern; ebenſo verſahen wir uns mit friſchem Waſſer. Der Kazike Harry Caliano, mein alter Bekannter, leiſtete uns dabei treffliche Dienſte und erzeigte uns alle Ehren und Freundlichkeiten, die nur in ſeiner Macht ſtanden. Ich ſelbſt aber ſchwebte über ſechs Wochen lang am Rande des Todes, ſo zwar daß ich kein Glied bewegen konnte und auf einem Seſſel mich tragen laſſen mußte. Inzwiſchen gab ich dem Kapitän Keymis Ordre, mit fünf Schiffen nach dem Orinoko zu ſegeln und das Volk nach der Mine zu führen. Dieſe Fahrzeuge trugen fünf Kompagnieen, je zu 50 Mann, befehligt von den Hauptleuten Parker und Noorth, (Brüdern der Lords Montaigle und Noorth) tapfern Edelleuten, ausgezeichnet durch Ausdauer und Standhaftigkeit in Hunger, Hitze und Ungemach jeder Art; eben ſo von meinem Sohne Walter, dem Kapitän Tornay und dem Lieutenant Okemerly. Leider war mein Sergent-Major, Kapitän Pigot, auf der beſchwerlichen Reiſe geſtorben und mein Lieutenant Sir Warran

St. Leger liegt ſo ſiech darnieder, daß wenige Hoffnung zu ſeinem Aufkommen übrig bleibt.“

„Als ſie den Fluß hinauf fuhren, begannen die Spanier die Feindſeligkeiten, beſchoßen uns ernſthaft mit Musketen und Geſchützſtücken und nöthigten uns dadurch, ebenfalls auf ſie zu feuern. Bald darauf vertrieben meine Leute die Spanier aus der Stadt. In dieſem Kampfe ward mir mein Sohn erſchlagen, er, der eifriger für ſeine Ehre, als für ſeine Erhaltung bemüht war. Mit dem Tode dieſes Jünglings ſchwand mir, ich muß es in Wahrheit geſtehen, das letzte Gefühl von Achtung für dieſe Welt.“

Im Verlaufe ſeines Berichtes ſchildert Raleigh nunmehr das wegen der Silberminen erlittene Geſchick und die Urſachen davon, ſo wie von dem Mißlingen der ganzen Expedition; obgleich er ſich nicht verpflichtet fühle, mit Ausnahme Sr. Majeſtät Irgend Jemanden mehr Rechenſchaft über die Vorfälle bei St. Thomas zu erſtatten, nachdem er dadurch ſeinen Sohn und ſein ganzes Vermögen eingebüßt, ſo wolle er doch über die ganze Sache nach ihrem wahren Hergang den Kanzler orientiren.

Die Spanier, deren Grauſamkeit gegen alle fremde Kaufleute, beſonders aber Engländer von Geburt, welche den Minen ſich näherten, nicht genug geſchildert

werden konnte *), trugen noch mehr Sorge, den Weg dahin zu bewahren, als für die Stadt ſelbſt, und der ſcharfe, rauhe, ſteinigte Weg begünſtigte ſie in dieſem Bemüh'n. Dieß war denn auch die Urſache, daß Kapitän Keymis den Fluß ganz ſeicht fand und nicht leicht an's Land gelangen konnte, ſondern eine ganze Meile davon Halt machen mußte, der vielen daſelbſt getroffenen Sandbänke willen. Und als endlich nach allerlei vergeblichen Verſuchen ein tauglicher Landungsplatz ſich zeigte, flog aus dem Gebüſch eine ſtarke Musketenſalve hervor, welche nicht nur mehrere der beſten Ruderer todt dahin ſtreckte, ſondern auch einen ſehr tapfern Offizier, den Kapitän Tornay hart verwundete und für längere Zeit unbrauchbar machte.

Es war ein großes Unglück, daß Keymis, auf deſſen Umſicht Raleigh ſich gänzlich verlaſſen, diesmal ſeinem eigenen Kopfe folgen wollte. Er hegte die Anſicht, daß die in St. Thomas zurückgebliebenen Engländer den Angriffen der Spanier, welche alsbald ihre Schlappe zu rächen herbeigeeilt waren und die Stadt Tag und Nacht mit Geſchütz und Sturm bedrängten, nicht lange widerſtehen würden. Die Sache mit den Minen ſey faſt unausführbar, beſonders da im Angeſichte des

*) Sir Walter behauptet ſogar, daß ſie dieſelben lebendig geſchunden hätten.

Feindes über einen Arm des Stroms geſetzt und in die Gebirge eingedrungen werden mußte, wo dichte Gebüſche den weiteren Weg verhüllten, durch welche ſich zu winden eben ſo gefahrvoll als beſchwerlich; aber auch, wenn man bei den Minen angelangt, gebreche es an Arbeitern und Handwerksleuten, um etwas mit Erfolg im Bergwerke zu unternehmen. Keymis entſchloß ſich daher, unbekümmert um die Aufträge des Admirals vom Orinoko wieder nach Trinidad zurückzuſegeln. Die Stadt Thomas wurde jedoch vorher in Brand geſteckt und der Reſt von den 250 Mann beſtieg die Böte wieder und kam glücklich im Hauptquartier an. Sir Walter wurde durch ſein Erſcheinen wie vom Donner gerührt. Er warf dem Kapitän ſeine Pflichtvergeſſenheit und Säumniß in den härteſten Ausdrücken vor und erklärte ihm gerade zu, daß er ſeine Ehre bei dem Könige rettungslos zu Grunde gerichtet und Leib und Gut ihm auf die Spitze geſtellt. Keymis ward dadurch ſo tief erſchüttert, daß er in die Kajute eilte, und mit einer Piſtole ſich den Kopf zerſchmetterte. Raleigh, welcher darüber mit einer grauſam-bitteren Ironie und Indifferenz berichtet, ſagt ſelbſt, daß er dem Unglücklichen die Bemerkung gemacht: nach des Sohnes Tode ſey es ihm gleichgültig geweſen, ob noch einige hundert Menſchen mehr oder weniger mit ihm umgekom-

men wären oder nicht, wenn nur das Bergwerk entdeckt und die Ehre seines Namens gerettet worden. Er bezeugte vor Gott, daß ohne die Flucht des von ihm so hochgeachteten Kapitäns Whitmy nach dem Granados und den Verlust des Schiffes von Wellahton, er das äusserste noch versucht und seinen Körper neben dem seines Sohnes zu St. Thomas gelassen oder aus den Minen soviel Gold und Silber gewonnen haben würde, daß der König den klaren Beweis von der Gründlichkeit seiner Vorschläge erhalten hätte.

Der Schluß von Sir Walters erstem Brief an den Staatssekretär ist erschütternd: „Ich weiß nicht, — schreibt er — wie es mit mir werden wird; ich habe keine Verzeihung zu hoffen in England; meine geringen Mittel sind aufgezehrt, und ich bin im Zweifel, ob irgend ein Prinz mir Brod geben wird. Ich bitte Euch, Mylord eine gute Meinung von mir zu behalten und bei den Grafen von Arundel und Pembroke (damals den einflußreichsten Staatsmännern) meiner eingedenk zu seyn. Habt auch Mitleid mit meiner armen Hausfrau, an die ich jetzt nicht schreibe, um es zu vermeiden, daß sich bei ihr die Betrübniß über des Sohnes Tod erneuere. Theilt mein Schreiben an Euch dagegen dem Lord Carew mit; denn für ein zerbrochenes Herz, für einen schwachen Leib und blöde Augen ist es eine Quaal, viele Briefe zu schreiben!“

Raleigh verhieß auch noch, wenn er bei Leben bliebe, die Resultate mancher seiner Entdeckungen und Beobachtungen, namentlich über die Zustände Indiens, welche als von großer Wichtigkeit sich herausstellen dürften. Ueber das, was ferner, nach der unglückseligen Rückkehr des Kapitäns Keymis geschehen und dessen letzte Augenblicke lesen wir noch Einiges, ebenfalls an Winwood gerichtet:

„Mylord! Nach dem Tode des Keymis gestanden der Sergeant-Major und mehrere seiner getreusten Freunde ein, daß er, nachdem sie zurückgekehrt waren und am Ufer des Flusses sich befanden, die Bemerkung gemacht: er könnte sie wohl zur Mine bringen und zwar in zwei Stunden Weges, vom Fluß an gerechnet; da jedoch der Sohn des Admirals todtgeblieben, derselbe seine Begnadigung noch nicht vom Könige hätte und die Hoffnung somit unsicher, ob er bei Leben bliebe, so finde er, der Kapitän, es ungerathen, die Mine für die Spanier oder deren König, zu öffnen. Hierauf gaben ihm Jene zur Antwort: wenn der Ritter auch nicht förmlich begnadigt worden, so habe er doch vom Könige unter dessen großen Siegel die Erlaubniß zu dieser Reise so wie die Verwilligung des dritten Theils der Beute erhalten. Keymis erwiederte: solch eine Schenkung gehöre einem Manne nicht, der

(bürgerlich) nicht mehr vorhanden ſey, und bleibe ſomit nach dem Geſetze ungültig.“ Der Kapitän führte noch allerlei dergleichen Reden, aus welchen hervorging, daß er für ſich ſelbſt mehr, als für die Expedition und deren Beſtimmung zu ſorgen bemüht war; er traute jedoch, in der Unterredung mit ſeinem Befehlshaber, welcher ihm erklärte, daß er an Winwood nun ſchreiben werde, wie wir oben bemerkt, von deſſen Klagen ergriffen und auch über ſein eigenes Schickſal in England bange, ihm zu: ihn beim Staatsſekretär förmlich zu entſchuldigen, deſſen ich mich aber mit der Bemerkung weigerte: falls er ſich getraue, den Räthen des Königes genug zu thun, ſo ſollte es mir ſehr lieb ſeyn; allein mir ſelbſt ſolches zuzumuthen, fände ich unbillig, da ich, von ſeiner Schuld überzeugt, auſſer Stande ſey, es zu thun; darauf gab Keymis zur Antwort: er entferne ſich blos auf einen Augenblick, um eine beſſere Genugthuung zu geben, als man erwarten könne. Ich begab mich nun in mein Kabinet, hörte jedoch bald einen Piſtolenſchuß über meinem Haupte. Auf angeſtellte Nachfrage hierüber, hieß es: Kapitän Keymis habe ſeine Piſtole zum Fenſter hinaus abgeſchoſſen, um ſie zu putzen. Als jedoch der Junge deſſelben in das Schlafzimmer trat, fand er ihn verblutet auf dem Bette, das Geſicht zwar nur etwas verletzt, da die geladene Kugel zu klein geweſen war; allein es ſteckte

ihm zugleich ein langes Meſſer im Leibe, bis an das Heft hineingedrückt.“ —

Raleigh ſchrieb wiederholt an den Staatsſekretär und meldete ihm die Abſendung ſeines Vetters Herbert, eines tapfern und loyalen Edelmanns, ſo wie eines Flieboots, beladen mit einer Anzahl liederlicher Purſche, welche weder zu Waſſer noch zu Lande im Geringſten brauchbar. Herb meinte er; obgleich jene ſelbſt darum angehalten, ſo zweifle er nicht daran, daß ſie ihn aller Orten, wo ſie's nur vermöchten, ihn verunglimpfen würden. Er bat Winwood, ſolchem Abſchaum keinen Glauben beizumeſſen, wenn ſie Uebles von ihm redeten, von ihm, der mehr Mühe und Arbeit auf der letzten Seefahrt erlitten, als der ſchlechteſte Hallunke auf ſeiner Flotte. Wenn die Kerls nur einmal fort, gedenke er noch mit vier ziemlich großen Schiffen bis zu Ende Auguſt's die See zu halten.“

Das Unglück jedoch verfolgte leider unſeren Ritter unausgeſetzt; denn die nach England abgeſchickten Briefe trafen Sir Ralph Winwood nicht mehr am Leben, und ſein beſter Freund und Gönner, der ihn aus der fatalen Geſchichte ſicherlich herausgeſchlagen haben würde, war ihm mit dieſem edlen und thätigen Staatsmann entriſſen. Wir kommen nun auf den Stand der Dinge in England zurück, wie er gleich

nach Abfahrt der Flotte für Sir Walter ſich bereitet und auf das drohende Gewitter, welches, in Folge der unglücklichen Ergebniſſe, immer mehr aufſtieg.

Der ſpaniſche Botſchafter, Don Gondomar, in London war auf die Expedition Raleighs ſchon im Beginn aufmerkſam gemacht und auch in Kenntniß geſetzt worden, daß der unternehmende Mann mit noch etwas ganz Anderem ſchwanger gehe, als einer bloßen Entdeckungsreiſe, wie die oſtenſible Beſtimmung laute. Vielleicht hatte Raleigh unvorſichtig gegen Perſonen, die nicht ſo ganz reinen Mund hielten, ſein Geheimniß ausgeſprochen, vielleicht auch war, was man als von ihm beabſichtigt, geltend machte, ein auf allgemeine Beſchuldigungen gegründeter Vorwurf. Es hieß nemlich: er gehe nicht ſo faſt damit um, die Bergwerke in Guiana zu entdecken, als die ſpaniſche Silberflotte zu erobern und die reichen Städte in den ſüdamerikaniſchen Kolonien der Spanier anzugreifen, ihre Schiffe zu verbrennen, und mit einem Theil der ungeheuren Beute, jede Verantwortlichkeit, die hierdurch auf ihn kommen würde, bei dem geldarmen, ſchmutzighungrigen Könige, der ſolchen Beweggründen nur mühſam widerſtand, nieder zu ſchlagen, oder, falls er in ſeiner Berechnung ſich auch täuſchen ſollte, mit dem reichen Raube in ein andres Land ſich zu flüchten.

Dieſe kühne Idee, welche nachmals die Flibuſtiers

und namentlich ihr berühmteſtes Haupt, Montbar den Vertilger, zu Cromwells Zeiten, ausgeführt, ſcheint Walter Raleigh nicht unähnlich, und die Wahrſcheinlichkeit gewinnt an Stärke, wenn man die allgemeine Stimmung der Zeit, unter den Proteſtanten zumal, gegen Spanien, erwägt, welches als ein habſüchtiger uſurpatoriſcher, fanatiſch-glaubensverfolgeriſcher Tyrann, ja als Feind des Kontinents betrachtet wurde, gegen welchen man alles für erlaubt hielt; und wenn man den perſönlichen Haß des Ritters, mit in Anſchlag bringt, welcher einerſeits von ihren Gräueln in Südamerika ſo vieles gehört und geleſen hatte, und welchen anderſeits die durch die Thaten der Eroberer Cortez, Pizarro u. ſ. w. lebhaft geſteigerte, ſelbſt im alten Manne noch ungeminderte Phantaſie zur Nachahmung reizte.

Der ſpaniſche Botſchafter hatte durch ſeine Späher bei Hofe, auf welchen ſeine feinen Manieren, ſein glänzender Witz und ſeine, namentlich in Ausbeutung und Kirrung der Gelehrteneitelkeit Jakobs I. glückliche, Schmeichelkunſt großen Einfluß ihm verſchafft, die dem Ritter ertheilten Verwilligungen bald ausgemittelt und eben ſo deſſen weiteren, theils öffentlichen theils geheimen Plan wegen den ſpaniſchen Beſitzungen. Er proteſtirte feierlich gegen das Unternehmen und bezeichnete es geradezu als eine „Seeräuber-Expe-

dition.“ Der König ließ, da Sir Walter noch nicht abgegangen, das Privilegium ſich herreichen, ſah es von Neuem durch und nahm eigenhändige Verbeſſerungen darin vor. Sie beſtanden darin, daß Raleigh und ſeinen Leuten zwar die Befugniß ertheilt wurde, Handel zu treiben und ſich zu vertheidigen, nicht aber das Recht: Andere anzugreifen und zu unterjochen; ja die Unternehmung wurde ſogar auf die von wilden und ungläubigen Nationen bewohnten Länder ausgedehnt. Der König trieb die Gefälligkeit noch weiter und verbot Sir Walter'n ausdrücklich, die Unterthanen ſeiner Bundesgenoſſen und namentlich des Königs von Spanien zu beeinträchtigen, und begehrte ſogar die Angabe der Plätze, wohin man gehen wolle und die der Stärke der bewaffneten Macht, welche mitgenommen werden ſollte. Der Botſchafter bekam, ob durch Beſtechung und Untreue, oder, was ſogar wahrſcheinlich, durch eine höchſt tadelhafte Zutraulichkeit des Königes ſelbſt *), das Aktenſtück zur Einſicht, nahm

*) Er hatte das Unternehmen in ſeiner ganzen frühern Integrität gebilligt, darauf in ſeinen Schutz genommen, unter dem es auch in der veränderten Geſtalt noch ſtand. Dadurch, daß er einen Dritten, einen natürlichen Gegner, in die Karte ſehen ließ, half er eine Sache vereiteln, von welcher er doch ſelbſt für den Staatsſchatz und ſeine Privatkaſſe gewinnreichen Erfolg erwartete.

alsbald eine Abschrift davon und ließ sie, sammt einer Verstärkung an Truppen, seinem Bruder, dem Gouverneur von St. Thomas, zusenden *).

Als Raleigh noch auf der Rhede lag, hatte er

---

*) Campbell (Gesch. der engl. Seemacht unter Jakob I.) faßt den ganzen Hergang und Zusammenhang sehr richtig auf und drückt hierüber sich folgendermaßen aus: „Der von Sir W. Raleigh entworfene Plan war, trotz des großen Geschrei's, das die Spanier darüber erhoben, sehr wohl zu rechtfertigen. Es geht auch wirklich klar genug hervor, daß die Beschwerden ihres Gesandten, Don Diego Sarmiento d'Acunha (nachmals Graf Gondomar) nicht so sehr auf Begriffen von Unrechtmäßigkeit desselben, als auf einem spanischen Staatsstreich ruhten; es ward ein gewaltiger Lärm unter einem falschen Vorwande gemacht, um die wahre Absicht der Reise Sir Walters zu entdecken. Und hierin begünstigte Jenen das Glück nur allzusehr. Denn auf seine (des Gesandten) Vorstellungen ward der vortreffliche Mann genöthigt, einen umständlichen Bericht, sowohl von seinen Zurüstungen, als auch von dem auszuführenden Plane selbst, zu erstatten; derselbe ward den Spaniern (man weiß nicht wie?) mitgetheilt. Dadurch erhielten sie Gelegenheit, für's erste, sein Unternehmen im Beginn zu vereiteln, und sodann, nach seiner Rückkehr, ihn um seinen Kopf zu bringen, zur ewigen Schande dieses Königreichs und zum größten Schaden der Nation. Denn der Plan des Ritters, Guiana zu besetzen, war ohne allen Zweifel nicht nur wohl angelegt, sondern auch wohl begründet, und hätte man denselben befolgt, so würde jenes Land den Engländern eben denselben Vortheil gebracht haben, als Brasilien den Portugiesen."

von dem franzöſiſchen Bothſchafter des Maretz mehrere Beſuche erhalten. Da der Gegenſtand derſelben nicht bekannt wurde, ſo erzeugte dieß in Jakob Verdacht und vielleicht ſchrieb ſich daher die veränderte Stimmung hinſichtlich der Perſon und Expedition von Raleigh.

Es wird erzählt, vor der Einnahme von St. Thomas hätten mehrere ſeiner Leute dem Admiral Vorſtellungen über ſolch' vermeſſene Uebertretung der erhaltenen Inſtruktion gemacht, wogegen derſelbe eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs vorgeſchützt, jener Stadt ſich zu bemächtigen, ſobald man in dem Vorhaben, die Minen betreffend, ihn von dort aus ſtören würde. Ebenſo wurde, vielleicht von den voraus geeilten ſchlimmen Subjekten, deren Raleigh in ſeinem letzten Schreiben an Winwood erwähnt, verbreitet: ſein Sohn Walter habe, als er das Kriegsvolk wider die Stadt angeführt, demſelben ironiſch zugerufen: „Kommt, liebe Leute! hier liegt die Mine, die ihr erwartet habt. Narren ſind's, die eine andere zu finden glauben!“ Dadurch habe der Jüngling des Vaters Geheimniß wider Willen ſelbſt verrathen.

Nach dem tragiſchen Ende des Keymis und dem Abzug ſeiner noch übrigen Mannſchaft, lag der Ritter noch neun Wochen lang ununterbrochen beim Capo da Gallo. Endlich entſchloß er ſich, zu einer Bewe-

gung von einigen Meilen vorwärts, den Karaiben zu. Allein er erlitt darüber von ſeinen Leuten großen Widerſpruch, da man befürchtete, daß das bei Trinidad zurückzulaſſende Fußvolk entweder von feindlicher Uebermacht aufgerieben werden, oder durch Mangel an Lebensmitteln zu Grunde gehen könnte. Ueberdies zeigte ſich bei ihnen ein immer größeres Mißtrauen in den Oberanführer, da von den Minen ferner die Rede nicht mehr war, und eine heftige Sehnſucht der Rückkehr nach England ergriff ſie. Raleigh verſammelte den Kriegsrath in ſeiner Kajüte und theilte ihnen ſeinen Plan mit: vorerſt nach den neu entdeckten Ländern zu ſegeln und Erfriſchungen einzunehmen, ſodann aber nach den weſtlichen Inſeln zuzuſteuern und auf die ſpaniſche Flotte, die von Meriko erwartet wurde, zu lauern, welcher gegenüber ein alle erduldete Mühſal reichlich erſetzendes Abentheuer beſtanden werden ſollte; nach England ſelbſt zurückzukehren, gedenke er für jetzt noch nicht, da er im Ungewiſſen ſey, wie ſeine Verrichtungen zu London aufgenommen werden dürften. „Ich will, — ſchloß er endlich — meinen Kopf ſo lange nicht unter den Gürtel des Königs legen, bis ich die Begnadigung mit dem großen Siegel vor mir ſehe!“

Trotz der Gegenreden mehrerer Kapitäne und eines Theils der Soldaten, ging er daher friſch unter Se-

gel; allein das Mißvergnügen unter der Mannſchaft wuchs und die Mehrzahl rief unaufhörlich: „Nach England! nach England.“ Raleigh ſtieg irgendwo an's Land und befahl ihm zu folgen; aber er ſah ſich verlaſſen und genöthigt wieder an Bord zu gehen. Er fügte ſich in die Nothwendigkeit und gab den Soldaten vor: es ſey nunmehr auch ſein Wille. Kaum hatte er mit vollen Segeln die unwillkommene Heimfahrt endlich angetreten, als er von fern einer franzöſiſchen Barke anſichtig ward. Der Gedanke ſtieg in ihm auf, ſich in dieſelbe, als in ſicheren Schutz zu flüchten; er bot ſeinen Leuten das Schiff, welches er führte und welches viele tauſend Pfund werth war, zum Eigenthum an, wenn ſie ihn hinüberführen wollten; allein ſie weigerten ſich deſſen; und ebenſo ward der neue Vorſchlag, nach Holland zu ſteuern, verworfen. Daſſelbe war bei der Iriſchen Küſte mit einem andern Fahrzeuge der Fall. Die Mannſchaft, in Partheien zertheilt und in förmlichem Aufſtand gegen den Befehlshaber, ſchleppte ihn gleichſam als Geiſel mit und vereitelte ſeinen Verſuch, heimlich in einem Boote ſich weg zu ſchleichen. Förmlich gezwungen alſo, und wie ein Gefangener gehalten, mußte er bei Kingſale in Irland an's Land ſteigen.

Unglücklicherweiſe hatte gerade ein paar Tage zuvor Don Gondomar die Nachricht von dem Ueberfalle

von St. Thomas, von der Zerſtörung dieſer Stadt und dem gewaltſamen Tode ſeines Bruders empfangen. Alsbald begab er ſich nach Hof, ſtellte die bitterſten Klagen wider Sir Walter Raleigh und deſſen Genoſſen an und begehrte, kraft der zwiſchen den Kronen England und Spanien beſtehenden Traktate, die exemplariſche Beſtrafung der Uebelthäter, für Landfriedenbruch, Mord, Brand und Raub.

König Jakob wurde durch dieſen Vorfall in nicht geringe Beſtürzung verſetzt, welche, da Raleigh mit leeren Händen und ruhmlos zurückkam, alsbald in heftige Entrüſtung ſich verwandelte. Er gab (unterm 1. Juli) indem er öffentlich zugleich das Benehmen des Ritters mißbilligte und Jedermann aufforderte, über alles was damit zuſammenhing, Nachricht an den geheimen Rath zu erſtatten, alsbald nachdem Jener in Plymouth gelandet, Sir Lewis Stuckley, Admiral der Grafſchaft Devon, Befehl, Sir Walter's ſich zu bemächtigen und denſelben, wiewohl in mäßigen Tagreiſen, in Anbetracht der geſchwächten Geſundtheit, nach London zu bringen. Sir Stuckley, ein naher Anverwandter des Ritters, beeilte ſich, die Ordre zu vollziehen und es bedurfte hiezu weder großer Liſt, noch Gewalt, da der böſe Stern Raleighs dieſen ſelbſt in ſeine Hände führte, und er entweder von ihm zum Vertrauten gemacht worden,

oder ihm ſelbſt die Aufforderung zu allerlei, was ihn verfangen konnte, argliſtigerweiſe ertheilt hatte. In Unterhandlungen mit einer franzöſiſchen Barke, um nach Frankreich ſich überzuſchiffen, und bereits auf dem Wege nach der Barke, beſann Raleigh ſich wieder eines Andern und beſchloß vorerſt noch den Gang der Ereigniſſe etwas weiter abzuwarten.

Inzwiſchen gewann Stuckley Zeit ſeiner Perſon ſich zu verſichern. Die vereinigten phyſiſchen und pſychiſchen Leiden hatten ſeinen Geiſt etwas geſchwächt und verwirrt; ſein böſes Schickſal ſtand jetzt vor ihm und ſchilderte ihm die bevorſtehende Zukunft mit den ſchwärzeſten Farben. Der ſiebzehnjährige Bewohner des Towers empfand Grauen vor einer neuen Haft in deſſen Mauern, oder er fühlte das Beil, welches Eſſex's Haupt getrennt, bereits auch auf ſeinem Nacken. Endlich, nachdem er ſeine Kräfte wieder etwas geſammelt und reiflicheres Nachdenken ſich eingeſtellt, ſuchte er vor allem Zeit zu gewinnen, damit das königliche Urtheil ihn nicht überraſche und er Gelegenheit finde, dem Gefängniß zu entfliehen. Er ſtellte ſich krank und beſtach den ihm zugeſchickten Arzt, Manouri, einen Franzoſen von Geburt und durch allerlei Charlatanerien in der Chemie etwas bekannt geworden, dahin, daß er Arzneien ihm verſchaffte, wodurch heftiges Aufſtoßen verurſacht und ſcharfe

Blaſen auf Stirne, Naſe, Bruſt, Arme und Beine gezogen wurden. Und nun ſtampfte er (in Hr. Drake's Wohnung) mit Händen und Füßen wider den Boden, riß ſich die Haare aus, fluchte entſetzlich und rief beſtändig aus: „Gottes Wunder! iſt's möglich, daß mir mein Unglück alſo wieder auf den Kopf fällt!“ Der Arzt berichtete es Herrn Stuckley, welcher Mitleid mit dem Zuſtande des Gefangenen fühlte.

Zu Salisbury, auf dem Wege nach London, begehrte Raleigh ein Brechpulver von Manouri, jedoch ſollte die Sache geheim gehalten werden, und er vertraute nun thörichterweiſe dem Abentheurer ſeinen verſteckten Plan an, den König durch eine künſtliche Krankheit zu rühren und den Arm der Gerechtigkeit ſo lange aufzuhalten, bis Mittel zur Flucht ermittelt worden wären. Auf ſein Bett gebracht, klagte er ſehr über gänzliche Erſchlaffung, in Folge der Anſtrengungen der Reiſe von Scherborne bis Salisbury, und hierin hatte allerdings Sir Stuckley des Königs Auftrag ſchlecht befolgt, da dieſer Weg keine kleine, ſondern eine Tagreiſe von nicht weniger als 35 engliſchen Meilen war. Nach der Mahlzeit ſchützte er einen heftigen Schwindel vor, welcher ihm völlig das Geſicht benehme; er eilte vom Bette auf, hielt die Hände vor die Augen und taumelte längs der Kammer umher. Sir Stuckley ſuchte ihn, beim Arme faſſend,

zu leiten; allein der Ritter ſtieß mit dem Kopf ſo hart an einen Pfoſten der Gallerie, daß jener ihn wirklich für ſehr krank hielt.

Des andern Tages in der Frühe, als Stuckley, Sir Cuthbert und Manouri gerade beiſammen waren, trat ein Diener Raleighs, ganz verwirrt vor Schrecken aus der Kammer und meldete: ſein Herr ſey hirnwüthig geworden, im bloßen Hemd aus dem Bette geſprungen, krieche auf Händen und Füßen in der Kammer umher, und zerkratze, zerbeiße und zerreiße die Binſen in derſelben *).

Als Manouri, auf Bitten des Dieners, allein hineinkam, fand er den Ritter wieder zu Bette und erhielt auf die Frage: was ihm fehle, zur Antwort: „mir fehlt nichts; ich habe alles mit Fleiß gethan!“ Raleigh verlangte jetzt das verſprochene Vomitiv und ſteckte es zu ſich. Sobald Sir Stuckley nun auch in die Kammer trat, erneuerte jener ſein Springen und Toben wieder, ſtellte ſich von Krämpfen und Gliederzuckungen ſo heftig überfallen und zog Beine und Arme ſo künſtlich feſt zuſammen, daß der Admiral und ſeine Begleiter Mühe hatten, ſie ihm wieder aus

*) Eine damals in England herrſchende Art, den Fußboden der Zimmer zu zieren; Eliſabeth ſelbſt hatte keine beſſere Bodenbedeckung.

einander zu ziehen. Sir Lewis ließ ihn jetzt durch warme Tücher reiben, bis er am ganzen Leibe schwitzte, Raleigh hatte Mühe, das Lachen dabei zu verhalten, und er erzählte später Manouri, diesem Lachreiz in reichem Maße Raum verstattend, wie er sehr die medizinischen Talente Stuckley's habe bewundern müssen.

Die Blattern und Geschwüre, welche das Blasenpflaster bewirkt, brachen so aussatzartig und häßlich heraus, daß Stuckley und noch mehr die königlichen Räthe, welche ihn zu verhören beordert waren, wahrhaft Eckel empfanden; als jedoch Manouri, welchen der Admiral zu Rathe zog, nur oberflächlich und gleichgültig hierüber sich aussprach, ward derselbe nachdenklich und setzte den Bischof von Elie von der Sache in Kenntniß. Dieser rieth noch zwei Doktoren mit zu nehmen. Dieselben zeigten sich bei Besichtigung des Patienten ungemein verwundert und wußten nicht, was sie von der Sache halten sollten. Auf jeden Fall verboten sie streng, den Gefangenen an die Luft zu lassen, da ihm solches das Leben kosten würde. Sie stellten Stuckley dies Gutachten schriftlich aus und Manouri unterschrieb es mit.

Raleigh freute sich des bisherigen Gelingens seiner List ungemein und hielt sich bereits für gerettet, besonders da auch das Brechmittel inzwischen zu wirken begann und in Gegenwart der Doktoren und des Ad-

mirals eine ſtarke Entleerung erfolgt war. Nur der Punkt des Urins, welcher ebenfalls vorgezeigt werden ſollte, machte ihn noch bedenklich; aber Manouri hatte auf ſeine Bitte, ein Mittel zur Trübung deſſelben zu erſinnen, bereits Hülfe geſchafft, und das Glas, in welches er gelaſſen werden ſollte, vorher mit etwas angeſtrichen, das dem Urin eine ganz eigene Farbe gab. Die weiſen Herren von der Fakultät hegten nun die ganz untrügliche Ueberzeugung: des Ritter Raleighs Krankheit ſey tödtlich und unheilbar.

Sir Walter ſpielte die Komödie weiter fort und ließ ſich, ebenfalls durch Manouri, den Arm mit ſeidenen Bändern ſteif binden, in der Hoffnung, wenn ihm zu Ader gelaſſen würde, das Blut aufzuhalten. Allein nun verrieth ſich allmählig ſein Anſchlag durch allerlei beſondre Zufälle, obgleich er noch für einen Zuwachs von Blattern auf verſchiedenen Theilen ſeines Körpers, mittelſt friſcher Blaſenpflaſter, geſorgt hatte.

Der wüthende Hunger der ihn überfiel, drohte zuerſt das Geheimniß zu entdecken und nur mit großer Mühe gelang es Manouri die heimlich für ihn gekaufte Speiſe ihm ebenfalls heimlich zuzubringen. Als er einſt einige Stunden, größerer Ruhe willen, von ſeinen Wärtern allein gelaſſen worden, ſetzte der vermeintliche Todtkranke eine lange Vertheidigung an das Parlament auf, welche Manouri ihm abſchrieb und

welche ſpäter dem Könige eingehändigt wurde. Dieſes merkwürdige Memoire, das zugleich einen neuen anziehenden Beitrag zur Kenntniß des Ideenganges und der Darſtellungsweiſe unſeres Helden liefert, lautete wie folgt:

„Da ich nicht weiß, ob Gott mir noch ſo lange das Leben friſten wird, um vor Ew. Hochwürden erſcheinen zu können, ſo habe ich, um Sr. Majeſtät unterthänigſt genug zu thun, ſchriftlich hier all dasjenige abgefaßt, was zur Erklärung meiner Unſchuld und Abwälzung der mir gemachten Vorwürfe dienen kann. Wahrheit iſt's, daß ich, ob ich gleich dem Könige mit eröffnet, mein Vorhaben bezwecke eine Landung auf Guiana, denſelben von der Anweſenheit ſpaniſcher Koloniſten in jedem Lande in Kenntniß geſetzt habe; ebenſo, daß ich in meiner Inſtruktion keine Vollmacht erhalten die Spanier daraus zu vertreiben. Auch von meinem Anſchlage auf St. Thomas hatte Se. Majeſtät noch keine Kunde, noch irgend einen Theil daran. Da mir jedoch bekannt geweſen war, daß der Anſpruch, der Titel und der Handel Sr. Majeſtät in jenem Lande rechtmäßig und chriſtlich, indem die Eingebornen ſelbſt von freien Stücken die Königin Eliſabeth als ihre hochgebietende Souveränin angenommen hatten und ihnen durch mich von Seite dieſer Fürſtin Schutz gegen die Spanier zugeſichert worden

war, so hegte ich keinen Zweifel in die Gesetzmäßigkeit meines Verfahrens, mit Gewalt in Guiana zu erscheinen, von dem Gesichtspunkte dabei ausgehend, daß die Spanier keinen andern Rechtstitel, (des Pabstes Schenkung etwa ausgenommen) geltend machen können, als den der Gewalt."

„Ueberdieß hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Spanier erst einige Jahre nach meiner Besitzergreifung im Namen der Krone England, Fuß in dem Lande gefaßt. Dieser Punkt muß festgehalten werden; denn für den Fall, daß Se. Majestät keinen Anspruch auf Guiana besessen, verdiente ich mit eben so viel Fug ein Dieb gescholten zu werden, (weil ich Gold aus den Minen des Königs von Spanien genommen,) als die Spanier mich jetzt einen Friedenbrecher nennen; denn ebenso wenig es den Spaniern erlaubt seyn dürfte, Zinn aus Kornwallis zu holen, ebenso wenig darf man sich aus einem Lande, das als spanisches Besitzthum anerkannt worden, Gold verschaffen. Wäre obgenannte Weise von Besitzergreifung hinreichend, so könnte sich der König von Spanien mit dem gleichen Rechte auch Herzog von Großbrittanien schreiben; denn seine Truppen haben Brest besetzt gehabt und es befestigt; dasselbe ist an mehreren anderen Orten ihrerseits ebenfalls geschehen. Ich zweifle nicht daran, daß Se. Majestät recht gut

wiſſen, was Ihr für ein Recht auf Guiana zuſteht, da ſchon zu den Zeiten M. Charles Leighs und M. Harecourts, Engländer die Erlaubniß zu einer Niederlaſſung und Pflanzung darauf erhalten hatten; ebenſo weiß ich ſelbſt recht gut, daß lange vor dieſer Periode an die 3000 Engländer am Orinoko ſich niedergelaſſen haben würden, wenn nicht meine Reiſe dahin über zwei Jahre lang aufgezögert worden wäre, in Folge der Fahrt nach Cales-Males, unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Guiana, und ſodann durch die andere Fahrt nach den Inſeln. Ihre Majeſtät (die Königin Eliſabeth) faßte damals den Beſchluß, weder Mannſchaft noch Schiffe mehr aus England abgehen zu laſſen, ſo lange nicht der Aufruhr in Irland beſchwichtigt ſeyn würde. Nach dieſer Zeit verſchaffte der Tod der hochſeligen Königin und meine lange Gefangenſchaft den Spaniern Spielraum genug, eine Stadt auf Stöcken und Pfählen in Guiana und zwar am Ufer des Orinoko zu gründen, welcher ſie den Namen St. Thomas gaben. Allein es gelang ihnen nicht, auch nur einen von den Kaziken oder Eingebornen des Landes auf ihre Seite zu zieh'n, ſondern dieſelben ſtanden ihnen ſtets in Waffen gegenüber, wie der Gouverneur ſelbſt in einem Schreiben an den König von Spanien ſolches bezeugt hat."

„Ich glaube nicht, — wenn mir vergönnt iſt, frei

zu reden, daß durch meine Landung auf Guiana der Friede gebrochen worden; denn wo kein Friede beſteht, kann man keinen brechen. Daß uns aber die Spanier in dieſen Gegenden keinen Frieden halten, geht aus dem eigenen Brief ihres Königes an den Gouverneur derſelben hervor, in welchem der Befehl ertheilt ward, alle die Spanier und Indianer, welche mit brittiſchen Unterthanen Handel treiben würden, hinzurichten. Es haben auch die Spanier zu Thomas noch vor wenigen Jahren ſechs und dreißig Perſonen ertödtet, die mit Hrn. Hail von London aus dahin gezogen; eben ſo erſchlugen ſie mehrere von meinen Leuten, als dieſe, und zwar unbewaffnet, und auf das von Jenen gegebene Ehrenwort vertrauend, ausſtiegen; deßgleichen fand Hr. Thorne mit vielen andern Engländern, ohngefähr ein Jahr vor meiner Befreiung aus dem Tower, am Orinoko ihren Tod durch ſie auf ſchändliche Weiſe. Wenn das nun friedliche Handlungen ſind, ſo beſteht allerdings Frieden zwiſchen uns und den Spaniern; ſieht man es aber als Akte des Krieges und grauſamer Feindſeligkeit an, ſo konnte durch das, was wir gethan, kein Friede gebrochen werden.

Wie ſoll es ferner mit der Größe des ſpaniſchen Königes ſich vereinbaren, daß er uns Feinde nennt, ſo lang ihm Hoffnung bleibt, uns in Stücken hauen zu können, im Falle des Mißlingens ſolcher Anſchläge

jedoch uns Friedbrecher zu heißen, und zwar in einer und derselben Sache? Wahrlich dieß ist ungereimt und ein baarer Widerspruch. Allein es ist faktisch, daß jener König uns „Englische Feinde" betittelt hat, und zwar in seinem Briefe an den Gouverneur von Guiana, datirt: Madrid am 19 März, eh' und bevor wir nur die Themse verlassen."

„Wenn es dem Könige von Spanien beliebt hätte, innerhalb der 17 Monate (welche unter den Zurüstungen der Flotte verstrichen) nur einmal an Se. Majestät zu schreiben und Sie zu überzeugen, daß unsere Landung auf Guiana als Friedensbruch zu betrachten sey, so würde S. Majestät zweifelsohne uns nimmermehr erstattet haben, für einen solchen Zweck unter Segel zu gehen; gewiß, dieß hätte ihm weniger Mühe und Kosten verursacht, als die Ausrüstung von 500 Soldaten und die Absendung von 10 Geschützstücken aus Puerto Rico, welche, wenn sie zur Zeit unserer Ankunft vor St. Thomas bereits angelangt wären, unsere Kompagnieen niedergeschmettert und hiemit aller Klage ein Ende gemacht hätten."

„In Betreff des Punktes der fraglichen Landung, muß ich gestehen, daß wir der Ansicht huldigten: die Spanier müßten aus ihrer Stadt vertrieben werden, wenn wir anders das Gebüsche passiren wollten, das

die Minenberge rings umzieht; hiezu hatte ich denn auch — ich läugne es nicht — alsbald den Entſchluß gefaßt. Allein als ich die Sache beſſer in Ueberlegung gezogen, war ich geſonnen, mit der Einnahme der Stadt einzuhalten, bis ſichere Kunde mir geworden, ob die Beſchaffenheit der Minen wirklich ſolche Anſtrengungen verdienen; ich ertheilte demnach dem unter meinem Befehle ſtehenden Kriegsvolk die Ordre, daß nur in dieſem Falle, eine Beſatzung in die Stadt gelegt und die Spanier daraus vertrieben werden ſollten; den Ort ſelbſt mit Feuer zu verwüſten, kam mir niemals in den Sinn, und in der That wußten meine Leute keine Rechenſchaft über ihr gegentheiliges Benehmen abzulegen. Ich zog deßhalb nach ihrer Rückkehr ſowohl den Sergeant-Major Keymis zur Rede, warum ſie es doch gethan und nicht zuerſt die Mine ausgekundſchaftet, ehe ſie zur Einnahme der Stadt geſchritten? — worauf ſie mir antworteten: Obgleich zwiſchen der Mine und ihren Schuyten, die ſpaniſche Beſatzung gelegen, ſo hätten ſie dennoch, meiner letzten Ordre zu Folge, zwiſchen der Stadt und der Mine anzulegen ſich genöthigt geſehen; die Spanier ſeyen darauf, ohne daß nur ein Wortwechſel zwiſchen ihnen vorgefallen, alsbald auf ſie eingeſtürmt und hätten unter dem Rufe: „Pecos Engleses!“ (Engliſche Hunde,) Feuer auf ſie gegeben, auch, durch die

Unterhaltung dieſes Feuers und dieſes Scharmützels ſie herumgezogen und geleitet, bis zum Eingang in die Stadt, ohne daß ſie, die Engländer, ſichere Kenntniß zuvor gehabt, in welcher Gegend ſie ſich befinden; die Spanier ſelbſt hätten demnach den Frieden zuerſt gebrochen und ſie gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und ohne dieß wäre der ganze Zweck ihres Zuges, die Erforſchung der Mine, rein unmöglich geweſen."

„Der Vorwurf alſo, daß wir uns an dem Könige von Spanien, durch unſere Landung von Guiana, vergriffen, zerfällt rein in nichts, er wird für's erſte geſchwächt und gänzlich entkräftet, durch den Titel und Rechtsanſpruch, welchen Se. Majeſtät auf das Land beſeſſen; zweitens gab es nie einen König, der einem andern Souverain oder Staate, durch Beſchädigung ſeiner Unterthanen an Leib und Gut, wie uns geſchehen, den kleinſten Weg eröffnet hätte; den Spaniern ſollte es freiſtehen, uns, gewaltſam oder verrätheriſch, zu ermorden, dagegen uns nicht geſtattet ſeyn, unſerer Haut uns zu wehren und mit gleicher Münze ſie zu bezahlen. Eben ſo kömmt der Punkt der Oberherrlichkeit und Unterwürfigkeit in Erwägung, welchen ein unumſchränkter Monarch nie noch ſo leicht aufgeben hat noch ſo leicht aufgeben wird. Drittens ſcheint aus der Sache vorgehen zu wollen, daß die

Engländer den Spanier höher ſchätzen und vor ſeiner Macht ſich fürchten, als die Franzoſen und Niederländer, welche täglich aller Orten in Weſtindien einbrechen und gleichwohl bei ihrer Heimkehr nichts dafür zu befahren haben. Vor Kurzem erſt, als ich zu Plymouth mich aufhielt, lief ein franzöſiſcher Edelmann, Clerge, mit 4 Segeln und 300 Mann, aus, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, bei allen Plätzen in Weſtindien zu landen, zu ſengen und zu plündern, wo es ihm nur möglich werden würde; und dennoch iſt der König von Frankreich Gemahl der Tochter des Königs von Spanien."

„Dieß iſt nun alles, was ich vorzubringen weiß, als etwa noch, daß ich meinen Stand vollends zu Grunde gerichtet, meinen Sohn und meine Geſundheit eingebüßt, und mehr Elend ausgeſtanden habe, als irgend ein Menſch auf der Welt, alles in der Hoffnung, dem Könige einen Dienſt zu erzeigen. Ich kann nicht begreifen, noch verſtehen, daß ich irgend eine Feindſeligkeit verübt, als die: ein Land betreten zu haben, das der Krone Englands angehört hatte und aus dem die zuvor darin angeſiedelten Britten von den räuberiſchen Spaniern vertrieben worden ſind."

„Keine Weſtindiſche Orte ſonſt, darauf die Spanier ein Recht beſaßen, nahm ich ein und ich bin nach England zurückgekehrt, auf augenſcheinliche Gefahr

meines Lebens, welches blos noch auf Sr. Majestät Gnade sich stützt, und kein Mensch, noch irgend ein Drang der Umstände konnte davon mich zurückhalten. Eben dieser Gnade, Güte und Milde vertraue ich auch jetzt noch; sollte aber Se. Majestät der Ueberzeugung seyn, daß ich der Drangsale nicht genug erlitten, so mag sie dem keine Arbeit scheuenden, unglücklichen Besitzer eines erbärmlichen Lebens derselben noch mehrere auferlegen."

Diese Vorstellung erfreute sich des günstigsten Eindrucks und Erfolges und mehrere darin geltend gemachten politischen und inneren Gründe, von einem Anflug von Nationalstolz unterstützt, sprachen durchaus für den Mann, welcher auch das Vermessene und Frevelhafte nur im höheren Interesse und für den Ruhm des Landes, oder gedrängt von den Umständen, gethan zu haben schien. Allein Sir Walter verdarb sich seine Sache selbst durch allerlei Unbesonnenheiten, wie man nun hören wird.

Als Sir Stuckley eines Abends mit ihm über den Ursprung seiner Krankheit und namentlich der Blattern, sich unterhielt, bemerkte Letzterer ganz ernsthaft, „So war mir Gott helfe, ich bin des Glaubens, daß ich vor der Ankunft in dieser Stadt, Gift bekommen. Ich weiß, daß Hr. Parham, bei dem wir geherbergt, ein Spanischgesinnter und eifriger Papist ist und immer Pfaffen bei sich hat, welche die Messe lesen; doch

wünſchte ich nicht, daß irgendwo davon die Rede fiele, und auch euch, Hr. Manouri, bitt' ich ſtillzuſchweigen.

Eines andern Tages, als Raleigh mit Manouri allein in verſchloſſener Kammer ſich befand, ſpazierte er in bloßem Hemde, dieſelbe auf und ab, beſah ſein Geſicht mehrmals im Spiegel und ſagte dann zu ſeinem Vertrauten: „Wie wollen wir ſeiner Zeit lachen, daß wir den König, ſeinen Rath, die Doktoren und die Spanier zuſammt auf ſolche Weiſe genarrt haben!“

Am 1. Auguſt traf der König zu Salisbury ein; Raleigh, welcher erwartete, in Bälde nach London abgeführt zu werden, hatte von ſeinem Krankenbette aus durch Manouri's Vermittlung, allerlei Briefe beſorgt und Maasregeln zur Flucht getroffen. Da er ſeinen Leibchirurg mit Leib und Seele ihm ergeben wähnte, ſo ſtand er nicht an, ihn tiefer in ſein Herz und ſeine Pläne ſchauen zu laſſen und machte ihm für den Fall ſeiner ferneren Mitwirkung für dieſelbe ſehr anſehnliche Verſprechungen für jetzt und die ganze Lebzeit. Der Franzoſe, erſchrocken jedoch über die möglichen Folgen einer Entweichung des Ritters, für ihn ſelbſt, und auch vielleicht, bei niedriger Denkungsart, durch die Hoffnung noch reicheren Lohns für den Fall des Verräthers ſeines Klienten, von der Regierung, gereizt, ſtellte ſich, als ginge er aus aufrichtiger Theilnahme an ſein Schickſal, in alles ein, und erfuhr nun

die Details der zur Flucht aus England von Sir Walter getroffenen Abrede.

Der Kapitän King war beauftragt, unterhalb Gravesend eine gemiethete Barke bereit zu halten und in einem Boote ihn dazu abzuholen. Dazu war aber die Veränderung des Aufenthaltes nothwendig und Raleigh wünschte, daß dieser, durch Manouri's Zuthun, in seinem eigenen Hause ihm verwilligt werden möchte. Von da aus gedachte er durch eine Hauptpforte leicht der Wachsamkeit seines Hüters Sir Stuckley zu entgehen, besonders da Niemand, bei dem Glauben an seine schwere Krankheit, auf den Gedanken einer Flucht verfallen würde.

Manouri verhieß ihm seinen besten Beistand, meinte aber, die Apologie, die der Ritter an König und Parlament eingesendet, werde hinreichen, ihn vor allen ferneren Verfolgungen seiner Person zu sichern. Hierauf bemerkte ihm Sir Walter in großer Gemüthsbewegung; „sprecht mir nichts mehr davon; ein Mann, der für sein Leben zu fürchten hat, ist nimmermehr ruhig."

Die Bitte Raleighs, in seinem eigenen Hause die Krankheit abwarten zu dürfen, ward ihm wirklich, auf Verwendung einiger Freunde, bewilligt. Manouri, als er dieß vernommen, suchte ihn jetzt zu beruhigen und sagte zu ihm: „Herr Ritter! der König, welcher

Euch dieſe Gnade und Freundlichkeit erzeigt, hat dadurch klar bewieſen, daß er nicht nach Euerem Leben ſtrebe.“ Allein jener ſchüttelte den Kopf und meinte: „Ich traue dem Frieden nicht. Man hat alle Freundlichkeit angewendet, den Herzog von Biron nach Hofe zu locken und als man ihn daſelbſt hatte, fiel ſein Kopf. Ich bin es zu gewiß, daß ſie unter einander übereingekommen: es ſey nützlicher für das Staatsintereſſe, einen einzelnen Menſchen ſterben zu laſſen, als die kommerziellen Verhältniſſe und die mit Spanien beſtehenden Traktate vernichten zu laſſen, welche er gebrochen; das Blut eines Mannes mache den Handel gangbar und flüſſig.“

Man giebt nun Raleigh auch Schuld, daß er im Geſpräche mit Manouri höchſt unehrerbietiger Aeußerungen wider die Perſon des Königs, auſſer dieſen ſich habe zu Schulden kommen laſſen und daß allerlei Drohungen ſogar ihm entfallen ſeyen; unter andern: „Komme ich nur dießmal durch, ſo will ich ein Stücklein praktiziren und ein Spiel anrichten, daß König Jakob froh ſeyn ſoll, wenn er durch ſeine Bitten mich bewegen kann, wieder nach Hauſe zu kommen und daß er mir meinen früheren Stand und noch viel mehr dazu giebt. Auch will ich dem ſpaniſchen Könige alſo einfeuern, daß er von Herzen gern an den König von England ſchreibt und ſeine volle Verzeihung mir auswirkt.

War Manouri in ſeiner unbedingten Anhänglichkeit an den Ritter ſchon zuvor erſchüttert worden, ſo wurde er noch mehr erſchreckt durch das, was er jetzt angehört. Er befürchtete kein gewöhnliches Skandal, wenn derſelbe der Freiheit wieder gegeben worden und daß er als Genoſſe in eine Sache verwickelt werden könnte, welche, wie man zu ſagen pflegt, zu ſchlimmen Häuſern führen dürfte. Er verbarg ihm ſeine Beſtürzung nicht, ſondern erlaubte ſich ſogar die Frage: Im Fall es offenbar wird, daß ich Euch zu Eurer Flucht verholfen, was ſoll dann aus mir werden? Der Ritter antwortete: folgt mir nach Frankreich, das doch Euer eigentliches Vaterland iſt; laßt, was Ihr hier habt, im Stich; dort ſoll Euch für Alles reichliche Vergeltung werden.

Der Franzoſe war jedoch ein viel zu praktiſcher und nüchterner Mann, um ſicheres Beſitzthum für unſicheren Gewinn auf das Spiel zu ſetzen und Furcht ſowohl als Charakterloſigkeit beſtimmten ihn nun zur Entdeckung des Geheimniſſes an Sir Stuckley, worauf derſelbe alſogleich die Aufſichtsmaßregeln verſchärfte.

Dem Scharfſinn des Ritters entging die Urſache hievon nicht und ſuchte nun, als letztes Mittel, den Admiral ſelbſt, für ſeine Rettung durch Beſtechung zu gewinnen. Er ließ ihm 200 Pfd. Sterl. antragen, und ihm hiefür ein koſtbares Kleinod von 150 Pfd.

im Werth, ſo wie 50 Pfd. baar, vorzeigen. Der Admiral ſtellte ſich, als ginge er in die Sache ein und als ſey es ihm lieber, wenn ſein Vetter ſich aus England retten könne, ſtatt mit Schmach für die Familie daſelbſt zu bleiben oder gar auf dem Schaffott zu enden; nur darüber ließ er ihn fragen, wie es denn mit ſeiner Unter-Admiralſtelle von Devon, welche ihn 6000 Gulden gekoſtet, beſchaffen wäre, wenn die Flucht glücklich bewerkſtelligt und der König über ſeine, Stuckley's, Unſchuld hieran nicht völlig außer Zweifel ſeyn ſollte? Raleigh ſuchte ihn wegen dieſes Punktes vollkommen zu beruhigen und verſicherte ihn reichlicher Schadloshaltung, alsbald nach ſeiner Ankunft in Frankreich. Allein ganz war er hinfür doch nicht ohne Skrupel über Stuckley's eigentliche Geſinnung und gern hätte er, wie er dem Manouri freimüthig eröffnete, ohne deſſen Beihülfe den beſchloſſenen Plan ausgeführt; aber jener war durchaus unentbehrlich, auch hoffte er — was er unklug dem Chirurgen ebenfalls mittheilte — ſchon Rath zu finden, des Admirals wieder los zu werden.

Aus dieſen, allerdings wunderlichen, Reden ſchöpfte Manouri die Ueberzeugung, Raleighs Verheißungen ſey nicht ſo ſehr zu vertrauen, und daſſelbe, was er Stuckley bereite, könne auch ihm bereitet werden; darum riethen Klugheit und Selbſtpflicht, den Unge-

treuen und Zweideutigen ſeinem Schickſal zu überliefern, und der Sache den Lauf zu laſſen, welchen ſie durch die Entdeckung an Stucklen genommen.

Der Admiral, auf Betrieb Manouri's in perſönliche Beſprechung mit Raleigh gebracht, erſuchte dieſen, bloß noch um einige Geduld, der laufenden Berufsgeſchäfte wegen, welche ihn drängten; er ſchien durch den Anblick des Kleinods und die übrigen Verſprechen völlig ergeben geworden zu ſeyn. Sofort ward die Reiſe nach London angetreten und Sir Walter in ſeine Wohnung zu Brentford gebracht. Kaum war dieß bekannt geworden, als ein Agent des franzöſiſchen Botſchafters Leclerc, Mr. de la Cheſnay, bei ihm erſchien, und aus Auftrag ſeines Herrn über wichtige, dem Ritter ſelbſt ſehr erſprießliche Dinge ſich zu beſprechen wünſchte. Derſelbe trug ihm eine franzöſiſche Barke, Empfehlungsſchreiben an den Gouverneur von Calais und die Abſendung eines Edelmannes an, welcher in letzterer Stadt auf ihn warten und alles Nöthige zur Weiterreiſe beſorgen ſollte. Raleigh lehnte die Barke ab, (da er auf die bereits gemiethete engliſche ſich mehr verließ); dagegen nahm er die Empfehlungsſchreiben dankbar, und zwar mit der Bemerkung an, daß ſeine alten Freunde und Bekannte in Frankreich meiſt alle ſchon der Natur den Tribut bezahlt hätten.

Nur die ungeſtümſte Sehnſucht nach baldmög-

lichſter Freiheit konnte die Unvorſichtigkeit entſchuldigen, mit welcher hier einem völlig fremden Menſchen, den der Ritter, wie er ſelbſt geſteht, nie zuvor geſehen hatte, geglaubt wurde. Allein gerade dieſe franzöſiſche Protektion war zugleich eine Falle, in welcher ſeine wachſamen Feinde ihn fingen, da ſie bis zu einem gewiſſen Punkte das Unternehmen gern ſich reifen ließen. Stuckley hatte aus Auftrag blos einen faktiſchen Beweis von Verbindungen Raleighs mit Frankreich zu erhalten geſucht und täglich bisher von allem, was mit dem Gefangenen vorgegangen und er von ihm oder über ihn in Erfahrung bringen konnte, an den geheimen Rath berichtet.

Am dritten Tage nach der Ankunft zu London, ſchlich Raleigh ſich aus ſeinem Hauſe und beſtieg zu beſtimmter Zeit, verkleidet, und in Begleitung von King, Stuckley und deſſen Sohn, das beſchriebene Boot, um den Strom hinab nach Graveſend zu fahren. Ein Kahn, welcher unmittelbar ihnen nachruderte, zog des Ritters Beſorgniß auf ſich. Als die Fluth ausblieb, waren ſie genöthigt, bei Greenwich zu landen und hier verhaftete Stuckley, plötzlich die Sprache verändernd, den Kapitän King, ſobald die Leute, welche keine andere waren, als Polizeiſoldaten, in dem Kahn ebenfalls zu ihnen geſtoßen, mit ihnen ſich vereinigt hatten. Raleigh ſelbſt wurde in ein Wirthshaus und am folgenden Tage in den Tower gebracht; Hrn. von Le Cerc

aber verbot man vorerſt den Hof und ſpäter ſchickte man ihn förmlich aus dem Lande *).

Jakob I. war durch die ſich drängenden Berichte von Raleighs Ausſagen und Apologie, Verſtellung und Komödie, Fluchtverſuch und franzöſiſchem Komplott ungemein erregt worden, auſſer dem, daß der Gedanke an die, trotz ſeiner ausdrücklichen Ordre, verübte Traktatverletzung und Befehdung des ſpaniſchen Gebietes ohnehin ſchon feindlich genug gegen die Perſon des Ritters ihn erfüllt hatte. Seine königliche Ehre, die er dem Botſchafter König Philipps als Garantie für den loyalen Charakter der Expedition angeboten, war verwirkt worden und ſomit nahm er was Sir Walter in Guiana gethan, noch überdies als perſönliche Beleidigung und Verachtung ſeines Anſehens auf. Es bedurfte daher kaum der rachſüchtigen Erinnerungen Don Gondomars, welcher das Wort: „Seeräuber! Seeräuber“ nicht genug in's Ohr donnern konnte und mit dem Aufhören der bisherigen Freundſchaft zwiſchen Spanien und Britannien, im Fall der Nichtzüchtigung Raleighs, drohte, um das Schwert der Gerechtigkeit auf dieſen endlich ſchonungslos fallen zu laſſen **).

*) Caylay. — Sowers. — Lingard. —

**) Zur leichteren Beurtheilung des ganzen verworrenen Handels haben wir die von Hume zuſammengefaſten, meiſt aus K. Jakobs eigener Denkſchrift darüber gezogenen Gründe, ſo wie die von Raleigh geltend gemachten Gegen-

Merkwürdig genug ſtritt man ſich zuerſt darüber, ob die früheren oder ſpäteren Vergehen des Ritters als Grund der Anklage gewählt werden ſollten. Die Antworten, welche der Gefangene im Tower gab, lauteten unbefriedigend. Die Richter ſprachen ſich dahin aus, daß, ſo lange über ihm ein Todesurtheil laſte, er dem Geſetze nach todt ſey und wegen eines früheren Verbrechens nicht gerichtet werden könne. Dennoch kündigte man zugleich ihm an: daß das im erſten Jahre der Regierung des Königes über ihn gefällte Urtheil, zur Strafe für die Plünderung und Verbrennung der Stadt St. Thomas, vollzogen werden ſollte.

Vier Tage ſpäter ward er vor die Schranken der Königsbench geſtellt, gebildet aus folgenden geheimen Räthen: dem Erzbiſchof von Kanterbury, dem Kanzler Bacon v. Verulam, dem Siegelbewahrer Grafen v. Worceſter, dem Staatsſekretär Naunton, und dem Großrichter Edward Cooke. Raleigh wollte das ihm bei Abfahrt der Expedition ertheilte Privilegium, wodurch ihm Gewalt über Anderer Leben und Tod eingeräumt worden, zu ſeinen Gunſten geltend machen und die implicite hiemit ausgeſprochene Begnadigung daraus ableiten; hierauf unterbrach ihn der Präſident Ritter Harry Montague, mit der Erklärung: in Verbre-

gründe, in einer Beilage zur Biographie, gegeben, welche ſomit zu vergleichen iſt.

chen des Hochverraths könne die Begnadigung nicht aus andern Umſtänden abgeleitet, ſondern ſie müſſe in beſtimmten Worten verliehen werden. Die Anrede ſelbſt, welche er an den Beklagten hielt, war übrigens in ſehr achtungsvollen Ausdrücken abgefaßt, wie es nur immer bei einem ſolchen Falle möglich war.

Die Anklagspunkte lauteten theilweiſe vag und waren ſo ſehr unter einander gemengt, daß man deutlich wahrnahm, wie dieſer Prozeß einen mehr politiſchen, als juriſtiſchen Charakter trug. Auſſer den Verbrechen gegen die Krone Spanien las man namentlich angeführt: daß R. von dem Könige von Frankreich einen Auftrag erhalten; daß er ehrfurchtwidrig von ſeinem Monarchen geſprochen; daß er die Lords Doncaſter und Carew angeklagt, ihm zur Flucht verholfen zu haben, und daß er bei der Hinrichtung des Grafen Eſſex, über den Fall ſeines Feindes unverholene Freude bezeigt *).

Nicht unwichtig iſt es, über das tumultariſche Urtheil, welches die verlegenen Richter über ihn gefällt, zwei ausgezeichnete brittiſche Hiſtoriker von verſchiedenartigen Gefühlen, zu hören. Campbell erklärt: „Daß dieſer Ausſpruch unrechtmäßig war und der

*) Cayley — Howell. — Hearne. — Hemingford. Lingard. IX. — Baudart. — Jonceſton. Erasmus Franciſci: neu eröffneter Trauerſaal. —

Ritter Raleigh recht eigentlich ermordet wurde, iſt häufig behauptet, auch, nach meiner Anſicht, nie bezweifelt worden; allein ich glaube, daß der Beweis dafür nicht ſo deutlich geführt ward, als es gar wohl ſich thun ließe. Daher will ich aus Dankbarkeit gegen das Andenken des Mannes, dieſe Arbeit übernehmen, und darthun, daß das Urtheil ſchlechterdings ein ebenſo unregelmäßiges, als offenbar ungerechtes war.

„Es herrſcht ein Grundſatz in unſeren Geſetzen, daß der König nichts Ungerechtes thun kann, und es iſt ausgemacht, daß kein König (von England) nach den Geſetzen etwas Ungerechtes zu thun im Stande iſt; er kann die Geſetze nicht zu ungerechten Zwecken gebrauchen. Der Ritter Raleigh war nach ſeiner Verurtheilung im geſetzlichen Verſtande todt; wenn alſo die vom Könige Jakob ihm übermachte Beſtallung nicht die Kraft der Begnadigung hatte, was war ſie dann? Gab ſie einem Todten die Befugniß, gewiſſe Handlungen zu verrichten, und nicht nur dieß, ſondern ſelbſt die Gewalt über das Leben und das Vermögen von Lebenden? Sie gab ihm alſo entweder dieſe Gewalt, oder ſie gab ſie ihm nicht? Im erſteren Falle war der Ritter fähig, ſie zu empfangen; d. h. er war im geſetzlichen Verſtande nicht länger todt, oder, was einerlei, er war begnadigt. Im zweiten Falle, wenn die Beſtallung ihm keine Gewalt gab, war ſie nach den Geſetzen, eine vollbrachte Un-

gerechtigkeit. Wie wunderlich ſolches auch klingt, ſo liegt doch die Ungerechtigkeit in der Sache ſelbſt und nicht in meinem Ausdrucke. Eine von dem Könige, mit Zuziehung des Geheimenraths, unter dem geheimen, wo nicht unter dem großem Siegel, einem Todten ertheilte Beſtallung iſt ein unerträglicher Widerſpruch. Um dieſen nun zu vermeiden, müſſen wir mit dem Ritter Francis Bacon und allen andern Rechtsgelehrten zugeben, daß die Beſtallung eine Begnadigung in ſich ſchloß. Man kann dieß auch noch mit kürzeren Worten ausdrücken. Die Begnadigung iſt nicht ein ſo ſtarkes Zeichen der königlichen Gewogenheit, als die Anvertrauung eines Amtes; wo alſo das letztere vorhanden iſt, da muß auch, nach geſetzlichem Brauche, auf das erſtere (als implicite enthalten) geſchloſſen werden. Durch jene Art von Gerichtsverfahren (wie die angedeutete), ward demnach nicht nur der Ritter Raleigh ermordet, ſondern auch in dieſem Beiſpiel die beſtehende Verfaſſung verletzt, und es muß daher dieſelbe nicht nur als eine höchſt ſchändliche Handlung, ſondern auch als die größte Ungerechtigkeit, die jemals begangen ward, betrachtet werden."

Hume dagegen, von einem andern Geſchichtspunkte ausgehend, drückt ſolgendermaßen ſich aus: „Vielleicht hätte der König Raleigh für ſeine erſte Verrätherei begnadigt ſeyn, und wegen der neuen Be-

leidigung von Neuem den Prozeß machen laſſen ſollen. Seine Beſtrafung würde in dieſem Falle nicht nur eine billige, ſondern auch auf gerechte und untadelhafte Art zuerkannte, geweſen ſeyn. Allein man wendet ein, daß damals die lächerliche Meinung unter der Nation geherrſcht habe (und Sir Walter ſelbſt huldigt ihr offenbar in ſeiner Schutzſchrift) daß in den Traktaten der Krieg mit den Spaniern in Indien erlaubt geblieben ſey, während man in Europa mit ihnen Friede geſchloſſen. So lange man von dieſem Grundſatz ausgegangen, würde kein Rechtsgelehrter Raleigh ſchuldig befunden haben. Hätte ihn deßhalb der König nicht nach ſeinem alten Urtheil geſtraft, ſo würden die Spanier einen gerechten Grund erhalten haben, ſich über ihn zu beſchweren, und zwar in ſolchem Grade, daß ein Krieg oder doch die Zerſtörung alles Vertrauens zwiſchen den beiden Nationen unausweichlich geweſen ſeyn würde."

Die Sentenz, welche ihm den Kopf abſprach, erſchütterte Raleigh weniger, als von ſeiner bisherigen Begierde, ſein Leben zu retten, ſich hatte erwarten laſſen, vielmehr zeigte er ſich mit einer ſeines Namens würdigen Seelenſtärke. Er war, — nach dem Berichte des ihn beſuchenden Prieſters, — Robert Trunſon, (Dechant von Weſtminſter und nachmals Biſchof von Saliſbury) ſo ohne Furcht vor dem Tode,

wie man nur je etwas der Art geſehen, und ſehr entſchloſſen und zuverſichtlich, obgleich demüthig und gewiſſenhaft. Als ich begann ihm Muth gegen die Todesfurcht einzuſprechen, zeigte er ſich in dieſem Punkte ſo beruhigt, daß ich darüber erſtaunen mußte. Als ich ihm ſagte: wohl theuerere Diener Gottes hätten, in einer beſſern Sache, als die ſeinige, zurückgeſchaudert und etwas gezittert, läugnete er das nicht, dankte aber Gott, daß er den Tod niemals gefürchtet habe; denn es hänge dies nur von der Meinung und der Einbildungskraft ab. Die Art des Todes möge vielleicht Andern ſchrecklich ſeyn; ihm ſey ſie lieber als ein hitziges Fieber *).

Dieſe Faſſung behielt Raleigh bis zum letzten Augenblicke bei. Das Volk, welches bis dahin in manchen Dingen eine ſchiefe Meinung von ihm gehegt, empfing ihn, auf dem Rückwege von der Königsbench nach dem Tower, mit Beifallrufen. Die Erinnerung an ſeine groſſen Verdienſte um das Intereſſe und den Ruhm ſeines Vaterlandes, die geſpielte glänzende Rolle unter der groſſen Eliſabeth und die vollführten kühnen Abentheuer, ſo wie die Denkmale ſeines ſchaffenden

*) Lingard, l. c. Dieſer verſchweigt jedoch die intereſſante Notiz von des Dekanten Brief an Ritter John Isham v. Lambert in Northamptonſhire und der durch Crawford veranſtalteten vollſtändigen Sammlung alles bei Raleighs Hinrichtung Vorgefallenen, welche Jonſton in ſ. hist. rer. Britann. vorzüglich benutzt zu haben ſcheint.

Geiſtes ſtellten ſich ihm nun lebendiger dar. Auch bewegten die trotz hohem Alter fortbewahrte Zierde des Körpers, ſein feſter ſtolzer Gang, die leuchtenden, lebhaften und durchdringenden Augen, deren Feuer durch das Unglück nur wenig gedämpft worden, die Gemüther vielfach zu Mitleid und Bewunderung. Er lud eine Menge angeſehener Männer zu ſeiner Hinrichtung, wie zu einem Schauſpiele, ein, und ſie beeilter ſich mit einer Art Eitelkeit, die Einladung anzunehmen, gleichſam in der Hoffnung, durch ihre Aufführung als Zeugen dereinſt Theil an dem Ruhme ſeines Namens zu nehmen.

Am 29. Oktober fand der blutige Akt endlich zu Weſtmünſter ſtatt, mit einer Eilfertigkeit, welche Campbell, als aller Humanität zuwider, und des ungerechten, gewaltſamen Urtheiles würdig, tadelt. Sir Walter wurde von den Richtern der Grafſchaft Middleſex nach dem Hofe des alten Pallaſtes zum Tode geführt. Er erſchien mit derſelben Unbefangenheit, welche er ſeit Anhörung des Spruches gezeigt, auch jetzt auf der Sterbebühne *). Er grüßte Freunde und Bekannte links und rechts und, im Begriff, noch allerlei an das Publikum zu ſprechen, bat er, wenn ſeine Stimme zu

*) Faſt grauſam iſt die Bemerkung Hume's: Er offenbarte in ſeinem Tode noch dieſelbe große, aber übel geordnete Seele, die er während ſeines Lebens in allen Handlungen und in ſeinem ganzen Betragen gezeigt.

ſchwach ſeyn ſollte, ihm ſolches nicht als Kleinmuth und Furcht zu deuten; ja er bat Gott förmlich um die Gnade, ihm ja den vollen Gebrauch der Rede zu erhalten. Manouri und Stuckley klagte er der Untreue an, weniger wegen Nichtunterſtützung ſeiner Flucht, als deßhalb, daß ſie mit falſchen Hoffnungen in dem Verſuche zu derſelben ihn geſtärkt, dadurch um den letzten Strahl der königlichen Huld ihn gebracht und in die Stricke des Todes verwickelt hätten; ja er beſchuldigte ſogar — was ſelbſt die obige Erzählung in einigen Umſtänden zweifelhaft macht — Stuckley, daß er und einige andere ihn zur Flucht gereizt hätten, ehe er ſelbſt einen Gedanken dazu gehegt; gleichwohl verzieh' er ihnen ſolches, und er nahm darauf aus den Händen des Dechanten von Weſtmünſter die heilige Hoſtie. Als alleinigen Zweck der letzten Expedition nach Guiana gab er beharrlich die Entdeckung der Minen an. Hinſichtlich des Vorwurfs — daß er gleich anfänglich die Abſicht gehabt, England nicht wieder zu betreten, berief er ſich auf den in die Hände des Grafen von Arundel, vor ſeiner Abreiſe, geleiſteten Eid, wieder zu kehren, ob die Sache gut oder übel ausgefallen. Dieſe Thatſache ward von dem auf dem Schaffott mitanweſenden Grafen feierlich beſtätigt. Die Klage einiger Perſonen, daß er ſie auf der Reiſe wegen Mangel an friſchem Waſſer habe

verſchmachten und verderben laſſen wollen, ſtellte er in ihrer Nichtigkeit dadurch dar, daß er die bei jeder Seefahrt möglicherweiſe eintretenden Zufälle geltend machte. Am meiſten ſchien ihn der Vorwurf zu ſchmerzen, daß er bei des theuerwerthen und vortrefflichen Grafen Eſſex Hinrichtung Freude bezeigt und Tabak geraucht; er rief den großen Richter der Welt zum Zeugen auf ſeine Seele, daß Beides unwahr; vielmehr ſeyen ihm bittere Thränen entſtrömt, als der edle Graf gerichtet worden; denn ſein Herz hätte ihn ahnungsvoll ſein eigenes Schickſal erkennen laſſen. Und ſo habe es ſich denn auch getroffen; denn alle die, welche während Eſſex's Leben ihn geliebt, hätten ſich ſeitdem von ihm abgewendet, wiewohl er, Raleigh, zur Gegenparthei gehört*). Daß er ſich krank geſtellt und Hüter und Räthe dadurch getäuſcht, geſtand er willig ein aber auch die Beweggründe, nämlich um Mitleid und Friſt zu ſeiner Rettung zu gewinnen. Allerdings erkannte er dieſe Täuſchung für eine Sünde und bat deßhalb um Verzeihung; dagegen rief er mit geſteiger-

*) Wir überlaſſen dem Leſer die Entſcheidung, in wie weit nach dieſem Hume's Worte Berückſichtigung verdienen: Er war bemüht ſich zu rächen und ſeinen Feinden den Haß des Publikums aufzuladen, indem er mit großer Beſtimmtheit Dinge behauptete, die zum mildeſten ausgedrückt, höchſt zweifelhaft waren.

tem Tone aus: er müſſe ſterben wegen Spanien; erſtens, wegen einer vorgeblichen Freundſchaft mit demſelben (womit er auf die Motive des erſten Urtheils vor 17 Jahren zielte); und ſodann wegen vermeintlicher Kränkungen gegen dieſe Nation, wodurch er alſo die Nichtüberzeugung von ſeiner Schuld, mit bewaffneter Hand St. Thomas überfallen und die Einwohner mit der Schärfe des Schwertes geſchlagen zu haben, kund gab, und dieſe That als in rechtmäßigem Kriege mit jener Macht vollbracht, angeſehen wiſſen wollte.

Nachdem dieß vorüber, neigte er ſich zu ernſteren Betrachtungen, betete ganz feurig und gab den Zuſchauern die Erklärung: allerdings ſeyen ſeine Sünden groß und mannigfach. Er habe gewandelt auf dem Wege der Eitelkeit; er ſey neben und hintereinander geweſen: Hofmann, Soldat, Kapitän, Admiral, General und Seefahrer, in welch' ſämmtlichen Ständen und Lebensberufen die Sünde vorherrſche. Er rief darauf die Fürbitten des Erlöſers an und eine Fluth von Thränen entſtrömte den Augen des ſtolzen und unbeugbaren Mannes. Nichts deſto weniger war er zu keinem förmlichen Glaubensbekenntniß zu bewegen, wie einer ſeiner Freunde, welcher vielleicht die auf Raleigh laſtende Anklage des Atheismus oder der Indifferenz, in dieſer Stunde von ihm abwälzen wollte, gewünſcht hatte; er ſprach blos: Ihr Alle ſeyd

Zeugen, daß ich als guter Chriſt und als Proteſtant ſterbe. Ich ſuche keine andere Seligkeit in etwas anderem oder in jemand Anderem, als in den Verdienſten Jeſu Chriſti. Ja, ich habe eine Welt von Sünden verübt; aber die Barmherzigkeit Gottes iſt unendlich größer und mag ſie alle bedecken. Seine Macht, mich zu erhalten, überwiegt die Laſt der Sünden, welche mich verdammen. Dieß iſt mein Glaube, mein Troſt, meine Zuverſicht und meine Luſt. So betet denn noch einmal mit mir in dieſem letzten Augenblick der Gnade!"

Sir Walter, jetzt plötzlich wieder nur Philoſoph, betrachtete das Richtbeil, nahm es zur Hand, küßte es und verſuchte deſſen Schärfe auf ſeinem Nagel, mit den Worten: „Dieß alſo iſt die Arznei, welche mich von meinem Fieber, ja von allen Krankheiten und von jeglicher Pein und Qual, erlöſen wird?" Und nun begrüßte er freundlich den Scharfrichter, verzieh ihm das läſtige Amt, das er an ihm üben ſollte, ermahnte ihn zur Tugend und Gottesfurcht und erſuchte ihn, auf ein gegebenes Zeichen raſch und gut zu treffen.

Nach einem nochmaligen heiter-ſtolzen, mit Demuth vermiſchten Aufblick gen Himmel, verrichtete er noch ein Gebet, welches die Zuſchauer ſo ſehr ergriff, und befahl ſeine Seele Gott. Als er nun be-

reits den Hals auf den Block gelegt, rief einer aus den Umſtehenden zu: man möchte ihn öſtlich und weſtlich legen. Raleigh, den ſein ſarkaſtiſcher Humor ſelbſt in dieſem Augenblicke nicht verließ, richtete ſich ein wenig auf und bemerkte dem Sorgfältigen: „Lieber Freund: meine Seele wird zum Himmel fahren, der Leib mag öſtlich, oder weſtlich liegen!“ Doch fügte er ſich dem ausgeſprochenen Wunſche.

Als das Haupt fiel, zeigte es der Scharfrichter, gegen die Sitte, dem Publikum ſchweigend, und ohne die Worte: „Gott erhalte den König!“ Der Leichnam ward in der Kirche St. Margarethen, (bei Weſtmünſter) beigeſetzt.

Alle Nachrichten, ohne Unterſchied der politiſchen Farbe und ohne Rückſicht auf die Gunſt und Ungunſt der Geſchichtſchreiber gegen Raleighs Perſon, lauten einſtimmig dahin, daß deſſen Hinrichtung die lebhafteſte Theilnahme beim Volke und bittern Unwillen gegen König Jakob erregt habe, ſo daß derſelbe ſich genöthigt ſah, eine Art Rechtfertigungsmaniſeſt mit Anführung ſämmtlicher Thatſachen und Entſcheidungsgründe erſcheinen zu laſſen. Der große David Hume, welcher ſonſt mehrfach Herbes von ihm erzählt, fällt nachdem er bereits bei Prüfung der Anklagen wegen Raleighs letzter Guiana Expedition und des dabei gezeigten Benehmens bemerkt hat, daß man ſich in der

Geſchichte des Ritters ſo gröblich geirrt, daß es in der ganzen engliſchen Geſchichte nichts Aehnliches gebe — folgendes Urtheil:

„Keine Handlung des Königes Jakob während ſeiner Regierung, erweckte mehr das Mißvergnügen des Publikums, als die Beſtrafung Walter Raleighs. Die Vollziehung eines Urtheils, welches ſo hart, ſo lange aufgeſchoben zu ſeyn ſchien, daß ihm eine neue Verrichtung anvertraut worden, ward als ein Beiſpiel der größten Grauſamkeit und Ungerechtigkeit betrachtet; ja man hielt es ſelbſt für die größte Niederträchtigkeit und Unvernunft, einem heimlichen Feinde von England das Leben des einzigen Mannes in der Nation aufzuopfern, welcher wegen ſeiner Tapferkeit und Kriegserfahrung damals in großem Rufe ſtand. Die engen Verbindungen, in welche der König jetzt mit Spanien treten wollte, waren überall verhaßt, und machten dieſes Beiſpiel ſeiner Gefälligkeit dem Volke noch verhaßter und widerwärtiger.

Campbell erklärt: die Hinrichtung habe die ganze Nation dermaßen erbittert, daß der Hof, um den Haß von ſich abzuwälzen, für gut gefunden habe, eine Erklärung bekannt zu machen, worin, dem Vorgeben nach, die wahren Motive und Urſachen des Todes von Raleigh enthalten geweſen. Allein der Zweck der Schrift ward ſo wenig erreicht, daß ſie

wirklich mehr zur Rechtfertigung des Ritters diente, als deſſen eigene Schutzſchrift. Auch widerlegte der König faktiſch die Anklagen gegen Raleigh, wegen gewaltſamer Beſetzung Guiana's, da er bald nach ſeiner Beſtrafung jene ſelbſt anordnete und ſomit ausſprach, daß Raleigh ſich für berechtigt zu einem ſolchen Akte halten gekonnt habe; zugleich ward dadurch die Falſchheit des Gerüchtes widerlegt, als habe der Ritter bei ſeinem Anbauverſuche in dieſem Lande blos die Abſicht gehabt, ſich von ſeinem, während der Zeit des Gefängniſſes, erlittenen Schaden zu erholen."

Endlich bekennt auch der gegen die Günſtlinge Eliſabeths eben nicht ſehr freundliche Lingard: „Raleighs Schickſal erregte viel Mitleid. Man glaubte allgemein, er ſey das erſte Mal ungerechter Weiſe verurtheilt worden, und die National-Abneigung gegen Spanien ließ das neue Vergehen in einem milderen Lichte erſcheinen. Man klagte den König an, Gondomars eigennützigen Vorſtellungen einen der tapferſten Offiziere und einen der aufgeklärteſten Männer unter ſeinen Unterthanen aufgeopfert zu haben *). Noch andre nahmen den alten Haß Jakobs den Cecil wegen Raleighs Schritten gegen die Thronfolge des Königs in den letzten Zeiten der Eliſabeth genährt, ſo wie

*) Vgl. auch noch darüber den British Plutarch III. und Johnſton. XVII. 527 f. f.

das ſtets ſich erhaltende Mißtrauen gegen geheime mögliche Plane als Hauptbeweggründe der bewieſenen Strenge an*).

Die Königin ſelbſt verhehlte ihre innigſte Theilnahme für Raleighs Loos keineswegs und ſie ließ es ſich, trotz einer Krankheit, die ſie ſehr peinigte und an der ſie wenige Monate darauf ſtarb, eifrigſt angelegen ſeyn, durch das Organ des Herrn de Villiers, ihren Gemahl für das Leben des Ritters anzugehen **).

Die Verräther an Raleigh, Stuckley und Manouri, von dem allgemeinen Haß und der Verachtung des Volkes verfolgt, nahmen ein klägliches Ende; erſterer, als Münzverfälſcher zu Whitehall ergriffen, zu welchem Verbrechen er ſich nach durchgebrachtem Blutgelde für die Ueberlieferung des Ritters, hergegeben, kam in peinliche Unterſuchung und ward zum Tode verurtheilt; er verkaufte all das Seine, was ihm noch übrig geblieben, bis auf das Hemd, um die Begnadigung vom Strange ſich zu erkaufen, und erhielt ſie, da unter Jakob die Juſtiz durch ſolche Gründe ſich erweichen ließ; allein er ward zuletzt, nachdem er eine Zeitlang auf der Inſel Lundy verborgen gelebt, wahnſinnig und ſtarb im tiefſten Elend, als Straßenbettler, nur zwei Jahre nach Raleighs Hinrichtung.

*) Erasmus Franciſci. 163.

**) Lingard. XIII.

Der Franzoſe verſchwand ebenfalls in Armuth und Niedrigkeit. Das Publikum, erſah, als dieſe Umſtände bekannt wurde, hierin ein Gottesurtheil.

Nichts deſto weniger fehlte es nicht an Leuten, welche in dem Falle Raleighs eine Züchtigung für früheren Uebermuth und für den Tod des Grafen Eſſex erblicken wollten; auch ſtellten ſie in Erwägung ſeines kühnen und unternehmend ſtolzen Geiſtes, die Behauptung auf: das alte Rom habe ſeine Koriolan, Sertorius und Spartacus nicht ſo ſehr zu fürchten gehabt, als Britannien dieſen Raleigh *).

Faſt von Allen ward geprieſen die Menge groſſer und edler Verrichtungen und bei dem Auftreten in den verſchiedenartigſten Ständen und Berufen die hohe Trefflichkeit und Vollendung in jedem derſelben; ſein Muth und ſeine Klugheit als Krieger und Befehlshaber; ſeine Tapferkeit, Erfahrung und Mannszucht als Seemann und Admiral, bei gröſter Leutſeligkeit gegen das untergebene Volk, unter welchem er einer ſeltenen Popularität ſich erfreute; ſeine tiefe Gelehrſamkeit und ſein hoher Rang als theoretiſcher und praktiſcher Philoſoph. Im Privatleben hob man beſonders die Wohlthätigkeit, das liebreiche Benehmen gegen Gattin und Kinder, und die treue Pflege ſeiner freund-

*) Erasmus Franciſci. III. 163.

ſchaftlichen Verhältniſſe, ſeine Urbanität und gefälligen Manieren hervor. Manche nannten ihn geradezu den „Engliſchen Xenophon“, welcher dieſes Prädikat mit ganz andrem Rechte verdient, als der Monarch der ihn verurtheilt, den des „Brittiſchen Solons.“ Ja Campbell erklärt, indem er von einem Manne Abſchied nehme, welchen man unmöglich genug zu loben im Stande ſey: man könne von ihm daſſelbe ſagen, was Scaliger von Cäſar: daß er mit demſelben unnachahmlichen Geiſt geſtritten und geſchrieben *).

*) Wir können uns das Vergnügen nicht verſagen, auch das Zeugniß eines Franzoſen, des berühmten Geſchichtſchreibers der europäiſchen Niederlaſſungen in beiden Indien, und feurigen Anwalts unterdrückter Menſchenracen, Raynal, hier noch beizufügen: C'est enthousiasme (für Entdeckungsreiſen und Koloniſationen) saisit particulierement Walter Raleigh, un des hommes les plus extraordinaires qu'ait produits la région le plus féconde en caractéres singuliers. Il avoit une passion extrême pour tout ce qui avoit de l'éclat; une réputation qui éclipsoit le plus grands noms; plus de lumières, que ceux que leur état attachoit uniquement aux lettres: une liberté de penser qui n'étoit pas de son siecle: quelque chose de romanesque dans les sentiments et dans la conduite. Histoire philosophique etc. T. V. 14. Und an einem andern Orte (T. VI. 172) iſt die Rede von einem „talent qu'il avoit de subjuguer les esprits, en donnant à tout ce qu'il proposait un air. Ein nicht minder brillantes Zeugniß findet ſich auch bei einem der ausgezeichnetſten neueren Hiſtoriker Großbritanniens, dem Schotten Robertſon;

Seine Werke wurden noch lange nach ſeinem Tode als eine Quelle ächter Staatsweisheit betrachtet und ſtudirt. Dasjenige „über die Rechte des Parlaments“ in dialogiſcher Form, nach der Weiſe der Alten und in ihrem Geiſt und Geſchmack, beſchäftigte mehr als einen ernſten Denker und Geſchichtſchreiber. Wenige Männer erlebten die Ehre, daß man mit ihrem Leben ſich beſchäftigte, in ſo reichlichem Maaße, als Sir Walter Raleigh, welcher von allen ſeinen Landesgenoſſen, als eine Zierde ſeines Vaterlandes betrachtet wird.

Beilage.

David Hume's Urtheil über Walter Raleighs Handel, die Amneſtie und die zweite Guianafahrt betreffend. (History of king James I.)

1) Es bleibt ſehr unwahrſcheinlich, daß die Spanier, welche von der angeblichen Goldmine Raleighs

---

History of America, an verſchiedenen Stellen, wo von ſeinen außerordentlichen Talenten, ſeinem Muthe, ſeinem Unternehmungsgeiſte, ſeinen ungewöhnlichen Kenntniſſen u. ſ. w. die Rede iſt. Doch findet man hier auch die Schattenſeiten der reichen Lichtpartheien angedeutet. In der History of Scotland wird von ihm irgendwo bemerkt, daß er die Seele der Militairpartei in England geweſen

nichts gewußt, an einer ſo großen Küſte drei Meilen von derſelben weg eine Stadt erbaut haben ſollten. Die Umſtände widerſtreiten dieſe Behauptung, und man darf eher annehmen, daß die Abſicht, die Stadt zu plündern, ihn mehr, als die, eine Mine zu graben, dahin geführt habe.

2) Bis auf dieſen Tag iſt keine Goldgrube daſelbſt aufgefunden worden.

3) Raleigh fand wirklich keine Goldgrube, ſondern plünderte und verbrannte blos eine ſpaniſche Stadt. Iſt es alſo nicht wahrſcheinlicher, daß dieß letztere ſeine Abſicht war? Wie kann man das Geheimniß ſeines Herzens ſo vollſtändig enthüllen, daß es beſtimmten, vollbrachten Thatſachen das Gegengewicht halte?

4) Raleigh geſteht in ſeinem Briefe an Lord Carew ein, daß er dem Könige die Niederlaſſung der Spanier auf jener Küſte, trotz ſeiner Kenntniß davon verſchwiegen habe. Macht ihn nicht dieſer einzige Punkt ſchon ſtrafbar genug?

5) Seine Vollmacht räumte ihm blos die Befugniß ein, ſich auf einer Küſte niederzulaſſen, die von wilden und barbariſchen Völkern beſetzt ſey. Handelte

---

und es läßt ſich daraus ſchließen, daß er gerade in dieſer Stellung vielleicht das erſte Mißvergnügen K. Jakobs ſich zuzog, als dieſer auf die Thronfolge lavirte.

er demnach nicht auf höchſt ſtrafbare Weiſe zuwider, dadurch, daß er an einer von Spaniern beſetzten Küſte landete.

6) Die Order, welche er Keymis gab, als er dieſen den Fluß hinauf ſendete, iſt in ſeine Schutzſchrift ſelbſt aufgenommen; aus ihr geht hervor, daß er wohl wußte, die Spanier — (wie es denn auch nicht anders ſeyn konnte) würden ſich widerſetzen und den Engländern die Landung und Beſitz ſtreitig machen. Seine Abſicht ging alſo von Anfang an auf Feindſeligkeiten.

7) Er gab Keymis den Befehl, die Spanier aus ihrer Stadt zu vertreiben, noch ehe ſich ein Anlaß dazu bot und als ſie noch entfernt von ihnen waren. Konnte ein feindſeligeres Unternehmen gedacht, und, wenn die Spanier als Verbündete der Nation betrachtet wurden, ein ſtrafbareres Unternehmen gedacht, werden? War nicht Er derjenige, welcher den Angriff that, wenn auch die Sache ſich richtig verhält, daß die Spanier auf ſeine Leute Feuer gegeben? Man ſagt, er habe ihrer 3—400 Mann getödtet. Iſt dieß eine Kleinigkeit?

8) In ſeinem Briefe an den König und in ſeiner Schutzſchrift gründet Raleigh ſeine Vertheidigung auf vorangegangene Feindſeligkeiten, welche die Spanier gegen andere Vereine von Engländern verübt. Dieſel-

ben laſſen ſich aus der Zweideutigkeit der Friedens-traktate zwiſchen den beiden Nationen erklären; allein ſo viel iſt klar, daß dieſe dem Sir Walter nie das Recht geben konnten, den Krieg zu erklären, und ohne den geringſten Befehl, ja vielmehr dem erhaltenen Befehl zuwider, die ſpaniſchen Kolonieen anzugreifen, ob ſie gleich dem Könige eine Urſache darreichen konnten, jener Nation den Krieg anzukündigen. Er giebt vor: mit Spanien ſey in Indien niemals Friede geſchloſſen worden. Eine höchſt ungereimte Behauptung!

9) Wenn Raleighs Anſpruch auf das Eigenthum des fraglichen Landes, in ſeiner Eigenſchaft als erſter Entdecker, gegenüber den damaligen Kolonieen begründet war, — wie er behauptet — warum trug er ihn nicht dem Könige mit allen Umſtänden vor und unterwarf ihn deſſen Entſcheidung?

10) Raleighs Streitmacht war, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, nicht ſtark genug, ihn gegen die Gewalt der Spanier, über welche ſie auf dieſer Küſte verfügten, im Beſitz zu erhalten; allein ſie war ſtark genug, wie er ſelbſt geſteht, zwanzig Städte durch Ueberrumplung einzunehmen und zu plündern. Durch dieſe Ausſagen, die hier zuſammengeſtellt werden, verräth er ſich offenbar ſelbſt.

11) Warum blieb er nicht da (bei St. Thomas) und grub ſeine Mine, wie doch ſein Vorſatz geweſen

war? Er fürchtete — ſagt man — daß die Spanier ihn mit größerer Macht überfallen würden. Allein er wußte es ſchon, eh' er aus England abſegelte, daß die Spanier ihn mit größerer Macht angreifen würden, für den Fall, daß er etwas gegen ihre Kolonieen wagte. Sein Zweck war alſo nicht auf eine Niederlaſſung, ſondern blos auf eine Plünderung gerichtet.

12) R. geſteht, daß er weder die Tiefe, noch die Ergiebigkeit der Goldgrube gekannt, ſondern nur ſo viel gewußt habe, daß irgendwo eine ſolche vorhanden ſey! Würde er aber auf einen ſo unſichern Grund hin ſein ganzes Glück und ſeinen ganzen Kredit auf's Spiel geſetzt haben?

13) Würden ſeine Gefährten, falls er ihnen dieß geſtanden, Alles gewagt haben, um ihm zu folgen? War es nothwendig, zu einem Verſuche eine ganze Flotte auszurüſten? War nicht ein offenbarer Betrug in der ganzen Sache?

14) R. ſagte zu Keymis in ſeinen Befehlen: Bringt mir nur einen oder zwei Körbe Gold-Erz; dann wird der König genug haben, um einzuſehen, daß mein Unternehmen kein Hirngeſpinſt war. Dieß konnte mit leichter Mühe aus den ſpaniſchen Goldgruben geſchehen, und es ſcheint als ob R. vorzüglich deßhalb auf Keymis ſo ungehalten war, weil er ſolches nicht wagen wollte. Ein ſolcher Anſchlag war

eine Rechtfertigung, um ſeinen Betrug zu verhüllen, auf die er ſchon im Voraus gedacht haben mußte.

15) Der König legte in ſeiner Erklärung Raleigh zur Laſt, daß er, ſobald er in die See geſtochen, ſo unbeſtimmt und zweifelhaft von ſeiner Goldgrube geſprochen und ſelbſt bemerkt habe: es würde genug ſeyn, wenn er nur einen Korb voll Gold nach Hauſe bringe. Aus letztgedachtem Umſtande erhellt, daß dieſer Vorwurf nicht ungegründet war.

16) In der Erklärung des Königes befinden ſich verſchiedene andere Gründe von noch größerem Gewicht; nemlich: daß R. als er bei Plymouth vorübergeſegelt, keine Goldgräber an Bord nahm, nachdem er doch immer geſagt, daß er dieß thun wolle; daß er durchaus mit keinen Werkzeugen ſich verſehen habe, um in der Mine arbeiten zu können; daß er dagegen mit hinreichendem Vorrath von Waffen und Kriegsbedürfniſſen ſich verſehen; daß ferner der junge Raleigh, als er die Spanier angriff, die bekannte, ihm in den Mund gelegte Aeußerung gethan; daß Sir Walter keinen beſtimmten Ort der Goldgrube angab, ſondern ſie bald da- bald dorthin verſetzte, je nach Bequemlichkeit. Vieler anderer Punkte nicht zu gedenken, welche darthun, daß er gegen ſeine Gefährten und gegen ſein Land ohne Gewiſſen gehandelt.

17) Raleighs Nachrichten von ſeiner erſten Gui-

anfahrt beweiſen, daß er entweder ein höchſt leichtgläubiger Mann oder der unverſchämteſte Betrüger war, ſo lächerlich iſt die Geſchichte, welche er von dem erdichteten Reiche der Inkas in Mitten Guiana's, von der reichen Stadt Eldorado, oder Manao, die zwei Tagereiſen lang ſeyn und von Gold und Silber glänzen ſollte, von den alten peruaniſchen Weiſſagen, die Engländer betreffend, welche wie er ſelbſt behauptet, ausdrücklich als Befreier des Landes lange vor der Ankunft irgend eines Europäers daſelbſt; — ferner von den Amazonen, oder einer Republik der Weiber, und überhaupt von den ungeheuern und unglaublichen Reichthümern auf dem Lande, wo noch kein Menſch Schätze ſah, erzählt hat. Dieſe ganze Erzählung iſt ſomit ein Beweis, daß es ihm entweder an Verſtand, oder an Rechtlichkeit, oder an beiden zugleich gefehlt. Es ſcheint, als ob man gegen keinen Charakter von zwei entgegengeſetzten Seiten her, Neid und Mitleid höher geſteigert, wie gegen Raleigh. In den erſten Jahren ſeines Lebens, als er noch in Weltgeſchäften thätig erſchien, war er der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes und Fluches von England; in der letzten Zeit, als er im Gefängniß ſaß, ward er, noch weit unvernünftiger, der Gegenſtand großer Liebe und Bewunderung.

II.

Die Liebe
Pfalzgraf Friedrichs III.
und
Leonorens von Oesterreich.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.
Schwäb. Volkslied.

Die Königin Leonore, durch ihre Reize, ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verſtand und ihren politiſchen Einfluß ſchon von Portugal und noch mehr von Frankreich aus in der Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Perſon, iſt nicht minder Heldin der Romantik geworden, und Dichtungen und Ueberlieferungen der freundlichſten Art knüpfen ſich an ihren Namen. Sie vereinigte mit dem Schönheitsſinn ihres ungeſtüm-jugendlichen Vaters Philipp von Oeſterreich das tiefere (in letzter Zeit jedoch zur Schwermuth ausartende) Weſen ihrer Mutter Donna Juanna von Caſtilien und Arragon, mit welcher ſie im Aeußern viele Aehnlichkeit gehabt haben ſoll. Sie war den 24. November 1498 zu Löwen geboren und die älteſte unter ihren Schweſtern. Den Namen „Leonore“ trug ſie ihrer Urgroßmutter, der Gemahlin Kaiſer Friedrichs III., Leonore von Portugal, zu Ehren. Margaretha von Oeſterreich, ihre Tante, beſorgte großentheils ihre Erziehung, welche gründlich und geiſtvoll, wie ſie ſelbſt, war. Noch übrig iſt ein reich mit Deviſen und Blumen verziertes Buch, die burgundi-

ſchen Nationaltänze enthaltend, welches ihr zugedacht, jedoch bei der Abreiſe nach Spanien beim Einpacken vergeſſen worden war, und auf welchem der Titel ein großes „Pensez“ und die Perlenumzogenen Worte: „à Marguerite“ weiſt.

Viele Geſchichtſchreiber und Biographen ſind im Preis der körperlichen Vorzüge, ſo wie des phantaſievollen Weſens der Schweſter Carls V. einig und mehr als ein franzöſiſcher Schriftſteller ſchnappt bei der Beſchreibung ihrer Perſon mit einer eigenthümlichen Lüſternheit des Ausdruckes ordentlich nach Luft, während der fromme Minorit **Hilarion de Coste** auf ehrbarere Weiſe das Lob der Königin verkündigt, der geniale Dichter **Clement Marot** aber in einem phantaſievollen Gemählde ihr Andenken zu verherrlichen geſucht hat *). Auch **Le Moine** **), **Le Maire des Belges** ***), **Villon** †), **Gode-**

*) Epistre (XIV.) qu'il se presente à Bourdeaux à la Reyne Eleonor à son arrivée d'Espaigne avec Messieurs les deux Enfans du Roy delivrez des mains de l'Empereur Charles le Quint. In der Pariſer Quart-Ausgabe mit hüter. Noten.

**) Von dieſem übrigen allerlei Miſſiven an K. Franz I. und Leonore. La Croix Bibliotheque.

***) Vgl. Buchon Collect. des Chroniques.

†) Le Fort inexpugnable des Dames, (ein äußerſt ſeltenes Werk über die Vorzüge des weiblichen Geſchlechtes).

froi *) und Andere haben ſie auf ehrfurchtvolle Weiſe bedacht.

Leonore brachte ihre erſte Jugend am Hofe, theils bei Margarethen, theils bei Carl V. zu, welch letzterer ſchon im 16. Jahre geiſtig zum Manne herangereift war, und unter der Leitung des Herrn von Chievry zu politiſchen Geſchäften ſich bildete und zu ernſten Welthändeln ſich vorbereitete. Beide Geſchwiſter liebten ſich ſehr, und Carl, obgleich er bereits damals den gebietenden Herrn über die mehr als zwei Jahre ältere Schweſter zu ſpielen für gut fand, und durch ſeine ſtreng ſittliche, von der Frivolität des Lebens der höhern Stände ſehr früh abgezogene Natur dazu beſtimmt wurde, ließ es an keinerlei Art von Achtungsbezeugungen gegen ſie fehlen. Die Erſcheinung eines intereſſanten teutſchen Fürſten, des Pfalzgrafen Friedrich (III.), brachte in ihr bisheriges ſtilles Leben eine gefährliche Kriſe und in die innere Verhältniſſe des Hofes mannigfache Störung. Jener Prinz, nachmals ſo berühmt durch ſeine Tapferkeit als Krieger, wie durch ſeine Eigenſchaften als Regent, noch liebenswürdiger durch ſeine perſönlichen Vorzüge als Menſch geworden, deſſen Schickſale und Geſchichten die Dankbarkeit eines belgiſchen Gelehrten zum Gegenſtand einer Art von Cyropädie gemacht hat, war nicht ſobald im Ge-

*) Le Ceremoniel de France.

leite des Prinzen, an deſſen Haus er mit ſeltener Treue hing, zu Brüſſel aufgetreten, als er aller Ritter Neid und aller Damen Bewunderung auf ſich zog. Beſonders war dies bei den angeſtellten Hoffeſten und Ritterſpielen im Jahr 1515 der Fall, in welchen er meiſt den erſten Preis gewann. Er war der Stoff aller Geſpräche der ſchönſten Frauen und Fräuleins und ſelbſt die Erzherzogin Leonore wurde gleich anfangs mit dahingeriſſen.

Als ſie — ſo erzählt der gewandte Diplomat und Verehrer Friedrichs *), dem wir, was die Thatſachen betrifft, in unſerer Beſchreibung größtentheils gefolgt ſind — das erſte Mal den blühenden Jüngling erblickte, mit ſeiner edlen, hehren Geſtalt, ſeinem feurigen Blicke, ſeinem ſchön proportionirten Gliederbau, ſeiner breiten Bruſt und Schulter, ſeinem ſchneeweiſen Hals, ſeinen lang herunterfließenden Goldhaaren, ſeinem majeſtätiſchen Antlitz, ſeinem geiſtverkündenden Mund, — da konnte ſie ſich nicht ſatt ſehen; und je mehr ſie ſein Bild verſchlang, deſto tiefer prägte es ſich in ihr Herz ein. Sie lauſchte begierig jedem Worte, das die Damen und Jungfrauen ihrer Umgebung zu ſeinem Lobe ſprachen, und es ſchien ihr, als würde immer weniger geſagt, als er eigentlich verdiene.

*) Huberti Thomae Leodiensis Narratio etc. in M. Freheri Scriptor. rer. Germanic. T. III.

Dieſes aufkeimende Gefühl heimlicher Leidenſchaft blieb einem feinen Hofmann, der in der Phyſiognomik des Herzens wohlbewandert war, nicht verborgen, und er ſuchte aus dieſem Umſtande für ſich ſelber Nutzen zu ziehen, dadurch, daß er der ſüßen Leidenſchaft das Wort führte, deßhalb er zu einem der Umſtehenden ſich wendend, wie ohne alle Abſicht, ſagte: „Es giebt ein gemeines Sprichwort: Gott verleiht keinem Sterblichen Alles zugleich, und nur ſelten pflegt es zu geſchehen, daß derjenige, welcher ſchön, auch zugleich klug und preiswürdig ſey. So Jemand menſchlich fühlt, wird er verzagt, — ſo er tapfer, anmaßend, — ſo er reich, hoffärthig, und ſo er kühn, tolldreiſt ſeyn. Der Edle erſcheint bald aufgeblaſen und als Verächter der Andern, der Gute einfältig und unnütz. Eine ſolche verkehrte Natur hat das ſterbliche Geſchlecht ſeit dem Fall des erſten Menſchen angenommen, und alſo nachtheilig hat es ſich umgewandelt, daß, was das ſchlimmſte und beklagenswertheſte iſt, die Bosheit vor der Güte zu ihrem Zwecke gelangt. Schon die alten Dichter ſprechen vielfach dieſe Klagen aus.

Ich führe nur dasjenige an, was die lesbiſche Sappho bei Ovidius von ſich ſelber ſagt:

Für die Gebrechen des Leibs wurde mir Geiſt und Verſtand.

Und, ungefähr in dem gleichen Sinne, was über den Ithaker gesagt wird:

„Schön nicht von Gestalt, doch reich an Geist war Odysseus."

Und an einem dritten Orte:

„Kleines war er an Verstand, klein nur von Körpergestalt."

Derjenige also ist glücklich zu preisen, welcher die wenigsten Naturgebrechen an sich trägt.

Ein um so erstaunenswertheres Wunder bietet sich daher in diesem Pfalzgrafen Friedrich dar, welcher an allen Tugenden so sehr hervorragt, daß es scheint, nicht nur habe die Natur keine ihrer Gebrechen in diesen Mann gelegt, sondern die Gottheit selbst alles was sie Gutes hat, über ihn ausgeschüttet. Von der Schönheit seiner Gestalt will ich nichts sagen, Ihr alle seht, daß jene himmlische Venus nichts an derselben zu wünschen übrig gelassen. Doch all dies sind nur äußere Vorzüge; sie verschwinden und gehen mit dem Körper zugleich zu Grunde. Könntet ihr aber erst jene innern und unsterblichen völlig durchschauen, welche sein Wesen verschließt, so müßtet Ihr fürwahr gestehen, daß es die kostbarsten Edelsteine in Gold eingefaßt seyen. Obschon nun das Gold schon an und für sich selbst bereits einen hohen Werth und Preis hat, so verliert es doch durch den Zusatz dieser Steine viel davon.

Man betrachtet und ehrt es nur, insofern dieser oder jener kostbare Stein dazu gekommen, und letzterer verschlingt allein alles Lob und Bewunderung. Das Gleiche kann ich auch von diesem Friedrich sagen, wenn ich seine geistigen Vorzüge, die ich alle wohl kenne und erprobt habe, mit dieser körperlichen Gestalt, vergleiche, welche die schönste ist, die man nur sich denken kann."

„Und damit ich mit seiner Klugheit beginne: Wer ist vorsichtiger in Rathschlägen, und gewandter in der Kunst, Anständiges und Rechtes siegreich an- und was wider Ehre und Recht, abzurathen? Emsig sinnt er der Vergangenheit nach, handelt mit Standhaftigkeit in der Gegenwart und trifft vorsichtig für die Zukunft Maasregeln. Darin allein unterscheidet er sich von dem Charakter der Teutschen, welche in der Regel meist nur dem Gegenwärtigen ihre Aufmerksamkeit schenken und die Zukunft vernachläßigen. Er, der der sanftmüthigste und in allen schönen Künsten bewandertste ist, den man finden wird, ist zugleich auch der muthvollste und großherzigste."

„Vielleicht erinnern sich Einige von Euch des Zufall's wieder, der ihm neulich von Seite solcher Leute zugestoßen, welche sich blos deßhalb Adelige zu nennen scheinen, weil sie von edlen Künsten durchaus nichts gelernt haben. Außer verschiedenen andern Zweigen

dieſer letzteren hegt Friedrich mit ganz beſonderer Liebe die Muſik; er thut es in der Ueberzeugung, daß ſie den Sinnen mehr Harmonie und Bildung gewährt und beſonders einen das Kriegsweſen treibenden Mann ſehr gut kleidet. Nachdem Jene gehört, daß Friedrich ſolcher Kenntniß willen gelobt würde, und ſie zur Stunde nichts vorfanden, was ſie an ihm tadeln konnten, ſo begannen ſie ziemlich laut zu äußern: eine ſolche Kunſt mache den Mann weibiſch und kaum habe man noch Jemanden geſehen, der ſie getrieben und dabei auch beherzt und tapfer geweſen ſey."

„Als man nun dieſe Aeußerung dem Pfalzgrafen überbracht, und auch der Markgraf Johann von Brandenburg, der Herr von Fiennis und andere, welche ebenfalls mit Muſik ſich abgaben, davon in Kenntniß geſetzt worden, hielten ſie ſich ſämmtlich mit Abſicht beſchimpft und bedeuteten Karl'n, daß ſie die Sache nicht ungeſtraft dahin geben laſſen, ſondern mit dem Degen rächen würden. Solches wäre auch fürwahr geſchehen, ohne die Dazwiſchenkunft des Erzherzogs, welcher jedoch der Sache das Anſehen eines Tourniers zu geben wünſchte."

„Der Tag, die Geſetze, die Bedingungen und die Preiſe des Kampfes wurden alſo feſtgeſetzt, und die Verläumder der Muſik völlig überwunden. Der Pfalzgraf übte Milde an ſeinen Gegnern und hinführo war

Niemand mehr am Hof, welcher die Muſiker oder gar die Muſik zu tadeln gewagt hätte.“

Jener Hofmann reihete an ſein Lob der Schönheit, der Bildung, der Tapferkeit und der Großmuth Friedrichs nun auch noch das des Reichthums und des Adels der pfalzgräflichen Familie, ſo wie ihrer unerſchütterlichen Anhänglichkeit an das Erzhaus. Er meinte: ſo viele Tugenden und ſo viele Verdienſte müßten endlich einmal belohnt werden.

„Wie wäre es“ — ſo ſchloß er ſeine lange Rede — „wenn man dieſem Friedrich eine unſerer Prinzeſſinnen zur Ehe gäbe? ſo etwas würde unſerm Hauſe neuen Glanz verſchaffen, und wir auch Pfalzgrafen aus unſerm Geblüte beſitzen?“ Dieſer Beſchreibung und vielem Andern mehr, was ſämmtlich zum Preiſe Friedrichs geſagt worden, hatte Leonore nicht ohne ſüße innere Wolluſt zugehört, und obgleich ſie, was in ihrem Innern vorging, zu verbergen ſuchte, ſo verrieth ſie doch, wie der Inhalt jener Rede nur noch mehr ſie entflammte; denn bald ſprach ſie: „ſeht! jetzt ergreift der Pfalzgraf Friedrich die Lanze; jetzt raſtet er; jetzt thut er dies und jenes;“ „bald wieder:“ man hat ihm etwas hinterbracht; „ — oder: — „es iſt ihm etwas am Helme gebrochen,“ — „ſie geben ihm eine ſtärkere Lanze.“ „Seht nur einmal, wie geſchickt

er die Lanze führt; wie tüchtig er seinen Gegner trifft — wie die Splitter in die Luft fliegen!“

Bei solchen und ähnlichen, unzähligen Redensarten mehr gab es wohl Niemanden unter den Anwesenden, der nicht deutlich bemerkt hätte, von welch' heftiger Liebe das schöne Fräulein zu dem Pfalzgrafen entzündet sey. Ihre Begleiter unterließen auch nicht, ihr täglich etwas Neues vom Gegenstande ihrer Neigung zu überbringen, da sie wohl merkten, wie sie sich in die höchste Gunst setzten, so bald sie nur etwas zum Lobe Friedrichs mittheilten. Daher sannen sie, wie es der Brauch der Höflinge mit sich bringt, allem Möglichen nach, was der Pfalzgraf etwa Löbliches gethan haben mochte, oder sie erdichteten selbst etwas Neues, blos um Stoff zu haben, ihre Pflichtbeflissenheit zu beurkunden.

Dem Pfalzgrafen selbst war die Sache nicht lange verborgen geblieben. Die Leidenschaft der Prinzessin kam der seinigen nur entgegen, denn bereits hatte auch ihn eine stille Liebesglut zu ihr, welche allmählig in die heftigste Sehnsucht überging mit Macht gefaßt, und sein tägliches Sinnen und Trachten war seit einiger Zeit blos gewesen, wie er etwas zu Ehren und und Hulden der schönen Fürstin vollbringen möchte.

Wo er ſtand und ging, ergoß er ſich in begeiſterungsvolles Lob über Leonorens Perſon und Eigenſchaften. Bald pries er ihre hohe Stirne, die auch nicht die geringſte Falte verunziere; bald ihre Augenbraunen, in ſtolzen Bogen gewölbt und mit wenigen, ſchwarzen Haaren in ſchönſter Regelmäßigkeit beſetzt; bald ihre himmliſchen Augen, die ein immerwährender Liebesblick zu ſeyn ſchienen; bald ihren kleinen Mund, ihre roſenrothen Wangen, ihre kleinen weißen Zähne, ihr zugleich frohes und beſcheidenes Antlitz, und den wunderſüßen Wohllaut ihrer Stimme. In Summa, es war an Leonorens ganzem Weſen nichts, was er nicht bis an den Himmel erhoben, gelobt und bewundert hätte.

Die Liebe hatte zwiſchen den Beiden ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht, daß ſie ferner kein Bedenken mehr trugen, ihre Gefühle gegen einander auszutauſchen. Während des Tanzes, während des Luſtwandelns, während der Jagd, im Schloßgarten und Thierpark ging das ſüße Geplauder der Liebe vor ſich. Und wo die Worte der Nähe von Zeugen willen, nicht rathſam waren, verſtändigte man ſich durch Zeichen und Winke, welche mit bald eingeübter Kunſt durch die erfinderiſche Lehrerin der Herzen gegenſeitig gehandhabt und verſtanden wurden. Die Kammerfräuleins und die Bedienten, durch hohen Lohn gewonnen und treu ergeben, wanderten hin und her auf Botendienſt, bald

um einen Morgengruß zu beſtellen, bald um ein Veilchen oder eine Roſe zu übermachen und Aehnliches zurückzubringen. Nichts von allem dem ward unterlaſſen, was zwei Innigliebende auszuſinnen pflegen. Allein je mehr ſie ihrer Sache den Schleier des Geheimniſſes überzuwerfen ſuchten, deſto bekannter und öffentlicher ward ihr Spiel, weil es bei aller Verſtellung und Verſchlagenheit in vielen Dingen wiederum nichts blöderes und ungewandteres giebt, als die Diplomatie der Liebe. Es gieng kein Geſpräch und keine Zuſammenkunft weder im Schloſſe noch in der Stadt mehr vor, wo nicht die Liebe des Pfalzgrafen und der Prinzeſſin den Hauptgegenſtand der Rede bildete. Der Eine wünſchte Leonoren Glück dazu, daß ſie die Gemahlin eines Fürſten werden würde, der während Karls Abweſenheit in Spanien Niederteutſchland geſetzlich als Reichsverweſer zu regieren erhielte; welche ſomit auf dem heimiſchen Gebiet als Herrin verbleiben und nicht, zu irgend einem fremden Ehebund gezwungen, in fernem Land und unter fremden Menſchen ihr Leben zu vertrauern genöthigt ſeyn dürfte. Andere hielten den Pfalzgrafen für beneidenswerth, dem eine ſo hohe Ehre zu Theil würde, Schwager des mächtigſten Königes zu werden. Kurz Jedermann ſprach von der Vermählung der Beiden, als von einer ausgemachten und nahe ſtehenden Sache.

Das Gerücht von dem Verhältniſſe Leonorens und Friedrichs und von jenen Geſprächen des Hofes und der Stadt kam endlich auch der Schweſter der Prinzeſſin, der Königin Iſabelle von Dänemark, zu Ohren. Dieſe, eine ſinnvolle und kluge Dame, welche wohl gerne Leonoren ein beſſeres Glück gegönnt, als ſie ſelbſt an der Seite des grauſamen und wohllüſtigen Chriſtian II. genoß, ſchrieb ihr alsbald freundlich zu; und weit entfernt, ob ihrer Liebe ſie zu tadeln, lobte und billigte ſie dieſelbe vielmehr und wünſchte ihr ſogar Glück zu dem trefflichen Mann ihrer Wahl. Sie beſchrieb ihr die Glückſeligkeit eines Ehebundes, den man nach eigenem Herzenswunſche ſchließen dürfe, und das Unglück eines ſolchen, wo, ohne vorher ſich von Herzen, ja ſelbſt nur von Angeſicht, gekannt zu haben, zwei Menſchen durch bloßes Gebot der Politik zuſammengeſchmiedet würden, und die Braut in ein fremdes Land zöge, entriſſen für immer dem Schooſe der Ihrigen und ohne Hoffnung der Wiederkehr in das Vaterland. Der Königsname, mit welchem die Eitelkeit ſo viele verlocke, ſey ein eitles Trugbild; bei näherer Anſicht verbleiche und verſchwinde jeder Schimmer, und es ſey ſo viel, als wenn man mit nackten Füßen über eine Schlange wandle. Das Loos der Königinnen ſey ein trauriges. Dieſe würden von ihren Gemahlen ſo gut wie in Gefangenſchaft gehalten; nur

ſelten dürften ſie des Palaſtes Schwelle verlaſſen und dem Publikum ſich zeigen, damit nicht das Geheimniß und der Glanz der Majeſtät durch ihren zu häufigen Anblick beim Volke verſchwinde und ſich verliere. Oft befänden ſie ſich verlaſſen und allein; die Könige nähmen Jagdparthien zur Ausflucht, aber insgeheim fröhnten ſie nichts anderm, als ihren Lüſten und Launen. Wie ganz anders würde es mit ihr, der geliebten Schweſter, werden, wenn ſie dem Pfalzgrafen Friedrich die Hand zu reichen beſtimmt ſey.

Der Ermahnung, dieſen Fürſten immerhin fortzulieben und zum Gemahl zu wählen, fügte ſie noch das Lob ſeiner Tugenden und beſonders auch die Schilderung des günſtigen Umſtandes bei, daß er der teutſchen und franzöſiſchen Sprache gleich kundig, und ſie, Leonore, ſomit im Stande ſey, in beiden gleich gut ihn zu verſtehen. Solches ſey ihr, der Königin, nicht zu Theil geworden. Hinweggeführt nach einem fernen Lande, verſtände ſie weder die Sprache des Gatten, noch derſelbe ihre heimathlichen Laute. Und dennoch ſey das Verſtändniß der Sprache ein Hauptband inniger Liebe. An den Punkt, daß Friedrich nur ein Pfalzgraf ſey, möge ſie ſich ja nicht ſtoßen; er ſey Fürſt des Reichs und Sohn eines Churfürſten, welcher Könige und Kaiſer zu wählen habe und dieſen ſomit ebenbürtig.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es nur noch ſolcher

Zureden bedurfte, um die Glut in der Prinzeſſin vollends zu hellen Flammen zu entfachen. Beide Liebende thaten ferner ſich keinen Zwang mehr an; ſie ſahen, ſprachen und herzten ſich, als hätten ſie bereits dazu das unbeſtrittenſte Recht. Jedermann äußerte ſich desgleichen ganz ohne Scheu über das Verhältniß ſelbſt in ihrer Gegenwart, und die Vermählung ſchien ein keinem Zweifel mehr unterliegendes Begebniß.

Aber das Schickſal riß ſie bald auf das ſchmerzlichſte aus dieſer ſüßen Täuſchung, dadurch, daß es den geſchäftigen Neid zweier perſönlichen Gegner Friedrichs wider ihn anſpornte. Er hatte durch Stachelreden und durch einen Sieg im Turnier die Herren von Chièvres und Mingoval (Minkenwall) tödtlich beleidigt. Der Haß des Letztern konnte ihm gleichgültig ſeyn; deſto gefährlicher aber ward die Rache des Erſten, welcher als vertrauteſter Rathgeber und bisheriger Mentor des Königs Karl einen unbedingten Einfluß auf ihn ausübte. Chièvres ſuchte und fand bald Mittel, ſie zu befriedigen.

Unmittelbar nach der Eidesleiſtung der Niederländiſchen Provinzen, an den nunmehr großjährig erklärten Beherrſcher, ſchickte man den Pfalzgrafen nach dem Herzogthum Luxemburg, um auch dieſes im Namen Karls, in Eid und Pflicht zu nehmen. Er erfüllte dieſen Auftrag nicht ohne die größten Gefahren

und Kämpfe und kam endlich zurück, in ſicherer Hoffnung, den heiß erſehnten Preis ſeiner Treue und ſeiner Anſtrengungen in Leonorens bleibendem Beſitze zu empfangen. Eine beſtimmte Entſcheidung dieſer Angelegenheit ſchien um ſo dringender, als der König bereits alle Anſtalten zur Abfahrt nach Spanien getroffen hatte, und Friedrich, früherer Abrede gemäß, ihn dahin begleiten ſollte. Schon ſtand das Schiff gemiethet, welches für ihn und ſeine Leute beſtimmt war. Der Pfalzgraf hatte nicht die geringſte Ahnung von dem, was während ſeiner Abweſenheit vorgegangen.

Der Herr von Chièvres und ſeine Anhänger fanden es ihrem Intereſſe gemäß, dieſe Begleitung um jeden Preis zu hintertreiben, weil im entgegengeſetzten Fall das Spiel für ſie verloren ſchien. Sie ergriffen daher den Vorwand der entdeckten Liebſchaft des Pfalzgrafen mit der Prinzeſſin Leonore mit doppelter Begierde, um auf das ſtolze Gemüth des jugendlichen Königs zu wirken.

Eine Kammerfrau, welcher Leonore ihr ganzes Vertrauen geſchenkt und alle Geheimniſſe mitgetheilt hatte, ward vom Miniſter beſtochen, ſo oft künftig wiederum Briefe Friedrichs an die Prinzeſſin eintreffen würden, es unverweilt ihm anzuzeigen. Dies war bald darauf der Fall. Schon wehete der erſehnte Nordwind, und die Segel begannen zu ſchwellen; als

der Pfalzgraf den tödtlichſten Qualen von Sorge und Ungewißheit ſich überliefert fühlte. Nicht der eigenen Gefahren auf der ſo weiten Meerfahrt gedachte er, wohl aber derjenigen, welche die Geliebte bedrohen könnten; und das Schrecklichſte war ihm, daß er, obgleich Beide die Reiſe gemeinſchaftlich mitmachen ſollten, auf einem andern Schiff, als Leonore, ſomit nahe und doch fern von ihr, ihres Antlitzes und Grußes vielleicht auf lange entbehren müßte. Ueberdies hatte er ein dunkles Gerücht von dem Plan einer Vermählung Leonorens mit dem Könige von Portugal vernommen, welcher ſeit einiger Zeit ausgedacht worden ſey.

Von Kummer und Furcht und Eiferſucht gepeinigt, beeilte ſich alſo Friedrich, der Geliebten zu ſchreiben, daß ſie wohl auf ihrer Hut bleiben, ihm treue Minne bewahren und alle Zufälle des Schickſals mit ſtarkem Herzen ertragen möchte. Sobald ſie Beide mit Gottes Willen einſt im Port angelangt, wollten ſie ſich fröhlich und heiter die überſtandenen Gefahren gegenſeitig erzählen. Indem er aber dieſe Zeilen niedergeſchrieben, trat der König von Portugal wie ein düſteres Geſpenſt vor ſeine Seele, und er ſetzte daher die Worte bei: Ueberlege jedoch meine Leonore, ob es nicht beſſer für uns ſey, hier zu bleiben und nach Deutſchland zu gehen. Gehe deine Muhme Marga-

retha bittend darum an, wie ich ſchon öfters dir gerathen. Sie weiß um unſre Liebe. Ich habe ein Mittel ausfindig gemacht, welches von den Gefahren uns befreien kann, welche dermal droh'n. Wohlan! Wage auch Du etwas zu unſerer Rettung; ſonſt ſind wir Beid: verloren!"

Ein Knabe war Ueberbringer dieſes Briefs. Leonore ſteckte ihn ſchnell in den Buſen, deſſen liebliche Hügel von jugendlicher Ueppigkeit ſchwellend, in dieſem Augenblicke höher wogten, gleich als fühlten ſie die Nähe eines theuern Gaſtes. Sie drückte das Papier von Zeit zu Zeit innig an ſich, gleichſam als Stellvertreter der Perſon des Geliebten, weinte und lachte in ſeliger Angſt und melancholiſcher Freude zu gleicher Zeit, wie die milde Frühlingsſonne trübes Gewölke durchdringt und Strahlen und Tropfen ſchweſterlich mit einander ſich miſchen; darauf wartete ſie, als ſie ſich einigermaßen gefaßt, einen gelegenen Ort ab, um die theuern Zeilen mit Bequemlichkeit durchzuleſen.

Die Frau von Thembis — alſo hieß die verrätheriſche Kammerfrau — hatte ſolches nicht ſobald wahrgenommen, als ſie zum Herrn von Chièvres eilte und treulich Bericht von allem abſtattete. Der Miniſter begab ſich nun eiligſt zum Könige und es bedurfte keiner langen Gründe, um dem mit unbedingtem Vertrauen an ſeinen Rathſchlägen hängenden Schüler

Argwohn und Empfindlichkeit gegen den Pfalzgrafen in das Herz zu jagen. Er ſchilderte die treffliche Gelegenheit, die ſich dargeſtellt habe, durch eine Heirath Spanien und Portugal, die alten Gegner, zu verſöhnen, und beide Reiche vereint dereinſt an das Haus Habsburg zu bringen. Nun trete aber dieſem Plane ein unerwartetes Hinderniß entgegen. Ein Fürſt, der ihm äußerſt ergeben und auch ſonſt von den beſten Geſinnungen beſeelt ſey, der Pfalzgraf Friedrich, welcher an ſeinem Hofe bisher verweilt, liebe ſeine Schweſter Leonore auf das Feurigſte, und auch dieſe hätte ihm die zärtlichſte Gegenliebe geſchenkt, ſo daß es ſchwer halten dürfte, dies ſüße Band wieder zu löſen. Solches möchte noch hingehen; aber es ſtehe ſehr zu befürchten, Beide hätten bereits ein Verhältniß eingegangen, welches nach den Grundſätzen der chriſtlichen Religion nicht ſobald wieder aufgehoben werden könnte. Wenigſtens müſſe man darauf aus allen den Reden ſchließen, mit denen beinahe Jedermann am Hofe ſich herumtrage. Damit aber Karl in den Stand geſetzt werde, etwas im Zuſammenhang darüber zu erhalten, ſo theile er blos mit: daß die Prinzeſſin ſo eben erſt ein Schreiben vom Pfalzgrafen erhalten habe, welches ſie in ihrem Buſen bewahre und unaufhörlich an ſich drücke. „Verſtellt Euch darum“ — ſo ſchloß er, „gnädigſter Herr; geht ſchnell zu ihr, und indem Ihr

mit der Schweſter zu ſcherzen ſcheint, ſo zieht Ihr den Brief hervor. Derſelbe wird alsdann wohl der beſte Zeuge für Alles ſeyn und die ſicherſten Aufſchlüſſe über Alles gewähren."

Der König, ungemein aufgebracht über die unerwartete Notiz, welche den Stolz des habsburgiſchen Blutes ſo tief verwundete, eilte alsbald in das Frauengemach. Er bezwang jedoch, der Verſtellung fähig, wie er war, ſein Gefühl und redete die Schweſter, welche er in tiefes Nachdenken verſunken und von Ungeduld darüber verzehrt ſah, daß noch immer keine Gelegenheit ihr geworden, den Brief durchzuleſen, mit freundlichem Gruße an. Beim Eintritt des hohen Bruders erhob ſie ſich und bezeigte ihm die gewöhnliche Ehrfurcht. Karl fragte ſie, wie es ihr ergehe? Jene erwiederte: gut, was das Aeußere und den Körper betrifft. „Das ſeh' ich wohl — ſagte er — denn deine Formen zeugen von ſtrotzender Fülle und dein Buſen ſchwellt täglich mächtiger an. Jetzt aber, als wollte er letzteren mit muthwillig brüderlichem Scherze betaſten, ſtreckte er die Finger nach dem zarten Heiligthum aus und zog das Schreiben trotz ihres allzuſpäten Widerſtandes haſtig heraus.

Leonore, von Schamröthe übergoſſen, ſuchte vergebens den Raub ihm wieder abzujagen; Karl verließ damit das Gemach, indem er unter der Thüre ihr

noch zurief: „Ich will doch gern ſehen, was für Dinge Du wirklich treibſt!“ Sogleich verfügte er ſich zu Chievres, und ſie laſen das Papier miteinander durch. Verſchiedene Höflinge, die ihr Vertrauen theilten und gerade mit im Kabinete ſich befanden, halfen jeder Stelle die giftigſte Deutung geben, ſobald ſie wahrnahmen, wie der Wind ſich gedreht. Der eine meinte: Friedrich habe gegen des Königs Schweſter ſich allzu viele Freiheit herausgenommen. Der andere befürchtete, ſie hatten bereits ſich trauen laſſen, und der Pfalzgraf beabſichtige eine förmliche Entführung; denn warum ſonſt hätte er ihr die Gefahren des Meeres geſchildert, warum die Qualen der Trennung, warum die Unannehmlichkeit Spaniens, die Leiden ſpaniſcher Ehen und die Reize des teutſchen Vaterlandes ſo ſehr vorgemalt, als um ſie zu beſtimmen, daß ſie in dieſes letztere willig ihm folge? Ein dritter erklärte: die That des Pfalzgrafen ſey abſcheulich; man müſſe ihn darum beiſpiellos beſtrafen, verhaften, oder in Spanien in einer abgelegenen Gegend verwahrt halten.

Karl ſtand inzwiſchen bleicher, als der Schnee und zähnknirſchend vor Wuth in einer Vertiefung des Zimmers; doch bezwang er ſein Gefühl und beſchloß, im geheimen Kabinete mit den Herrn von Chievres und Mingoval das Fernere zu berathen, was mit Friedrich vorzunehmen ſey. Nach den Mittheilungen

Einiger ſoll er in der erſten Aufwallung (eine Erſcheinung, die bei ihm ſelbſt in früher Jugend nur ſelten) geſchworen haben, Friedrich den Degen in den Leib zu rennen, wenn er ihn im Zimmer ſeiner Schweſter treffen würde.

Friedrich hatte jedoch inzwiſchen einige Winke über die Gefahr erhalten, welche ihm drohe. Als er vom Thürhüter mit Mühe nur eingelaſſen in die Hofburg kam, und an das gewohnte Fenſter trat, rief ihm Leonore mit zärtlicher Stimme zu, er möchte nur hereintreten, es ſey nichts zu fürchten. Der Pfalzgraf aber erwiederte: „Du irrſt, theure Geliebte, es iſt gar nicht ſo geheuer hier!“ er wünſchte ihr ſofort gute Nacht und kehrte, die Hand immer an den Degen haltend, und in jedem Begegnenden einen ausgeſchickten Mörder argwöhnend, traurig nach ſeiner Herberge, wo er ſich den trübſten Beſorgniſſen und unglückverheißendſten Ahnungen überließ.

Inzwiſchen liefen am Hofe, wo das Geſchehene bald ruchbar geworden, die ſeltſamſten Gerüchte und abentheuerlichſten Deutungen, und die Gemeinheit der Mehrzahl der Menſchen gegen das Unglück zeigte ſich auch hier in unverhüllter Geſtalt. Einige nährten und ſchürten das Feuer noch mehr und brachten bei dieſem Anlaß ihre niedrigen Schmeicheleien gegen den Monarchen wie gegen deſſen Räthe an den Tag. Doch

muß man geſtehen, daß auch eine Anzahl Redlichgeſinnter aufrichtigen Antheil an dem Looſe der Liebenden nahm, und in bittern Bemerkungen wider die beiden herzloſen Günſtlinge ſich ergoß.

Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, wie die Herberge Friedrichs, die noch kurz zuvor von Scherz, Geſang und Saitenſpiel und vom Tumulte zechender Gäſte, ſo ewige Treue ihm geſchworen, wiederhallt hatte, plötzlich nun faſt von Jedermann verlaſſen ward, und die tiefſte Stille darin herrſchte. Friedrich wußte längere Zeit ſich gar nicht zu faſſen, und hielt alles Vorgefallene, welches die ſüße Reihe ſeiner Freuden unterbrochen, für einen ſchlimmen Traum. Er erwog ängſtlich jede Sylbe, die er der Prinzeſſin geſchrieben, und prüfte jede Stelle, welche ihn verfangen haben konnte, genau; er fand nichts Sträfliches darin. Gleichwohl klagte er oftmals ſich ſchwer an, bis die Liebe ihn wieder losſprach. Die Furcht rieth ihm ungeſäumte Flucht an; aber die Liebe gebot ihm zu bleiben, und ſein gutes Bewußtſeyn ſtärkte ihn. Er vergaß ſeine eigene Gefahr und hegte nur über Leonorens Schickſal innigen Kummer. Er ergoß ſich abermals in bittere Selbſtanklagen und hielt die Gebieterin durch ſeine thörichte Unvorſicht verloren.

Seine jugendlichen Begleiter traten nun tröſtend und ſchmeichelnd zu ihm und redeten allerlei unnütze

Worte und verſchwendeten allerlei thörichte Räthe, bis der Stallmeiſter, ein alter treuer Diener des pfalzgräflichen Hauſes, mit bittern und ſchneidenden Vorwürfen ſie ſchweigen und weggehen hieß. Darauf trat er vor ſeinen Herrn und hielt nachſtehende merkwürdige Rede an ihn:

„Glaubet nicht, edler Friedrich, daß von all dem hier Geſagten Euch ſelbſt etwas treffen ſoll. Ich kenne die Trefflichkeit Eueres Gemüths und Euere Neigung für alles Hohe und Große. Nur bedaure ich Euch, daß Ihr in dieſen peſtartigen Schlamm von Leuten hineingerathen ſeyd, welche nun auch Euer Unglück noch durch niederträchtige Schmeicheleien entheiligen, und welchen Ihr leider bisher allzu williges Ohr verliehen habt. Es iſt fürwahr der Fluch unſerer teutſchen Fürſten, daß ſie ihre Söhne nicht etwa Demjenigen anvertrauen, welcher in der Meinung als der Beſte oder Klügſte daſteht, ſondern Dem, welcher der Adelichſte iſt. Sie glauben ſodann, wie wundergeſcheidt und pfiffig ſie dabei verfahren ſind, und ſehen nicht ein, daß man bei der Leitung eines Sohnes auf dieſelbe Weiſe, wie auf einem Schiffe, verfahren muß; hier übergibt man nicht Dem, welcher durch Glanz der Ahnen ſtrahlt, ſondern dem Erfahrenſten das Steuerruder, und müßte man ihn ſelbſt aus dem Pöbel aufgreifen.“

„Allein gegenwärtig iſt keine Zeit zu Vorwürfen; Ihr müßt nun muthig und geiſtesſtark Euch zeigen, und Niemand darf Euch auch nur im Geringſten traurig oder niedergeſchlagen ſehen. Beſchuldigt man Euch, Ihr habet an Leonoren geſchrieben, ſo antwortet: Ja! ich habe es gethan, ich habe es mehr als einmal gethan, nach Art junger Leute, aber weder liſtig noch betrügeriſch; — was dieſe Briefe Sträfliches enthalten ſollten, weiß ich nicht. Solche Briefe zu wechſeln iſt kein Verbrechen, und bedarf ſo großen Gelärmes nicht. Diejenigen, welche den Sinn unſchuldiger Worte ſchlimm mir deuten, ſind Verläumder meiner Perſon. Ein ſo vornehmes Fräulein zu entführen, bedarf wohl eines größern Kunſtſtückes, als daß man die Sache in Briefen abmacht. Recht gut weiß ich, wo ich mich dermal befinde; nämlich auf einer Inſel, vom unendlichen Meere rings umfloſſen, deren Zu- und Ausgänge überall mit Wachen verſehen ſind. So weit hat übrigens mein Verſtand noch nicht gelitten, daß ich Briefe ſchreibe, deren Inhalt nicht jederzeit zu meinen Gunſten erklärt werden könnte.“ Der Pfalzgraf verſprach dieſem Rathe zu folgen, und ſchien dabei beruhigt.

Inzwiſchen aber hatte ſich Leonore in ihr Gemach zurückgezogen und zerfloß in einem Strom von Thränen. Sie fürchtete nicht ſowohl Strafe für ſich, als

Gefahr für ihren Geliebten. Sein Schickſal erfüllte ſie mit Angſt und Kummer in hohem Grade. Ihre Jungfrauen tröſteten ſie beſtens, und fingen ſie, als ſie der Laſt des Schmerzens zu erliegen drohte, in ihren Armen auf.

Gleich nachher trat der Herr von Chievres ein und ſprach: „Prinzeſſin! Ihr betrübt Euch mit Unrecht allzu ſehr. Obgleich Euer Bruder Karl heftig darüber zürnt und es gegen jungfräuliche Zucht hält, daß Ihr von einem jungen Fürſten Briefe angenommen und in einen Liebeshandel Euch eingelaſſen habt, ſo wird er doch ſolches dem Leichtſinn der Jugend gern verzeihen, wenn Ihr mir nur darüber offenen Bericht ablegen wollt, ob Ihr an Friedrich durch eheliche Bande gefeſſelt, oder ob Ihr noch frei und ledig ſeyd, und ob er Euch entführen gewollt oder nicht!“

Auf dieſe Frage brach Leonore aufs Neue in heftige Thränen aus und gab ihm endlich zur Antwort: „Warum fragt Ihr mich ſolche Dinge, mein Herr von Chievres, an welche weder ich ſelbſt gedacht, noch welche dem Pfalzgrafen jemals in den Sinn gekommen? Das kann ich in Wahrheit betheuern, und ich würde die Behauptung durch einen Schwur bekräftigen, wenn es gerade ſeyn müßte. Wenn Ihr alſo nichts anderes wißt, deſſen Ihr mich und ihn zeihen wollt, ſo habt Ihr uns eine Kränkung ohne Gleichen

zugefügt, und es kann hier keine Rede davon seyn, irgend Jemanden um Verzeihung zu bitten!“

Der Marquis bemerkte ihr darauf so sanft als möglich: „Ich höre diese Erklärung mit Freuden!“ Er tröstete sie scheinbar, so gut es seinem ausgetrockneten Wesen gegeben war, begab sich wieder zum Könige, berichtete ihm den Inhalt der Unterredung und meinte: die Sache stehe auf gutem Fuße, und Leonore habe das nicht gewährt, was man befürchtet.

Nach diesem besuchte Chievres nun auch den Pfalzgrafen, schilderte ihm den Zorn des Monarchen und wie man diesen kaum abgehalten, scharf gegen ihn zu verfahren. Man habe ihn, den Pfalzgrafen, für klüger gehalten, als daß er dem Wahn sich hingegeben: eine Vermählung mit Leonoren nur zu hoffen, geschweige sie dazu zu verlocken. Die Prinzessin sey als Braut für irgend einen mächtigen König bestimmt. Nicht Pfalzgrafen wären es, deren Verschwägerung Karl nachzusuchen habe; sie, deren Ahnen und Nachkommen bis auf den heutigen Tag Unterthanen des Kaisers gewesen. Eine Verbindung zwischen Beherrscher und Beherrschten sey gegen alle Schicklichkeit; denn auf solche Weise würde der Glanz der Majestät verdunkelt, die Niedrigkeit der letztern aber erhöht, und zuletzt aller Unterschied zwischen Beiden aufgehoben werden. Hätte er, der Pfalzgraf, Lust zum Freyen,

ſo wäre es an ihm geweſen, irgend eine Fürſtin, die ſich für ihn gepaßt, nicht aber ein Fräulein aus königlichem Geblüte zu ſuchen. Nun möge er zuſehen, was er gethan und in welche Verlegenheiten er ſich gebracht, und Gott und ihm, dem Marquis, Dank wiſſen, daß durch ihn der ärgſte Unwille Karls, welcher alsbald ihn zur Strafe zu ziehen Willens geweſen, glücklicherweiſe abgewendet worden.

Alſo übermüthig, boshaft und bitter ſprach die Rachſucht aus dem Herzen eines aufgeblaſenen Belgiers, zu dem Sproſſen eines der älteſten und edelſten teutſchen Fürſtenhäuſer. Friedrich antwortete ihm feſt und angemeſſen: Er habe ſeinerſeits nichts begangen, was den Zorn Karls billigerweiſe ſo ſehr erregen und zur Ahndung wider ihn beſtimmen könnte. Wenn er an Leonoren Briefe geſchrieben, ſo ſey dies nichts Neues und Auffallendes; dergleichen Dinge begäben ſich täglich zwiſchen Jünglingen und Mädchen, welchen letztern man auf die alleranſtändigſte Weiſe zum Ritterdienſt ſich verpflichten könne. Wenn es ihm daher auch nicht erlaubt geweſen ſeyn ſollte, die Fürſtin zu lieben, ſo ſey es ihm doch frei geſtanden, ihr zu dienen. Er habe mit ihr kein Verſteckens geſpielt, ſondern ſein Verhältniß ſey offen und Jedermann bekannt geweſen.

Hier fiel Chievres ihm ins Wort und ſagte: Deine Briefe lauten anders als Deine Worte; ſie

reden davon, daß Du ſie heimlich entführen oder doch dazu bereden wollteſt, Dir Treue zu ſchwören und den Ehebund Dir zu verſprechen.“ Friedrich erklärte: im Fall ſeine Briefe etwas dergleichen enthielten, und man nicht abſichtlich bösartige Deutung in die Worte bringen wolle, ſo unterwerfe er ſich jeder Strafe; nur müſſe man ſie ihm vorzeigen, indem es wider Gebühr ſey, unverhörter Dinge Jemanden zu verurtheilen. Allein der Miniſter rief:

„Was bedarf es langen Vorzeigens? Die Briefe ſind erſt friſch geſchrieben; Deine Hand iſt unverkennbar, und Dein Gedächtniß nicht ſo blöde, daß Du nicht leicht Dich erinnern könnteſt, was Du alles geſchrieben! Doch, ich melde Dir nun kurz, was folgt. Der König Karl will weder mehr, noch kann er mehr wollen, daß Du nach Spanien ihn begleiteſt, und er gedenkt künftig jede Art Dienſtes von Deiner Seite zu entbehren.“ Dabei lächelte er bitter-höhniſch und verließ den Pfalzgrafen ohne Abſchiedsgruß.

Mittlerweile hatte die Prinzeſſin von Oranien, welche, ein geiſtreiches und verſtändiges Weib, am Hofe Karls großes Anſehen und gewichtigen Einfluß beſaß, und oftmals in die Staatsgeheimniſſe eingeweiht wurde, von dem Ungewitter gehört, welches die beiden Liebenden, und Friedrich von der Pfalz insbeſondere bedrohe. Als eine Dame von Gefühl hielt ſie es für

ihre Pflicht, mittelnd dazwischen zu treten und der Bedrängten sich anzunehmen. Alsbald besuchte sie den jungen Monarchen, bei dem die Herren von Chievres und von Mingoval gerade gegenwärtig sich befanden, in Geberden zwar Traurigkeit heuchelnd, aber funkelnd von innerer Schadenfreude. Sie fing mit einigen gleichgültigen Dingen an, und brachte die Unterredung auf den Gegenstand des Tages. Sie stellte dem jungen Könige das Unrecht und die Unvorsicht vor, wegen des Umstandes, daß der Jüngling Friedrich, Sohn einer um Oesterreich so hochverdienten Familie, wie die der Pfalz, in seine Schwester verliebt worden, einem so raschen Entschlusse sich hingeben und jenen Prinzen zu Grunde richten zu wollen. Sehr richtig bemerkte sie ihm, daß, wenn diese Liebschaft, welche seit zwei Jahren Jedermann, ja den Kindern auf der Straße, bekannt sey, ihn beleidigt, er schon früher dazwischen hätte treten müssen. Sie fand in diesem Verhältnisse gar nichts so sträfliches und Ungewöhnliches, in dem gefaßten Entschlusse aber, zu Vitteworde den Prinzen verhaften zu lassen, eine höchst unpolitische Maasregel. Sie machte ihn aufmerksam auf die Macht und den Einfluß des pfalzgräflichen Hauses in Teutschland, welches nicht nur eine dem Prinzen angethane Gewaltthat zu rächen, sondern auch die Sachen Karls bedeutend zu hemmen im Stande seyn würde.

Er möge ferner erwägen, welchen üblen Eindruck es bei den teutſchen Fürſten erregen würde, wenn er, wegen der Liebſchaft mit einem Fräulein, einen jungen Mann verderben ſollte, welcher ihm, ſeinem Großvater und dem Hauſe Habsburg überhaupt ſchon ſo weſentliche Dienſte geleiſtet; was eben jene Fürſten von ihm denken dürften, wenn er, ein noch nicht ſechszehnjähriger Jüngling, ſchon wegen eines flüchtigen Verhältniſſes oder einer leichten Beleidigung ſo ſehr wüthe. Durch ſolche Schritte würde er geradezu dem Syſteme ſeines Großvaters Maximilian entgegenarbeiten, welcher dermal jeden Stein aus dem Wege zu räumen bemüht ſey, und ſich vielleicht ſelbſt um den Kaiſerthron bringen. Dies und Anderes mehr ſprach die Prinzeſſin und hieß ihn reiflich die Sache bedenken.

Karl antwortete nur kurz, flüſterte aber dem Herrn von Chievres etwas ins Ohr und entfernte ſich. Der Marquis nahm nun die Fürſtin bei der Hand, führte ſie etwas ſeitwärts und bemerkte ihr: Der König habe ihre Aeußerungen wegen Friedrich mit Geneigtheit vernommen und ihnen die beſte Deutung gegeben, da er von ihrem Wohlwollen überzeugt ſey. Da er viel Anderes mehr ihrer Treue und Verſchwiegenheit anvertraut, ſo wolle er auch ſeinen gegenwärtigen Plan ihr nicht verſchweigen.

Das Verhältniß Friedrichs und Leonorens müſſe

auf jeden Fall getrennt werden, und zwar aus zwei Gründen. Der erste wäre: daß die Reise nach Spanien fest bestimmt, und die Freundschaft der Könige von Portugal, des Vaters und des Sohnes, daselbst ein dringendes Bedürfniß sey. Man habe eine Doppelheirath ausgemacht; der Vater müsse Leonoren, der Sohn die Prinzessin Elisabeth zur Gemahlin erhalten. Da nun Ersterer ein gichtbrüchiger, dürrer und ungestalter Greis sey, so werde Leonore ihn niemals ehelichen wollen, so lange die Gegenwart des bildschönen Friedrich ihr vorschwebe; der Portugiese selbst, sobald er vernähme, daß sie im Liebesnetz eines Jünglings gefangen gehalten, würde Bedenken tragen, ihre Hand anzunehmen. Deßhalb müßten Beide getrennt und zwar so getrennt werden, daß sie einander nicht wieder sähen, und Jedermann sonst auch die Ueberzeugung erhielte, daß nie eine Vermählung zwischen ihnen statt finden werde. Der andere Grund ist: Es trachtet Maximilian, wie Du sagst, seinen Enkel Karl auf jegliche Weise nach ihm auf den Kaiserthron zu bringen; diese Würde ist bei den Teutschen feil und wird sehr viel kosten, besonders bei dem Pfalzgrafen, wegen des letzten Krieges, den er mit dem Kaiser bestanden. Allein ich glaube nicht, daß er etwas zu fordern nun wagen wird, da alles Verdienst, was er seither erworben, durch diese letzte Beleidigung

die ſein Sohn dem Erzhaus zugefügt, aufgewogen iſt, und derſelbe vermuthlich alles thun wird, um bei Karln wieder in Gunſt und Gnade zu kommen."

Madame d'Orange, im Innerſten ihrer Seele über ſolch ſchimpflichen Seelenverkauf empört, erwiederte nichts, ſondern rief nur tief nachſinnend und unter wehmüthigen Seufzern die Worte aus: „O Höfe, o Sitten!"

An einem der folgenden Tage jedoch begegnete die Fürſtin dem Pfalzgrafen, oder vielmehr ſie hatte ihn eigens beſtellt und theilte ihm folgendes mit: „Ich ſehe Dich trauriger als ſonſt, mein Freund, und weiß die Urſache wohl. Doch laſſe Dir die Sache nicht ſo tief zu Herzen gehen.

„Wird eine andere Dir doch, wenn hier Dir Alexis geraubt wird."

Ich will in Frankreich Dich groß machen und ein ausgezeichnetes Weib aus königlichem Stamme Dir verſchaffen, auch eine Penſion, die Deiner würdig, vom Könige Dir erwirken; an dieſem Hofe rechne ſonſt auf nichts!"

Der Pfalzgraf dankte und antwortete, er könne gegenwärtig noch nichts beſtimmen; er ſey aller Rathſchläge beraubt; doch wolle er ein andermal ſie beſuchen und über die Sache weiter reden. Er ging mit gebrochenem Herzen von ihr weg.

Karl, deſſen Flotte nunmehro zur Abfahrt fertig lag, und welcher plötzlich den günſtigſten Wind für ſich hatte, beſchloß, nun nicht länger zu zögern; er ſchickte jedoch noch, des Inhalts der Unterredung zwiſchen der Fürſtin und dem Pfalzgrafen unkundig, eine vertraute Perſon an den Letztern und ließ ihm ſagen: Obgleich er für dermalen ihn entlaſſe, ſo wünſche er doch in Freundſchaft mit ihm zu bleiben und erwarte von ihm mit Zuverſicht, daß er in keines andern Herrn Dienſt treten werde. Friedrich, theils um ſeiner Freiheit geſichert zu bleiben, theils von einem Strahl der Hoffnung des einſtigen Wiederſehens ſeiner Geliebten genährt, verhieß Alles; dennoch blieb er auf ſeiner Hut, vertraute keinem Weſen am Hofe mehr, und ſendete insgeheim ſein Gefolge und ſein Gepäck voraus nach Teutſchland; darauf reiste er ſelbſt bis Bergen und von da in zwei angeſtrengten Tagmärſchen auf geſattelten Pferden über Antwerpen, Dieſt, Haſſelt und Stakheim, wo er im Schloſſe des Grafen von Rennenberg die Einkehr nahm. Des folgenden Tages fuhr er auf der Maas weiter und lenkte in's Jülich'ſche; zu Köln endlich angelangt, traf er eine Menge befreundeter Edeln, welche ihm eine Strecke weit das Geleit gaben, hocherfreut darüber, daß das Gerücht von ſeiner gefänglichen Abführung, welches bis in die Rheingegenden bereits erſchollen war, ſich

nicht beſtätigt hatte. Endlich kam er glücklich bei ſeinem Bruder in Heidelberg an, und überließ ſich den dumpfen Erinnerungen an die ſüßen Bilder und das zerſtörte Glück.

Karl inzwiſchen hatte (um Oſtern 1517) zu Vliesſingen ſich eingeſchifft, nach einem rührenden Abſchied von ſeinem Großvater Maximilian und ſeiner Tante Margarethe, welche die arme geopferte Leonore lange mit unendlichem Mitleid und inniger Liebe in den Armen hielt. Der Schmerz war ſo heftig, daß ſie beide keine Worte hervorbringen konnten.

Die Prinzeſſin zog ihrem Schickſal entgegen; es befreite ſie bald von ihrem greiſen Liebhaber, den ſie zu ehelichen gezwungen war, und der Ehrgeiz brachte der Königin von Portugal einigen Erſatz für das, was die Prinzeſſin von Oeſterreich an Herzensglück verloren hatte. Aber dieſer Ehrgeiz und die Entfernung hatten auch die Macht der erſten Eindrücke beſiegt. Die Glut in ihrem Herzen für den Freund ihrer Jugend ward eine milde Flamme der Freundſchaft, bis endlich auch dieſe in dem Drange der Ereigniſſe und der alles beſiegenden Stunden erloſch. Als die ſchöne Frau endlich Wittwe und Herrin ihres Schickſals geworden, glaubte der Pfalzgraf, deſſen reine männliche Seele ſein Ideal treu bewahrt hatte, die alten Rechte auf ihren Beſitz geltend machen zu können, und

er fertigte ſeinen vertrauten Kanzler Hubert Thomas, der zugleich nachmals der Biograph ihrer Liebe geworden iſt, mit einer geheimen Sendung an ſie und ihre Verwandten zu dieſem Zwecke ab. Anfänglich ſchien viele Hoffnung des Gelingens ſich zu zeigen; aber die Königin ſelbſt, deren Weſen inzwiſchen einen höheren Schwung genommen, und in welcher das politiſche Leben die Gefühle des Herzens etwas ermäßigt hatte, hörte mehr auf die Gründe der Klugheit, als auf die Sprache der Liebe. Sie konnte ſich nicht entſchließen, vom Range einer Königin in den Stand einer Pfalzgräfin herunterzuſteigen. Und ſo zerſchlug ſich zuletzt die Unterhandlung.

Wir ſchließen hier dieſes Bruchſtück von der Liebe Leonorens und Friedriche. Die Fürſtin, welche bald nachher in noch größere Verhältniſſe, und als Gemahlin Königs Franz I. verſöhnend zwiſchen den Streit der beiden Häuſer trat, iſt eine von der erſtern ganz verſchiedene Geſtalt. Sie bewährte jedoch auch in der neuen Lage die ganze Liebenswürdigkeit ihres Weſens und eine ungewöhnliche Größe des Geiſtes. Als Gattin und als Mutter erfüllte ſie ihre Pflichten muſterhaft. Ihre Wirkſamkeit im öffentlichen wie im Privatleben, bildet eine der Glanzpartien in der Geſchichte des franzöſiſchen Hofes.

Aus vielen vorhandenen Denkmalen geht der leb-

haſte Geiſtesverkehr hervor, welchen ſie mit den ausgezeichnetſten Männern und Frauen ihrer Zeit unterhalten. Hier bemerken wir nur noch, da ein Gemälde ihres ferneren größeren Lebens außerhalb unſerer Aufgabe liegt, daß ſie nach Franz I., ihres zweiten Gemahls Tode in der Einſamkeit eines belgiſchen Kloſters ihre Tage beſchloß, und daß die Deviſen, welche ſie in ihrem Wappen und in ihren Denkbüchern und Briefen beharrlich führte, ein Phönix, der auf dem Scheiterhaufen ſich verbrennt, mit der Ueberſchrift: Unica semper avis (Toujours unique oiseau) und eine nach allen Seiten von der Sonne beſchienene Halbinſel mit den Worten: His suffulta (á l'aide de ceux-ry) geweſen ſind.

In einem anderen, den Zeitraum von ihrer und ihres zweiten Gemahls Wirkſamkeit ſo wie die Thaten ihres großen Bruders behandelnden Geſchichtswerke werden wir ausführlicher auf dieſe treffliche Frau zu ſprechen kommen.

III.

König Christiern II.,

das Täublein von Amsterdam

und

Mutter Sigbrit.

Mächtig waltet, wie der Tod, die Liebe
Unbezwinglich wie das Niederreich:
Nicht vermögen Flammenströme sie zu dämpfen.

(Hohe Lied.

Zur Zeit, als die Dittmar'ſchen, die Schweden und die Hanſeeſtädte aus verſchiedenen politiſchen Intereſſen dem weitern Umgreifen der Dänenmacht zu wehren ſuchten, im zweiten Dezennium des ſechszehnten Jahrhunderts, befand ſich Prinz Chriſtiern von Dänemark, der Sohn König Johanns, in der Eigenſchaft als Reichsverweſer Norwegens zu Opslo und der Erzbiſchof Erik Valkendorf, Nachfolger des unglücklichen Biſchofs Mathias, war als erſter geheimer Rath und Kanzler ihm beigegeben. Dieſer hatte mit dem von Natur reich ausgeſtatteten aber durch heißes Blut und heftige Leidenſchaften ſchon frühe getriebenen Jüngling viel ſchwere Noth und ſelten ſah er die Rathſchläge befolgt, welche eine lange Erfahrung und reife Kenntniß des menſchlichen Herzens von Zeit zu Zeit ihm geben hieß.

Der Vater ſelbſt hatte durch ein verkehrtes Sy-

ſtem in der Ausführung ſeines Wunſches, den künftigen Nachfolger recht ſorgfältig, und entfernt vom Geräuſche des Hofes, erziehen zu laſſen, den Grund zu vielen Verirrungen und Leidenſchaften gelegt, welche mit der königlichen Würde ſich ſchlecht vertrugen. Leuten von gemeinem Stande zur Aufſicht übergeben, fand er Geſchmack an rohen Beluſtigungen und am Umgange mit Perſonen aus dem Pöbel, die ſeiner Launenhaftigkeit zur Zielſcheibe dienten und ſeine Neigung zu Exzeſſen begünſtigten. Geiſtliche, welche mit ſeiner Weiterbildung ſich befaſſen ſollten, brachten ihm mehr Abneigung vor den Wiſſenſchaften, als Liebe und Eifer für dieſelben bei; das ſittliche Gefühl nahm eine immer ſchiefere Richtung, und zur Wolluſt kamen noch Trinkluſt, Härte des Gemüthes, Verſtellung und Heuchelei.

Nichts deſto weniger hatte der Prinz als Norwegen im Jahr 1502 ſich empört, die Schweden ſchon früher abgefallen waren und dem königlichen Anſehen große Gefahr drohte, große Entſchloſſenheit, Muth und Energie bewieſen und es war ihm geglückt, die Widerſpenſtigen zu zähmen, und des Anführers Harluf Hyddefad ſich zu bemächtigen, und ebenſo auch verſchiedene Feſtungen der Schweden wieder in ſeine Gewalt zu bringen. Der Norwegiſche Adel ward ziemlich zu Paaren getrieben und der Prinz mit

ziemlich unbeſchränkter Macht ausgerüſtet, zeigte ſchon damals, daß mit ihm ſich nicht ſcherzen laſſe. Der Kanzler Valkendorf, welcher alles bei ihm galt, gehörte zu denjenigen Männern, welche in ihrem Grundweſen gut und ehrenwerth, doch in gewiſſen Kriſen außer Stande ſind, das Gleichgewicht zu behaupten, ſobald es zwiſchen Entſagung auf glänzende Hoffnungen eines mit jedem neuen Erfolge geſteigerten Ehrgeizes und den Rückſichten der Ehre und Wahrheit ſich handelt. Er ſchmeichelte nicht ſelten, wenn auch mit Seufzen, den Neigungen ſeines künftigen Herrn, um nicht von vornherein deſſen Huld zu verſcherzen; in vielen andern Dingen ward er ſtets tüchtig und rechtlich erfunden.

In der Stadt Bergen hatten ſich, der Zölle halber, allerei Anſtände ergeben, welche zuletzt einen tumultuariſchen Charakter annahmen; ſie zu ſchlichten wurde der Kanzler dahin entſendet und er brachte wirklich binnen kurzer Zeit Alles in die alte Ordnung wieder.

Da ihn die Reiſe bei den ſchlechten Wegen und ſeinem vorgerückten Alter ſehr ermüdet hatte, ſo gedachte er noch einige Zeit in Bergen auszuruhen. Als er ſich erfriſcht und völlig hergeſtellt fühlte, unternahm er, angelockt durch die äußerſt liebliche Witterung eines Tages einen Spaziergang durch die Straßen und beſuchte unter andern Merkwürdigkeiten auch den Markt, wo die Kaufleute aus den Hanſeeſtädten in großer

Anzahl ſich einzufinden und ihre Waaren feil zu bieten pflegten. Plötzlich überraſchte ihn, als er die bunte Menſchenmenge mit prüfendem und neugierigem Auge zugleich durchlief, der Anblick eines Weibes von ungewöhnlich großer und dicker Leibesgeſtalt, welche, wie ihre Körbe wieſen, mit Obſt, Zuckerzeug und andern Naſchereien handelte. Ihre Wangen waren ſeltſam aufgeblaſen, von einer Röthe übergoſſen, wie er ſie noch an keiner weiblichen Geſtalt wahrgenommen, und hingen ihr faſt bis an die Bruſt herab. Ihre Augen erfunkelten von dunkler, beinahe unheimlicher Glut und ein grauſamer Hohn ſpielte um die ſtark aufgeworfenen Lippen. Das Ganze erinnerte an jene zauberhaften Rieſenweiber und Waldfrauen der nordiſchen Sagen. Unwillkührlicher Schauder erfaßte Valkendorf, als ihr Blick dem ſeinigen begegnete.

Dieſer Schauder milderte ſich, als er eines zweiten Gegenſtandes anſichtig ward, welcher die Nachbarin der Rieſenfrau war; eine Jungfrau von ſo holdſeliger Geſtalt, daß auch das ſtrengſte Auge von ihr entwaffnet werden mußte. Ein Körper, dem die üppige Fülle der Formen nichts von der Zartheit und dem Ebenmaaße nahm, gehüllt in ein einfaches, doch niedliches Gewand; ein Reichthum von blonden Locken in eigenthümlicher Flechtung über einen blendend weißen Nacken und Buſen herabwallend; ein kleiner Mund,

wie Karmin, mit einer Reihe von Perlenzähnen. Den ganzen Zierrath machte ein ſilbernes Kreuz aus, welches die innere Lebensfülle eines von ſtillen Seufzern oft bewegten Buſens in beſtändigem Schwanken erhielt. Unter demſelben blühte ein kleiner Roſenſtrauß, der die Weiße der Haut noch mehr ins Licht ſtellte. Das Mädchen hielt, etwas vorwärts ſich beugend, mit der einen Hand das Haupt geſtützt, ſchwermüthig nachſinnend, wie über ihr künftiges Schickſal, und Thränen und Lächeln wechſelten in dem dunkeltiefen Auge, wie Ahnungen einer unglückvollen Größe, zu der das Herz nicht ohne Schwindel hinaufblickt. Der Kanzler, nachdem er von ſeinem gemiſchten Gefühle, welches dem fremden Weibe mit dem ſtechenden Allrunenblicke nicht entgangen, ſich einigermaßen erholt, trat näher zu den Körben, als begehre er etwas zu kaufen und fragte: woher des Landes ſie Beide gekommen?

Die Rieſin erwiederte: „wir ſtammen aus Amſterdam in Holland, geſtrenger Herr; mein Name iſt Sigbrit Wylms; dieſe hier iſt meine Tochter und heißt Düveke. Wir beſitzen wenig Mittel, ſind aber unbeſcholtenen Leumunds und verdienen unſern Unterhalt auf ehrliche Weiſe. Manch' vornehmer Graf und Ritter, manch lüſterner Pfaffe und Mönch hat ſchon nach dieſem zarten Blümlein geblickt; aber ich habe es durch ſcharfe Zucht und ſorgfältige Aufſicht

vor dem wilden Gesträuche und giftigen Gewürme zu bewahren gewußt. Nicht wahr, mein süßes Püppchen! — kreischte sie mit etwas gesteigertem Tone — Mutter Sigbrit hält streng auf Ordnung und Sitte. Ein solches Blümlein wird wohl noch den rechten Gärtner finden, der es, zur Freud und Lust und ihm und sich zur Ehre, an den rechten Platz einst stellt und mit derjenigen Zierde umgibt, die seiner würdig ist. Ein Traum hat mir verkündigt, daß ein andres Loos ihrer harre, als das gewöhnliche ihres Standes. Doch wenn sie auch keine Königin werden kann, so ist sie, betrachtet sie nur selbst, gleichwohl eine Königin unter ihres Gleichen. In ihrer Nähe schweigt der Neid und bringt ihr wider Willen seine Huldigung. Ihre Gespielinnen und Jedermann nennen sie nur das Täublein. Gern hätte ich ihr die Mühesal der Reise erspart; aber im Niederlande wird, trotz dem, daß Frau Margarita mild und gnädiglich in des Kaisers Namen den Scepter noch führt, mit jedem Tage alles theurer. In Norwegen dagegen läßt es sich besser um ein Leidliches leben, und mit unserer Hände Fleiß gewinnen wir Leibesnahrung, Kleidung und Unterhalt, ehrlich nnd anständig. Nicht wahr, liebes Düvekchen; nicht wahr mein süßes Täubchen!"

Columbula — denn also wollen wir sie ferner

nennen, wie auch der ehrliche Schwaningius thut, welcher nebſt vielen andern ehrbaren „Scribenten“ den „Spiegel eines groſſen, grauſamen, ſodann in's Elend verjagten und allen Uebrigen zum Exempel dienenden Tyrannen“, d. h. das Leben und die Thaten Königs Chriſtiern II. beſchrieben hat — war mehr als einmal über die ſeltſamen Reden ihrer Mutter erröthet und hatte ſchamhaft die Augen in ihren Buſen geſenkt. Der Kanzler bekümmerte ſich nicht mehr viel um die Mutter, wohl aber hielt er, nachdem er die Beiden gegrüßt und noch einmal zu kommen, verſprochen hatte, eifrig Nachfrage um die Verhältniſſe und das Betragen des Täubleins. Jedermann, vornehm und nieder, gab ihr das beſte Zeugniß und daß niemals auch nur der Schatten eines Leichtſinns an ihr bemerkt worden. Man rühmte ihre Beſcheidenheit, ihre zierlichen Sitten, ihre freundlichen, höflichen Manieren. — Man verglich ihre Rede mit dem Geſang der Nachtigall, ihre Schönheit mit den Umriſſen von Helena's Reiz bei größerer Tugendhaftigkeit, und viel ward von den ſeltenen Gemüthsgaben und dem edlen Geiſte erzählt, der dem lebensvollen Marmorbilde, bei aller Niedrigkeit der äußern Verhältniſſe, inwohne.

Mit dieſer Auskunft reiſte Valkendorf ab und erzählte bei ſeiner Wiederankunft zu Opslo dem Prinzen, nachdem die politiſchen Materien verhandelt und

über ſeine Verrichtungen der nöthige Bericht abgeſtattet worden, welch' eine Wunderblume er zu Bergen gefunden. Chriſtierns leicht entzündliches Blut faßte alsbald Feuer, und Tag und Nacht ſtand vor ihm die Geſtalt Columbula's, wie ſie der Kanzler geſchildert. Er ſprach von nichts als von dem Mädchen aus Holland und äußerte den ſehnlichſten Wunſch, ſie bald möglichſt von Angeſicht zu ſchauen.

Valkendorf, welcher die Sache reiflicher nun überdachte und bei dem bekannten Charakter des Prinzen, großes Unglück befürchtete, empfand plötzlich Reue über ſeine Unvorſicht: er klagte ſich ſelbſt an, einen Brand im Herzen des ohnehin ſehr ungeſtümen Jünglings entfacht zu haben und dieſe Beſorgniß ſtieg in demſelben Grade, als die Leidenſchaft ſeines Herrn für den noch ungeſchauten Gegenſtand faſt bis zum Wahnſinn ſich ſteigerte. Er ſchämte ſich, in den Ruf eines Kupplers zu gerathen und wollte jetzt den Kanzler, mit der ganzen Strenge von Grundſätzen, allein walten laſſen. Deßhalb ſuchte er, ſeine eigene Schilderung von Columbula's Reizen etwas zu ermäßigen, um die Glut des Prinzen dadurch ebenfalls wieder herabzuſtimmen. Allein hiezu war es allzuſpät. Chriſtiern beſtand ſchlechterdings darauf, die Jungfrau ſehen zu wollen, und lachte all der Hinderniſſe und Mühſeligkeiten des Weges von Opslo nach Bergen, wodurch ſein geheimer

Rath von der beſchloſſenen Reiſe ihn abzuſchrecken bemüht war. Alle Anſtalten mußten daher aufs eiligſte getroffen werden, und binnen kurzer Zeit ſah ſich der Prinz innerhalb der Mauern, die den koſtbaren Schatz verbargen. An der Spitze eines ſtattlichen Gefolges hielt er ſeinen Einzug und wurde von der Bürgerſchaft aufs Glänzendſte empfangen. Da er nach einigen Tagen ſeines Aufenthalts im königlichen Schloſſe, wahrnahm, daß die Einwohner Bergens über den Zweck ſeiner Ankunft außer Beſorgniß waren, ſo veranſtaltete er ein großes Bankett, zu welchem die vornehmſten Bürger mit ihren Frauen und Töchtern eingeladen wurden. Um aber ganz ſicher zu ſeyn, daß Columbula mit erſcheine, ward eine vertraute Perſon angegangen, Frau Sigbriten und ihre Tochter mit zu dem Feſte zu bringen, weſſen ſie ſich auch durchaus nicht weigerten.

Der erſehnte Tag brach an, und die Gäſte ſtellten ſich in beträchtlicher Anzahl ein. Jeder hatte Sorge getragen, den weiblichen Theil ſeiner Angehörigen im feſtlichſten Schmucke, deſſen er fähig, dabei auftreten zu laſſen. Die Frauen und Jungfrauen bildeten vor dem Rathhauſe und in daſſelbe hinein zierliche Spaliere. Die däniſchen Herren fanden unter den hohen, edlen Geſtalten mehr als einen Gegenſtand der Bewunderung; aber vor allen ſtrahlte Columbula, gleich der Roſe oder der Lilie unter gemeinen Blumen. Die

Mutter hatte es an einem des Feſtes würdigen Putze nicht fehlen laſſen; aber dieſer Zuſatz der Kunſt und Koketterie ſchien verlorne Mühe bei einem Weſen, das an und für ſich ein Inbegriff von Reizen, ihrer Armuth zu ſpotten ſchien. Der Prinz, die vollſte Wahrheit in den Beſchreibungen ſeines Kanzlers erkennend, als er das Urbild endlich vor ſich ſah, ſtand wie geblendet und bezaubert von ſeiner Schöne und konnte nimmermehr die Augen von ihm abwenden.

Mutter Sigbrit entging dieſer Zuſtand nicht; ſie faßte freudige Hoffnungen. Dieſelbe mehrten ſich, als der Prinz nachdem er den erſten Reihen mit der, Duvecken zunächſt ſtehenden Jungfrau gethan, dieſe ſelbſt nun bei der Hand faßte, und mit ihr den Saal mehr durchflog als durchtanzte. Jeder der anweſenden Edelleute folgte nun dem Beiſpiel des Herrn und reichte einer Dame die Hand. Die Bewegungen Columbula's waren ſo anmuthig und ungezwungen, daß man hätte glauben ſollen, ſie habe nicht erſt ſeit heute in einem höheren Kreiſe der Geſellſchaft verweilt. Ihre Mienen, ihre Reden vollendeten die Bezauberung Chriſtierns, welcher nicht genug die zarten Linien ihres Angeſichts, ihres Buſens, ihrer Hände betrachten konnte.

Das Feſt währete bis ſpät in die Nacht; der Wunſch nach Ruhe entfernte endlich die Gäſte. Columbula, ebenfalls im Begriffe zu ſcheiden, wurde

unter allerei Vorwänden noch aufgehalten, und endlich vom Prinzen in's Schloß begleitet, indem er erklärte: nimmermehr es zugeben zu können, daß eine gemeine Wohnung einen so herrlichen Gast beherberge. Das Mägdlein war gegen die Aufmerksamkeit, die Liebkosungen und Schmeicheleien eines so vornehmen Buhlen nicht unempfindlich geblieben; der stattliche Jüngling noch mehr als der Prinz, trug dazu bei, die Verwandlung in ihr zu vollenden. Ehrgeiz und Liebe verbanden sich gegen ihre Tugend und halfen jede Besorgniß vor dem Urtheile der Welt niederschlagen. Christiern genoß seines Glückes in vollen Zügen; er schwur ihr Zeitlebens getreu zu bleiben und Duvekchen leistete den gleichen Schwur.

Mutter Sigbrit, kühnen Blickes in die Zukunft schauend und mancherlei Pläne für dieselbe schmiedend, hatte ihre Einwilligung zu Allem gegeben. Da der Prinz in Bergen nicht verweilen konnte, so wurde zwischen ihnen ausgemacht, daß die Beiden noch eine kurze Zeit in dieser Stadt still und eingezogen sich aufhalten sollten, so lange bis zu Opslo eine anständige Wohnung für sie bereitet worden. Dort sicherte er ihnen Alles zu, was zu gewähren nur immer in seiner Macht stehen würde. Unter tausend Küssen schied er von Columbula. Die Sehnsucht aber, welche ihn nach seiner Wiederankunft zu Opslo erfüllte, war

ſo mächtig, daß er den Bau eines eigenen ſteinernen Hauſes längs der Meerenge bis an die Stadt aus allen Kräften und mit verdoppelten Koſten betrieb und Sigbrit und Duvcken unverweilt abholen ließ, worauf ſie dieſe Wohnung bezogen. Hier blieben ſie bis zum Tode des alten Königes.

Des Prinzen Leidenſchaft wuchs mit der Zeit, ſtatt ſich zu mindern; Columbula beherrſchte ſein Herz und ſeine Sinne; die Rathſchläge Sigbrits beherrſchten ſeinen Geiſt. Sie beſaß einen ungewöhnlich ſcharfen Verſtand, eine ungemeine Kenntniß der menſchlichen Leidenſchaften und für ſich ſelbſt einen ungemeſſenen Hang zur Intrigue, dabei einen grauſamen, verſchmitzten, rachgierigen Sinn bei empfangenen Beleidigungen. Alles dies wußte ſie bei Chriſtiern geltend zu machen und ſich ſo tief in ſein Vertrauen einzuniſten, daß er von nun an nichts mehr ohne ſie that und ſein ganzes Weſen die Richtung von ihr erhielt. Bald machte er aus ſeinem Verhältniſſe zu ihrer Tochter kein Geheimniß mehr und er führte ſie öffentlich als ſeine Geliebte mit ſich herum.

Im Jahr 1510 verſchlimmerten ſich zuſehends die Geſundheitsumſtände ſeines Vaters in bedeutendem Grade; ein Schreiben deſſelben rief ihn dringend nach Dänemark zurück. Chriſtiern gehorchte nicht ohne Widerwillen. Er hinterließ den beiden Frauen jedoch,

ihm ſobald als möglich insgeheim zu folgen. Er ward in Kopenhagen von ſeinem Vater und den Reichsſtänden mit feierlichen Ehren, als Beendiger des Bürgerkriegs in Norwegen und als Bezwinger der Schweden, empfangen, von welchem Ruhme freilich auch dem guten Regiment ſeiner erfahrenen Räthe und der ausgezeichneten Tapferkeit der ihm anvertrauten Truppen ein bedeutender Theil gebührte.

Merkwürdig iſt der Umſtand, daß zu Kopenhagen nicht das Geringſte von ſeiner Liebe zu Duveken laut geworden war; die Furcht vor dem künftigen Beherrſcher hatte Jedermann in Opslo den Mund über die Sache verſchloſſen, welche ein offenes Geheimniß war. Aber auch entdeckt, würde Chriſtiern wohl ſchwerlich ſeiner Neigung entſagt haben. Der Prinz theilte jetzt die Regierungsſorgen mit dem immer morſcheren Vater; er ſaß dem Staatsrathe und dem Gerichte mit Ernſt und Eifer vor; viele ſeiner Entſcheidungen verriethen Verſtand und Scharfſinn, richtige Auffaſſung und Takt, und gewannen ihm den Ruf ausgezeichneter Gerechtigkeitsliebe; man betrachtete ihn als den ſichern Bürgen einer glänzenden Zukunft für die drei Reiche. Sigbrit, mit welcher und ihrer Tochter er in ununterbrochener, wenn gleich vorſichtiger Berührung nach wie vor blieb, ſtand ihm in vielen Dingen hülfreich zur Seite und ſie bildete ſeine

untrügbare Sybille auch im Felde der Politik. Nach einiger Zeit verhehlte er ſeine Bublſchaft mit ihrer Tochter gar nicht mehr; das Publikum, in Anerkennung ſonſtiger glänzender Eigenſchaften, überſah dieſe Schwäche, oder mußte wohl aus Furcht ſie verſchweigen; es hoffte von der Zeit, von dem Einfluß einer ſeines Ranges würdigen Gattin und noch mehr von dem ſchnellen Wechſel, welcher die Leidenſchaften zu begleiten pflegt, das Beſte.

Hierin betrog ſich jedoch alle Welt. Der König Johann ſtarb im Jahre 1514 und Chriſtiern folgte ihm, als der zweite dieſes Namens, auf dem Throne der drei vereinigten Reiche nach. Die Reichsſtände drangen auf eine ſchleunige Vermählung, und die Wahl, aus allerlei politiſchen Gründen, fiel auf eine Prinzeſſin des Hauſes Oeſterreich. Die edle Tochter König Philipps des Schönen und Schweſter Kaiſer Karls V. Iſabella, war die Erkorne. Sie galt als eine der frömmſten, tugendhafteſten und wohlerzogenſten Damen, denn ſie war aus der Schule ihrer Tante Margaretha, der unvergeßlichen Oberſtatthalterin der Niederlande, hervorgegangen. Mit dieſen geiſtigen Eigenſchaften vereinigte ſie eine ſchöne, majeſtätiſche Geſtalt und viele Liebenswürdigkeit im Aeußern. Der Brautſchatz, den ſie ihm brachte, war ſehr bedeutend für jene Zeit.

Die Bewerbung war übrigens auf allerlei Hin-

derniſſe geſtoßen, und das Verhältniß zur Duvcke, welches auch dem Brüßler Hofe zu Ohren gekommen, das hauptſächlichſte davon geweſen. Die Abgeordneten des Königes mußten ſich anheiſchig machen, daß daſſelbe von nun an gänzlich aufhören ſollte. Chriſtiern bewilligte alles, was man verlangte: er ſuchte vor allem ſeinen Zweck zu erreichen. Mit großer Pracht wurde die junge Königin in Kopenhagen empfangen; Sigbrit und ihre Tochter hielten ſich, getroffener Abrede gemäß, eine Weile verborgen; allein bald widerten jenen die Freuden einer rechtmäßigen Liebe an der Seite der geiſt- und gemüthvollen Frau an, und er kehrte zu dem theuern Götzenbild zurück, deſſen Beſitz ihm ſüßer war als das Leben. Mitten auf dem Amacker Markte ward für Mutter Sigbrit ein großes ſteinernes Haus gebaut und hier erſchien Chriſtiern täglich ohne Scheu und unterhielt ſich mit den beiden Frauen. Sigbrit ward von Neuem die vorzüglichſte Rathgeberin des Königes. Staats- und Friedensgeſchäfte von Wichtigkeit gingen durch ſie. Sie prüfte, revidirte, verwarf dit Beſchlüſſe des Staatsrathes und öfter ſelbſt der Reichsſtände. Das Wohl und Wehe der Unterthanen hing fortan faſt ganz von der furchtbaren Laune dieſes niederländiſchen Weibes ab.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge däuchte vielen Vornehmen des Landes unerträglich, und als alle Er-

innerungen nichts fruchteten und des Königs Sinn nur noch mehr steiften, ja wohl gar den Urhebern schweren Nachtheil brachten, erzeugte sich der Gedanke, den verhaßten Gegenstand einer so unbezwinglichen Leidenschaft insgeheim aus dem Wege zu räumen. Columbula erkrankte plötzlich und alle Kunst der Aerzte ward umsonst an sie verschwendet. In den Armen Christiern's verschied sie unter grausamen Schmerzen. Aber am allergrausamsten war der Schmerz, der die Brust des Königs durchwühlte. Lange konnte er nicht zur Besinnung kommen und die Trauer hatte einen so eigenthümlichen Charakter, daß diejenigen, welche den Tod des Mädchens herbeigewünscht, über die unerwarteten Wirkungen desselben noch mehr erschrecken mußten, als über alles Vorangegangene.

Das Herz des Königes schien mit der Geliebten gestorben zu seyn; die wilden Leidenschaften, welche bisher durch eine mächtige, die Liebe gebändigt worden waren, nahmen jetzt ungestört Besitz von ihm und übten je einzeln ihre Herrschaft über ihn aus. Argwohn, Haß, Stolz, Grausamkeit, Menschenverachtung, hausten hiefür in der Königsburg und der Hauptzweck, weßhalb der Tod Columbula's ersehnt worden war, der übermächtige Einfluß der Mutter Sigbrit, wurde nicht erreicht, vielmehr erbte dieselbe gleichsam wie durch Vermächtniß, die verdoppelte Zu-

neigung Chriſtierns und das Gefühl der Rache für zertrümmertes Liebesglück, wie die Sehnſucht nach Genugthuung für den erlittenen Verluſt leitete die gemeinſamen Handlungen der Beiden. Die Anſicht, daß Columbula nicht eines natürlichen Todes geſtorben, befeſtigte ſich immer mehr in ihren finſteren Seelen. Es handelte ſich blos noch darum unter der großen Reihe von Feinden die Schuldigſten auszumitteln.

Am ſchwerſten laſtete der Verdacht auf dem Schloßhofmeiſter, Torbern Ore, ſowohl, weil er ſelbſt ſchien von der Schönheit Duvckens angezogen geweſen zu ſeyn, als weil ihn die Stimme eines angeſehenen, durch ihn geſtürzten Mannes als frechen Eindringling in die Genüſſe, die der König ſich ausſchließlich vorbehalten, bezeichnet hatte. Mit dieſer Sache verhielt es ſich jedoch folgendermaßen.

Hans Faaborg, aus einer kleinen Meerſtadt der Inſel Fünen, hatte durch ſeine Talente und manche einnehmende Eigenſchaften ſich in Hofdienſte zu bringen und bis zur Würde eines oberſten Schatzmeiſters zu ſteigen gewußt. Mit ſeinem Glücke nicht zufrieden, goß er über andere, welche für weitere Erfolge ihm hinderlich zu ſeyn ſchienen, giftige Verläumdung aus und machte ſich durch aufgeſpreiztes Weſen und kecken Uebermuth nach mehr als einer Seite hin verhaßt. Am meiſten ſtand ihm Torbern Ore im Weg. Um

ihn nun ganz ſicher zu verderben, verbreitete er das Gerücht auf eine Weiſe, daß es Chriſtiern zu Ohren kam: Torbern Ore ſey begünſtigter Nebenbuhler des Königes geweſen; er ſelbſt habe mit eigenen Augen geſehen, wie derſelbe dem Täubchen ſeine Glut geſtanden, und es gewagt, im wilden Taumel ſeiner Gefühle ihre ſchönen Glieder zu berühren.

Was dem Ganzen noch mehr Wahrſcheinlichkeit gab, war der Umſtand, daß Torbern den unglücklichen Einfall gehabt, förmlich um Duvekens Hand anzuhalten. Dieß hatte Mutter Sigbrit nicht nur als freche Zudringlichkeit an und für ſich ſchon betrachtet, ſondern auch Chriſtiern hatte den Verſuch, ſich in den Beſitz ſeiner Freuden durch eine Heirath zu ſetzen, als übermüthige That eines Vaſallen und Hofbeamten aufgenommen.

Er verbiß ſeine Wuth über die Erzählung Faaborgs, behielt aber im Innern einen eben ſo großen Widerwillen gegen den Denuncianten, wie gegen den Verüber des angeblichen Frevels. Als nun noch zu allem Ueberfluß der mit Gnade reich überhäufte Schatzmeiſter um ein erledigtes Kanonikat zu Rothſchild ſich bewarb, beſchloß er, dieſes Menſchen, welcher kein Maaß noch Ziel in ſeinen Wünſchen kannte, und auf deſſen Treue er überdieß nichts weniger als ſicher baute, ſich zu entledigen. Er befahl alſo Faaborg

ihm nach der Reſidenz zu folgen und und daſelbſt die nöthige Zuſtellung wegen der Pfründe in Empfang zu nehmen; inzwiſchen erhielt Torbern Ore den Auftrag, alsbald nach des Schatzmeiſters Ankunft, demſelben ſämmtliche Rechnungen über Einnahme und Ausgabe ſeiner Amtsverwaltung abzuverlangen, ſie gehörig zu unterſuchen und über die Ergebniſſe genauen Beriche an ihn zu erſtatten.

Solches geſchah. Der Schloßhofmeiſter fand die Bücher und Papiere ſeines Feindes in großer Unordnung; viele Summen waren gar nicht verrechnet und aus den Büchern einzelne Blätter herausgeriſſen. Grund genug, um einer peinlichen Anklage ihn preis zu geben. Das Gericht, welches mit der Unterſuchung ſich befaßt, erkannte Faaborg als Veruntreuer des Staatsgutes und Mißbraucher des königlichen Vertrauens für ſchuldig und trug auf die Strafe des Stranges an.

Chriſtiern ſäumte nicht, das Urtheil zu beſtätigen und der Verbrecher wurde am 10. Oktober wirklich hingerichtet. — Die Meinungen im Publikum waren über den Grad der Schuld getheilt; die meiſten gönnten zwar dem verhaßten Manne ſein Schickſal; andere aber behaupteten, daß ſeine Vergehen nicht vollſtändig erwieſen worden, daß Unregelmäßigkeiten beim Prozeſſe unterlaufen ſeyen, und man mit der Beſtrafung

allzuſehr geeilt habe. Die Sache ruhete endlich auf ſich und die Gerüchte verſtummten bis zum Jahr 1517. Mittlerweile war Duvcke, welche bei Gelegenheit der ſchlimmen Nachreden über Torberns Abſichten auf ſie, alle Zweifel des Königs zu beſiegen gewußt, geſtorben, und die Trauer um ſie beſchäftigte dieſen ausſchließlich. Plötzlich weckte ein ſonderbarer Vorfall die alten Geſchichten von Faaborg und Torbern Ore wieder auf.

Als die Schildwache am Schloß einſt um Mitternacht auf den Mauern die Runde machte, gewahrte ſie an der Stelle des Hochgerichts, wo das Gerippe des gehenkten Schatzmeiſters noch immer hing, ein ganz helles Licht über dem Haupte deſſelben. Das Gerücht davon verbreitete ſich alsbald in der Hauptſtadt und kam auch dem Könige zu Ohren. Die Schildwache wurde herbeigerufen und genau befragt; ſie beſtätigte alles. Chriſtiern wurde unruhig und empfahl den Soldaten, wenn in künftiger Nacht dieſelbe Erſcheinung ſich zeigen ſollte, ihm ohne Säumen, die Anzeige zu machen, indem er ſie mitzubetrachten entſchloſſen ſey.

Solches geſchah. Das Licht ſtellte ſich richtig auch dießmal ein, und Chriſtiern nahm von einem Thürmlein der Mauer die unheimlich grelle Flamme gewahr, welche um das Hochgericht ſich verbreitete.

Die Geſtalt des Gehenkten ſchien bedeutend vergrößert und erregte einen unbeſchreiblich ſeltſamen Eindruck in der Phantaſie des Monarchen. Ohne Zweifel war es ein Nordlicht oder eines jener Luftzeichen, welche, in Folge der Entzündung fetter Erdfeuchtigkeiten, im Norden oftmals die mit den phyſiſchen Geſetzen und den Naturerſcheinungen minder vertrauten Wandler der Nacht überraſchen. Chriſtiern jedoch in mancher Hinſicht abergläubiſch von Natur, zweifelte nicht länger an Faaborgs Unſchuld, welche der Himmel ſelbſt durch dieſes Merkmal dargethan; er ließ die Gebeine herabnehmen und mit großer Feierlichkeit auf dem Kirchhofe U. L. Frauen begraben. Die öffentliche Stimme wälzte nun die ganze Schwere der Schuld auf Torbern Ore, ſowohl als Verläumder Faaborgs, denn als Mörder der ſchönen Columbula. Es hieß daß ſie durch eingemachte Kirſchen vergiftet worden ſey. Faaborg ſelbſt war früher ebenfalls als ihr Verehrer im Verdacht geſtanden. Derſelbe kam nun doppelt auf den Nebenbuhler zurück. Der König ſuchte die nächſte Gelegenheit, Oren ſeine Rache fühlen zu laſſen. Doch wollte er ihn in einer Schlinge fangen, um nicht zum zweitenmale fehl zu greifen.

Der unglückliche Schloßhauptmann beförderte ſeinen Fall durch eigenen Leichtſinn. Als nicht lange nach dieſen Vorgängen ein großes Bankett bei Hofe

veranſtaltet wurde, bei welchem Torbern Ore, ſeiner Stelle wegen und als Feſtordner, mit zu erſcheinen hatte, fragte ihn der König, welchem bereits auch der Wein zu Kopf geſtiegen, ſcheinbar ganz arglos und treuherzig: „Sage mir, lieber Torbern, ohne allen Rückhalt; iſt es wahr, was der gehenkte Schatzmeiſter uns hinterbracht, daß du ſo große Begierde gehegt haſt, mein ſchönes Täubchen zu benaſchen. Lieber, bekenne mir offen die Wahrheit. Sie ſoll Dir nichts ſchaden; aber es gibt wichtige Gründe, die in uns den Wunſch erregen, wegen dieſer Sache ganz in's Klare zu kommen!“

Verſchiedene von des Schloßhauptmanns Freunden erſchracken über dieſe Frage und winkten ihm mit Zeichen zu, die Antwort ja wohl abzuwägen. Torbern Ore, von ſeinem böſen Schickſal zu dem dummen Glauben verführt, der König habe Columbula nicht mehr wie früher geliebt und in der Ueberzeugung, daß die Wegräumung des Mädchens von demſelben als ein Gewinn betrachtet werde, erwiederte jetzt ſcherzhaft: „Es iſt zwar wahr, ich habe nach Columbula Gelüſten getragen, doch nie ſie in Liebe berührt!“

Auf dieſe Antwort brach Chriſtiern das Geſpräch plötzlich ab; ſein Geſicht aber veränderte die Farbe zuſehends und Flammen des Zorns und der Wuth ſprüheten aus ſeinen Augen. Da flüſterte einer der

Edlen Torbern ins Ohr: „Das Wort, das Du mit ſo unbeſchreiblicher Unvorſicht herausgelaſſen, haſt nicht Du ſelbſt geſprochen, ſondern ein böſer Dämon, der Dein Verderben will, hat es Dir in den Mund gelegt!“

Der König ließ Torbern ſtehen; es währte aber nicht lange, ſo erſchien der Reichsmarſchall, Magnuſſen Götze, forderte ihm ſeinen Degen ab und ließ ihn ins Gefängniß führen. Darauf ward er vor dem Reichstage auf Tod und Leben angeklagt. Die eingeſtandenen Gedanken und Wünſche nach Duveken bildeten das Hauptrelief dieſer Anklage; ſodann, ließ der König die Vermuthung äußern, daß er wohl auch das Mädchen vergiftet haben könnte. Der Reichsrath erklärte jedoch: die bürgerlichen Strafen ſeyen nicht auf Gedanken geſetzt.

Als man dieſen Beſcheid Chriſtiern hinterbrachte, gerieth er in die heftigſte Gemüthsbewegung und rief aus: „hätten wir im Reichsrath ſo viele Freunde, als Torbern Verwandte, ſo würde gewiß anders geſprochen worden ſeyn. Weil's nun auf dieſem Wege nicht gehen will, ſo müſſen wir wohl einen andern einſchlagen und den Handel auf andere Weiſe angreifen.“

Aus einem benachbarten Fuhrwerke, Sonnenberg, ließ er alsbald eine Anzahl Bauern in die Stadt kommen, vor den Thoren des Schloſſes vier Spieße in Geſtalt eines Viereckes in die Erde ſtecken und

innerhalb derſelben, als gerichtlichen Schranken, das Urtheil über Torbern ſprechen. Nachdem dieſe Jury die Klage des königlichen Herolds über den Hofmarſchall vernommen, entſchieden ſie nach ihrem Gefühl:

„Wir richten den Torbern nicht; ſeine eigenen Werke verdammmen ihn!“

Nachdem der Marſchall ſomit für ſchuldig erkannt worden, handelte es ſich blos noch um die Gattung der Strafe. Die zahlreiche Verwandtſchaft des Gefangenen, des Königs ferneren Gedanken erahnend, beeilte ſich, ſeinen Zorn zu verſöhnen. Nach langer Berathung kam man überein, Bittſchriften im ganzen Reich von beiderlei Geſchlecht zu ſammeln und durch einen ausgezeichneten Mann und eine hochgeſtellte Dame ſie überreichen zu laſſen. Der päbſtliche Legat, Angelo Arcimbaldo, und die Königin Iſabella ſelbſt erboten ſich, dieſe gefährliche Ehre zu übernehmen. Die Bittſchriften wurden überreicht, und der Prälat verſchwendete ſeine ganze Beredtſamkeit, die Fürſtin, an der Spitze der edelſten Frauen und Jungfrauen, welche mit ihr auf die Kniee ſich warfen, alle ihre Thränen, um den harten Sinn Chriſtierns zu erweichen. Aber er ſah nur die zürnende Geſtalt Columbula's vor ſich und entließ ſelbſt die holdſeligen Fürſprecherinnen mit grauſamem Spott. Das Schickſal Torberns war nicht abzuwenden.

Sigbrit hatte die Maasregel für nothwendig erkannt, um das königliche Ansehen zu erhalten und darum blieb sie beschlossen. Der Hofmarschall blos für das Leben seines Freundes Knut Peterson bittend, welchem Aehnliches drohte, bestieg mit Entsagung und unter häufigen Gebeten das Schaffott am 29. October 1517. Der Freund erhielt Gnade, nachdem er die Urphede beschworen, in seinem Leben nicht wieder vor das Angesicht der Majestät zu treten.

Ein Herold verkündete durch die Straßen, daß der Arm des Gesetzes den Verbrecher erreicht und warnte alle Unterthanen vor gleichen Missethaten.

Diese tragische Geschichte machte großes Aufsehen durch das ganze Land, und entfremdete dem Könige viele Herzen, besonders unter den Edlen und den Reichsständen. Sie erkannten darin das Signal zu manch Anderem und einen entschiedenenen Hang Christierns zur Grausamkeit. Sigbrit behielt ihren alten Einfluß, ja er verstärkte sich täglich, und solche Macht hatte die Gewohnheit und solchen Zauber übte sie über den Verstand vieler Leute, daß selbst die Königin Isabelle sich in gutes Vernehmen zu ihr setzte und viele Vornehme alles, was sie anstrebten, durch ihre Fürsprache zu erreichen, keine Röthe mehr empfanden.

Sigbrit übernahm bei den Geburten der Königin sogar die Stelle der Hebamme und Wärterin, ja sie

pflegte und trug die Kinder herum von einer Stelle zur andern, mit einer Zärtlichkeit, welche ihr ſchwerlich von Herzen ging, durch welche ſie ſich jedoch in der Gunſt Iſabellens ſehr befeſtigte. Bisweilen aber überraſchte das innere diaboliſche Weſen die Klugheit und Verſtellung, mit der ſie dieſe angeheuchelten Gefühle zur Schau trug. So rief ſie einſt, als nach einigem Zwiſchenraume bereits der dritte männliche Sproſſe zur Welt gekommen, in großem Unwillen aus: „Wozu ſo viele Prinzen? wo ſollen wir Reiche genug hernehmen, um jeglichem eines zuzutheilen. Marſch! packt Euch zum Teufel mit den Prinzen!“ Dieſe Worte, von getreuen Hofdamen der Mutter überbracht, erregten bei dieſer nicht geringe Betrübniß und Sorge vor den etwaigen Anſchlägen der furchtbaren Frau, welche von den Furien getrieben, des Aeußerſten fähig ſchien.

Nichts deſto weniger bezeigte Sigbrit großen Eifer für die Erziehung und Bildung des jungen Thronfolgers Chriſtiern, des einzigen, welcher dem Vater übrig blieb. Sie beſuchte ihn oft, ſelbſt wider Willen der Eltern, im Schloſſe zu Kopenhagen oder nahm ihn mit ſich in ihre Wohnung und gab ihm Lehren in der Regierungskunſt, welche um ſo mehr in Erſtaunen ſetzten, als man nicht begreifen konnte, wie die ehemalige Obſtverkäuferin oder Gaſtwirthin

von Amſterdam zu ſo genauer Kenntniß derſelben gelangt ſey.

Eine Volksſage ließ daher eines Tages den Prinzen, als er bei Sigbrit ſich befand, nach Weiſe der Knaben, ſpielend von einem Zimmer in das andere laufen, und in dem innerſten Gemache, welches die Alte Niemanden ſonſt zu eröffnen pflegte, eine ungewöhnliche Entdeckung machen. Rings nemlich ſah er Gläſer und Kryſtallgefäße der mannigfachſten Art aufgeſtellt und herumliegen, die er ungemein bewunderte. Vor allem reizte ſeine Aufmerkſamkeit ein Fläſchlein, welches mit rundem Bauche und langem Halſe, ſorgfältig eingewickelt, an einer Schnur am Fenſter hing. Voll Begierde, den verborgenen Inhalt desſelben kennen zu lernen, nahm er plötzlich wahr, daß etwas lebhaftes darin ſich bewege, ohne daß er jedoch zu unterſcheiden vermochte, was es eigentlich ſey. Er holte demnach einen Stuhl, ſtieg darauf, nahm das Fläſchlein in die Hand, beſah es von allen Seiten, ſtellte es auf das Geſims und wünſchte das Thierchen, welches ſeiner Anſicht nach, darin verſchloſſen war, befühlen zu können.

In dieſen Bewegungen ſtieß er das Glas plötzlich an die Mauer, ſo daß es zerſprang, und zwar mit einem ſo furchtbaren Gekrache, welchem Donner- und Blitzſchläge folgten, daß er beinahe ohnmächtig

zur Erde ſank und ganz Kopenhagen ebenfalls von Schrecken ergriffen wurde. Was war es anders, als der böſe Geiſt, der Spiritus familiaris, welcher Sigbriten alle die verborgenen Wiſſenſchaften und die Zauberkünſte gelehrt, durch welche ſie ſo ſehr auf die Menſchen bisher zu wirken gewußt! Auf die Blitz- und Donnerſchläge kam ſie alsbald daher geeilt und war nun Zeugin des aus Neugier von Seite des Prinzen verübten Vergehens. Wild zürnend und mit grauſig ſchrillendem Lachen betrachtete ſie die Verwüſtung, und ſchob jenen, mit der ſchlimmſten Züchtigung, ja mit dem Tode ihm drohend, raſch und heftig zum Gemache hinaus. Dieſe Sage ward von den Bewohnern der Reſidenz als pure Wahrheit noch lange hernach geglaubt.

Das Geheimniß des ganzen Zaubers aber, welchen Sigbrit auf den Geiſt des Königes übte, beſtand hauptſächlich darin, daß ſie die Hauptidee deſſelben, das monarchiſche, durch die Landesrepräſentation allzuſehr eingeengte Element zu verſtärken und den Trotz der vornehmen Stände, Adel und Prieſterſchaft, zu brechen, gut aufgefaßt oder vielmehr, wie man Gründe hat zu glauben, jene Idee ſelbſt, und den Entſchluß zur Durchführung ganz eigentlich in ihm angeregt hatte, unter Hinweiſung auf die glücklichen Erfolge mehrerer ſeiner Mitſouveräne, z. B. Ludwig XI. Karl V. Heinrich VIII.

u. ſ. w. Ebenſo hatte ſie manche Anſichten aus den Niederlanden, ihrem alten Vaterlande, mitgebracht, welche mit den in Dänemark und Schweden bisher vorherrſchenden Grundſätzen im Widerſpruche ſtanden. Sie entwickelte Chriſtiern, welcher mit größter Aufmerkſamkeit ihr zuhörte, die Verfaſſung der holländiſchen Städte, die Segnungen des Handels und die daraus für die Monarchie hervorgehenden unberechenbare Vortheile und Kräfte. Während ihres Aufenthaltes in Norwegen hatte ſie Gelegenheit gehabt, dieſe Zuſtände mit dem Drucke zu vergleichen, den der Adel auf die untern Volksklaſſen übte. Ihre Freunde und Kundsleute hatten ihr zugleich die Ungerechtigkeit und Willkühr geiſtlicher und weltlicher Gutsherren lebhaft geſchildert und ſie ſelbſt manches davon empfunden. Dadurch war in ihr ein leidenſchaftlicher Haß gegen den Adel rege geworden, welchen dem ohnehin hiefür empfänglichen, auf ſein Anſehen eiferſüchtigen Könige einzuimpfen, ihr wenig Mühe koſtete. Sie unterhielt eine Menge Kundſchafter aus dem Pöbel, welche Tag für Tag mit Neuigkeiten ſie verſahen. Dieſe wurden, nach ihrem Sinne noch mehr aufgeputzt, zubereitet und übertrieben, Chriſtiern mitgetheilt, und ſo ſah er das Meiſte durch die Brille, wozu ſie die Gläſer geſchliffen: Die vornehmſten Beamten warteten ihr auf und harrten, oft in Sturm und Gewitter, Stunden

lang vor ihrer Thüre, glücklich genug, wenn dieſelbe ſich erſchloß und ein Gnadenblick ſie lohnte, während die Alte mit den allergewöhnlichſten Menſchen über gleichgültige Dinge ſich unterhielt.

Ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit bei ihren Unterredungen mit dem Könige, welcher meiſt in ihrem eigenen Hauſe ſie beſuchte und daſelbſt Geheimenrath hielt, war der hanſeatiſche Handel. Die Niederländer ſtanden mit den Hanſeſtädten, aus erklärlichen Gründen, nicht auf dem beſten Fuße. Sigbrit hatte ein patriotiſches Rachegefühl gegen dieſelben genährt und unterhielt in Chriſtiern den Entſchluß dieſen Handel ſo viel möglich in den drei Reichen zu ſchwächen und die einheimiſchen kommerziellen Verhältniſſe nach dem Muſter der niederländiſchen zu regeln.

Ihr ganz vorzüglich war daher die Ausrüſtung der Expedition zuzuſchreiben, welche durch das Eismeer einen Weg nach einigen Inſeln, und wo möglich nach Oſtindien, zu ſuchen, die Beſtimmung erhielt; ihr das Verbot gegen die hanſeatiſche und andere teutſche Kaufleute, in den Gewäſſern von Dänemark den Fiſchfang wie bisher, zu treiben, oder teutſche Waaren zu verſchließen und Landes-Produkte aufzukaufen. Sie beſtimmte ihn, den däniſchen Städten eine Menge wichtiger Freiheiten und Handelsprivilegien zu ertheilen, die Unterthanen des dritten Standes

kräftig gegen die Anmaßungen der Mächtigen zu ſchützen, die geiſtlichen Pfründen in Fonds für unbemittelte Kranke zu verwandeln. Endlich auch vermochte ſie ihn zur Begünſtigung der holländiſchen Seefahrer in den nordiſchen Reichen, wo es ſich immer nur thun ließ.

Natürlich mißfiel dieß Karl V., dem ſeine Niederlande beſonders am Herzen lagen, nicht ſo ſehr, und da er an ſeinem Schwager Chriſtiern einen treuen und ſtarken Verbündeten hatte, ſo hatte vielleicht die Schweſter Iſabella geheime Inſtructionen, nicht nur nicht mit der Perſon, durch welche alle dieſe Dinge vorzugsweiſe betrieben wurden, ſich in kein feindliches Vernehmen zu ſetzen, ſondern vielmehr ihre Freundſchaft zu ſuchen. Denn das Staatsintereſſe ſiegte über alle übrigen Rückſichten von Empfindlichkeit wegen verletzter Königswürde.

Alle auswärtigen Verhältniſſe in der Art und Weiſe, wie Chriſtiern ſie unterhielt und alle Staats-Verträge, die er mit fremden Nationen ſchloß, zeugten daher von ganz geſunder Politik und in dieſer Hinſicht war die Wirkſamkeit der Mutter Sigbrit nicht unvortheilhaft für Dänemark; ebenſo war dieß mit vielen innern Anordnungen der Fall. Allein ſie befleckte ihre Verdienſte durch ſchändlichen Geiz und Wucher, durch Privatſpeculationen, die ſie auf Koſten

der Staatseinkünfte trieb, und durch perſönliche Rachſucht und Verfolgung gegen die widerſträubenden Perſonen und Körperſchaften.

Sie fuhr fort in Chriſtiern die Neigung für jene „gewaltſamen Kuren zu nähren, welche (wie er einſt mit grauſamer Ironie gegen Erasmus von Rotterdam bei einem Beſuche deſſelben ſich ausdrückte) den ganzen Körper erſchüttern.“

Ihr Vetter Dietrich Schlaghök, der zu einer Reihe geiſtlicher Würden hintereinander emporſtieg, wurde ein beſonders thätiges Werkzeug dieſes Syſtems und ſchadete dem König Chriſtiern mehr, als irgend ein anderer Menſch in den drei Reichen. Neben ihm beſaß auch ihr Bruder, van Huyd, als Mitglied des Geheimen Rathes, groſſen Einfluß.

Mit Erik Valkendorf, dem Erzbiſchof von Drontheim, welcher ihr und ihrer Tochter Glück einſt begründet, war ſie bald nach dem Tode der letztern völlig zerfallen und er kam in immer tiefere Ungnade bei Hof.

Die Schwediſchen Tragödien müſſen gröſtentheils den heftigen Rathſchlägen der Sigbrit zugeſchrieben werden; der gewiſſenloſe Schlaghök war auf ihre Empfehlung dahin entſendet worden. Die Ausrottung des Adels jener Nation war einer der Gedanken, welche Tag und Nacht ihre Seele erfüllten.

Gleichwohl überließ ſie den mit Blut, Unzucht und Gräueln jeder Art befleckten Prälaten ſeinem Schickſal, als Chriſtiern die durch deſſen Schuld und Rathſchläge hauptſächlich hervorgerufene Revolution an ihm zuerſt zu rächen gedachte. Sie wandte dem Flehenden den Rücken und ſah ungerührt die Flammen des Scheiterhaufens aufſteigen, welche am 24. Jänner 1522, den großen Verbrecher verzehrten.

Die Neuerungen Chriſtierns in Dänemark, unter denen übrigens eine Menge volksthümlicher Inſtitutionen unter andern Umſtänden nur Beifall verdienen konnten und das fortgeſetzte Schreckensſyſtem gegen die Privilegirten trieben endlich dieſe zu verzweiflungsvollem Widerſtand und eine unvorſichtige Aeußerung Sigbrits: man müſſe dem däniſchen Adel in Maſſe den Prozeß, als einem Majeſtätsverräther, machen, gaben das Looszeichen zum Aufruhr auch in dieſem Erbreiche. Der Bund, welcher Herzog Friedrich von Holſtein Schleswig zum künftigen Herrſcher ſich erlas, und die Waffen gegen Chriſtiern erhob, ſiegte, und der König ſah ſich genöthigt, (1523), aus Kopenhagen zu fliehen. Als den wichtigſten aller ſeiner Schätze und ehe er nur ganz an ſeine eigne Sicherheit gedacht, ſuchte er die Mutter Sigbrit zu retten. In einer Tonne ward ſie, welche der aufgereizte Pöbel in Stücken zerreißen wollte, an Bord gebracht. Merkwürdig

genug tröſtete ſie Chriſtiern damit, daß ſie verhieß, ihm für ſeine verlorenen Reiche eine weit größere Würde, nämlich die eines Bürgermeiſters von Amſterdam zu verſchaffen.

Von da an verſchwindet ihre Spur. Vermuthlich ſtarb ſie während der Reiſe oder in ihrem alten Vaterlande Holland, wo wenigſtens der vertriebene König eine Zeitlang ſich aufhielt, und den vor ihm ſchon früher flüchtig gewordenen Erik Valkendorf durch die Gerichte, wiewohl fruchtlos, zu verfolgen bemüht war, indem die Holländer die Heiligkeit des Aſylrechtes behaupteten und ein verjagter Monarch ſie noch weniger zu etwas beſtimmen konnte, was ſie ihm ſelbſt, als er noch im vollen Beſitze ſeiner Macht ſich befand, ſtandhaft verweigert haben würden *).

---

*) Quellen: Schlegels Geſch. der däniſchen Könige. — Swaning: Christiern II. Daniae Rex, Speculum regis magni, crudelis, infelicis, exulis, exemplum caeteris. — Gebhardi Allg. Welthiſtorie B. XIV. — E. Francisci: Trauerſaal III.

IV.

Giulio Cesare (Lucilio) Vanini.

Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmſucht; er wollte ein Julius Cäſar in der Philoſophie ſeyn und fiel als ihr trauriges Opfer.

Herder (Geiſt und Gott.)

Vorbemerkung.

In der langen Reihe berühmter Opfer des Fanatismus, welche nicht etwa in dem vielverschrieenen Zeitalter der Barbarei, dem Mittelalter, sondern in einer aufgeklärt sich dünkenden Periode, kaum sechs Dezennien seit Luthers und Calvins Geisterumwälzung, fielen, steht auch der Philosoph Lucilio, oder Giulio Cesare Vanini. In den Lehrbüchern der Philosophie und der Kirchengeschichte sind seine Lebensmomente meist nur in flüchtigen Umrissen gegeben; sein eigentliches Lehrsystem, aus seinen, nun größtentheils sehr selten gewordenen Schriften entwickelt, ist nur von den Wenigsten aus den Quellen studirt worden und da die Männer, welche sich wirklich damit beschäftigt, entweder von der Gründlichkeit, oder der

Kritik, oder dem Geſchmacke verlaſſen oder, von philoſophiſchen und theologiſchen Vorurtheilen behaftet waren, ſo haben die Reſultate ihrer Anſtrengungen uns das Bild des unglücklichen Philoſophen nicht ſo ganz getreu, noch ſo intereſſant vorübergeführt, daß es eine größere Maſſe von gebildeten Leſern erfaßt hätte. Die Behandlungsweiſe von Seite der Geſchichtsſchreiber und Biographen, ſelbſt der beſſer Geſinnten, hat Vaninis Andenken auch dadurch geſchadet, daß der Vorwurf der Freigeiſterei und Gotteslästerung, welchen die raffinirte Rohheit ſeiner Zeitgenoſſen auf ihn zu bringen wußte, um den Scheiterhaufen zu rechtfertigen, auf dem er verbrannt wurde, faſt überall an ihm kleben blieb; oder daß, wenn dieſer ihm auch nicht gemacht wurde, er doch als Windbeutel, Charlatan und Hirnverrückter betrachtet wurde. Sein Charakter behielt etwas mehr als Zweideutiges und Widerwärtiges, auch nachdem er der Hauptſchuld entlaſtet worden.

Selbſt die ehrlichen Teutſchen, welche zuerſt poetiſche Gerechtigkeit an der mißhandelten Illuſtration geübt, benahmen ſich hiebei meiſtentheils mit ungemeiner Schüchternheit und berühren diejenigen Thatſachen, welche vor allem übrigen einer genaueren Unterſuchung und ſchärferen Kritik bedurften, nur oberflächlich, oder die Gegner werden von ihnen auf eine ſophiſtiſche

Art widerlegt, die der Sache, welcher gedient werden ſollte, mehr ſchadete, als nützte.

Von der Hymne Vanini's an Gott, (bei Herder) ſchon vor Jahren begeiſtert und auf die merkwürdigen Lebensſchickſale ihres Verfaſſers hingeleitet, verſuchte ich vor ſieben Jahren in einer Geſellſchaft von wiſſenſchaftlichen Freunden, zu Freiburg im Breisgau, den anziehenden Stoff, jedoch in einer, zugleich für das größere Publikum berechneten Form, aufzufriſchen, wohl kundig, daß verſchiedene tüchtige Männer längere Zeit vor mir ſich ebenfalls damit beſchäftigt; doch erhielt mein Aufſatz, welcher von einem eigenthümlichen Standpunkte ausging und in der Periode des Ankampfes wider neues Jeſuitenthum und neue Verfolgungswuth in religiöſen Dingen einige Bedeutung hatte, Beifall und erſchien mit den gehörigen Nachweiſungen und Noten in den Schriften jenes Vereines. Die freundlichen Urtheile des berühmten Gelehrten Couſin zu Paris im Bulletin universel und Heeren's in den Göttinger Gelehrten Anzeigen beſtimmen mich, die kleine Arbeit in zweckmäßiger Umgeſtaltung dieſer Sammlung einzuverleiben; ohne Anſpruch auf erſchöpfende Gelehrſamkeit über den Inhalt, als Dokument der Stimmung jener Zeit, wo man dergleichen gerne wieder hervorſuchte, um die Gegenwart und ihre Tendenzprozeſſe durch Paral-

lelen mit Aehnlichem aus der Vergangenheit zu brandmarken *). Auch unſere neueſten Tage bieten von einer Seite her, auf welcher man keine ſolche Scenen zu erwarten berechtigt war, Erſcheinungen dar, welche die ganze Gefährlichkeit unvorſichtigen Spielens mit den Funken des Genie's in Mitte thätiger perſönlicher Leidenſchaften und krankhafter Zeitſtimmungen darthun.

Solche Erſcheinungen mögen daher die Wiederauffriſchung eines Prozeſſes rechtfertigen, deſſen Hauptheld in manchen Dingen große Aehnlichkeit mit jenem des allerneuſten, wenn auch mutatis mutandis, hat; und ebenſo die Ernſthaftigkeit, mit welcher die Akten und die Für und Wider erwogen werden, als wäre eine abermalige Verhandlung dieſer Art in Frankreich oder ſelbſt in Teutſchland möglich.

Einer der Rezenſenten meiner Abhandlung in ihrer früheren Form, hat ganz richtig bemerkt, daß bereits eine Biographie Vanini's, aus der Feder eines teutſchen Gelehrten vorhanden iſt; doch gelang es mir für's erſte durchaus nicht, derſelben habhaft zu werden und meine Arbeit iſt daher ganz unabhängig von

*) Aus dieſem Grunde war die Biographie dem berühmten, damals durch einen Oſtracismus in ſeinem Vaterlande mißhandelten Philoſophen, Tr o r t e r zugeignet worden.

dieſer entſtanden; ſodann ſind wir beide, wenn jene Biographie, wie ich zu vermuthen Grund habe, vermuthlich nichts anderes iſt, als die, ſchon von Schröckh (B. XXXVI.) angekündigte Bearbeitung einiger lateiniſchen Programme, oder der Durand'ſchen Schrift, auf jeden Fall ſelbſtſtändig und von eigenthümlichen Standpunkten bei der Sache ausgegangen; und endlich begründen die Bemühungen eines Vorgängers kein Monopol zum Ausſchluß eines Dritten, welcher denſelben Gegenſtand ebenfalls aus den Quellen erörtert hat. Die Materie verſchaffte mir an und für ſich ſo großes Vergnügen, daß ich mir, auch wenn ich um das Daſeyn erwähnter Lebensbeſchreibung gewußt hätte, meinen Verſuch gleichwohl nicht aufgegeben haben würde, um ſo weniger, da er urſprünglich die Beſtimmung hatte, einer Sammlung der ſo ſelten gewordenen Schriften Vanini's vorangeſetzt zu werden. Vielleicht liefern unſere beiderſeitigen Arbeiten einem Dritten Veranlaſſung, ein noch vollſtändigeres und gelungeneres Tableau von der Tragödie, mit welcher ſie ſich beſchäftigt, auszuführen. Vermuthlich würde ich ſelbſt, wenn ich jetzt die Biographie und Charakteriſtik Vanini's zum erſtenmal übernähme, manche Parthieen in beiden mit größerer philoſophiſcher und hiſtoriſcher Kritik beleuchten. Doch hat jede Lebensperiode ihr eigenthümliches Recht; und ſo möge auch jene das

ihrige behalten, in welcher der erste Entschluß zu vorliegender Abhandlung gefaßt worden ist. Mit dieser Verwahrung muß ich auch für vorliegende, verbesserte Auflage die Nachsicht der strengwissenschaftlichen Kritik nachsuchen, vor welcher ich, jetzt mit mehr Respekt, als im Jahr 1827, das Knie beuge, und sie möge sich durch die Betrachtung entwaffnen lassen, daß das Ganze mehr für einen allgemeineren Kreis, wenn gleich gebildeter Leser, und nicht für Philosophen von Beruf berechnet worden ist.

Zuvörderst folgt hier ein getreues Bild von den wechselvollen Lebensschicksalen des Philosophen; nach diesem trete er vor uns, wie er selbst in seinen Schriften sich gegeben hat; zuletzt aber soll versucht werden, die Vorstellung festzusetzen, wie er nach sorgfältiger Vergleichung der Lehre und That, in seinem eigentlichen Wesen sich darstellte, und eine Revision der Anklagen des Parlamentes und der Urtheilsakten so wie der Urtheile älterer und neuern Philosophen, Theologen und Kritiker beschließe das Ganze.

I. Die Lebensgeschichte Vanini's.

Giulio Cesare Vanini, in früherer Zeit Lucilio, Lucio, oder auch Pompejo genannt *),

*) Garasse und Durand nehmen in bitterem Tone diese häufige Namenvertauschung ihm übel. La vie et les sentimens de Vanin.

wurde im Jahr 1585 *) zu Taurosano, einer Stadt unweit Otranto, im Königreiche Neapel **), geboren. Sein Vater, Giovanni Battista Vanini, gerühmt als ein treugesinnter und verständiger Mann, welcher noch in der Todesstunde philosophisch-männliche Festigkeit bewiesen ***), hatte die Stelle eines Gubernadore der Grafschaft Castro bekleidet; seine Mutter stammte von dem angesehenen Hause der Nogueras ab.

Der junge Vanini machte seine ersten Studien in Rom, wohin er von dem Vater gesendet wurde †). Philosophie und Theologie wurden, nachdem er zu den höheren Lehrkursen aufgestiegen, sehr bald seine Lieblings- nicht blos Berufsfächer. Schon die ersten Fortschritte darin erregten bei allen, welche ihn kannten, keine geringe Erwartungen. Unter den Männern welche seine Geistesbildung leiteten, stand ein Karmelitermönch, Bartolomeo Argoti, oben an.

Vanini hegte für ihn auch in der Folge noch

---

*) Mit Unrecht nehmen einige 1579 und Jselin 1586 als das Geburtsjahr an. Vgl. hierüber Niceron XXVI. 371.

**) Keineswegs aber zu Neapel selbst, wie einige Berichterstatter behauptet haben.

***) Er behauptete: stehend müsse man den Tod erwarten; stehend ward er daher auch von demselben überrascht. Duraad 8.

†) Natura ei matrem dedit Beatricem, fortuna Romam. Arpe. 2.

eine unbegränzte Hochachtung und nannte ihn einen der beſten weiſeſten Männer, ja den Phönix des Jahrhunderts *).

In Neapel wurden die akademiſchen Studien fortgeſetzt, zumal Medizin, Geſtirnkunde und Theologie. Doch nahm Lucilio auch andere wiſſenſchaftliche Fächer ſowohl hier ſelbſt, als in verſchiedenen ſonſtigen Hauptſitzen der Kultur, welche Italien damals aufwies, mit beſonderem Eifer vor **). Er erwährte ſich frühe als ſelbſtſtändigen Denker, und die bittere Verachtung, welche er dem Thomas de Aquino und andre ſeines Gleichen bezeigte, ließ wohl ahnen, daß er für ſich ſelbſt eigene Wege einzuſchlagen entſchloſſen ſey ***). Seine Geſundheit litt unter den unaufhörlichen Geiſtesanſtrengungen ſehr, indem ohnehin ſein Körperbau äußerſt zart, ja ſelbſt ſchwächlich war, deſſen ungeachtet erhielten ſich in ihm die Kraft und Elaſticität des Geiſtes ungemindert.

Die meiſte Neigung fühlte der wiſſensdurſtige Jüngling für geheime Philoſophie. Das Beiſpiel der großen Männer Reuchlin, Pico de Mirandula, Trithemius, Agrippa v. Nettesheim u. A. mochte ihn

---

*) Dialogi p. 205.

**) Schramm 6.

***) Amphitheatrum Mundi. 11.

hiezu vorzüglich begeiſtert haben. In ihren geheimniß-vollen Schriften ſchwelgte er Tag und Nacht. Er fühlte eine brennende Begierde, über dem Pöbel, auch dem gelehrten, zu ſtehen; daraus erklärt ſich auch der Umſtand, daß er in der Folge ſeine myſtiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe höher hielt, als die theologiſch-philoſophiſchen *).

In der Philoſophie, welche nach Außen jedoch ſeinen eigentlichen Lebensberuf bildete, blieb der Weiſe von Stagyra ſein unerreichbares Ideal. Nie erwähnte er des Ariſtoteles ohne Ausdrücke innigſter Verehrung. Er galt ihm als „der Gott der Wiſſenſchaft, als „der Diktator menſchlicher Weisheit," als „der Oberprieſter ſämmtlicher Philoſophen **). Nach Ariſtoteles ſtanden Cardanus, Pomponatius und Averroes am nächſten in ſeiner Gunſt. Pomponatius ſelbſt, Cajetanus und Baccon waren ſeine vorzüglichſten Lehrer in der Peripathetik geweſen ***).

Nach vollendeten theologiſchen Studien ließ Vanini ſich zum Prieſter weihen und verſuchte ſich in öffentlichen Kanzelvorträgen. Man rühmte an ihnen die Begeiſterung des Verfaſſers und die Originalität

*) Apologia pro I. C. Vanino.

**) Profatio ad Amphitheatrum.

***) Schramm und Durand liefern ihre Charakteriſtiken; letzterer kömmt am übelſten weg.

der Gedanken. Sie waren sorgfältig ausgearbeitet, voll Kraft und Feuer, Wahrheitsliebe und Freimuth. Er vergaß in ihnen sehr oft seinen Stand, die Nähe des heiligen Stuhls und die Wirksamkeit der Inquisitionen. Ein Bruchstück dieser ältesten Geistesprodukte hat Vanini selbst, im dreißigsten seiner Dialogen, aufbewahrt *).

Um den Cyklus seiner Kenntnisse vollständig zu machen, warf er sich nun auch der Rechtswissenschaft in die Arme, und nahm den Doktorgrad, vermuthlich noch in Padua selbst, wohin er von Neapel aus, gegangen war. In dieser, wegen ihres Klima's, ihm außerordentlich angenehmen Stadt, wurde nach seinem eigenen Geständniß, am meisten studirt. Ueberdieß zog unsern Gelehrten der Umgang mit einer Menge geistverwandter junger Männer, hier mehr als irgendwo **), an. Nichts desto weniger fühlte er die Leiden der Armuth auf das Bitterste. Kaum bedeckte ein einziger Rock seine Blöße und schirmte gegen den Winterfrost. „Aber — so lauten seine eigenen Worte — man leidet nichts, wenn man liebt“ ***). Die Wissenschaft war die heißumfaßte Geliebte seines Herzens. Er fühlte sich nunmehr stark genug, alle Hör-

*) Durand, p. 12—13.
**) Durand. p. 17.
***) Dialog. p. 352.

ſäle Europa's und alle Zirkel der Weiſen zu beſuchen; kein Zweig der Wiſſenſchaft war ihm mehr fremd. Solches geſtanden ihm ſelbſt ſeine Feinde zu, deren er bereits nicht wenige zählte. Der Neid, welcher nur die Mittelmäßigkeit liebt, und jedes entſchiedene Talent befehdet, ward auch gegen Vanini ſchon um dieſe Zeit rege, gleich nachdem von ihm die erſten Schritte gethan wurden, eine ſelbſtſtändige Stellung ſich im bürgerlichen Leben zu begründen. Einer ſeiner Hauptgegner, über den er ſehr häufig Klage führt, war Enrico Sylvio *).

Vanini war jedoch ein zu feuriger Geiſt, um ſein Talent in irgend ein wiſſenſchaftliches Gewerbe einzuzwängen. Er kehrte daher um dieſe Zeit mit vermehrter Liebe zur Philoſophie zurück, und machte ſich neu an das Studium ſeiner Vorbilder, deren wir bereits gedacht haben. Sein Urtheil über Ariſtoteles iſt oben angeführt worden. Nach ihm gab Vanini ſeinen Schülern unter allen übrigen Philoſophen vorzugsweiſe den Averroes in die Hände. Sie ſollten dadurch ſchon frühe angeleitet werden, zu keines Meiſters Fahne zu ſchwören, und die Unverſchämtheit der alten und neuen Scholaſtiker zu züchtigen. Pomponatius gehörte nicht minder zu den Lieblingen ſeines

*) Amphith. Exerc. 39. 42. Arpe, p. 7.

Geiſtes. Er nannte ihn häufig ſeinen göttlichen Meiſter, der in dem Werke „De Incantationibus“ ein goldenes Buch zum Geſchenke gemacht habe *).

Sein Gefühl für Cardanus war gemiſcht in Lob und Tadel. Er pries ihn oft als einen Mann von ſtarker Geſinnung; und oft wiederum ſtellte er ihn hin als einen, den Einflüſterungen des Aberglaubens allzuleicht ſich hingebenden Menſchen **). Gleichwohl übte Cardanus großen Einfluß auf Vanini; viele ſeiner Gedanken durchwehen die Dialogen dieſes Letztern, zumal was den Punkt der Seele betrifft. Viele hielten und halten noch Cardanus für einen Hauptverbreiter freigeiſteriſcher Grundſätze; Bayle dagegen ſah ihn für mehr abergläubiſch denn atheiſtiſch an ***). Die Feinde Vanini's behaupten, den Beifall, welchen er beiden Männern wegen ihrer Anſichten über die Unſterblichkeit der Seele zollt, und die Vorwürfe, welche er bei dieſer Gelegenheit dem nichtswürdigen und ungläubigen Agrippa von Nettesheim gibt, ſeyen blos heuchleriſch geweſen, und der Philoſoph habe ſich der bekannten Taktik bedient, das, was man zu vertheidigen ſchien, mit deſto mehr Nachdruck anzugreifen †).

*) Schramm, p. 27.

**) Dialog. p. 203.

***) Diction historique et critique. Artik. Cardanus

†) Durand. p. 37. ff.

Von Padua kehrte Vanini nach ſeiner Vaterſtadt Taurosano zurück, um Familiengeſchäfte zu ordnen. Hierauf verweilte er längere Zeit zu Neapel. Hier ſoll er — nach der Behauptung ſeiner Feinde — Alles vorbereitet haben, um, eine Art Miſſionär, in Geſellſchaft von dreizehn gleichgeſinnten Freunden, das Evangelium lächerlich zu machen, und den Atheismus durch alle Länder zu verpflanzen. Er ſelbſt ſoll nachmals in den mit ihm zu Toulouſe angeſtellten Verhören in voller Parlamentsſitzung ſolches geſtanden haben *). Durch das Loos — fahren jene Berichterſtatter fort — ſey Lucilio Vanini, der von nun an den Namen Julius Cäſar ſich beigelegt, Frankreich als Antheil zugefallen, vermuthlich um dadurch auszudrücken, daß er dieſes Land geiſtig, wie einſt der groſſe Römer phyſiſch, erobern werde. Mit bitterm Hohn bemerken jene Gegner, er ſey jedoch nicht im Triumphe nach Neapel, wie jener nach Rom, zurückgekehrt, noch eines ſo ehrenvollen Todes, wie derſelbe, geſtorben **).

Vielfache Reiſen, abentheuerliche Kreuz- und Querzüge, wurden nunmehr nach verſchiedenen Ländern unternommen; zuerſt nach Teutſchland und Böh-

*) P. Mersenne, Comment. sur la Genèse. . Durand p. 39—40.

**) Durand. p. 41—42.

men in Gemeinſchaft mit dem Giovanni Maria Guinocisco, einem Theologen. Als man in Straßburg zu Schiffe ſtieg, und ſein Begleiter, aus abergläubiſcher Furcht über eine ſchlimme Vorbedeutung, Bedenken trug, die Reiſe zu Waſſer weiter fortzuſetzen, ermuthigte ihn Vanini durch Scherz und Ernſt, und gab ihm zu erwägen, daß er in den Händen Gottes ſey, welcher alle ſeine Tage ihm gemeſſen und beſtimmt, und daß er ſomit deſſen unveränderlichem Rathſchluß blindlings gehorchen möge. Falls daher auch durch denſelben ihnen beſtimmt ſey, durch Schiffbruch aus der Welt zu ſcheiden, ſo dürfe er auch dieſem Schickſale nicht zu entfliehen ſuchen. Guinocisco beruhigte ſich, und beide ſetzten ohne ferneres Bangen die Reiſe fort *). Vanini gerieth dort in heftigen Hader mit den Mennoniten, welche die Behauptung aufgeſtellt hatten: daß die Chriſten in der Regel blos um die Lana caprina ſtritten, und daß ſie, wenn man die Symbole der Apoſtel und der Concilien von Nicäa und Konſtantinopel zuſammenhalte, ſie gar keine Urſache hätten, ſich wechſelſeitig mit dem Anathema zu belegen. Vanini behauptet, darauf erwidert zu haben: So weit die Wahrheit von der Lüge entfernt iſt, ſo weit ſind die Ketzer von den Katholiken entfernt **). Doch

*) Niceron Hist. Lex. B. IV. p. 720.

**) Dialog.

wurde auch dieß ihm bloß als feine Ironie, oder als bequemer Rückzug ausgelegt, indem er ſeinerſeits ſich damit begnügt habe, die Chriſten über ihre Dogmen und Schismen zu verſpotten *).

Von Teutſchland, welches er in verſchiedenen Richtungen bereist hatte, ging er ſofort nach den Niederlanden, und hielt einige Zeit zu Amſterdam ſich auf. Er kam daſelbſt häufig mit ſogenannten Atheiſten zuſammen, deren ruchloſe Grundſätze — nach Durand's Anſicht — Vanini blos von Zeit zu Zeit anführte, um ſeine eigene Herzensmeinung deſto ungeſcheuter von ſich geben zu können **). Außer Amſterdam beſuchte er auch noch Brüſſel und andere berühmte Städte, ſowohl in Holland, als in Brabant, doch klagte er

---

*) Patin (Recueil des Msc.) behauptet, daß V. auch zu Köln über verbotene Heirathen öffentliche Vorträge gehalten habe.

**) Derſelbe behauptete einſt: Paulus habe den Eheſtand deßhalb mit der Vereinigung Chriſti und der Kirche verglichen, damit die Eheleute ſolche Herrlichkeit ſtets vor Augen haben möchten, und ſomit die Menſchen zum Theil ſchon als Chriſten geboren würden. Vanini bemerkte ihm darauf: Johannes ſey dieſer Anſicht durchaus entgegen, indem Jeſus Chriſtus Macht gegeben habe, Kinder Gottes zu werden, die nicht aus dem Willen des Fleiſches, ſondern aus Gott geboren wären.

über die meiſten, daß ſie mit gottloſen Leuten angefüllt ſeyen *).

Die Reihe traf nun auch Genf, die Vaterſtadt ſo vieler religiöſen und politiſchen Ketzer. Abermals ſtieß er auch hier auf einen holländiſchen Atheiſten, welchen er mit allem Nachdrucke und nicht ohne Lebensgefahr bekämpft haben will; der franzöſiſche Biograph **) fragt verwundernd, ob dieß wohl eine Hel-

*) Durand. p. 43. Einer dieſer Freigeiſter behauptete als V. den aufopfernden Heldenmuth der Chriſten in der Periode der großen Verfolgungen durch die römiſchen Kaiſer pries, daß auch unter Türken, Indianern u. a. Völkern derſelbe Heroismus je für den Nationalglauben getroffen worden ſey; dafür will unſer Philoſoph ihn einen Antichriſt genannt haben. Ein anderer hielt die Macht des Teufels für größer als die Macht Gottes, weil der Wille Gottes, daß die Menſchen zur Seligkeit gelangen möchten, nur ſelten, der Wille des Teufels aber, daß ſie verdammt würden, allermeiſt in Erfüllung gehe; auch hat Chriſtus ſelbſt dem Teufel unterliegen müſſen, indem er erklärte: Nun iſt die Macht der Finſterniß ꝛc. V. hielt dieſem entgegen des Teufels Schwachheit ſeit ſeinem Fall und Gefängniß, und die Furcht vor gänzlichem Untergang ſeines Reiches durch den Verſöhnertod Chriſti, daher er auch noch durch das Organ der Frau des Pilatus das Letzte verſucht, um die Hinrichtung des Erlöſers zu verhindern. Ferner: obgleich Viele berufen und nur Wenige auserwählt ſeyen, ſo gebe es doch gewiß Niemanden, der nicht die Oberherrſchaft Gottes, und die Knechtſchaft des Teufels anerkenne. Amphith. in verſchiedenen Stellen. Iſelin p. 120.

**) Durand. p. 43. sq.

denthat in einer proteſtantiſchen Stadt geweſen ſey, welche gegen alle Sekten ſtets ſo tolerant ſich erzeigt, unter dem Schein des Papismus ſolche Libertins zu befehden. Allein die Genfer konnten die Sache dennoch mißverſtehen, wie dieß bei Servet und mehrern Andern bereits der Fall geweſen; ja ſie konnten Anlaß und Fanatismus genug haben, um Vanini entweder als Papiſt, wie er ſich ſtellte, oder als Atheiſt, wenn ſie die Maske durchſchaut, gleich jenem, zu verbrennen. Vanini hielt in Genf ſich nicht lange auf, ſondern reiste weiter nach Lyon, woſelbſt er ſeine philoſophiſch-theologiſchen Vorträge mit erneuertem Eifer fortſetzte *). Die Mönche und Prieſter witterten ſehr bald Unrath, und brachten es durch Ränke dahin, daß er die Stadt verlaſſen mußte. Er ſchiffte ſich demnach zu Havre nach England ein, und nahm ſeinen Aufenthalt zu London. Hier ſchloß er enge Freundſchaft mit einem gewiſſen Jeronimo Moravi, Kaplan des Venetianiſchen Geſandten **). Allein ſeine Anhänglichkeit an die Sache des Katholicismus zog ihm auch hier, von Seite der Proteſtanten, Verfolgung zu. Er wurde gefänglich eingeſetzt, und ſchmachtete über anderthalb

*) Er ſagt von ſich ſelbſt irgendwo, daß er in dieſer Stadt den Libertin geſpielt. Worin die Libertinage aber beſtanden, wird nicht angeführt. Durand p. 46.

**) Schramm p. 157. Arpe p. 8.

Monate im Kerker. Schon machte er ſich gefaßt, die Martyrerkrone zu erlangen, nach der er, wie er ſpäter ſich geäußert hat, mit unglaublicher Sehnſucht begehrte *). Allein dieſe war, wie ſeine Gegner meinen, für einen Atheiſten beſtimmt **). Er wurde aus dem Gefängniß, wir wiſſen nicht, durch welche Veranlaſſung, befreit, und kehrte über das Meer nach Italien zurück.

Er erkohr Genua zum nächſten Schauplatz ſeiner philoſophiſchen Thätigkeit und fand Eingang bei den angeſehenſten Familien, welche ihm ſogar den Unterricht ihrer Kinder übertrugen. Wir nennen hier blos die des Jacopo Doria ***). Allein ihm ſchadete hier ſeine Vorliebe für Averroes mehr, als an jedem andern Orte. Man erblickte in dem arabiſchen Philoſophen blos den Feind der Unſterblichkeitslehre, und den geſchwornen Gegner aller drei Religionen, welche zum mindeſten in der Annahme eines einzigen Gottes übereinſtimmen, nämlich der jüdiſchen, chriſtlichen und muhamedaniſchen, wiewohl bei jeder derſelben aus einem verſchiedenen Grunde †). Die Mißverſtändniſſe

*) Amphit. Exerc. XIX.
**) Durand.
***) Arpe p. 8.
†) Durand p. 44. sq.

nahmen endlich den Charakter förmlicher Verfolgung an, und Vanini entging lebensgefährlichen Nachſtellungen blos durch die Flucht nach Lyon.

Allein dieſe Stadt, welche bereits früher ſich ihm nicht allzuhold erwieſen, hegte einen Schlag von Prieſtern in ihrem Schooſe, welchen die Erſcheinung eines ſolchen Philoſophen eben nicht die angenehmſte war. Bald lauerten ſie auf Gelegenheit, ihm empfindliche Wunden zu verſetzen, und ſeiner ſich zu entledigen. Dieſe Gelegenheit ergab ſich leicht. Vanini ſchrieb ein Buch wider Cardanus und andere angebliche Freigeiſter, und bekämpfte darin ihre Irrlehren. Die Gründe jedoch, welche er ihnen gegen die religiöſen Hauptwahrheiten in den Mund legte, ſchienen ſo kräftig, und die, womit er die Gegner bekämpft, ſo ſchwach, daß Viele ſeinen Ernſt in der Sache bezweifelten, und eine geheime Abſicht witterten *). Jene merkwürdige Schrift nannte er: Amphitheatrum divinae providentiae adversus veteres Philosophos, Atheos, Epicureos, Peripateticos et Stoicos etc. Der Klerus wurde durch ſie gewaltig erbittert. Auch trug ein ſeltſamer Vorfall dazu bei, den Philoſophen in der öffentlichen Meinung noch verdächtiger, als zuvor, zu machen. Er wurde zu Lyon von mehreren guten

*) Durand.

Freunden in ein Wirthshaus eingeladen, woselbst man sich allen Freuden der Geselligkeit harmlos überließ. Allein bald wurden dieselben durch die Unverschämtheit des Wirthes gestört, welcher dem Veranlasser des Festes eine Rechnung von nicht weniger als dreißig Dukaten überbrachte. Zornentbrannt ging jener hinweg, in sein Zimmer, und füllte, nachdem er dasselbe hinter sich geschlossen, ein Gefäß mit allerlei Rauchwerk an, welches bald das ganze Haus erfüllte. Ein Diener eilte herauf, nach der Ursache des Gestankes sich zu erkundigen; allein kaum hatte er das obere Stockwerk erreicht, als er plötzlich zu tanzen anfing; und alle, welche nach ihm kamen, thaten das Gleiche. Sämmtliche Hausgenossen und Gäste, Hugenotten wie Katholiken, schrieben diesen Vorfall den Künsten böser Geister zu; allein Vanini lachte über die kindischen Vorstellungen, und gab Naturkräfte als die alleinige Ursache an. Er glaubte, sein Freund habe ein Stück von einer gedörrten Tarantel mit Etwas vermischt, in jenes Gefäß gethan, und Wein darauf geschüttet. Der Kerl, welcher zuerst hinaufgegangen, habe von dem Gerücht vielleicht gekostet, der andere aber den Dampf der pulverisirten Tarantel sich in den Hals gezogen; daher der unwiderstehliche Reiz zum Tanze. Vanini führte den Ungläubigen seine Behauptung weiter aus, und zeigte, wie manches, bisher unbekannte

Gift, durch derlei, dem Schein nach unſchuldige, Mittel, zubereitet werden könne *).

Die Feinde zu Lyon ergriffen begierig den Vorwand, um Vanini als einen Menſchen, der mit dunkeln Künſten und Zauberei ſich befaſſe, anzuſchwärzen. Er wich ihrem Haß und ging ins Savoyiſche; allein hier drohten ihm zweimal die über ihre Ufer getretenen Fluthen des Garigliano, und bei Nizza, welches er die Heimath der verworfenſten Schelme nennt, Straßenräuber den Tod. Die Sicherheitspolizei und die Schulen im Herzogthum Savoyen waren ſchon da-

*) Si igitur Tarantula morsus ad saltandum incitat, cur illius exusti pulveris pulvis vino dilutus idem non operabitur? Quod vero opponi poterat, omnes illuc euntes prosultasse, cum tamen omnes vinum non progustavissent, ita diluit: nebulonem illum suffumigia fecisse in cauponiola dicebant, procul dubio ex Phalangii pulveribus et fenestras clausit, ne fumus egrederetur: quare eo accedentes cum viderent puerum salientem, obstupebant atque ita aperto ore, ut mos est, attonitis stabant aliquamdiu (quod ideo fit, quia undique attrahit anima spiritus ad novitatis illius causam investigandam: atque ita vapores illos attraxerunt ac propterea omnes in illa saltatoria domo ad saliendum excitabantur. Etiam canicula aderat saltatricula: nec mirum, cum et minimos pestiferi corpusculi vapores anhelitu attractos non modo familiam integram, sed amplissimas urbes conflictatas fuisse ad interitum, apud historicos legimus: ut subticeam, venenum illud a nescio quibusdam veneficis circulatoribus fabricatum quod solo afflatu homines interimit.

mals nicht beſſer, als jetzt, beſtellt *). Er gab der Stadt den Fluch, und wanderte nach der Guienne, wo er, wahrſcheinlich aus Furcht vor den Nachſtellungen der römiſchen Inquiſition, das Mönchsgewand in einem der dortigen Klöſter nahm **). Auch hier ruhete der Haß ſeiner Feinde noch nicht. Man brachte bei dem unaufhörlichen Beſtreben, irgend eine Makel aufzuſpüren, etwas heraus, was ſonſt gerade den Klöſtern in der Mehrzahl vorgeworfen worden iſt. Mit heuchleriſcher Verſchämtheit umſchreibt Merſenna jene Sünde, deren, durch beſondere Verirrung der Natur, ſo viele gewaltige und geiſtreiche Männer, ſich ſchuldig gemacht ***). Die ganze Beſchuldigung aber †) iſt ſo kahl und flüchtig hingeworfen und riecht ſo ſehr nach Mönchsfabrik, daß ſie beim Prozeſſe zu Toulouſe gewiß in der Folge wieder aufgewärmt worden wäre, hätte man nur jemals geglaubt, damit aufzukommen ††). Allein der Fanatismus, welcher den unglückſeligen Mann auf das Schaffot ſchleppte, begnügte ſich nicht damit, den Leib gemordet zu haben, ſondern er verſtärkte ſich durch einen moraliſchen Meuchelmord der

*) Schramm. p. 161.

**) Durand. p. 49.

***) Patiniana p. 119. Merſenna, Comment. p. 621.

†) Daß Vanini κατηγορητήριος geweſen.

††) Durand. p. 49. sq.

ſchwärzeſten Art, um auch das Andenken des Ertödteten bei der Nachwelt zu brandmarken und zugleich geiſtig ihn zu vernichten.

In Bezug auf jene räthſelhafte Kloſteraffäre, über welche in den Schriften der Gegner keine nähern Beſchlüſſe ſich finden, iſt nur ſo viel richtig, daß unſer Mann aus dem Convent vertrieben wurde, und, unverrückt in ſeinen Grundſätzen, nach Paris ſich begab. Er fand daſelbſt einen warmen Gönner an dem päbſtlichen Nuntius, Kardinal Ubaldini; von dieſem aufgemuntert und unterſtützt, ſchrieb er eine „Apologie des Conciliums von Trident gegen die Ketzer“, in 30 Büchern *). Er erhielt hiezu vollkommene Freiheit, alle Schriften, auch die verbotenſten, zu leſen und zu ſtudiren. Die Widerſacher finden hier gerade Stoff, Vaninis Hang zur Ketzerei und zum Atheismus zu erklären, und beklagen mit frommer Scheinheiligkeit, gerade wie die neueſten Verehrer der Quotidienne und der Gazette de Lyon, die ungemeſſene Begünſtigung einer Leſefreiheit, welche man ſonſt blos den Geiſtlichen zugeſtanden **). Außer jener

*) Arduum opus et magnum, quod non nisi summo viro credere decebat — ſagt der Apologiſt Arpe (p. 5.), der übrigens die Sache viel zu früh bringt. Vgl. Amphith. Exc. XVI. Schramm p. 175. sq.

**) Durand p. 31.

Schrift für das trid. Concil, gab er um dieſe Zeit auch eine „Apologie für die Aechtheit der moſaiſchen und chriſtlichen Religion gegen Phyſiker, Aſtronomen und Politiker“ heraus *).

In Paris erſchloſſen ſich Vanini noch manche andere Herzen, ſobald die Gunſt des Abgeſandten ſeiner päbſtlichen Heiligkeit gegen ihn bekannt worden war. Er leitete den Unterricht vieler junger Leute von Stande. Mehrere berühmte Aerzte und Dichter ſuchten ſeine Freundſchaft **). Der Marſchall von Baſſompierre, durch die Merkwürdigkeiten ſeines Lebens ***), ſo bekannt geworden, den man übrigens auch für religiöſe Angelegenheiten nicht beſonders leidenſchaftlich wußte, gehörte zu den wichtigen Bekanntſchaften, die er bald nach jener mit Ubaldini, in Paris geſchloſſen hatte †).

Im Jahre 1616, erſchienen die Dialogen über die Geheimniſſe der Natur und wurden von Vanini

---

*) Amphit Exc. VIII.

**) Durand. p. 32.

***) Memoires du Marschal Bassompierre, (in der großen Sammlung). Gothe's Unterhaltungen teutſcher Ausgewanderter.

†) P. Garasse. (Doctrine curieuse) Mersenna und Durand ergießen alle ſich bitter über den ungläubigen Kriegsmann.

dem Marſchall, ſeinem Beſchützer, welcher ihn inzwiſchen zu ſeinem Almoſenier, mit 200 Thaler Gehalt, ernannt hatte *), zugeeignet. Vanini behandelte jedoch auch noch andere Zweige der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, ſchrieb über die Bücher des Ariſtoteles „von der Zeugung“ und „den Meteoren;“ ferner „über die wahre Weisheit“ und die „Verachtung des Ruhms;“ „Komentare der Naturwiſſenſchaft“ (von denen die Dialogen eigentlich ein Auszug ſind); ferner: „Bücher über Aſtronomie“ „Mediziniſche Komentare“ und verſchiedene Anecdota, die nicht mehr aufzufinden und vermuthlich von ſeinen Feinden vernichtet worden ſind **).

Er blieb aber gleichwohl nicht lange in dieſer Stelle; ſein eigentliches Weſen erforderte vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit, bald überließ er ſich ganz wieder ſeinen frühern Beſchäftigungen.

Vanini's Schriften waren allmählig den Gelehrten ſo ziemlich bekannt geworden, und erregten täglich größern Aufruhr, durch die neuen Meinungen und die paradoxen Sätze, welche er den alten Ideen der gemeinen und ſcholaſtiſchen Theologie entgegenſetzte.

---

*) Patin Recueil de Mss. Durand. p. 54.

**) Vgl. hierüber Arpe, welcher die Schriften Vanini's vollſtändiger, und jedesmal die Belegſtellen aus ihnen ſelbſt anführt. p. 5. sq.

Beſonders aber wurden die römiſchen Geiſtlichen durch die Dialogen wider ihn aufgebracht. Das Schlimmſte bei der Sache war, daß das gotteslästerliche Buch, ſo wie auch das Amphitheatrum, mit Erlaubniß der Cenſur, und mit einem königlichen Privilegium erſchienen *); daß Doctoren der Sorbonne, jener berufenen Keuſchheitswächterin des katholiſchen Glaubens, beide Schriften gebilligt, und Vanini zum Ueberfluß alle ſeine Gedanken der Autorität des heiligen Stuhls unterworfen hatte. Mit Gewalt alſo konnte man hier nicht ausreichen **). Deſſen ungeachtet ſchrieen ſeine Feinde, und darunter beſonders der Jeſuite P. Garraſſe ***): die Religion ſey, an Händen und Füßen gefeſſelt, den Profanen und Atheiſten überliefert worden. Die Sorbonne hiedurch aufgeſchreckt, überprüfte das Urtheil ihrer Doktoren, und verdammte das Buch, mit merkwürdiger Conſequenz, zum Feuer †). Man bürdete nunmehr Vanini ſogar

*) Vgl. das den beiden Büchern vorangedruckte Imprimatur.

**) Amphitheatr. Diss. I. Dialog. p. 495.

***) Die Unterredungen mit Vanini, und die angeblichen Aeußerungen deſſelben (Doctrine curieuse p. 815.) ſind mit Recht von Arve verſpottet worden, da Jedermann den katholmunzenden Mönch auf den erſten Blick aus dem Geplauder herausriecht.

†) Rosset, Histor. trag.

auf, daß er das, weiland Kaiſer Friedrich II., wiewohl mit größtem Unrecht zugeſchriebene Buch „de tribus impostoribus“ wiederum friſch herausgegeben *), ja daß er, der Neckereien des Pöbels und der Verfolgungen der Gelehrten müde, in völlige Verzweiflung gebracht, einen Brief an den Pabſt geſchrieben habe, worin er von demſelben eine Pfründe begehrt, mit der Drohung, falls keine günſtige Antwort erfolge, binnen drei Monaten die chriſtliche Religion völlig über den Haufen werfen zu wollen **). Allein ſelbſt ergrimmten Gegnern des Mannes ſchien dieſer Vorwurf zu ungereimt, und Durand meint mit Recht, daß, wenn ſo etwas auch geſchrieben worden, die Sache doch Manuſcript geblieben ſey, und Vanini gewiß die langen Hände der Könige und die noch längern der Päbſte gefürchtet habe ***). Von ihm führte man auch folgende Aeußerung, in Bezug auf ähnliche Punkte, an: Ich will lieber den ganzen Zorn des guten Horatius gegen mich erregen, als den unſrer Inquiſitoren. Ich reſpektire und verehre ſie, als die Wächter im Weinberge des Herrn †).

Noch im Jahr 1617 ging Vanini von Paris

---

*) Rosset, im a. W.

**) Patiniana.

***) Durand. p. 57.

†) Amphit. p. 109.

ab und nach Toulouſe, einer für andersdenkende Chriſten und ſtarke Geiſter ſo verhängnißvollen Stadt, in welcher ſo viele Schandſäulen des menſchlichen Geiſtes aufgerichtet ſtehen. Selbſt an dem glaubensfinſtern Orte jedoch gewann Vanini viele Gemüther, ja ſogar die Gunſt des Präſidenten des Parlamentes. Dieſer beſtellte ihn zum Lehrer ſeiner Kinder. Die jungen Leute, denen noch viele andre in Toulouſe ſich anſchloſſen, bewunderten einige Zeit hindurch den Scharfſinn, die Gelehrſamkeit, die lebendige Mittheilungsgabe und den kräftigen Vortrag Vanini's *). Aber gerade dieſer Umſtand führte im Jahr 1619 ſein Unglück herbei.

Die beſondere Gunſt des Präſidenten gegen den genialen Fremdling hatte letzterem bei den Theologen allgemeinen Haß erregt. Man ſann daher darauf, nicht nur auf irgend eine Weiſe den unbequemen Meinungsgegner ſich vom Halſe zu ſchaffen, ſondern auch mittelbar dadurch dem Präſidenten ſelbſt, der gleichfalls viele Feinde zählte, eine empfindliche Wunde zu verſetzen **).

Zuerſt hetzte man — nach der bekannten Taktik jener Menſchen — die Jugend gegen ihn auf. Noch

---

*) Drawond, hist. Galliae, Durand. p. 58.

**) Leibnitz. Theodicee.

fehlte es an triftigen Beweiſen irgend einer Schuld, ob man gleich ſelbſt Durchreiſenden bereits für gewiß verſicherte, daß Vanini in nächtlichen Zuſammenkünften die Vornehmſten der Stadt im Atheismus unterweiſe *). Aber auch hiezu fand ſich gar bald Rath. Ein gewiſſer Edelmann, Franconi, vielleicht der Ahnherr der in unſern Tagen ſo gefeierten Kunſtbereuter dieſes Namens, ein Mann, welcher die Philoſophie gleichfalls, wiewohl mehr aus Liebhaberei, trieb, und von Zeit zu Zeit berühmte Männer aufſuchte, um an ihnen ſeine Kraft zu meſſen, traf öfters mit Vanini zuſammen, und ließ ſich mit ihm in philoſophiſch-theologiſche Unterredungen ein. Das Gefühl mehrfach hiebei erlittener Niederlagen hatte ſeine Empfindlichkeit gegen den Philoſophen auf's äußerſte erregt, und er gab ſich willig zum öffentlichen Ankläger her. Oeffentlich ſagte er demnach aus: Vanini habe in ſeiner Gegenwart das Daſeyn Gottes geläſtert, und ſich über die Myſterien der chriſtlichen Religion luſtig gemacht. Man lud den Beſchuldigten vor das Parlament und konfrontirte ihn mit dem Kläger. Letzterer beſtand auf ſeiner Ausſage; Vanini ſelbſt, befragt um ſeine Anſichten über das Daſeyn Gottes, erklärte vor

*) Wie z. B. dem bekannten Borrichius, der in ſeinem Reiſejournal davon Nachricht gab. Arpe p. 30.

der Audienz: er bete mit der orthodoxen Kirche einen Gott in drei Personen an. Dieſes Gottes Daſeyn ſey vollkommen und evident durch die Natur ſelbſt erwieſen.

Während er dieſes ſprach, hob er einen Strohhalm auf, den er zufällig auf dem Boden liegen ſah, und zeigte ihn den Richtern, mit den Worten: „Dieſer Halm gebietet mir zu glauben, daß ein Gott ſey;“ und nun entwickelte er alle Veränderungen, welche der in die Erde geſtreute Saame durchgeht, bis wiederum Nahrung für Menſchen und Vieh herausſprießt, zu einem klaren Beweiſe: daß Gott Urheber der Natur ſey.

Auf die Einwendung: daß die Natur allein dies alles gemacht — erwiederte er, den Halm abermals zur Hand nehmend: „Wenn die Natur dieſen Kornhalm geſchaffen, wer hat denn den unmittelbar ihm vorangegangenen hervorgebracht? Und wenn man nun von einem zum andern geht, ſo kommt man endlich zu demjenigen, welcher zuerſt geſchaffen worden ſeyn mußte, weil kein andres mehr der Producent war. So iſt denn durchaus eine andere Urſache zu ſuchen. Dieſe iſt Gott, und ſomit iſt Gott der Urheber und Schöpfer aller Dinge.“

Vanini's Feinde behaupteten: dies alles habe er mehr aus Eitelkeit geſprochen und entwickelt, um ſeine

Gelehrſamkeit auszukramen, oder aus Furcht vor der Ahndung der Gerechtigkeit, oder aus einer inneren Verwirrung.

Man fand unter ſeinen Geräthſchaften, deren man ſich zu gleicher Zeit mit ſeiner Perſon bemächtigt hatte, eine große lebendige Kröte in einem kryſtallenen Gefäß eingeſchloſſen. Solches ward ihm natürlicherweiſe als Zauberei gedeutet. Umſonſt behauptete er: durch eine lebendige Kröte, die man verbrenne, könnten tödtliche Uebel geheilt werden — man ließ einen ſo willkommenen Umſtand nicht gern wieder fahren.

Im Gefängniß, wohin er nun abgeführt wurde, ließ Vanini, zum Beweis, daß er ein guter katholiſcher Chriſt ſey, die Sakramente ſich reichen. Aber auch dies hielt man blos für Verſtellung und Maske. Sein Verderben war bereits entſchieden. Alle ſeine Bekenntniſſe und Erklärungen entwaffneten den Haß der Richter nicht, welche ſchon, vor den Verhören, von ſeiner Schuld ſich überzeugt hatten. Die vorzüglichſten Anklagspunkte gegen ihn waren folgende: Vanini erkannte keinen Gott. Er rief ein ruchloſes Buch: von den drei Betrügern, neuerdings in's Leben. Er führte die Aeußerungen verſchiedener Freigeiſter an, und antwortete ihnen nur ſehr oberflächlich. Er läugnete die Menſchwerdung Chriſti. Hinſichtlich der Jung-

frau Maria behauptete er, daß ſie mit einem Manne den Beiſchlaf gepflegt. Er hielt die Natur für eine Gottheit; tadelte die Scholaſtiker deshalb, daß ſie lang und breit über die Engel geredet. Was die Natur der Dämonen betraf, begehrte er für alles natürliche Gründe. Er läugnete die Unſterblichkeit der Seele; er war ein Aſtrolog und behauptete, daß die Welt nicht durch Feuer einſt untergehen werde. Er glaubte an das Fatum; erdichtete Briefe im Himmel, verſpottete den Kultus; auch wurde er von Mönchen ausgeſtoßen u. d. gl. erbauliche Dinge mehr, welche die Franzoſen zu Toulouſe ihren toleranten Nachbarn, den ſpaniſchen Inquiſitoren, abgelernt hatten *).

Das Urtheil des Parlamentes, welches nach halbjähriger Dauer des Prozeſſes endlich gefällt wurde, verdammte den Unglücklichen zum Feuertode. Ohne weitern Aufſchub führte man ihn zur Richtſtätte, und mit Recht erröthet ein ſonſt fanatiſcher Franzoſe, ja ein Parlamentspräſident, und mit ihm ein Jeſuit, über den barbariſchen Gebrauch ſeines Vaterlandes, Verurtheilten nicht einmal Zeit zur Reue und Bekehrung zu geſtatten, im Gegenſatz mit andern Staaten, ja ſogar mit Spanien und Italien **).

---

*) Arpe p. 106—108.

**) Grammond. Vgl. den ausführlichen Bericht deſſelben in einer ſpätern Anmerkung, und Durand p. 162.

Vanini wies die religiösen Tröstungen eines Franziskaners mit verachtendem Hohne von sich, und er soll sogar erklärt haben: „als Christus in den Tod ging, schwitzte er Blut vor Angst und Feigheit, ich aber will unerschrockenen Muthes sterben!“ Grammond, damals Vorsitzer des meuchelmörderischen Parlamentes, und als Historiker in Frankreich nicht unbekannt, gibt sich alle Mühe, auf Vanini noch den Vorwurf der Feigheit in der Todesstunde zu bringen; eben so der Herr de la Croze, welchem ein Parlamentspräsident eine gar zu gewaltige Autorität war. Dagegen läßt der Mercure François dem Unglücklichen zum mindesten die Ehre der Einheit der That mit der Rede, und des Todes mit dem Leben.

Als Vanini, im Armensünderhemd, auf einer Kühhaut und gefesselt an den Händen, zum Schaffot fortgeschleppt wurde, welches man auf dem Platze du Salin errichtet hatte, rief er muthig und heitern Gesichtes, auf Italienisch aus: „Auf, auf! Laßt uns als Weiser sterben!“ Er soll hernach von den Richtern aufgefordert worden seyn, Gott um Verzeihung seiner übergroßen Sünden anzurufen; er aber, durch die Furchtbarkeit seines Schicksals, und durch den Mord alles Rechtes in völliger Verzweiflung und in einer Art von Wahnsinn, habe die entsetzliche Lästerung ausgestoßen: „Es gibt weder einen Gott, noch einen

Teufel. Gäbe es einen Gott, ſo würde ich ihn anflehen, ſeinen Blitz auf dies Parlament voll Ungerechtigkeit und Bosheit zu ſchleudern; gäbe es einen Teufel, ſo würde ich ihn bitten, ſeinen unterſten Höllenſchlund aufzuſchließen, um eben daſſelbe zu verſchlingen. Allein es gibt weder den einen noch den andern. Darum werd' ich nichts thun!" —

Der Henker ſollte ihm zuerſt die Zunge, als denjenigen Theil ſeines Körpers, herausſchneiden, mit dem er bei ſeinen Gotteslästerungen am meiſten geſündigt. Sie mußte ihm aber, da er ſie hervorzuſtrecken ſich weigerte, mit Zangen herausgeriſſen werden, worüber der Gefolterte ein entſetzliches Geſchrei ausgeſtoßen haben ſoll *). Darauf verbrannte man ihn bei dem langſamen Feuer und ſtreute ſeine Aſche in die Luft **).

---

*) Daſſelbe, eine Folge des Uebermaßes von phyſiſchem Schmerz, iſt jedoch noch immer nicht hinreichend, den Vorwurf der Feigheit zu begründen.

**) Wir geben hier, dem Leſer zur Vergleichung, für uns ſelbſt aber als nothwendige Aktenſtücke zur nochmaligen Beurtheilung dieſes Handels und der Perſon Vaninis, beide Hauptberichte über die Kataſtrophe im Original als Beilagen des Aufſatzes.

Iisdem fermè diebus — beginnt Grammond, der Herr Parlamentspräſident — Parlamenti Tolosani placito damnatus Lucilius Vaninus, apud plerosque pro Haeresiarcha habitus, mihi pro Atheo: neque enim Haeresiarcha, qui Deum negat. Medicinae in speciem Professor erat, re

Vanini hatte kaum das drei und dreißigste Jahr erreicht, als er diesem schauervollen Schicksal unterlag.

---

seductor incautae juventutis. Illi in irrisum sacra et religiosa. Christi humanitatem exsecrabatur. Deum ignorabat, sorte fieri omnia existimabat; Naturam pro matre optima et omnium nutrice adorabat, ut dici posset ex multis unus error, quem pervicaciter profitebatur Tolosae, loco sancto. Et ut novis allicimur, praecipue dum calescit primâ adolescentiâ sanguis, statim errorum sequaces habuit non paucos ex iis, quos schola recens dimiserat. Gente Italus, litterarum rudimentis Romae imbutus, Philosophiae et Theologiae incubuerat magna spe, cum ad impia et sacrilega prolapsus sacrum Sacerdotii characterem polluit libro infami, quem scripsit in hunc titulum: „De Arcanis Naturae, quo non erubuit profiteri Naturam omnium Deam. Ob crimen, cujus in Italia reus erat, in Galliam profugus Tolosam venit: Mox alibi in Haereses armantur severius leges, et quanquam Calvinistis fides publica Edicto Nannetico debetur, quâ mutuo aestimor habendis simul commerciis et una administrandis rebus, nunquam se Tolosae credidere Sectarii, quo fit, ut una inter Galliae urbes Tolosa immunis sit haeretica labe, nemine in civem admisso, cujus suspecta Sedi Apostolicae fides.

Delitescit Vanimus per tempus, donec illum libido in gloriam adigit, ut fidei Catholicae arcana vulgaret, in problemata primum, dein in irrisum. Statim alta admiratione defixi adolescentes, quibus inter nova placent maxime quae probantur paucis: mirari quaecunque diceret, imitari et sequi. Postulatus corruptae per novum dogma juventutis in vincla conjicitur, Catholicumque Orthodoxum mentitus, differt, quam meruerat, poenam, jamque probatione ambigua dimittebatur: cum Franconus, vir provapia illustris, vel

Er ſelbſt hat von ſich in einer Perſonalbeſchreibung bemerkt, daß ſein Körper zwar ſchwächlich, aber ge-

---

mo hoc indicio vita probissimus, negatum sibi a Lucilio perraepe Deum, dataque objicit in ludibrium fidei arcana Christianae: committitur reo testis et sustinet; sistitur Senatui audiendus de more reus: in sella sedet, rogatusque, de Deo quid sentiat, respondet: Coli sibi in Trinitate unum, qualem Ecclesia Orthodoxa: Deum plane convincere Naturam ipsam. Haec cum faceret, fortuitam e terra paleam legit, manuque ad Judicem protensa: Haec inquit, jubet ut credam Deum esse: dein ad Providentiam prolabi: ut jactum in terram semen, ut elanguisse visum, et mori, ut ex putrefacto albescit, ut viret et nascitur, ut sensim crescit, ut adolescit rore matutino, ut luxuriat infusa largius desuper aqua, ut in aristas armatur prohibendis per spicula avibus, ut in stipulam erigitur et frondescit, ut flavescit postremo, demissoque ut supercilio languet, donec moritur ut postmodum trituretur, separatoque ut a palea fructu, grano hominem, palea vivunt animantes usui hominum debitae: unde concludebat, Deum esse Naturae Auctorem. Quod si id totum fieri a Natura objicitur, regrediebatur ab hoc grano ad proxime antecedens in hunc modum: Si id semitis a natura productum, quis immediate proximum? Si et illi debita ex Natura processio, quis antecendens? Donec ad primum veniret, quod necessarium est fuisse creatum, cum non esset, a quo produceretur: naturam creationis incapacem probabat multis. Ergo Deus est Creator omnium. Haec Lucilius in ostentationem doctrinae, aut metu magis quam ex conscientia.

At enim, quia probationibus plane convincebatur, solemni placito post exactum in lite instruenda semestre,

ſund, ſeine Geſtalt nicht unangenehm, ſein Humor heiter, ſeine Seele großartig und für alles Geiſtige

capital: judicio condemnatur. Vidi ego, dum plaustro per ora vulgi traducitur, illudentem Theologo e Franciscanis, cujus cura erat mollire ferocitatem animi obstinati. Frustaneum est viro desperato subsidium quod momento transigitur! satius foret stata temporum intervallias concedi condemnatis, quo vomitis ira et ultione resipiscerent. Apud Gallos condemnato statim innotescit sententia, et dum inplacida mortis imagine horrescit totus, rapitur in patibulum. Melius Hispani et reliqui Europaei, qui temporum spatia concedunt condemnatis, quantum satis molliendo mortis horrori, abluendisque per poenitentiam meditare confessione noxis. Lucilius ferocitate contumax, dum in patibulum trahitur, monachi solatium aspernatus, objectam crucem aversatur, Christoque illudit in haec eadem verba: „illi in extremis prae timore imbellis sudor, ego imperterritus moriar.“ False sane imperterritum se dixit scelestus homo, quem vidimus dejectum animo, Philosophia uti pessime, cujus se mentiebatur professorem. Erat illi in extremis aspectus terox et horridus, inquieta mens, anxium quodcunque loquebatur, et quanquam philosophice mori se clamabat itentidem, finisse, ut brutum, nemo negaverit. Antequam rogo subderetur ignis, jussus sacrilegam linguam cultro submittere, negat, neque exerit, nisi forcipum vi adprehensam carnifex ferro abscindit: non alia vociferatio horridior; diceres mugire ictum bovem; reliqua absumpsit ignis: in aërem sparsi cineres. Hic Lucilii Vanini finis, cui quanta constantia fuerit, probat belluinus in morte clamor. Vidi ego in custodia, vidi in patibulo, videram antequam subiret vincula: flagitiosus in libertate et voluptatum sectator avidus, in carcere Catholicus, in extremis omni Philosophiae praesidio destitutus, amens moritur.

ſchnell erglühend, ſein Umgang leutſelig, ſein Geſpräch lebhaft geweſen ſey. Der Eifer für die Wiſſenſchaft

---

Dem Hr. von Grammond in weſentlichen Daten entgegen, wiewohl in mehrern andern wiederum mit ihm gleichlautend, enthält der Mercure François von dieſem Jahre nachſtehenden Bericht:

Au mois de Novembre dernier de l'an passé fut arrêté prisonnier en la Ville de Toulouze un Italien, Philosophe et grandement docte, qui alloit montrer par le logis aux enfans de maison, qui desiroient savoir parfaitement la philosophie. Il soutenoit et enseignoit que nos corps étoient sans ame et que mourant tout étoit mort pour nous ainsi que les bêtes brutales. Que la Vierge (ô Blasphemie exécrable!) avoit eû connoissance charnelle comme les autres femmes, et d'autres mots bien plus scandaleux, du tout indignes d'écrire, ni de reciter. Par son eloquence il glissoit tellement sa pernicieuse opinion dans l'entendement de ses auditeurs particuliers, qu'ils commencerent à balancer en la croyance de cette fausse doctrine. Ce qu' étant venu a la connoissance du Parlement, il decreta contre ce nouveaux Ministre. Et étant pris et interrogé, il soutint ses instructions véritables: Sur quoi son procès fut fait et l'arrêt donné portant condamnation de faire amende honorable, nud en chemisse, la torche au poing et traîné sur une claye, la langue coupée et brûlé vif: ce qui fut executé au commencement de Fevrier, au lieu appelé la place du Salin. Il mourut avec autant de constance, de patience et de volonté, qu'aucun autre homme, que l'on ait vû. Car sortant de la Conciergerie comme joyeux et alégre, il prononca ces mots en Italien: Allons, allons allegrement mourir en Philosophe! Mais bien plus, pour montre sa constance en la mort et un

kannte keine Gränzen; das Auffaſſungstalent bei allem, was er gern ſich eigen zu machen gewünſcht, war ungewöhnlich. Auch ſeine Feinde ließen der Korrektheit ſeines lateiniſchen Styles volle Gerechtigkeit widerfahren; nur werfen ſie (und zwar nicht ganz unrichtig) ihr häufige Schwulſt und ſeinen Bildern allzugroße Geſuchtheit vor.

Die Urſache hievon ſuchten ſie in der ſo unglücklichen, als übertriebenen Nachahmung Cicero's, Quintilians und des Plinius, ſo wie in dem übereifrigen Studium von Averroes, Cardanus und Andern, welche von vielen Kritikern als harte und verworrene Schriftſteller, unbeſchadet ihrer tiefen Gelehrſamkeit, betrachtet worden ſind. Noch mehr jedoch verdammten ſie an Vanini die allzuhäufigen Plagiate aus jenen Schriftſtellern, ſo wie aus Fracaſtor und Scaliger, ſeinen aſtrologiſchen Aberglauben, ſeine oberflächliche Kritik, ſeine Unbeſcheidenheit und Prahlſucht, ſeine Profanationen ehrwürdig betrachteter Dinge, endlich ſeine Irreligioſität

---

desespoir en l'ame, lorsque l'on lui dit, qu'il criât merci a Dieu, il dit ces mots en présence de mille personnes: „Il n'y a ni Dieu, ni Diable; car s'il y avoit un Dieu, je le prierois de lancer un foudre sur le Parlement, comme du tout injuste et inique, et s'il y avoit un Diable, je le prierois aussi de l'engloutir aux lieux souterrains; mais parce qu'il n'y a ni l'un, ni l'autre, je n'en ferai rien."

die Unzüchtigkeit des Styls, zumal in den Dialogen, und die Unlauterkeit seiner Sitten.

Auf einen Theil dieser Vorwürfe und auf die Untersuchung ihrer Aechtheit und Begründung, oder der Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung in denselben werden wir bei Zerlegung der Hauptansichten in Vanini's Schriften zurück kommen.

II. Die Schriften Vanini's

waren der Ordnung nach folgende *):

1. Commentarii Physici **).
2. Commentarii Medici.
3. De vera Sapientia ***).
4. Tractatus Physico-Magicus †).
5. De contemnanda gloria ††).
6. Apologia pro Lege Mosaica et Christiana †††).
7. Apologia pro Concilio Tridentino (°).

---

*) Bei jenen, die wir selbst nicht zu Gesicht bekommen, oder Auszüge gefunden, zeigen wir die Stellen an, wo Vanini oder Andere ihrer erwähnten.

**) Dialog. p. 88. s. Durand.

***) Garasse, Doctr. curieuse, p. 1015.

†) Dial. p. 252. Durand.

††) Dial. p. 359. Durand.

†††) Amphitheatr. p. 38. 64. Dial. 123 et 329.

(°) Amphitheatr. p. 70—77.

8. Libri Astronomici *):

9. Apologia pro Christiana Religione adversus Atheos. Auch unter dem Titel:

Amphitheatrum aeternae providentiae, divino-magicum, Christiano-physicum, Astrologico-catholicum, adversus veteres Philosophos, Atheos, Epicureos, Peripateticos, Stoicos etc **).

10. Julii Caesaris Vanini, Neapolitani, Theologi, Philosophi, et J. U. Dr. de admirandis Naturae Reginae, Deaeque Mortalium Arcanis Libri IV ***).

11. Eine Sammlung von Briefen, theils von ihm an Andere, theils an ihn geschrieben. Wahrscheinlich befindet sich dieselbe, wenn der Grimm von Zeloten sie inzwischen nicht vernichtet hat, in der Bibliothek der königlichen Handschriften zu Paris †).

Die meisten der so eben aufgezählten Schriften

---

*) Dialog. p. 33.

**) Lugduni apud Viduam Antonii de Harsy ad insigne sunt, Coloniensis. Ich verdanke die Mittheilung dieses höchst seltenen Buches der gütigen Mittheilung des Hrn. Oberbibliothekars Molter zu Karlsruhe.

***) Lutet. Parisior, ap. Adrian. Perier. 1616. Vgl. Durand. p. 260.

†) Sollte irgend ein französischer oder teutscher Gelehrter, welchem dieser Aufsatz zu Gesichte kommt, hierüber Auskunft zu ertheilen im Stande seyn, so bittet der Verfasser freundlichst um diesen literarischen Liebesdienst.

haben, ob sie gleich für den Ideen- und Lebensgang Vanini's ergänzende Beiträge liefern, dennoch im Verhältniß zum Ganzen nicht denselben Werth, in welchem vorzüglich zwei betrachtet werden müssen, von denen wir den Hauptinhalt in gedrängtem Auszuge dem Leser hier mittheilen; nämlich das Amphitheatrum, und die Dialogi de arcanis Naturae. In diesen beiden ist die Summe von den Ansichten und Lehrsätzen unseres Philosophen niedergelegt.

Das Amphitheatrum ist dem Grafen Francesco Castro, Herzog von Taurosano, spanischen Legaten bei Sr. Heiligkeit und Vanini's ehemaligen Lehensherrn, zugeeignet. Der Verfasser rechtfertigt den irren und unstäten Gang seines Lebens durch das Beispiel großer Weisen des Alterthums und selbst des Mittelalters, welche oft ihr ganzes Daseyn und alle süßen Beziehungen desselben an die Erkenntniß der höhern Güter hingeopfert. Es gibt sich darin auch ein dankbares Gemüth gegen den großmüthigen Beschützer der Wissenschaft, seiner eigenen Person und seiner Familie kund, was auf die inneren Eigenschaften des Philosophen ein günstiges Licht wirft. Das Buch wird dem Herzog, als besonderes Zeichen von Verehrung, zugeeignet, und Vanini birgt es sich nicht, daß der Pöbel aller Stände ihn gewaltig mißver-

ſtehen könnte. Doch begibt ſich der Verfaſſer vertrauensvoll in Don Francesco's mächtigen Schutz *).

In einer zweiten Zueignung an den Leſer legt V. Rechenſchaft über die Veranlaſſung ab, welche ihn zur Herausgabe ſeines Werkes beſtimmt; nämlich die ſeit allmähliger Abnahme der zahlreichen Ketzereien immer und mehr aufkeimende, peſterfüllte Sekte der Atheiſten. Nicht nur in verſchiedenen entfernten Welttheilen gediehen ſie damals nach ſeiner Anſicht, wie z. B. in Japan, China, Indien und der Tartarei **), ſondern ſie brachen von dieſen Ländern aus auch in Europa ein, und geſellten ſich nicht etwa blos denjenigen bei, welche von dem allgemeinen Kirchenverbande ſich getrennt, ſondern ſelbſt ſolchen, welche zwar den Namen von katholiſchen Chriſten führen wollen, der That nach aber zu höchſt machiavelliſtiſchen Politikern gerechnet werden müſſen, und darüber nicht einmal einen Schauer empfinden. Dieſe Menſchen haben es in der Hoffart des Herzens ſo weit gebracht, daß ſie gar keine göttliche Vorſicht mehr in der Weltregierung anerkennen, ſondern blos eine weltliche, aus der alle

---

*) Praeterea etiam, quae a me scribuntur, quo a vulgo sunt remotiora, eo propinquiora calumniae. In clientelam autem tuam dum se tradunt, virulentos depravatorum hominum morsus non pertimescent. Praefat. p. 5—6.

**) Gerade die Hauptländer der Jeſuitiſchen Miſſion.

Meinungen von Himmel und Hölle ihr Entstehen erhalten haben, und welche einzig noch dazu dient, den aufrührischen Pöbel in Pflicht und Zwang zu bewahren. Vanini beschreibt hierauf *) die neuesten Schicksale der Ketzerei und deren nachdrückliche Bekämpfung durch die Jesuiten, während er zugleich das Publikum mit den Beweggründen und der Tendenz seines Werkes bekannt macht.

Die Ketzereien fallen allmählig zusammen und erleiden ein sehr schlimmes Loos, weil jene überaus tapferen Helden der streitenden Kirche, welche ihren Namen von der „Gesellschaft Jesu" führen, zu ihrer Bezwingung und Ausrottung allen Anstrengungen des Geistes und des Körpers aufbieten. Kriege, Waffen und Blitze drohte ihnen jener hochverdiente Kämpfer der christlichen Kirche, Kardinal Bellarmin, an, ein Mann, dessen Eifer und Stärke wider die Ketzer kaum mit Augustins Glaubensglut und Lehre, und mit Hieronymus Seelendrang und Gelehrsamkeit würdig verglichen werden kann. In welch heißen gefahrvollen Schlachten für den katholischen Glauben aber bewährten sich nicht erst die Bekanus, Diäus und Suarez zu Valencia! welche Niederlagen fügten

*) Ebendas.

ſie nicht den Ketzern bei! welche Siege erfochten ſie nicht! Wahrlich, auf dieſe und viele andere höchſt gewichtige Argumente geſtützt, glaube ich behaupten zu dürfen, daß, wie ſehr auch verſchiedene andere Ordensgeſellſchaften durch Unſträflichkeit des Lebenswandels, Gelehrſamkeit in wiſſenſchaftlichen Fächern und Trefflichkeit in allen Tugenden ausgezeichnet ſind, und ihren Ruhm auf die glänzendſte und feſteſte Weiſe zugleich begründet haben, die Geſellſchaft Jeſu doch ganz vorzüglich als eine Mutter und Nährerin der Frömmigkeit und Gelehrſamkeit, als ein vom unſterblichen Gotte ſelbſt verliehenes Geſchenk, als ein Palladium der römiſchen Kirche, als eine Säule aller übrigen Ordensgeſellſchaften und als ein der Menſchheit gewährter Anker des ganzen Chriſtenthums betrachtet werden müſſe. Mögen deßhalb gewiſſe Komödianten und Charlatane aufhören, Männern, welche um die katholiſche, wie um die literariſche Republik ſich vor allen Andern ſo ſehr verdient gemacht, Widerſtand und Hohn zu bieten, ich will nicht ſagen, Verläumdungen der falſcheſten Art in's Geſicht zu werfen. —

Das überſchwängliche Lob, womit Vanini die Jeſuiten hier begrüßt, klingt ſo verdächtig, und der Ton, in welchem dieß geſchieht, iſt ſo geſchraubt, daß alles einer Satyre ähnlich ſieht oder als eine Vor-

sichtsmaßregel betrachtet werden muß, durch welche sich der Philosoph die unmittelbaren Angriffe auf seine Person und sein System von Seite jener so einflußreichen gefährlichen Gegner abzuwehren suchte.

Auf den eigentlichen Gegenstand der Besprechung zurückgekommen, beginnt er, in Bezug auf die Freigeister, folgende Ansicht zu entwickeln: Der Atheismus selbst, in dem üppigsten Schoos der Erde wurzelnd, treibt täglich frische Pflanzen hervor und wird durch ein Uebermaß verdorbener Sitten der schlechtesten Klasse von Menschen, die seinem Stamme gleichsam als Stützen dienen, groß. Ja — es findet sich — o Schmerz! fast Niemand mehr, welcher im Ernste daran dächte, das giftige, durch die ganze Welt sich verbreitende Schlingkraut mit Sicheln auszureuten. (So muthwillig rief V. selbst den Fanatismus zur Thätigkeit hervor, nicht ahnend, wie schnell die finsteren Geister ihm gehorchen und das Netz des Verderbens über sein Haupt weben würden!) Der Aquinate (Thomas von Aquino) schrieb, wie Jederman gestehen muß, eine Menge der gelehrtesten Werke wider die Heiden, und auch ich werde nicht läugnen, daß einst jener hohe Vorstand der römischen Kirche, der Dollmetscher des göttlichen Wortes und der Lehrer aller Völker, Johannes XXII. bei der Konsekration des

erwähnten Heiligen, von Gott erfüllt, der Worte ſich bedient hat: „Er vollbrachte eben ſo viele Wunder, als er Streitfragen löste.“ Gleichwohl legte derſelbe den Freigeiſtern nicht eine einzige vor, noch löste er eine ſolche. Aus purer Religion muß ich daher argwöhnen: der Heilige habe dieſe Parthie ſehr vernachläßigt.

Andere, ziemlich plebeiſche Leute von geringem Kaliber in der Republik der Wiſſenſchaft, gaben den Atheiſten Veranlaſſung, ſie zu verſpotten, dadurch, daß ſie aus irgend einem Blatte der heiligen Schrift aus den Gregorianiſchen Erſcheinungen die Vorſehung Gottes ſtatuirten. Die Pfeile der Gegner erklärt B. jedoch für nicht halb mehr ſo furchtbar, ſeitdem ihm bewußt, von welchen Cyklopen ſie gebraucht, und aus welchem Eiſen ſie geſchmiedet worden. Unbekümmert um den eiteln, vergänglichen, winzigen Ruhm in den Augen der Menge, will er blos das Verdienſt ſich erwerben, unter die Rotte von ruchloſen Geſellen, ja von Beſtien, zum Schutze des chriſtlichen Glaubens, hineinzufahren, und geſtützt auf die Waffen, welche die langen und zahlreichen Berathungen des Konziliums von Trident darböten, die Frechheit und den Wahnſinn derſelben zügeln helfen. Als ein ſcharfgeſchliffen Schwert ſoll ſein Werk „über die göttliche Vorſehung“ dienen und zunächſt gegen die alten Phi-

loſophen gezückt werden, auf welche die neueren ſich ſtützten. Nachdem einmal dieſer, ihr vorzüglichſter, Wehrſchild zerbrochen, hoffte er letztere leicht zum Falle zu bringen, zwar wandelte ihn einige Beſorgniß an, den weder gar ſo ſehr reichen, noch glänzenden Hausrath ſeines Geiſtes auf der gemeinſamen Schaubühne der Weiſen zu Markte zu bringen; doch beſtimmten ihn die eifrigen Bitten mancher ſeiner Freunde den mit allerei Gefahren für ihn verknüpften Schritt muthig zu wagen. Als einzige Belohnung bittet ſich Vanini zuletzt noch von ſeinen Leſern aus, daß ſie alle ſeine Aeußerungen als dem Urtheil und der Cenſur der römiſchen Kirche unterſtellt, betrachten und ihm nicht in Allem folgen, ſondern bloß dasjenige von ihm annehmen möchten, wo ihr eigenes richtiges Gefühl ſie davon, als etwas, das der Wahrheit nicht widerſtreite, überzeugt haben würde.

In der erſten Uebung (das Ganze iſt in 50 ſolcher Abhandlungen eingetheilt) führt er den Beweis des Daſeyns Gottes aus der nothwendigen Selbſtſtändigkeit und dem zureichenden Grunde, namentlich gegen Averroes, welcher die Erkenntniß von der göttlichen Exiſtenz von der Bewegung herleitet.

In der zweiten wird die Frage behandelt: was

Gott ſey? Thales, Anarimenes, Pythagoras, Parmenides, Empedokles, Demokritus, Platon, Xenophon, Xenokrates, und Heraklitus mit ihren verſchiedenen Anſichten werden vorübergeführt, und darauf erklärt Vanini, zumal auf Ariſtoteles Beiſpiel ſich ſtützend: dieſe Meinungen ſämmtlich fallen aus einem einzigen Grunde in ihr Nichts; da alle jene Dinge endlich ſind, ſo hängen ſie nothwendig von einem andern ab; ſomit ſind ſie nicht Gott, denn Gott iſt das erſte aller Dinge.

Du fragſt mich: Was iſt Gott? Wenn ich es wüßte, ſo wäre ich ſelbſt Gott; denn Niemand noch hat Gott gekannt, oder weiß, wer er iſt, außer Gott ſelbſt. Doch können wir, wie durch den Wolkenſchleier das Bild der Sonne, alſo durch ſeine Werke einigermaßen erkennen, wer er iſt, nicht aber ihn durch dasjenige beſſer begreifen, von dem wir ſelbſt ſagen, daß wir es nicht verſtehen. Nennen wir alſo Gott das höchſte Gut, das erſte Ding, das Ganze, den Gerechten, Frommen, Glücklichen, Seligen, Ruhigen, Zufriedenen, den Schöpfer, Erhalter, Leiter, den Allwiſſenden, Allmächtigen, den Vater, König und Herrn, den Vergelter und Ordner, den Anfang, das Ende und den Mittelpunkt, den Ewigen, Beſtändigen, den Gründer und Beleber, den Geber und Vollender, Künſtler, die Vorſicht, den Wohlthäter, ihn der Allen

alles ist. Mit keinen Worten aber sprechen wir seinen Namen so vollständig aus, als mit jenen, welche ein offenes Geständniß unserer Armuth enthalten, nämlich wenn wir ihn den Unermeßlichen, Unbegreiflichen nennen — was will dies mehr besagen, als daß wir erkennen, er sey und bleibe.

Ich warne übrigens den Leser — fährt Vanini fort — sich nicht unangenehme und überflüssige Stunden zu machen, und erkläre ihm daher, daß der Gebrauch höchst unrichtig sey, nach welchem man Gott den Allwissenden, Barmherzigen, Frommen, Gerechten, Rächer, Heiligen und Starken ꝛc. nennt; denn wenn so etwas denominativ von ihm gesagt werden wollte, so wäre es ein Abstraktum; dann wäre Gott ein anderer, als er selbst; dann wäre er früher als er selbst, dieß aber zu denken ist gottlos. Daher ist er weder ein Ding, sondern eine Wesenheit; weder gut, sondern die Güte; weder weis, sondern die Weisheit; weder allmächtig, sondern die Allmacht. Was also in ihm ist, ist so in ihm, daß er es selbst ist, daß nichts vorhergeht, nichts nachfolgt. Er ist — wenn meine Hand kühn genug ihn also beschreiben darf — sein eigener Anfang und sein eigenes Ende, übrigens beider ermangelnd, und weder des einen noch des andern bedürftig, von Beiden jedoch Vater und Urheber. Er ist immer ohne Zeit. Für ihn gibt es keine Vergangen-

heit, noch Zukunft. Er ist unbeweglich ohne Stillstand, regiert allenthalben ohne Ort, ist alles außer allem und in allem, doch wird er nicht von dem All eingeschlossen; er ist außer Allem, und doch nicht von denselben ausgeschlossen. Innerhalb regiert er Alles; er schuf außerhalb Alles. Er ist gut ohne Qualität, groß ohne Quantität, ganz ohne Theil, unveränderlich während Alles Uebrige sich verändert; sein Wollen ist Macht, sein bloser Wille Werk; nichts ist bei ihm in Macht, sondern alles in Handlung, er selbst ist die reine, erste, mittlere und letzte Handlung; endlich ist er alles, über alles, außerhalb allem, innerhalb allem, neben allem, und alles nach allem.

In den folgenden Uebungen werden die verschiedenen Ansichten von der Vorsehung Gottes *)

*) Diese definirt Vanini also: Die Vorsicht können wir schlechterdings nicht definiren; wir müssen uns darauf beschränken, sie also zu erklären: Sie ist die sich immer gegenwärtige und allen Andern vorangegangene Kraft Gottes; deßhalb ist sie einfach und einzig; deßhalb auch unveränderlich, weil, wenn sie vorangeht, sie alles andere verwandelt, ohne durch dasselbe an sich eine Verwandlung zu erleiden; wenn sie sich selbst gegenwärtig und einfach ist, wird sie von sich selbst innerlich nicht verwandelt. Daher begreifen wir denn auch, daß Gott auf dasjenige, was nicht ist, durch eine Anticipation seiner Vorsehung wirken kann, wie bei der Erschaffung selbst, da es keine terminus a quo gibt, so gibt es auch kein Subjekt; es wirkt also die Providenz Gottes auf ein Nichtding, indem sie machte, daß ein Ding ward.

aufgeführt und widerlegt, und es ſtellt hierauf Vanini ſeinen eigenen Beweis derſelben, nämlich aus der Erſchaffung der Welt, aus der Bewegung der himmliſchen Geſtirne, aus den Sprüchen der Orakel, aus den Weiſſagungen der Sybillen, aus den Wundern des alten und neuen Teſtamentes.

Nach dieſem geht Vanini zur Widerlegung älterer und neuerer Atheiſten über, als des Diagoras, Protagoras u. ſ. w. Auch Cicero's Meinung, daß es keine göttliche Vorſehung gebe, indem dieſelbe neben dem freien Willen des Menſchen nicht beſtehen könne, wird in's gehörige Licht geſetzt *). Nicht minder die von Boethius und Thomas von Aquino, welche er ebenfalls widerlegt **). Und nun gibt V. ſeine eigene Anſicht ***), folgendermaßen:

„Indem ich der heiligen römiſchen Kirche, welche die Richtſchnur der Wahrheit iſt, in Allem mich unterwerfe, behaupte ich: Gott hat die vollkommenſte Wiſſenſchaft von allen Dingen, auch den zukünftigen, nicht nur allein in specie specialissima, wie die Peripatetiker ſich auszudrücken pflegen, ſondern auch bis zu den Individuen. Das Zukünftige kann anders nicht

*) Exercit. XX.
**) Exercit. XXII.
***) Exercit. XXIII.

ſeyn, als wie es ſich der Wiſſenſchaft Gottes darbietet; indem das Objekt der Wiſſenſchaft ſich anders nicht verhalten kann, als es erkannt wird nach Ariſtoteles, des Koryphäen unter den Ppiloſophen, Behauptung *). Dennoch gibt es einen ſehr bedeutenden Unterſchied bei Vorerkenntniß des Zukünftigen.

Gott kennt zwar die zukünftigen Handlungen, inſofern ſie zukünftig ſind, wenn ſie in der That noch ungeſchehen ſind, nicht einmal in der göttlichen Erkenntniß; denn anders kann man wohl eine Sache nicht wiſſen, als es ihre Natur mit ſich bringen mag. Da alſo die zukünftigen Handlungen, als zukünftige, eintreffende und ungeſchehene ſind, ſo können ſie inſofern, wie ſie Gott vorausſieht, allerdings geſchehen und auch nicht geſchehen. Wenn alſo Gott vorausſieht, daß Judas ſündigen werde, inſofern er ſündigen wird, ſo weiß er nur, daß jener ſündigen könne, und dieſer Erkenntniß widerſtreitet, daß Gott wiſſe, den in Erfüllung gegangenen Theil des Widerſpruches, es werde nämlich geſchehen, daß Judas ſündige. Gott weiß auch, in ſeiner Ewigkeit, daß Judas ſündige, wie ſchon die Macht deſſelben zum Sündigen in die That ſelbſt übergeführt und hingewandt iſt. Und ſo

*) Cujus est scientia simpliciter impossibile est aliter se habere.

iſt Gott beſtimmt der Theil des Widerſpruches bekannt, weil auch dieſer bereits beſtimmt iſt. Wie wir daher zukünftig Eintreffendes, ungeſchehen zwar erkennen, daß es nämlich ſeyn und auch nicht ſeyn könne, ſo ebenfalls Gott; er weiß ſelbſt nicht etwas über uns hinaus, was ſeiner Allwiſſenheit jedoch nichts entzieht. Auch der in Erfüllung gegangene Theil des Widerſpruchs wird uns bekannt, wenn er durch die That ſchon erfüllt und geſchehen iſt. Doch unterſcheiden ſich ſo, wie im allermeiſten, die menſchliche und die göttliche Erkenntniß; wir, weil wir von den Zeiträumen umſchrieben und umgränzt ſind, wiſſen den in Erfüllung gegangenen Theil des Zukünftigen nicht, außer er iſt in der Zeit geſchehen. Wenn daher Petrus morgen diſputiren will, ſo können wir es nicht für gewiß behaupten, ſondern blos aus den jetzt obwaltenden oder vorhergehenden Urſachen eine Vermuthung hegen. Gott aber weiß auf das Gewiſſeſte und Vollkommenſte, nicht als etwas Zukünftiges, etwa wie man ſo bisweilen wiſſen kann, daß Petrus einmal diſputiren werde, ſondern als gegenwärtig, weil er die Zeit in ſich faßt, in welcher Petrus diſputirt. Die Ewigkeit nämlich, wie Boetius im achten Buche ſeiner philoſophiſchen Deutung in der vorletzten Rede behauptet, wird von der Zeit nicht umſchloſſen, auch nicht vom Ewigen, ſondern ſie umfaßt die Unterſchiede jener und

iſt das Ganze zugleich. Wir aber, weil wir von den engern Schranken der Zeit umſchloſſen werden, exiſtiren ſowohl vorher als auch während Petrus diſputirt haben wird. Daher kommt es, daß wir bisweilen wiſſen mögen, daß Petrus diſputiren könne und nicht diſputire, und manchmal die Diſputation durchführen werde und manchmal abgeſchloſſen habe. Daher wir bald ungewiß und zweifelhaft, bald gewiß ſind. Wenn es möglich wäre, daß dieſe drei Zeitunterſchiede zugleich in uns wären, ſo würden wir auch der Menſchen verſchiedene Handlungen durchſchauen. Das iſt uns aber auf keine Weiſe geſtattet, weil die Zeit, einen Theil außer dem Theil enthält, weswegen ſie auf keine Weiſe zugleich ſeyn kann. Der Ewigkeit aber, welche das Ganze zugleich iſt, ſind alle Zeitunterſchiede offenbar und durchſchaut, wenn gleich mittelſt verſchiedener Betrachtung, Gott weiß, daß Judas einmal ſündigen werde, inſofern ſeine Ewigkeit das Zukünftige betrachtet. Er weiß aber, daß er beſtimmt ſündigen werde, inſofern er die Zeit, in welcher er ſündigen wird, in ſich enthält. Denn alle Zeit wird von derſelben Ewigkeit umfaßt, daher in dieſer vereinigt iſt, was in jener getrennt. Was, wenn Verſchiedenes in der Ewigkeit zugleich wahr iſt, gleichgültig iſt, es iſt es nämlich nach den verſchiedenen Rückſichten und die Betrachtung nach verſchiedenen Seiten. In demſelben Zeitpunkt erkennt

der Mensch ein Pferd bestimmt und unbestimmt, aber nicht das Zweitemal so, wie das Thier zum Erstenmal, insofern es auf andere Art wiehert. Aehnlich weiß Gott in derselben Ewigkeit Zukünftiges eintreffend und geschehen, nicht aber nach derselben Betrachtung zu derselben Zeit bestimmt. Es legt also das Vorwissen Gottes unsern Handlungen keine Nothwendigkeit auf, wenn er dieselben als zukünftige erkennt, blos in unserer freien Macht, daß sie seyn und auch nicht seyn können. —

Auch mit den Epikuräern, den alten und den neuern, macht B. sich besonders viel zu schaffen, und beleuchtet mit besonderer Ausführlichkeit ihre mit allem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgestatteten Einwürfe. Unter diesen ist vorzüglich nachstehender merkwürdig, zu welchem Schillers Resignation den berühmten Kommentar gebildet: „Kein Todter ist jemals aus seiner Gruft zurückgekommen. Wäre die Seele unsterblich, so würde die Gottheit wenigstens Einen zurückgeschickt haben, um die Freigeisterei Lügen zu strafen. Da dies der Fall nun aber nicht gewesen, so ist die Seele sterblich" *).

Hierauf erwiedert unser Philosoph also: „Ich verneine den Vordersatz; denn die heilige Schrift so-

---

*) Amphitr. p. 151.

wohl als die Kirchengeſchichte bezeugen das Gegentheil; eben ſo läugne ich den Nachſatz. Denn die Seele kann unſterblich ſeyn, wenn es auch gleich keine Auferſtehung der Körper gibt. Die vom Leib geſchiedene Seele kann durch ſich ſelbſt exiſtiren, da ſie in keinem gewaltſamen (unfreien) Zuſtand ſich mehr befindet; denn bereits hat ſie einen erhabenern, und der göttlichen Natur ſich annähernden Zuſtand erlangt. Wenn ſie aber in einem gewaltſamen (unfreien) Zuſtand ſich wirklich befände, ſo müßte freilich die Auferſtehung des Körpers nach dem Naturgeſetze vor ſich gehen, weil nichts Gewaltſames ewig dauert, ſie wäre den alten Philoſophen, welche an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt, nicht verborgen geweſen, und würde nicht erſt ein Myſterium des chriſtlichen Glaubens gebildet haben."

Auf die vorgehaltene Behauptung: „daß, wäre die Seele wirklich unſterblich, Gott in dieſer höchſt beweinenswerthen und grundverdorbenen Zeit der Freigeiſterei einen Todten wieder ſenden würde, um dieſe letztere in der Wurzel auszurotten — vertheidigt er das Gegentheil durch jene Parabel des Evangeliums vom Reichen in der Hölle *), und meint, es ſey durchaus nicht nöthig, was die Gegner begehren; denn

*) Lucas XVI.

diejenigen, welche Gott von Ewigkeit her zur Gloric vorbeſtimmt hat, werden gewiß, ohne neue Mirakel, an die Unſterblichkeit der Seele glauben; um die Atheiſten aber, welche der göttliche Meiſter zu einem Gefäſſe der Schmach gebildet, bekümmert er ſich gar nicht, wie der Weltapoſtel in ſeinem 9ten Kapitel des Briefes an die Römer bezeugt.

Einen andern ſtarken Beweis gegen die Unſterblichkeit der Seele, entnommen aus der Autorität vieler der gelehrteſten Männer, welche dieſelbe geläugnet, als z. B. des Ariſtoteles, Seneca, Cardanus und Pomponatius, widerlegt V. damit: ſobald man zu Autoritäten ſeine Zuflucht nehmen wolle, würden die Gegner ſehr den Kürzern ziehen. Denn nicht nur hätten die meiſten Männer, welche in verſchiedenen Zeiten, in irgend einem Zweige der Wiſſenſchaft geglänzt, namentlich aber die Weiſen der Hebräer, Chaldäer, Aegypter, Hindoſtaner und Gallier; ſodann unter den Griechen die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt, ſondern ſelbſt die eigentliche Meinung der oben angeführten Philoſophen ſey noch immer nicht beſtimmt herausgemittelt. Es geht jedoch V. gleich darauf ſehr ſcharf wider Cardanus zu Felde, doch auf ſo wunderliche und ſeltſame Weiſe, daß man wiederum ſeinen Ernſt hiebei bezweifeln möchte.

Von hier aus macht er ſchnell einen Uebergang zu den Epikuräern, und geht die verſchiedenen Begriffe und Definitionen von Vergnügen und Glückſeligkeit durch *).

Die Seligkeit beſteht, nach Vanini, in dem Genuß des höchſten Gutes; der Genuß iſt die Theilnahme; jeder aber, welcher genießt, nimmt Theil, nicht als ginge ein Theil von jenem hinweg, damit er dieſem zubeſchieden würde, ſondern dieſes wird eins mit jenem, auf ſo innige Weiſe, als es wohl möglich iſt. Doch wie iſt es wohl möglich? Kann wohl das Endliche eins mit dem Unendlichen werden? Nicht zwar auf dieſelbe Weiſe, wie jenes unendlich iſt, ſondern wie das endliche Gut eins wird mit jenem durch Aehnlichkeit.

Wir begehren den Genuß Gottes, welcher die höchſte und einzig vollkommene Seligkeit iſt. Bei dieſem Begehren genießen wir wirklich auf irgend eine Weiſe, wiewohl unvollkommen, doch wird dieſer Genuß in jenen herrlichen Wohnungen ſeliger Geiſter einſt in Fülle und vollkommen uns werden, da, wo die Gegenwart der Gottheit ſelbſt die Bürger des himmliſchen Freiſtaates beſeligt; wo die Sonne ſelbſt ein Mitbürger ſeyn wird, ohne Niedergang und Aufgang;

*) Exercit. XXIX.

die Ewigkeit ohne irgend einen Zeitmoment, die Gegenwart ohne Schwinden, die Zukunft ohne Zuwachs, die Sättigung ohne Ekel, das Verlangen ohne Mangel, der Triumph ohne Krieg, die Freude ohne Ausdruck, die Wissenschaft ohne Schule.

Die Ansichten des „obersten Diktators aller Wissenschaften und des ehrwürdigen Orakels der Natur, Aristoteles" und seiner vorzüglichsten Anhänger, besonders über die Intelligenz, werden auseinander gesetzt und beleuchtet *). Vanini beweist nunmehr, daß Gott sich um alle einzelnen Vorfälle bekümmere und vorsorge, und beantwortet die Einwürfe der Gegner, besonders den, daß Monstra außerhalb des Bereiches der göttlichen Vorsicht fallen, ausführlich **).

Hierauf findet man die Begriffe der Peripatetiker von Nothwendigkeit, Fatum, Glück, Zufall und Loos mit großem Scharfblick entwickelt ***). Der Schluß dieser philosophisch-theologischen Abhandlungen, in welchen überall die Gestirnkunde eine Hauptrolle spielt und bei jeder Gelegenheit sich einmischt, ist gegen die Stoiker gerichtet †). Vanini selbst gibt zu

---

*) Exercit. XXX—XXXIV.
**) Exercit. XXXV—XLI.
***) Exercit. XLII—XLIII.
†) Exercit. XLIII L.

Ende ſeines Amphitheaters ein Glaubensbekenntniß von ſich, in jener vielberühmten Ode, die wir hier im körnigen Original, wie in der trefflichen Ueberſetzung von Roſegarten beifügen:

Dei supremo percita flamine
Mentem voluntas extimulat meam:
Hinc per negatum tentat altae
Daedaliis iter ire certis.

Audetque coeli non memorabile
Metare Numen, principio carens.
Et sine fine, dilimire Musae
Exiguae breviore gyro.

Origo rerum, et terminus omnium.
Origo, fons et principium sui,
Suique finis terminusque,
Principio sine terminoque.

Ubique Totus, tempore in omnibus
Omni quiescens ipse Deus locis,
Partes in omnes distributus
Integer usque manens ubique.

Nec comprehensum ullis regionibus
Ullisve clausum limitibus loca
Tenent. sed omnis liber omne
Diditus in spatium vagatur.

Illius alta est velle potentia,
Opus voluntas invariabilis,
Et magnus absque est quantitate,
Atque bonus sine qualitate.

Durchweht von deſſen Odem, der ewig lebt,
Von deſſen Glut gezündet, der nie erliſcht,
Entbrennt die Seele, ſchwingt den Fittich,
Steiget in nimmer erflog'ne Höhen.

Und ſtrebet mühſam aufwärts, zum Throne deß'
Den keine Zunge nannte, kein Hymnus ſang,
Den keine Schranke gränzt, noch enget,
Nicht des Beginn's, noch des Endes Schranke.

Er iſt der Weſen Urgrund, und iſt ihr Ziel,
Sein eig'ner, ew'ger Urgrund, ſein eig'nes Ziel,
Beginnt, begränzt, beſchränkt ſich ſelber,
Gränzenlos zwar, und beginn- und endlos.

Ganz, ungetheilt, untheilbar, und unverrückt,
Erfüllt ſein Weſen jeglichen Atomus
Des ungemeß'nen Raum's, und jeden
Tropfen des Zeitſtroms.

Ihn decken hohe Tempelgewölbe nicht,
Ihn faſſen nicht die Himmel, die Erden nicht,
Frei, unumhüllet, ungefeſſelt,
Waltet und herrſcht er im großen Alle.

Sein Will' iſt That, wer ſteuert dem Mächtigen?
Wer hemmt den Unrückrufbaren? Groß iſt er
Und gut; nicht mit der Meßkunſt Größen,
Nicht mit der Güte der Sittenlehren.

Quod dicit, uno tempore perficit.
Mirere fiat vox vel opus prius :
Cum dixit, et cum voce cuncta
Universa simul creata.

Cuncta intuetur, perspicit omnia.
Atque in sua unus, solus et omnia,
Quæ sunt, fuerunt, et futura,
Præscit et ipse perennitate.

Atque ipse plenus, cuncta replet sui.
Et semper idem : sustinet omnia.
Et fert, movetque, amplectiturque.
Atque supercilio gubernat.

Te, te oro : tandem respice me, bonus,
Tibique nodo junge adamantino,
Id unumque solum unumque et omne,
Reddere quod potis est, beatus.

Quicunque junxit te sibi, et altius,
Cui adhæruerit, continet omnia.
Teque omnibus circumfluentem
Divitiis, nihilique egentem.

Tu, cum necesse est, nullibi deficis,
Utroque præbes omnibus omnia :
Ipsumque te, qui sis futurus
Omnibus omnia, subministras.

Stracks, flugs, im Hui geſchieht, was er gebeut,
Das Weltall ſchlief des eiſernen Nichtſeyns Schlaf;
Er rief: Erwache! Schnell erwachend
Raffi' es ſich auf, und erſtaunt' und kniete.

Sein alldurchdringend Auge durchſchaut das All
Und hegt, und trägt, bewahrt und wärmet es;
Allmächtig herrſcht ſein Wink, allmächtig
Waltet des Schrecklichen hohe Braue.

Dich fleh' ich, Guter! lächl' auf mich herab,
Mit Demantketten binde mich feſt an Dich
Bei Dir, bei Dir iſt volle Genüge,
Einzig bei Dir und bei keinem andern.

Wohl dem, der Dich ergreifet, an Dich ſich hängt,
An Dich ſich innig ſchmieget, Dich feſt umflicht!
Dich habend, Vater! hat er Alles,
Alles, was ſättigt, und was beſeligt.

Du, Du entzieh'ſt Dich keinem, der Dein bedarf,
Freiwillig ſchenkſt Du Jeglichem Jegliches,
Dich ſelbſt, der war und iſt und ſeyn wird,
Ew'ger! ſchenkſt Du dem frommen Fleher!

Du biſt dem Müh' erliegenden Nerv' und Mark,
Und biſt dem Klippenſcheiternden Bucht und Port!
Und biſt der durchgeborſt'nen Lippe
Lechzender Wandrer Quellenkühle.

Laborioso tu vigor inclitus,
Tu portus alto navifragantibus.
Tu fons perennis perstrepentes
Qui latices salientis ardent.

Tu summa nostris pectoribus quies.
Tranquillitasque et pax placidissima.
Tu mensus en rerum modusque,
Tu species et amata forma.

Tu meta, pondus, tu numerus, decor.
Tuque ordo, tu par atque honor atque amor
Gaudia, salusque et vita, et aucta,
Nectarque et Ambrosia voluptas.

Tu verus altae fons sapientiae,
Tu vera lux, tu lex venerabilis,
Tu certa spes, tuque aeviterna
Et ratio, et via veritasque.

Decus, jubarque, et lumen amabile,
Et lumen almum atque inviolabile,
Tu summa summarum, quid ultra?
Maximus, optimus, unus, idem!

Du biſt der Arbeitſeligen ſüße Ruh'
Biſt unſerm Buſen Frieden und Freudigkeit,
Biſt jeder Schönheit Urgebilde,
Jeglicher Trefflichkeit ew'ge Urform.

Biſt Zahl und Maas und Zirkel und Harmonie,
Und Pracht und Ordnung, Hoheit und Majeſtät,
Biſt unſre Wolluſt, unſre Wonne,
Unſre Ambroſia, unſer Nektar!

O! Du, der Wahrheit Richtſcheit, des Rechtes Norm,
Des Guten Bleiſchnur, heiliges Urgeſetz,
Du unſre Hoffnung, unſre Weisheit,
Leuchtende Fackel des irren Geiſtes!

Glanz, Lichtſtrahl, Würde, Hoheit, wie ſing' ich Dich?
Licht, Liebe, Leben, Labſal! wie fei'r ich Dich!
Der Summen Summe, All des Allen!
Einziger, Ew'ger, Größter, Beſter!

Ueber die Ode fällt Philolaus bei Herder folgendes Urtheil: „Für die Zeiten Vanini's gefällt ſie mir ſehr wohl. Der Ausdruck iſt im Latein der damaligen Zeit und die Theorie über das höchſte Weſen ſcholaſtiſch; der zweite Theil des Gedichtes aber innig und herzlich. Der Dichter, durchdrungen von ſeinem Gegenſtande, bietet allen Reichthum ſeiner Sprache auf, um uns den Einzigen darzuſtellen, ohne den wir nichts, durch den wir alles ſind, was wir können und wirken *)."

Das zweite Hauptwerk Vanini's „Dialogi de Arcanis Naturae" wurde, wie bereits oben erzählt iſt, dem Marſchall von Baſſompiere zugeeignet, deſſen äuſſere Vorzüge — er kannte die ſchwache Seite des Helden — er mit etwas ſchmeichleriſcher Ausführlichkeit lobt **). Es zerfällt in vier Abtheilungen und ſechzig Dialogen. Die erſte Abtheilung zählt 14 dieſer

*) Herders Seele und Gott.

**) Soll ich die zierliche Form ſeines ſchönen Körpers erwähnen? Zieht ſie doch nicht nur Heldenfrauen, reizender als tauſend Helena's, mit Liebe zu ihr an, ſondern ſie zähmt ſogar den Uebermuth der Freigeiſter, hält ihre Frechheit im Zaume und drängt ihre verbrecheriſchen Anſchläge zurück; denn, wenn ſie in den Glanz und in die Majeſtät Deines überherrlichen Antlitzes ſchauen, können ſie nicht umhin, zitternd einzugeſtehen, daß das Siegel der Gottheit dem Menſchen aufgedrückt ſey. Epistola nuncupator. — Und etwas weiter unten heißt es: Wahrlich, wäre ich ein Zögling Platon's, ſo würde ich Dich als die Weltſeele ver-

letztern und handelt ab: über die Sonne und deren Figur, über ihre Farbe, den ersten Beweger, ihre Pole, und ihre Ewigkeit; sodann über die Gestirne, über das Feuer, die Kometen, den Regenbogen, den Blitz, den Schnee, den Regen, über Bewegung und Ruhe, über das Kanonenpulver, die Luft und deren Verderbniß. Die Zweite, in 13 Dialogen hat vorzugsweise jenen Theil der Naturwissenschaft zum Vorwurfe, welcher auf Erde und Wasser sich bezieht. Die dritte enthält in 23 Dialogen: Untersuchungen über die Erzeugung der Thiere, und die verschiedenen Leidenschaften des Menschen. Die vierte endlich, mit 10 Gesprächen, läßt sich vorzugsweise über die Religion der Heiden, über Orakel, Wunder, Paradies und Hölle aus.

Während man in den frühern Schriften viel Böses mit Gutem vermischt gefunden haben wollte, sah man in diesen Dialogen von den Naturgeheimnissen ein Uebermaaß von Bösem mit einigem Guten zusammenhängend. Die ganze Unterredung spinnt sich zwischen Lehrer und Schüler fort. Diese Manier

---

ehren und küssen! — Endlich noch folgende Stelle: Kein Wunder also ist's, wenn alle Dich der Sonne vergleichen, ich aber Dich ihr vorziehe. Denn sie, ungeachtet sie ihre goldenen Strahlen, immer und allenthalben hin versendet, hat gleichwohl noch nie mit Gold mich bereichert; sobald aber Deine Herrlichkeit mich auch nur einmal mit gütigen Augen anblickt, werde ich gleich über und über golden.

hatte — nach den Beſchuldigungen ſeiner Feinde — Vanini deßhalb gewählt, um ſeine wahren Anſichten über Gott, Glauben und Unſterblichkeit deſto künſtlicher verſchleiern zu können. Der Schüler führt in dem Buche den Namen Alexander, der Lehrer Vanini's Namen ſelbſt. Auf vier Arten aber ſoll dieſer den Atheismus darin gelehrt haben: das einemal erklärt er: die Argumente der Atheiſten drückten ſeinen Chriſtenglauben ſo ſehr in die Enge, daß, wenn er nicht Chriſt wäre, er dieß und jenes von ihren Behauptungen für wahr annehmen müßte. Ein andermal gibt er vor: die Atheiſten hätten ihm dieſe oder jene Meinung entgegen gehalten; nun ſchickt er ſich an, ſie ernſthaft zu widerlegen, bricht aber mitten in der Hauptſache den Faden ab, und hat ſomit die Leute gar nicht widerlegt. Bei einem dritten Anlaß, nach irgend einer Kontroverſe, die ſich erhoben, erklärt er, ſchon hinreichend geantwortet zu haben; und dennoch ſieht man nirgends, daß dies bündig und mit Nachdruck geſchehen. Oder er greift den Kultus geradezu ſcherzweiſe und ernſthaft, wie es ihm beliebt und ohne alles Bedenken an.

Die erſte der hier aufgezählten vier Arten will der Proteſtant Schramm bei der Unterredung über die Geſtalt des Himmels und deſſen Berge, ausgewittert haben. Der Jüngling Alexander nämlich fragt ſeinen

Meister, von wem wohl er glaube, daß der erste Himmels-Kreis in Bewegung gesetzt werde? Und V. antwortet ihm also: Julius will nicht von Gott beengt werden, weil Gott ein einfaches Wesen ist, und alles im Akte hat, nichts aber in der Macht, da er Herr der Zeit und der unendlichen Kraft ist. In dem Beweger des ersten Beweglichen aber findet sich etwas der Macht ähnliches; denn die Handlung der morgigen Revolution ist noch nicht im Akte, sie ist also in der Macht zu derselben. Sein ist überdieß dann die Handlung mit der Zeit, und zwar eine unendliche nach Theilen. — Alexander: wäre ich nicht in christlichen Schulen gebildet worden, so würde ich sagen: der Himmel ist ein Thier, welches von seiner eigenen Form, der Seele, bewegt wird. Allein da es nun viele Leute gibt, die durch eine fromme Scheu abgehalten werden, dieser Meinung von der Himmelsseele beizustimmen, was können wir wohl frei noch bekennen? V. Dieses, wenn ich nicht sehr mich trüge: daß der Himmelskörper von seiner eigenen Form, wie in einem Kreisel, herumgetrieben wird, gleich den Elementen. Nun aber vergißt unser Philosoph immer noch Auskunft zu geben, von wem diese eigene Gestalt und Seele ursprünglich dem Himmelskörper geworden ist, ob von Gott oder nicht *)?

*) De Arcan. Dial. IV.

Wenn V. gegen diejenigen Philoſophen zu Felde zieht, welche auf aſtronomiſche Gründe mehr, denn auf die Autorität der heiligen Bücher, bauen, und man ihn um ſeine Meinung fragt, erwiedert er: Wäre ich nicht ein Chriſt, ſo würde ich auf die Ewigkeit der Welt ſchließen, deßhalb, weil ich den Urſprung der Gebirge nicht finde. Ich will jedoch nunmehr nur ſo viel ſagen: die Berge ſind von Gott gemacht worden, in jenen Theilen der Erde, welche mit den Diſpoſitionen des Himmels congruirten.

In Bezug auf die Affekte der Menſchen kommt eine nicht minder ſonderbare Stelle vor: wäre ich nicht ein Zögling der Chriſten, ſo müßte ich behaupten: Nicht durch Eingebungen böſer Geiſter werden die Menſchen zu Laſtern verwirkt, ſondern durch verborgene Tendrigkeiten. Ein andermal wird Alexander redend eingeführt mit ſeiner Anſicht vom Leben: „Von einer ſolchen Reihe von Drangſalen iſt der Menſch umlagert, daß, wenn nicht die chriſtliche Religion, für deren Beſchützung ich zu jeder Stunde mein Blut zu vergießen bereit bin, mir widerſtritte, ich die Behauptung wagen möchte: wenn es böſe Geiſter gibt, ſo wandeln ſie in Körpern der Menſchen, und werden für ihre Ruchloſigkeit gezüchtigt.“ Die andere Art, mit den Atheiſten zu kämpfen und dadurch ſelbſt in ihre erſte Reihe zu treten, fiel Vanini's Gegnern in den Aeuße-

rungen über Cardanus und über verschiedene biblische Stellen auf.

So läßt er in der Unterredung mit dem obenerwähnten holländischen Freigeiste folgendermaßen sich hören: „Dieß würde kaum Cardanus glauben, welcher übrigens den Anhängern einer entgegengesetzten Ansicht abgerathen hat, die Atheisten zu verbrennen.“ Gleich darauf wird die epikuräische Ansicht des Cardanus von der Unsterblichkeit der Seele, so wie vom Tode des Elias mitgetheilt, und Vanini begnügt sich, dem Gegner zu erwiedern: „Ich bitte Dich, lassen wir diese überaus läppischen Mährchen fahren!“ Und weiter unten, wo, in Bezug auf die Aeußerungen eines Wiedertäufers über die Streitfragen der Christen, Alexander sie für eine Lüge erklärt hat, gibt sich Vanini gleich zufrieden und sagt ganz kalt: „So ist's; doch weil wir vor allzugroßer Bewegung in unserer Disputation förmlich warm geworden sind und überdieß durch die Gewalt der Hitze, bei offener Haut, mehrere Geister müde von der Bewegung, uns geschwunden sind, so reicht uns, o Knaben, die gebührende Labung!“ Hierauf, nach Anziehung der Mosaischen Verordnungen, bemerkt er: das Schweinefleisch betreffend, daß es für seinen Magen nichts widerwärtigeres, als dieses Fleisch gebe. Alex. Es scheint, Du suchst bei Deinem Tadel des Schweinefleisches, den Männern vom mosaischen Bekenntnisse

zu gefallen. Vanini: Pensate voi! Die alten Philosophen verlachten das Ceremonienwesen der Hebräer. Allein ich, indem ich die Antwort der Atheisten verwünsche, welche dieß in den Bereich der Politik verwiesen, (da die am Aussatz Leidenden bei den Hebräern Strafe erlitten), ich läugne den Wahrsagern in's Gesicht, daß der auf dem Cretensischen Ida verehrte Jupiter ein Schwein zur Säugamme gehabt habe.

Nicht minder gefährlich schien Vanini's Art und Weise, die Freigeister zu widerlegen, in seinem Gespräche über die erste Erschaffung des Menschen. Er gibt sich dabei den wunderlichsten historischen Spielereien hin. So sagt er unter Anderem von sich selbst: Als Julius Cäsar einst um seine Meinung über die erste Bildung des Menschen befragt wurde, antwortete er: Diodor von Sicilien ließ den Menschen durch Zufall aus Erdlehm hervorgehen. Alexander: Wenn dem so ist, warum existirt nach 5000 Jahren seit Erschaffung der Welt kein Individuum mehr von dieser Zeugungsweise? Jul. Cäsar: Es gab auch jetzt noch manche, welche diese Fabel für baare Wahrheit angenommen haben. Sie behaupten, durch irgend ein Zusammentreffen der Gestirne werde es möglich, daß gewisse Formen entstehen, welche der Materie auf eine Art eingeprägt werden, daß Menschen nach diesem Modell hervorgehen können. Alexander: von welchen

Bewegungen himmliſcher Körper iſt es denn herausgebracht, daß dergleichen hervorgehen kann? Vielleicht könnte man an ein ſolches Entſtehen glauben, wenn wir mit den lügneriſchen Griechen die Steine Deukalions und Pyrrha's annehmen wollten. Jul. Cäſar: Gleichwohl ſcheint Jeronimo Cardano ein Anhänger dieſer Meinung zu ſeyn, denn er bricht in die Worte aus: Und es iſt zu glauben, daß nicht nur allein die ganz kleinen, ſondern ſelbſt die größeren, ja alle Thiere aus der Verweſung ihren Urſprung nehmen. Von den Mäuſen iſt es bekannt, und die Fiſche erzeugen ſich von freien Stücken in friſchem Waſſer. Alexander: Fürwahr, ein herrliches Argument von unſerm guten Cardanus: eine Maus kann aus der Fäulniß entſtehen; alſo kann es auch der Menſch! Jul. Cäſar: Allein er ſetzt gleich hinzu: Denn nachdem die Verweſung vorangegangen, ſcheidet das Fette von der Aſche und alsbald gießt jene Wärme der Materie eine für ſie paſſende Seele ein. Alexander: Es fehlt uns nirgends an einer großen Maſſe von Verweſung; warum iſt denn noch niemals aus irgend einem Haufen davon ein Ochs oder ein Pferd entſtanden? Jul. Cäſar: Derſelbe Diodor v. Sicilien, welchen ich angeführt, ſchreibt ferner: Wo immer an einer Stelle des Nilſtroms ein von den Gewäſſern verlaſſenes Bett ſich vorgefunden, ſah man ſchnell un-

geheure Thiere aus der ſchlammichten der Sonne ausgeſetzten Materie hervorgehen. Alexander: Dieſe Lüge möchte ich nicht nachſchreiben. Jul. Cäſar: Andere träumten, der erſte Menſch ſey aus dem Aas von Affen, Schweinen hervorgegangen; denn der Menſch iſt überhaupt im Fleiſch und in den Sitten dieſen Thieren ſehr gleich. Einige Atheiſten von milderer Anſicht, bezeugten: blos die Aethiopier ſtammten vom Geſchlecht und Saamen der Affen, da man bei beiden denſelben Grad von Lebenswärme wahrgenommen. Alex. In Wahrheit ich muß mich wundern, warum ſie nicht aus der aufrechten Haltung des Menſchen ſeinen edleren Urſprung vor dem der Thiere, gefolgert haben. Jul. Cäſ. Es gibt aber doch Atheiſten, welche behaupten, die erſten Menſchen ſeyen eben ſo krumm wie die vierfüßigen Thiere herum gewandelt; man erblicke deutlich, ſagen ſie, daß die Menſchen, wenn ſie alt geworden, wiederum mehr zur Weiſe der vierfüßigen Thiere ſich neigen, und es müſſe daher durch eine beſondere Kunſtfertigkeit geſchehen ſeyn, wenn ſie als zarte Knaben mit den Händen aufrecht zu gehen ſich angewöhnt. Alex. Ich möchte für mein Leben gern den Beweis für dieſe Thatſache haben: ob ein neugebo:ner Knabe, der in Wäldern großgezogen wurde, wirklich als vierfüßiges Thier aus demſelben hervorginge. Doch laſſen wir dieſe Fieberträume der Athei-

ſten und halten wir uns lediglich an den Vorſchriften der Religion.

Man bezüchtigte Vanini aus der Zuſammenſtellung der über dieſen Punkt der erſten Menſchenerſchaffung erregten Aeußerungen der Tendenz, mit Diodors von Sicilien und Cardano's Worten, ſomit blos in einer bequemen Verhüllung, den Atheismus g.predigt zu haben.

Die Frage: warum iſt der Menſch geſchaffen worden? beantwortet V. aus Averroes; und Alexander äußert ſich gegen ihn alſo: Deine Vernunftſchlüſſe ſind ſcharfſinnig; doch glaubte ich ſtets, der Menſch ſey dazu geſchaffen, daß er den übrigen Thieren gebiete. Van. Getrauſt du dich zu behaupten, daß der Menſch den Baſilisken gebiete? Alexander: Ertödten mag der Menſch nicht einmal den Baſilisken, geſchweige ihm gebieten. Van. Und der Baſiliske den Menſchen; ſomit iſt die Herrſchaft zwiſchen Beiden gleich vertheilt. Denn da allein muß von geſcheidten Leuten eine wirkliche Herrſchaft angenommen werden, wo auf der andern Seite Unterthänigkeit und Gehorſam ſich zeigt. Allein welcher Menſch hat noch jemals den Baſilisken, oder den Bienen, oder den Adlern Geſetze gegeben? Gewiß, wenn der Menſch auch wilde Thiere fängt, ſo wird er eben ſo vielmal von ihnen gefangen; wenn er tödtet, ſo wird auch er

getödtet; wenn er verſchlingt, wird auch er verſchlungen. Alexander: Dieſer Aufruhr der Thiere gegen die Menſchen kam aber erſt nach der Sünde. Damals noch, als unſere erſten Eltern in jenen ſeligen Gefilden der Unſchuld verweilten, gehorchten ihnen alle Thiere. O goldenes Zeitalter! — —

V. Seufze nicht ſo ſehr, denn ſiehe, auch nach der Sünde gehorchen noch die Schaafe den Menſchen, und vor derſelben die Schlange *). V. dies wollte ich eben ſagen. O glückliche Schuld Adams, welche einen ſolchen Verſöhner erhielt, durch den wir jetzt nicht nur über alle Thiere die Herrſchaft, ſondern die Engel ſelbſt zu Lehrern erhalten haben. Doch, ich bitte dich, überlaſſen wir dieß den Greiſen der Sorbonne, und üben wir, wenn es dir anders gefällig iſt, unſern Geiſt an wirklich philoſophiſchen Gegenſtänden. Alexander: Ich bin es zufrieden **).

Plutarch's Behauptung von Orakeln und Sybillen, die V. ſchon im Amphitheater bekämpft hat, wird auch hier wieder beleuchtet, und die Trüglichkeit der Beiden dargethan. V. ſchließt jedoch ſeine Abhandlung darüber nicht mit, wie die meiſten Andern, daß

---

*) Praed. — — heißt es im Text, wo die redende Perſon, gleich als reue ſie der Gedanken, wieder abbricht.

**) Dial. 37.

durch die Ankunft des Erlöſers die falſchen Orakel hinter einander verſtummt, ſondern er führt Gründe aus Ariſtoteles an. „Alles Erzeugte in einer jeden Gattung hat ſeinen Anfang, ſeine beſtimmten Tage und geht wieder in die Zerſtörung über. Doch folgt nothwendig auf dieſelbe eine neue Zeugung, und Anlagen (Dispositiones), welche jenen der Zerſtörung widerſtreiten, müſſen vorangehen; denn wenn nicht die Anlagen der Zeugung über die der Zerſtörung ſiegten, würde erſtere gar nicht ſtatt finden, da nichts erzeugt werden kann, außer es ſind in dem Stoffe adäquate Anlagen vorhanden; ſo wie wiederum nichts zerſtört werden kann, außer es werden auch die erhaltenden Anlagen des Subjektes zerſtört. Dieſe Regel zeigt ſich in ihrer ganzen Aechtheit nicht nur bei einzelnen Menſchen, ſondern auch bei Städten, Reichen und Religionen, worauf auch Ariſtoteles deutlich hinzuweiſen ſcheint. Aus dem allem kann man ſchließen, daß die Orakel zu ſeyn begonnen und aufgehört haben, wie jedes der Zeugung und Zerſtörung unterworfene Ding. Allein auf die Zerſtörung folgt wieder eine neue Zeugung, welche Diſpoſitionen hat, die mit jener widerſtreitend ſind, und bei dem Aufhören eines Geſetzes folgt ein anderes, beinahe gänzlich entgegengeſetztes. Da nun die Religionen des Heidenthums Alter angewandelt und Zerſtörung ihnen bevorſtand, ſo mußten

zuerſt die Anlagen jenes Geſetzes zerſtört werden. Dieſe aber waren die Orakel. Die Orakel hörten daher auf, und alsbald kam an die Stelle jenes Geſetzes ein anderes, in ſeiner Form dem alten diametraliſch entgegenſetzt. Allein weil die Menſchen nicht ſo leicht von einer Religion zur andern übergehen, ſo waren bei Ankunft des neuen Geſetzes erſtaunenswerthe Wunder nöthig. In der That, es gibt kein Geſetz, welches nicht Wunder aufwieſe, die ſein Entſtehen begleitet. Daher wurde aus den himmliſchen Körpern, aus den heiligen Thieren der Menſch gewählt, welchem die Gewalt verliehen iſt, Wunderbarliches zu bewirken.

Denn die vorzüglichſten Kräfte, die in allen Kräutern, Steinen und Thieren zerſtreut ſind, ſammeln ſich hier in Eines zuſammen, und theilen dem Einen ſo viel mit, daß er für einen zweiten Gott gehalten wird. Sobald daher Jemand den Anfängen eines neuen Geſetzes zu widerſtehen wagt, wird er alsbald durch fürchterliche Träume und Erſcheinungen erſchreckt, und die himmliſchen Körper gründen ſo, den Menſchen zur Wohlthat, die Religionen.

Noch bedeutſamer zeigte ſich eine andere Anſicht über dieſen Punkt, hergenommen aus den Gründen mehrerer Philoſophen, in welcher man durchaus atheiſtiſches Streben erkennen zu müſſen glaubte. Nach der Meinung Jener, zumal des Platon und des Ari-

ſtoteles, iſt die Welt ewig, und es kann der Spezies nach keine unendliche Dinge geben; ſie ſind auch nie geweſen, noch werden je ſie ſeyn, weil von Zerſtörbarem nichts zum zweitenmal in ein Individuum übergehen kann. Aus dieſer Urſache ſind die Religionsgebräuche, welche damals vorhanden, ſchon hunderttauſendmal da geweſen und werden eben ſo vielmal ſich wiedergebähren, als ſie künftig noch untergehen werden. Es findet ſich nichts vor, von dem nicht ein Gleiches dageweſen iſt und ein Gleiches wieder ſeyn wird. Auch gibt es nichts, noch wird ſeyn, was nicht ſchon einmal da war und wieder ſeyn wird. Da nun ein ſolcher Wechſel unaufhörlich und ewig iſt, ſo muß er eine ewige Urſache haben. Dieſe Urſache kann nirgendwo anders gefunden werden, als in den himmliſchen Körpern, in Gott und den Intelligenzen; ſomit leiten alle Geſetze ihren Urſprung und ihren Untergang von den himmliſchen Körpern her, welchen die Intelligenzen aus Auftrag Gottes vorſtehen. Jede Religion weist bei ihrem Anfang und Ende, nicht aber in der Mitte ihres Beſtehens, Wunder auf; um dieſe Zeit beweiſen die Aſtronomen die neue Religion durch die einleuchtendſten Wunder, und auch ich meine Behauptung durch den allerkräftigſten Grund, nämlich: Da aus den großen Verbindungen der Geſtirne auch das Geringere, Irdiſche große Gewalt empfängt, ſo bringt es

wunderbare Werke hervor. Die Willenskräfte der Menſchen nehmen einen ungewöhnlichen Schwung, die Phantaſie, deren der Verſtand, jener Rathgeber des Willens, ſo häufig gebraucht, unterwirft ſich dem Himmel; deßhalb gibt jeder weiſe Mann, der nach der heiligen Ehre eines ewigen Namens ſtrebt, weil er dieß alles vorſieht, ſich als einen von Gott geſendeten Propheten kund; die Wunder, welche nothwendig durch die Kraft der himmliſchen Körper entſtanden, ſchreibt er ſeiner eigenen erdichteten Allmacht zu, und ſo ſtaunt und betet ihn dann der betrogene Pöbel an. Man kann daher durchaus nur diejenigen Mirakel als wirkliche gelten laſſen, welche nach einer unüberſehbaren Reihe von Wandlungen der Himmel eintreffen werden, nicht aber die, welche blos die Kräfte der Natur überſteigen. Aus dieſer Urſache muß man auf die vorliegende Frage einfach antworten: die Orakel haben aufgehört, weil ſie angefangen haben.

Vanini, welcher dieſen ſeinen Satz noch eine Zeit lang fortführt, ſcheint plötzlich ſich zu beſinnen, daß er gewaltig mißverſtanden werden könne. Er erklärt daher das Ganze für eine Uebung philoſophiſchen Schulwitzes und unterwirft ſich demüthig wieder den Ausſprüchen des Chriſtenthums.

Nach den vorangegangenen Suppoſitionen — er-

erklärt er endlich — hört das, was anfängt auf. Aufhören kann es aber nicht, außer es treten entgegengesetzte Dispositionen dazu, wie z. B. das menstruirende Blut nicht verdorben wird, außer wenn Dispositionen für Menschenbildung in dasselbe hinein sich drängen, welche mit den früheren im Gegensatze sind. So kam nach den Orakeln ein denselben widerstreitendes Gesetz. Bei den Nachkommen wird aber auch das Gesetz der Orakel seine Kraft behaupten. So wird das menstruirende Blut demnach verdorben und ein Mensch erzeugt, unter dessen Form jenes verborgen, bis es, durch irgend einen kräftigern Geist angeregt und mit Leben erfüllt, plötzlich hervorbricht. Die Zeit ist unendlich, in Bezug auf die Bewegung, welche jener ewige Beweger der Dinge niemal in Stocken gerathen lassen wird; allein der Spezies nach können die Dinge nicht unendlich seyn; alles, was daher untergegangen, wird, in Folge einer Art von Jus postliminium, durch die Bewegungen der Himmelskörper, wieder ins Leben gerufen werden; der Spezies, nicht dem Individuum nach, wie Platon geträumt hat. Die Unterweisungen unserer überverfeinerten Philosophie bringen allein solche Großthaten hervor; allein, voll Gehorsam gegen den christlichen Glauben, verabscheue ich sie, ja ich hatte sie bereits im Stillen verabscheut, noch ehe ich diesen Scherz ausgesonnen.

Die merkwürdigſte Erklärung, welche in ſeinem Prozeſſe, durch der Gegner und Richter willkührliche Auslegung, am meiſten ihm geſchadet hat, gab er über das Weſen der Gottheit: „Die Natur — heißt es im vierzigſten Dialoge — iſt das Vermögen Gottes, ja Gott ſelbſt; nämlich jene Natur, welche gleich einem unverdroſſenen Künſtler ein, wiewohl glücklich begonnenes, Werk zu vollenden nicht im Stande iſt, da der Stoff als verdorben und unbrauchbar ſich zeigt. Und als Alexander ihn frägt, in welcher Religion man nach der Meinung der alten Philoſophen Gott am ächteſten und wahrſten verehrte, erwiedert Vanini: in der einzigen, im Naturgeſetz, d. h. demjenigen, das die Natur, welche Gott ſelbſt iſt (denn er iſt der Anfang aller Bewegung) in die Herzen aller Völker geſchrieben. Alle übrigen Geſetze hielten ſie blos für Erdichtungen und Blendwerke, zwar nicht von einem Kakodämen eingeſchwärzt — denn von dieſem Mährchen wollen die Philoſophen längſt nichts mehr wiſſen, — wohl aber von den Fürſten ausgeſonnen, damit ihre Unterthanen deſto williger am Gängelbande des Gehorſams geleitet würden, und bekräftigt von den Prieſtern, wegen ihrer Begierde nach Einfluß und Gold; durch ſie, die keine Mirakel wirken, wohl aber eine Menge wunderbarer Thaten erzählen, und auch Belohnungen und Beſtrafungen für gute und böſe Hand-

lungen verſprechen, jedoch, damit ihr Betrug nicht entdeckt werde, erſt für das künftige Leben; denn wer iſt je daraus zurückgekommen? So wird dann alſo der ſtockdumme Pöbel durch die Furcht vor einer höchſten Gottheit, welche alles ſieht und mit ewigen Belohnungen oder Strafen vergilt, in ewiger Knechtſchaft erhalten! Nicht ohne Grund ſang daher ſchon der Epikuräer Lucretius: „Furcht ſchuf die erſten Götter der Welt.“

In einem andern Dialog *), wo über die Verfluchung des Schooſes der Mutter die Rede iſt, meint Vanini: die heidniſchen Philoſophen hätten durchaus nicht begreifen können, daß alle Kinder der Menſchen, wegen des Sündenfalls der Eva, mit Schmerzen geboren würden, wie die Chriſten behaupteten; — indem man ja auch die unvernünftigen Thiere, welche jedoch der Sünde unfähig, dieſelbe Drangſal erdulden und ihre Brut nur unter den heftigſten Schmerzen zur Welt bringen ſähe.

Die Engel und die Teufel finden vor unſerm Philoſophen keine Gnade. Er läugnet ſchlechtweg ihre Exiſtenz und hält ſie für eine Erfindung des menſchlichen Verſtandes. Alle Bezauberungen erklärte er als Werk alter Weiber, aus ihren häßlichen Geiſtern

*) Dial. 41. p. 166.

entſprungen. Auf den Einwurf Alexanders: „Gleichwohl finden ſich junge, jenen Mattigkeiten nicht unterworfene, Zauberer, welche im Rufe ſtehen, ihr Handwerk bei Anderen zu treiben," — erwiedert Vanini: Dieſelben glauben es nur aus Höflichkeit. Nie werd' ich mich überreden laſſen zu glauben, daß durch die Kraft von Dämonen ſolches bewirkt werde, indem ich an das Daſeyn der Dämonen ſelbſt nur aus Reſpekt gegen die Religion glaube), ſondern ich möchte es eher irgend einem phyſiſchen Vermögen zuſchreiben. Alexander wendet ihm hierauf ein: Wenn es keine Dämonen gibt, wie konnten denn Pharao's Zauberer ſo viele Wunder thun? Vanini: Die Philoſophen welche den Glauben an die Dämonen verwerfen, verachten auch die Hiſtorien der Hebräer. Cardanus erklärt dieß ſo: jene Betrüger, welche ſo gern Fröſche herbeigezaubert hätten, machten aus Speichel etwas, das, wenn es auf die Erde geworfen ward, Fröſche hervorbrachte. Denn wenn wir ſehen, daß ein Waſſertropfe zur Sommerszeit einen Froſch zu erzeugen im Stande iſt, warum ſoll es nicht auch möglich ſeyn, daß ein ſolcher aus Speichel entſtehe, wenn ſeeliſche Potenzen mit dazu kommen? Ueber die Dämonen aber, welche in fremden Sprachen geredet, läßt unſer Philoſoph ſich folgendermaßen aus: Der menſchliche Geiſt verſchließt die Wiſſenſchaft aller Dinge, die Kenntniß aller Sprachen

in ſich, denn er iſt himmliſchen Urſprungs und der Göttlichkeit theilhaft; von der Laſt des Körpers unterdrückt, iſt es außer Stande, die inwohnenden Kräfte hervortreten zu laſſen. Doch gleich dem Feuer, das von Aſche überdeckt, ſtrebt er hervorzulodern; und ſo geſchieht es denn, daß die Funken unſeres Genie's irgend einer Anregung von Außen bedürfen, um die dichten Nebel, die es verhüllen, zu zertheilen und Strahlen leuchten zu laſſen. Alex. Ich weiß dieß; doch welchen Schluß ziehſt du daraus? Vanini: Wenn die Feuchtigkeiten in uns recht zu ſieden beginnen, erfolgt auch ſtets eine Aufregung der Lebensgeiſter; durch eine ungewöhnlich raſche Bewegung nach dem Gehirne getrieben, erpreſſen ſie gewiſſermaßen von demſelben die Kenntniß des Idioms, welche in ihm verborgen lag, auf die nämliche Weiſe, wie wir aus der Reibung des Kieſelſteines Funken hervorſprühen ſehen. Alexander: du erzählſt hier Wunderdinge. Vanini: Stellt es ſich nicht durch häufige tägliche Beiſpiele heraus, daß Fieberkranke zur Sommerszeit Laute von ſich geben, die einer fremden Sprache angehören? Macht nicht ein edler, ganz lauterer Wein, in Fülle getrunken, auch oft dumme Menſchen beredt, wie ſchon Horaz in jenem Verſe bemerkt:

Welchen häufige Becher ſogar nicht beredſam machten.

So gab es in einer Gegend Thraziens ein Heilig-

thum des Bachus, von welchem aus, Weiſſagungen und Orakelſprüche ertheilt zu werden pflegten. Die Vorſteher dieſes Tempels wären aber unfähig, ihre Aufgabe gehörig zu löſen, wenn ſie nicht zuvor tüchtig Wein zu ſich genommen. Die Wärme des Weines ſchärfte ihren Verſtand und weckte die eingeſchläferten Lebensgeiſter, ſo daß ſie, nach dem Gehirn getrieben, diejenigen Stimmen hervorriefen, welche in denſelben bisher verſchloſſen geweſen. Wenn daher die alten Philoſophen (der ſpäteren Aera) die Apoſtel, als in verſchiedenen Sprachen redend, ſich auch gefallen ließen, ſo verſtanden ſie es doch ſo, als wären ſie betrunken geweſen. Darauf ſpielt St. Lukas ſelbſt an, mit den Worten: „Andere verſpotteten ſie und ſagten: ſie wären trunken von Wein *)."

Man glaubte, daß B. auch die Auferſtehung der Todten, gegen Plato und andere Griechen, die ſie vertheidigt, und namentlich durch das Beiſpiel des in der Schlacht gefallenen und nach zwei Tagen ſelbſt vom Scheiterhaufen wieder aufgeſtandenen Pharäus zu beweiſen ſuchten, durch folgende Stelle verſpotten wollte: „Lucianus würde antworten: dieß ſeyen mährchenhafte Erzählungen, ausgeſonnen von lügenvollen Griechleins und von platoniſchen Heuchlern mit dem Heiligkeits-

*) Dial. 59.

Nimbus übergoſſen. Hierher gehört ganz ſicherlich, was Plato vom Volksunterricht des Sokrates berichtet. Aler. Dieſer kämpfte gegen mehrere andere Philoſophen für die Unſterblichkeit der Seele. Vanini: Rettete er auch die Seele dieſes Vögelchens, das ſo eben vorbeifliegt, vom Untergang. Aler. Sokrates war doch übrigens ein Mann vom reinſten Charakter. Vanini. Er hinterließ gleichwohl der Nachwelt die Lehre, daß es dem Staat zum Frommen gereiche, wenn der Pöbel in religiöſer Hinſicht durch erdichtete Wunderwerke getäuſcht werde. Aler. Dennoch trug er kein Zagen, in Verfechtung der Wahrheit und in Verwünſchung der Vielgötterei, zu ſterben. Van. So iſt es. Aber er that es nicht aus Eifer für ſeine Idee, ſondern um der Schmach zu entfliehen; denn in jenem, an Beiſpielen der Starkmuth und Heldenkraft ſo reichen Jahrhunderte würde er Jedermann ein Spottbild geweſen ſeyn, wenn er aus Furcht vor weltlichen Strafen, aus der Rolle gefallen wäre. Vielleicht auch haben die Inquiſitoren von Athen ihm nicht einmal den Widerruf geſtattet. Aler. Du mußt auf eine andere Urſache ſinnen. Van. Ich werde niemals der Anſicht abergläubiſcher Leute huldigen, welche dieß auf die Geiſter beziehen, bis ſie mir das Daſeyn von Geiſtern aus natürlichen Gründen bewieſen haben werden.

Nachdem Vanini die Auferſtehung der Todten

deßhalb bestritten zu haben scheint, weil man aus natürlichen Gründen sie nicht erweisen könne, wird auch die Frage abgehandelt, ob die himmlischen Körper wohl auch auf den Willen des Menschen Einfluß üben? Alexander läugnet solches, und gesteht ihnen blos Gewalt über die untergeordneten materiellen Dinge, keineswegs aber über den geistigen und über den Willen zu. Vanini aber, in der mit ihm hierüber angestellten Untersuchung, scheint anzudeuten, die menschliche Seele sey blos Materie und kein Geist. Ueber die Unsterblichkeit der Seele selbst geht er mit ausweichender Antwort und mit einem Scherze auf die Leichtgläubigkeit der teutschen Theologen und Philosophen hinweg*).

---

*) Alexander: Quaeso, mi Juli, tuam mihi de animae immortalitate sententiam explices. Jul. Caes. Excusatum me habeas rogo. Al. Cur ita? J. C. Vovi Deo meo quaestionem hanc non pertractaturam, antequam senex, dives et Germanus fuero. Dial. 57. p. 492.

Durand wirft Vanini einen entschiedenen Haß gegen die Teutschen vor, und übernimmt die Vertheidigung unserer Nation. Er findet die verächtlichen Aeußerungen gegen dieselbe auch schon aus der Ursache sehr indiskret, da doch der Marschall v. Bassompierre, der geistvollste und trefflichste Mann seiner Zeit, Teutscher von Geburt gewesen. Durand bemerkt überdieß noch, daß wenn Vanini das Glück gehabt, länger zu leben und die neuesten Bestrebungen der Teutschen (in der Philosophie) kennen zu lernen, er sicherlich ein anderes Urtheil gefällt haben würde. So aber ver-

„Hier will ich nicht ſagen, wie höchſt lächerlicherweiſe das Spirituelle dem Materiellen entgegengeſetzt wird, da Spirituale doch von Spirare ſich ableitet, die Spiration aber der Materie nicht entbehrt. Eben ſo wenig werde ich mit Plato Geiſt eine mit Wärme übergoſſene Materie, Feuer oder Wärme, benennen; noch werde ich den Stoikern beipflichten, welche behaupten, der Geiſt ſey aus einer glänzenden, durchſichtigen, jedoch unſichtbaren Materie hervorgegangen. Noch viel weniger erlaubt mir die Religion, den Ausſpruch des Ariſtoteles zu unterſchreiben, welcher irgendwo den Geiſt als eine natürliche Wärme und den ſchäumenden Samen als deſſen Sitz bezeichnet. Ich werde ferner nicht in die Fußtapfen der Mediziner treten, welche folgende Definition geben: Der Geiſt iſt ein ätheriſcher Körper, voll Wärme und Vermögen, und zugleich das erſte Hinderniß und das erſte Werkzeug bei Ausübung ihrer Funktion; ja ſelbſt

---

fiel er in den Fehler der Einſeitigkeit, deſſen ſich nebſt ſo vielen andern Zeitgenoſſen jener franzöſiſche Jeſuit ſchuldig machte, welcher in allem Ernſt die Frage aufwarf: ob ein Teutſcher auch Verſtand haben könne? Dieſe Frage wurde bekanntermaſſen ſehr gut von einem Angehörigen dieſer Nation durch eine andere erwiedert: ob es möglich ſey, daß ein Franzoſe ein Urtheil habe? pag. 148 — 149.

Hippokrates überzeugt mich nicht, wenn er behauptet, der Geiſt habe ſeinen Namen deßhalb erhalten, weil er wegen der Feinheit ſeiner Materie unſerem Geſichtskreis entzogen wird und der Aether und der Wind würden bisweilen ebenfalls Geiſt genannt werden, blos weil ſie nicht mit den Augen erblickbar, ob ſie gleich ſonſt mit Materie begabt ſeyen. Dieſen antworte ich, mit Unterlaſſung aller ſonſtigen Bemerkungen, kurz alſo: Der Wille kann nicht wirken ohne vorangegangene Zurathziehung des Verſtandes; im Verſtande ſelbſt aber iſt nichts, was nicht früher ſchon im Sinne war, und der Sinn iſt von den Himmelskörpern abhängig. *)

Vanini beſchließt das in jeder Hinſicht ſo merkwürdige Buch mit bittern Klagen über die Ungewißheit und Nichtigkeit aller Wiſſenſchaften und geiſtigen Beſtrebungen, ähnlich hierin ſeinem Geiſtesverwandten, Cornelius Agrippa von Nettesheim. Umſonſt bemerkt ihm ſein Jünger Alexander: er habe durch ſeine Schriften für ein ewiges Leben auch nach dem Tode geſorgt; er ſeufzt und ruft aus: „Wenn meine Seele, wie die Atheiſten vorgeben, entſchwindet, welche Genüſſe wird ſie nach ihrem Untergang aus jenem Nachruhm wohl ziehen? Wird ſie durch die hohlen Stimm-

*) Dial. 57.

chen einer eiteln Glorie zur Ruheſtätte des Leichnams herunter gezaubert werden können? Wenn die Seele, wie wir gern annehmen und hoffen, dem Untergange nicht heimfällt, ſondern zu den Himmliſchen entſchwebt, ſo wird ſie allerdings dort ſo großer Herrlichkeiten und Freuden theilhaft werden, daß ſie mit Verachtung auch auf den feſtlichſten Prunk dieſer Welt und auf das glänzendſte Lob der Menſchen herunterblickt. Steigt ſie dagegen in die Flammen des Fegfeuers, ſo wird mir die Ausrufung jener, den einfältigen Weibsleuten mehr als angenehmen, Gebetes: Dies irae, dies illa! lieber, als alle Ciceroniſchen Floskeln und feinen Redensarten, ja als die ſcharfſinnigſten wahrhaft göttlichen Vernunftſchlüſſe des Ariſtoteles ſeyn. Wird ſie aber — was Gott verhüten wolle — auf ewig in die Hölle verſtoßen, ſo wird ſie daſelbſt keinen Troſt und keine Erlöſung mehr finden."

Als Alexander ſeinen warmen Dank ihm erſtattet, für ſo manche tiefe Wahrheiten, die er noch an der Schwelle der Jugend, von ſeinem Meiſter empfangen, gibt ihm dieſer folgende goldene Lebensregel, als den vorzüglichſten Troſt, welcher allein das durch die Unbeſtändigkeit, Verworrenheit und Unſicherheit aller Dinge erſchütterte Gemüth zu kräftigen und zu erquicken vermöge, nach Hauſe mit: „Vergiß das Vergangene, kümmere dich nicht um das Zukünftige, fliehe

das Gegenwärtige!“ Das ganze Buch iſt, wie auch früher das Amphitheater, dem Urtheil des Papſtes Paul V. unterworfen; was nicht nach der Richtſchnur des wahren Glaubens iſt, will Vanini ſo viel als nicht geſagt haben. Merkwürdig genug bildet folgender Vers aus Taſſo's Amintas den Schluß:

Perduto è tutto il tempo
Che in amar non si spende *).

III. Geſchichtliche Urtheile und Würdigung des Charakters und der Tendenz Vanini's.

Von dem Standpunkte der Humanität und der religiöſen und philoſophiſchen Duldung aus, wie er unſerem Jahrhunderte geziemt, muß die Verurtheilung und Hinrichtung Vanini's als ein empörender Rechtsmord erſcheinen. Aber wir müſſen uns in den Geſichtskreis der Zeitgenoſſen des Unglücklichen zurückverſetzen und die Begriffe und Geſetze in's Auge faſſen, welchen er als Opfer gefallen iſt. Es frägt ſich nun blos: war ſein Weſen und Treiben in der letzten Periode ſeines Lebens von der Art, daß er als Jugendverführer und Atheiſt betrachtet werden konnte; und beging er irgend eine ſolche Handlung oder erlaubte er ſich eine Aeußerung, welche den beſtehenden, bürger-

*) Verloren gänzlich iſt die Zeit,
Die nicht in Lieb' uns hingeſchwunden.

lichen und kirchlichen Geſetzen gemäß, mit dem Feuertode beſtraft zu werden pflegten?

Es iſt allerdings kein leichtes Geſchäft, ein entſcheidendes Urtheil über die eigentliche Beſchaffenheit eines Charakters zu fällen, welche ſeine Zeitgenoſſen nicht recht begriffen, und welchen ſie, da ſein äußeres Weſen mit dem inneren nicht ſelten in förmlichem Widerſpruche lag, nothwendig, wenigſtens theilweiſe, verwerfen mußten. Dennoch läßt ſich, ſelbſt aus mehreren äußern Gründen, ſo wie aus einer nähern Prüfung der Prozeß-Akten, die Anſicht wohl gewinnen, daß es unſerm Vanini zwar an jener Gediegenheit und Tiefe und an jener Gemüthskraft und Geiſtesruhe gefehlt habe, welche allein den Philoſophen zum Weiſen bilden mögen, keineswegs jedoch, daß er ein Böſewicht, noch viel weniger ein Atheiſt, im modernen Verſtande des Wortes, geweſen ſey. Selbſt zu ſeiner Zeit, auch nach Herausgabe der beiden Steine des Anſtoßes, nämlich des Amphitheaters und der Dialogen, galt er vielen Jünglingen und Männern, und zwar katholiſchen Bekenntniſſes, zu Paris, zu Lyon und zu Toulouſe als ein Muſter von Gelehrſamkeit und Tugend, und er wurde von ihnen durch Gedichte gefeiert, deren mehrere ſeinen Schriften beigedruckt, noch mehrere aber von ſeinen Feinden mit andern Papieren vernichtet worden ſind. Päbſte nahmen ſeine

Huldigungen an, ein franzöſiſcher Marſchall und ein päbſtlicher Nuntius waren ſeine Beſchützer; die Sorbonne fand ſeine Bücher gut katholiſch, und erſt als Angebereiwuth und Intrigue thätig auftraten, erklärte ſie durch Verdammung der vorhin ſelbſt von ihr geprieſenen Schriften, feierlich vor Europa, daß entweder auf ihre Logik oder ihre Moral nicht viel zu halten ſey, da man durch ein und daſſelbe Spruchkollegium, welches ſich ſelbſt über die Jungfräulichkeit des Glaubens beſtellt hatte, als getreuer Wächter derſelben belobt, und wiederum als ruchloſer Freigeiſt verflucht werden könne.

Es iſt in der That ein ſonderbarer Umſtand, daß es zuerſt der Geſchäftigkeit eines Dilettanten im Fache des Philoſophismus, nämlich des Herrn von Franconi, bedurfte, um den übrigen Leuten über Vanini's Hochverrath den Staar zu ſtechen. Man hatte bis dahin blos durch Mönche, oder proteſtantiſche Magiſters, mit welchen beiden unſer Mann nicht wenig in Schimpf und Ernſt es verſucht haben mag, Beſchwerden über ihn vernommen. Nirgends war er bis zu dieſer Zeit wegen zu freier Anſichten in Glaubensſachen, ſondern vielmehr wegen zu eifriger Orthodoxie, in Gefahr gerathen. Da nun kein oſtenſibler Vorwand aus den Handlungen ſeines Lebens, noch aus der Form ſeiner Schriften ſich ergab, um den unangenehmen Ne-

benbuhler ſich vom Halſe zu ſchaffen, ſo ſuchte man in jenen Schriften gewaltſam eine Tendenz. Sie fand ſich um ſo leichter, je weniger ſich der Philoſoph oft Mühe gegeben hatte, manche abweichende Meinungen zu bemänteln, und andrerſeits wiederum, je verdächtiger die Art und Weiſe nicht ſelten war, wie er manche ſeiner Behauptungen durchführte und die Einwürfe der Gegner widerlegte.

Bei Beurtheilung des Mannes und ſeines Charakters aber, wie bei der Würdigung ſeiner Schriften, müſſen vor allem die inneren Gründe für und wider geprüft und gegen einander gehalten werden; darauf folgen erſt die ſpärlichen zerſtreuten, unklaren Data der Lebensgeſchichte und die durch Haß und Fanatismus nicht minder verworrenen Zeugniſſe der Ankläger und Richter. Denn bloß aus dieſem haben beinahe alle Biographen geſchöpft.

In Wahrheit, wenn wir den Ideengang des unglücklichen Vanini in ſeinen Schriften, zumal aber in den von uns nach ihrem Hauptinhalte angeführten, verfolgen wollen, ſo tritt uns eine mehr als auffallende Unentſchiedenheit ſeiner eigentlichen Geſinnungen und ein Widerſpruch der Anſichten entgegen, welche beide dem Charakter des Menſchen und des Philoſophen vielleicht einen geringeren Rang in der Geſchichte erwirken, aber auch zugleich als die beſte Apologie gegen ein durch-

dachtes himmelſtürmeriſches Syſtem angeſehen werden können. In dem Amphitheater hat Vanini eine ſolche Haltung bewahrt, daß gegen ihn auch von orthodoxer Seite nicht leicht aufzukommen war. Die That des Menſchen allein, nicht ſeine Geſinnung, darf ein Gegenſtand der Klage vor irdiſchen Gerichten ſeyn. Da zu allem Ueberfluß Vanini noch in Allem, wo er geirrt haben möchte, ſeine Ueberzeugung unter den Glauben gefangen gab und dem Urtheil der Kirche ſich unterwürfig ſtellte, ſo konnten kein Franconi und Grammond, kein Helvius und kein Parlament von Toulouſe, wegen Geſinnungen ihn verdammen, die er auf die ihm zuſtehende Weiſe erklärte und rektifizirte, und die ſein alleiniges Eigenthum, der Polizei und der Juſtiz unzugänglich, waren. Wenn er den Männern und Jünglingen, die ſeine Hörer geworden, Vorträge nach ſeiner Art und Weiſe und über ſeine Lieblingsgegenſtände und Grundſätze hielt, ſo trugen dieſe ſelbſt und ihre Familien, welche Vanini hiezu aufgefordert hatten, welche vorher ihn kennen mußten, (da man vernünftigerweiſe keinen Unbekannten zum Lehrer ſeiner Kinder beſtellt), und welchen er, ſo viel aus allem Vorliegenden erhellt, ſich keineswegs aufdrängte, die alleinige Schuld. Der erſte Parlamentspräſident von Toulouſe, der päbſtliche Nuntius, der Marſchall von Baſſompiere und der Leibarzt Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät, wel-

cher ſogar in einem Gedichte ihn verherrlicht hat, bürgten ihnen dafür, daß der Mann, dem man ſich anvertraute, ein Mann von Geiſt und Rechtſchaffenheit ſey. Auch war Vanini's ſchriftſtelleriſche Laufbahn bereits geſchloſſen, als er nach dem verhängnißvollen Toulouſe kam; man kannte ihn daher hinreichend und der Ruf eines ausgezeichneten Namens war ihm vorangegangen. Hätte er demnach ſchon früher als Atheiſt gegolten, ſo würde alles vor ihm zurückgebebt ſeyn und nicht mit offenen Armen ihn empfangen haben. Allein die Atheiſten- und Ketzerriecherei gehörte zu den angebornen Eigenthümlichkeiten jener Stadt, und dieſelbe, welche ſich zu verſchiedenen Zeiten als eines beſondern Vorzugs berühmte, niemals in ihren Mauern die Ketzerei aufgenommen, ſondern die Unbeflecktheit ihrer Katholizität bewahrt zu haben, mußte mehr als geneigt ſeyn, auf die erſte Anreizung einen unglücklichen Fremdling, ihrem Verfolgungsinſtinkte aufzuopfern.

Es iſt wahr, die Dialogen von den Geheimniſſen der Naturen unterſchieden ſich in Manchem weſentlich von den Grundſätzen, welche das Amphitheater durchſchimmern und von der Manier, die in dieſem Werke vorherrſcht. Eine Menge überraſchender Behauptungen neuer Lehrſätze, vermeſſener Zweifel, bitterer Spöttereien treten hier entgegen, und die Urtheile, welche Vanini von Zeit zu Zeit auf dieſelben gibt, welche jedoch meiſt

in Alexanders Mund gelegt ſind, verhalten ſich in ihrer Gediegenheit oft nicht zur Stärke der gegen Glauben und Kirche feindſeligen, ja lebensgefährlichen Entwürfe. Allein all dieſes begründet blos eine ſehr ſtarke Vermuthung und berechtigt den Hiſtoriker keineswegs, Vanini eines in ruchloſer Abſicht geſchmiedeten Planes, gefliſſentlicher Verbreitung des Atheismus zu bezüchtigen; noch auch gibt es uns ſelbſt nur die Ueberzeugung, daß die philoſophiſche Anſicht das eigentliche Glaubensbekenntniß geweſen ſey. Vanini liebte, wie alle ſeine Schriften beweiſen, das Ungewöhnliche, Ueberraſchende, Pikante, Räthſelhafte und Zweideutige. Wie ſein Namensvorfahrer Julius Cäſar, wollte er durch kühne Wendungen und dialektiſche Hauptſtreiche die Gegner blenden und beſiegen. Zudem erſcheint er in manchen Dingen mit ſich ſelbſt noch nicht im Reinen, und er kämpft oft wiederum redlich zwiſchen Glauben, Aberglauben und Unglauben, zu denen ſämmtlich er ſich hingezogen fühlt, und deren Elemente alle in ſeinem Geiſte vorhanden waren. Durchaus erſcheint in ihm daher ein Dualismus der Anſicht und des Charakters. Fauſt und Mephiſtopheles zugleich zu werden, verleitete ihn die ungeheure Eitelkeit des Herzens. Dieſe war die Wurzel aller übrigen Leidenſchaften. Bei ihr muß der Schlüſſel zu jenen Widerſprüchen geſucht werden, welche in den

Stunden des Todes der Nachwelt das Urtheil erſchweren.

Nicht diejenigen Beweggründe, welche Merſenne, Patin, Grammond, La Croze, Schramm, Durand und andre ſeiner Gegner angenommen, verlockten ihn auf verdächtigen Pfad. Sein genialer Geiſt, verdunkelt wiederum durch einen bizarren Glauben an die Macht der Geſtirne, welchen er ſo häufig Vorſehung und Schickſal unterordnete, ebenſo, verführt durch die Liebhaberei zu geheimen Künſten, durch den Hang zu Spielereien mit glänzendem Witze, durch eine allzugroße Meinung von ſeinen Fähigkeiten und Verdienſten, in welcher die Huldigungen von Großen und Niedern leicht ihn beſtärkt haben mochten, durch ſeine Unvorſicht im Ausdruck, ſeine Hinneigung zu ſchwulſtiger Sprache und zu Arabesken der Darſtellung — täuſchte ſich mit einem Schattenbild des Ruhmes: Reformator in der Denkweiſe ſeines Jahrhunderts zu werden. Durch die Verbindung beider Oppoſitionen gegen die beſtehende Gewalt im Gebiet der Philoſophie und des Kirchenthums hoffte er vielleicht dieſe letztere zu ſtürzen, und eine neue philoſophiſche Kirche zu gründen, deren Lebensprinzip der ſelbſt von Kant aufgeſtellte Grundſatz ſeyn ſollte: Man muß die Tugend ihrer ſelbſt willen lieben, auch ohne ein Jenſeits und ohne die Belohnungen und Strafen deſſelben. An

dieſen philoſophiſchen Glauben wollte er zugleich eine heitere Lebensphiloſophie knüpfen, beſtehend in einem verfeinerten Epikuräismus, wie der Schluß der Dialogen ziemlich andeutet, und dem ſich der von tauſend phyſiſchen und moraliſchen Uebeln gequälte Menſch zuletzt doch gerne in die Arme wirft. In dieſem Falle wäre es ſehr wohl möglich und erklärbar, daß Vanini, durchwebt von dem Geiſte des Averroes *), als Märtyrer des Atheismus und in der Abſicht geſtorben ſey, durch ſeine beherzte Verläugnung des Daſeyns eines Gottes und einer Fortdauer den Menſchen ein Beiſpiel zu geben, daß ſie der Furcht nach dem Tode vor den Strafen der Hölle, welche die Hauptverfälſcherin aller ächt ſittlichen und ſelbſt ächtchriſtlicher Grundſätze iſt, ſich einmal entſchlagen ſollen. Bayle deutet auf die Möglichkeit einer ſolchen Schwärmerei an, und hebt den moraliſchen Werth dieſer Verſenkung für eine Idee, ohne die Hoffnung irgend eines Nutzens aus derſelben, mit ſichtbarem Wohlgefallen, hervor, ob er gleich am Ende ſeiner Erklärung über Vanini, geradezu für einen Thoren ihn erklärt, der da die

*) Man erinnere ſich an den famoſen Ausſpruch dieſes Orientaliſchen Meiſters: „Das Judenthum iſt ein Geſetz für Kinder, das Chriſtenthum voll Unmöglichkeiten und der Islam für die Schweine. Meine Seele ſterbe den Tod der Philoſophen!“

ſeiner Beſtimmung widerſtreitende Sünde begangen habe, andersdenkende Menſchen in ihrem hergebrachten Glauben und Denken zu ſtören.

Mit Parker, Brucker und Herder nehmen wir auf jeden Fall am ſicherſten das Uebermaaß von Eitelkeit als einen vorzüglichen Grund der Anſtrengungen Vanini's an, und geben zu: daß Zurechtweiſung durch Gründe, und Strafe durch weltlichen Arm, in ſo fern der Philoſoph ſich etwas gegen beſtehende Ordnungen und Geſetze des Unterrichts anmaßte, ihm vielleicht gebührt habe, keineswegs aber läßt ein ſolch tumultuariſches Verfahren gegen einen der franzöſiſchen Geſetze nicht einmal kundigen und denſelben nicht unterworfenen Fremdling, noch viel weniger aber der ſchauerliche Mord ſich rechtfertigen, begangen an einem Gelehrten, der kein Privatrecht verletzt, zum Unterricht mehrfach einladende Aufforderung von den höchſten Magiſtratsperſonen empfangen, der blos theoretiſch ſeine Reformationsverſuche getrieben, ſeine Bücher mit Cenſurerlaubniß herausgegeben und in allem, wo er gefehlt dem römiſchen Stuhl ſich blindlings unterworfen, ja im Verhör ein genügendes Glaubensbekenntniß nach den Satzungen der katholiſchen Kirche abgelegt hatte. Wie konnte man auf die Denunziation eines beſchränkten Kopfes, wie Franceni, und auf die vagen Ausſagen einzelner Bürger, ein peinliches Ver-

fahren gegen den einleiten, mit deſſen Unterricht Söhne und Väter bis dahin zufrieden waren, und welcher ſich durchaus um die innern Angelegenheiten der Touloufer nichts bekümmerte?

Allein hier ſteckt gerade der Knote. Die Intrigue, die Parteiwuth, die Rechthaberei und die Eiferſucht miſchten ſich in das Spiel. Prieſter und Gelehrte gaben den Anſtoß. Die beſondere Wuth, mit welcher namentlich jeſuitiſche Schriftſteller nachmals das Andenken Vanini's auf das ſchwärzeſte zu färben ſich bemühten, und die ganze ungewöhnliche Sorgfalt, mit welcher Vanini in der *Einleitung zum Amphitheater* von den Jeſuiten ſpricht, beurkundet die große Furcht, welche Vanini vor dieſem Orden hegte, und wirft ein klares Licht über den dunkeln Prozeß von Touloufe. Warum hat das Parlament die Akten deſſelben, wie häufig doch ſelbſt bei minder bedeutenden Anläſſen geſchah, hier, wo es dem „Patriarchen des Atheismus" und mit Spinoza dem allergefährlichſten Feinde des Chriſtianismus*), einem Manne von europäiſchem Rufe, den man nicht ignoriren konnte, galt, nicht bekannt gemacht, ſondern ſorgfältig ſie verſchloſſen? Warum hat es blos dem betheiligten Grammond und Andern Einſicht und Benutzung verſtattet. Warum

*) Alſo nannten ihn die Ketzerriecher.

hat es Handſchriften und Briefſammlungen des Hingerichteten vernichtet? Dieſer Umſtand, ſo wie viele andere mehr, ſprechen ſtark für ein Komplot der Jeſuiten und der ſtarken Geiſter in dieſer Sache; ſie ſprechen ſtark gegen die Unbefangenheit jenes Tribunals, welches ſich nicht damit begnügte, die Unſchuld oder Schuld eines auf Tod und Leben angeklagten Mannes von dem höchſt relativen Ausgang eines philoſophiſchen Diſputatoriums mit einem Halbgelehrten abhängig zu machen, ſondern ſelbſt die Rolle des Katecheten und des Inquiſitors ſpielte, und in voller Sitzung dogmatiſche, philoſophiſche und aſtrologiſche Materien verhandelte, darauf aber den Philoſophenmantel mit der Toga des Blutrichters vertauſchte.

Noch ein anderer Umſtand ſpricht ferner gegen die ärgſten Beſchuldigungen wider Vanini und gegen die volle Aechtheit der auf dem Sterbegang vorgefallenen Scenen. Dieſe Scenen, in Verbindung mit manchen Aeußerungen in den Dialogen ſind am meiſten oder vielmehr ganz allein geeignet, die Anklage des Atheismus wider Vanini zu begründen, weil vernünftigerweiſe angenommen werden muß, daß das letzte Wort des Lebens der eigentliche Refrain der Handlungen deſſelben geweſen ſey. Allein wir kennen dieſelben gerade nur aus Berichten der Feinde, in einer Stadt, wo auch Beſſerdenkende den Muth nicht hat-

ten, durch die Enthüllung der Wahrheit, der fanatiſchen Mehrzahl die Spitze zu bieten. Aber auch dieſe Berichte ſtimmen mit einander nicht überein, und während der Herr von Grammond, deſſen Intereſſe als Präſident des Blutgerüſtes es ſeyn mußte, den Angeklagten im grellſten Lichte hinzuſtellen, ihm Feigheit vorwirft, und geradezu behauptet, daß er im Wahnſinn (amens) Gott verläugnet und Chriſtum gelä-ſtert *), redet der halboffizielle Mercure François, wie oben geſagt iſt, von philoſophiſcher Starkmuth bis zu Ende, ob er gleich jene Läſterung ebenfalls anführt und meldet, der Verurtheilte habe ſie in Gegenwart von mehr als tauſend Menſchen ausgeſtoßen. Allein abgeſehen davon, daß bei einer Hinrichtung ſtets nur wenige Menſchen in der Nähe des Schaffottes ſich befinden, zumal eines ſolchen, das ein Scheiterhaufen ziert, und dieſe aus den Parlamentsgliedern, Stadtbehörden, Prieſtern und Bewaffneten beſtanden haben, ſo kann, wenn wir der Meinung Grammonds beipflichten wollen, das Epitethon amens leicht das Räthſel löſen. Der Unglückliche war durch die Kerkerqual,

*) Die Stelle bei Grammond: apud plerosque pro blasphemis habitus, mihi pro Atheo — iſt ſehr wichtig, und genau nach ihrem vollen Sinn in's Auge zu faſſen, weil ſie den Maßſtab zur damaligen öffentlichen Meinung über den Beklagten gibt.

durch die Folter der Verhöre, durch die geiſtige Abmüdung und die Nähe eines ſo fürchterlichen Schickſals um den Gebrauch ſeines Verſtandes gekommen, und ſo ſtieß er die entſetzlichen Worte denn aus, welche den Triumph ſeiner Feinde vergewiſſern ſollten. Nichts leichteres aber iſt, als die letzte abgebrochene Rede eines zum Tode geführten mißzuverſtehen, was tägliche Erfahrung ja beweiſt. Eine einzige Wendung, ein einziges Wort ändert den Sinn.

Geſetzt den Fall aber auch, daß V. in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, mit ſeinen eigentlichen Grundſätzen und ſeinem frühern Streben als Martyrer des Atheismus geſtorben ſey, ſo wäre ſein Ende, obwohl für jedes Chriſtenohr ſchauerlich, dennoch äſthetiſch ſchön und groß zu nennen, und derjenige verdient gewiß die Verzeihung des Ewigen und ſeiner unendlichen Barmherzigkeit, welchen, ſeiner bloſen, wenn auch thörichten Meinung willen, ſeine Mitgeſchöpfe der höhern Gerechtigkeit vorgreifend, geſchlachtet haben; er verdient das Mitleid der Nachwelt um ſo mehr, da er troſtlos und ohne die Hoffnungen des Jenſeits, ein Opfer ſeines Wahnes, fiel.

Jene Ungewißheit über die innere Gemüthsſtimmung und die letzten Lebensmomente unſeres Philoſophen alſo muß allein ſchon ein zu hartes Urtheil aus dem Munde eines aufgeklärten Jahrhunderts, als das

ſeinige war, zurückhalten. Es wird ſich ferner noch mildern, ja vielleicht gar entwaffnen, wenn man die ſo bitter ausgelegten Lehrſätze und Aeußerungen Vanini's mit demjenigen ſo vieler andern Philoſophen vor und nach ihm vergleicht, welche nicht nur häufig das Gleiche, ſondern ſelbſt oft weit Stärkeres geſagt haben, ohne darum auf den Scheiterhaufen geſchickt, oder auch nur aus der Mit- und Vorwelt Achtung gefallen zu ſeyn*). Viel des Verbrecheriſchen, was Vanini aufgebürdet worden, hat er aus ſeinen Vorgängern, Griechen und Römern, Arabern und Scholaſtikern, Romaniſten, Katholiken und Proteſtanten entlehnt, wie ſein Apologiſt deutlich gezeigt hat. Beſonders aber gilt dieß von dem, was im Amphitheater und in den Dialogen über die Geſtirne und deren Einfluß, über die Unſterblichkeit der Seele und das Fatum niedergelegt worden iſt. Wir enthalten uns der Anführung aller dieſer Einzelnheiten, ſo wie der Widerlegungen ſämmtlicher Hauptvorwürfe, welche Arpe meiſt mit Geſchick, bisweilen mit Künſtelei, ſtets

*) Spinoza, Leibnitz, Kant, vor allem die neuern Naturphiloſophen, und auch dich, mein Irenäer, würde ganz ſicherlich für viele Lehrſätze die gleiche Strafe getroffen haben, wäre die ganze Welt nicht über den Ideenkreis der Toulouſaner herausgekommen.

Anmerkung v. J. 1827.

mit Gelehrſamkeit, beſorgt hat, und verweiſen auf deſſen Schrift alle diejenigen Leſer, welche noch näher von dem Unredlichen, Verläumderiſchen, Erzwungenen, Gemuthmaßten, bisweilen jedoch auch Wahrſcheinlichen und theilweis Erwieſenen über Vanini und ſein Thun und Treiben ſich zu überzeugen wünſchen.

Die Franzoſen und Holländer haben die Zurechtweiſung übel genommen, welche ihr Geſchichtſchreiber ſo wie ihr Verbrüderter in Teutſchland, wegen des Vanini'ſchen Handels erfuhren. Durand äußert mehrfach hierüber tiefe Empfindlichkeit, tröſtet ſich jedoch am Ende damit, daß die Sache blos der Verſuch eines nicht ungründlichen Gelehrten geweſen ſey, eine paradoxe ſchlechte Sache, aller Welt zum Trotz, geiſtreich durchzuführen *). Sie fanden in England, und ſelbſt in Teutſchland verwandte Stimmung. An Roſſet **), La Croze ***), ſchloſſen unbedenklich ſich H. Moore †), Perker ††) und Beverland †††) an. Sie rügten vorzugsweiſe die Peripatetiſch-Averroiſtiſch-Aſtrologiſche Gottloſigkeit in

*) La Vie et les Sentimens, etc.

**) Hist. tragica.

***) Entretiens sur divers sujets etc.

†) Opp. Theolog.

††) Disp. de Atheismo.

†††) Ad Peccat. Orig.

Vanini's Schriften, und ſeine Verachtung und Ironie gegen das Chriſtenthum. Selbſt die unſchuldigen Nachrichten*) ſtörten noch die Manen des Getödteten mit inquiſitoriſchem Geſchrei. Doch rügten wackere teutſche Männer die beiſpielloſe Härte, und prüften von Neuem mit vorurtheilsfreierm Blicke und ſchärferer Kritik. Mit Vergnügen nenne ich die Namen Thomaſius**), der gelehrte Verfaſſer der Geſchichte des Atheismus Gottfried Arnold***), der erſte Proteſtant, welcher ohne die Brille der Confeſſion, nur die Leidenſchaften und innern Richtungen der kämpfenden Parthien ſah, und die erſte kritiſche Reformations- und Ketzergeſchichte lieferte; den vielverſuchten Literator J. Ph. Olearius†) und den fleißigen Sammler Baumgarten, vor allen aber den mehrfach angeführten Arpe††), welcher, durch Durands Ausfälle gereizt, und im Beſitze mancher neuen Quellen, zum zweitenmal in die Schranken zu treten ſich anſchickte, als der Tod ihn daran hin-

*) Jahrg. 1702. I. und II.

**) Hist. Atheismi brev. delin. und Anmerk. zu Puffendorfs polit. Betrachtungen der geiſtl. Monarchie des Stuhls zu Rom. 1711.

***) Kirchen- und Ketzerhiſterie B. II. Noch beſſer aber urtheilte der Verfaſſer des Anhangs.

†) Dis. crit. II. de J. C. Vanino.

††) Nachr. von einer Hall. Bibliothek. B. IV.

derte*). Die Hauptſätze, mit welchen dieſer Letztere gegen Vanini's Widerſacher und ihre Behauptung auftrat, waren folgende**):

I) **Vanini kannte keinen Gott:** — In welches Menſchen Geiſt iſt die Erkenntniß ſeiner je gedrungen?

II. **Er rief ein ſchändliches Buch, „von den drei Betrügern" wieder in's Leben:** — Dieſes Buch iſt mehr dem Namen, als dem Inhalt nach, bekannt, ja ſein Vorhandenſeyn ſogar noch zweifelhaft. Viele haben jedoch unter dieſem Titel Vanini's Werk de arcanis Naturae verſtanden. Man ſieht alſo, wie gut die Ankläger über die Anklagpunkte ſelbſt nur orientirt waren.

III. **Er führte zahlreiche Behauptungen von Atheiſten an:** — Allerdings, damit man ſolche ſich merke und vor ihnen ſich hüte.

Wie kann Jemand widerlegt werden, ohne daß man ſeine Sätze zuerſt weiß?

VI. **Er erwiederte alle dieſelben nur**

---

*) S. Schröckh. N. Kirch. Geſch. B. V. Der literariſche Nachlaß fiel in die Hände des Dr. Stäudlins zu Tübingen. Dieſer gab die Apologie nebſt den Zuſätzen in zwei Programmen 1802 — 1804 heraus.

**) Wir haben zugleich bisweilen beigefügt, was Arpe in den neueſten Tagen noch ferneres ſagen könnte.

leichtweg. — Dieß ſchwatzte der Pöbel, und brachten verläumderiſch ſeine Widerſacher vor. Merſenne war der erſte, welcher mit dieſer Beſchuldigung auftrat; ihm ſchrieb Pontius nach, dieſem Spitzel, und ſodann alle übrigen. Vanini ſchienen die alten Argumente verbraucht; er wollte neue erfinden; kam er damit nicht auf, ſo trifft die Schuld mehr ſeinen Verſtand als ſeinen Willen. Seine eigentliche Herzensmeinung konnte niemand wiſſen. Daß V. das ſonſt ſo beliebte Argument für das Daſeyn Gottes a motu et primo motore daſelbſt wegließ, und es für anwendbarer bei der Erörterung über die göttliche Vorſicht hielt, kann ihm nicht zum Verbrechen gedeutet werden. Er folgte hierin den Platonikern, und nahm inzwiſchen die Partitiones Entis aus der Kabbala, nach dem Beiſpiel des genialen Picos von Mirandula, welchen noch Niemand im Ernſt für einen Atheiſten erklärt hat.

Wenn V. die Orakel zu hoch anſchlug, ſo that er nur das Gleiche, was ſelbſt Juſtinus der Märtyrer gethan.

V. Die Beſchuldigung: Vanini läugnete die Gottheit Chriſti — iſt — geſetzt auch, daß ſie erwieſen würde, noch keine atheiſtiſche Handlung. Aber auch in dieſem Falle ſind weder die Franziskaner noch der Pöbel, welche den Verurtheilten zur Richtſtätte begei-

tet, über jeden Einwurf erhabene Zeugen. Zudem kann hier Vanini's, von Grammond zugegebener Wahnsinn entschuldigen. Der Herr Parlaments-Präsident selber erzählt nicht, daß er für seine Person diese gegen Christus gerichtete Aeußerung gehört habe.

VI. Für Rosset's Bezüchtigung: V. habe eine fleischliche Vermischung Mariä mit einem Manne behauptet, — fehlen vorerst die beweisenden Data. Doch sollte jener sich solche auch erlaubt haben, so folgte er blos vielen Schriftstellern des Mittelalters und der Reformation, Katholiken wie Protestanten, Mönchen wie Laien. Die unbefleckte Empfängniß Mariä war lange Zeit hindurch ein Gegenstand so heftiger als lächerlicher Kontroversen gewesen; sie ist auch noch jetzt kein Glaubensartikel.

VII. Enthält den wichtigsten Einwurf, nämlich: daß V. in den Dialogen de arcanis Naturae diese letztere reginam itemque Deam nennt. Allein erstens hatte V. den Titel des Buches nicht selbst gemacht, sondern seine Freunde oder der Buchdrucker, welcher das Werk aus vorhandenen Manuscripten, Heften und nachgeschriebenen Diktaten herausgaben*). Sodann aber zweitens gab es sehr viele

*) Aus dieser Ursache sind die dem Buch vorangeschickten Lobpreisungen auf den Verfasser erklärlich.

Philoſophen, welche, ohne daß man ſie im praktiſchen Leben deßhalb für Atheiſten hielt, die Natur als von Gott keineswegs getrennt, ſondern als Ausfluß deſſelben, oder Gott ſelbſt als die Urkraft der Natur, als den Lebensodem und den Vollender derſelben, erklärt haben.

Wenn jedoch von dieſem letzten kein Gebrauch gemacht werden darf, ſo kann man immer noch entgegnen: Jedermann iſt ſattſam bekannt, daß omne excellens divinum genannt werde. Selbſt ein Gottesgelehrter nannte Bartholin den „Gott der Aerzte.“ Das königliche Privilegium wiederholte das Wort „Deo“ unbedenklich. Auch muß mit dieſem Ausdruck in den Dialogen jener im Amphitheater verglichen werden, worin die Natur ein „Potestas Dei ad motus omnes ordinarios“ definirt wird.

VIII. und IX. daß V. den lächerlichen Streit der Scholaſtiker über die Natur der Engel und der böſen Geiſter verhöhnte, bedürfen gar keiner Widerlegung. Kann aus der geſunden Vernunft wohl erwieſen werden, daß die Strafen nach dieſer Welt ewig ſeyen?

X. V. läugnete die Unſterblichkeit der Seele. Dieß iſt falſch. — Er führte vielmehr ſehr ſpitzfindige Beweiſe für dieſelbe an. Und wenn man dies auch nicht zugeben will, ſo mag doch weiter nichts geſchloſ-

ſen werden, als dieſes: Er behauptete, daß die Unſterblichkeit der Seele nicht aus der geſunden Vernunft bewieſen werden könne.

XI. V. war ein Aſtrolog, alſo ein Atheiſt? Welch einfältiger Schluß!

XII. V. läugnete, daß die Welt einſt untergehen werde. Auch Philo, Sanchez und Burnet behaupteten, daß nicht alles vergehen werde.

XIII. V. glaubte feſt an das Fatum. Ja, aber er verſtand unter demſelben die göttliche Vorſicht. Ueber dieſe ſelbſt ſpricht er in der Vorrede zum Amphitheater mit Ehrfurcht.

XIV. Er hielt den Himmel für ein Buch, deſſen Schriftzüge die Sterne ſind. Dieſe großartige und praktiſche Idee theilt er mit andern Aſtrologen, mit Poſtel, Gaſtarel, Bellantius und Vignier.

XV. Er widerlegte weder Cardanus noch Haly-Aben-Zagel. Eben weil er von dieſer ſchönen Idee ganz eingenommen war. In vielen andern Dingen widerlegte er ſie kräftig.

XVI. Er ſpottete über heilige Gegenſtände. Sie waren nur angeblich heilige Gegenſtände. Vielleicht aber betrachteten ſich die Jeſuiten und andere Mönche auch als ſolche.

XVII. Er wurde von den Mönchen aus

dem Convente gejagt. Dies iſt ſchon vielen andern Leuten auch geſchehen, beweist jedoch noch lange keinen Atheismus.

XVIII. Er wurde zum Tode verdammt. Als wenn dies Loos auch nicht den Unſchuldigen treffen könnte.

So weit Arpe und ſein Rezenſent im Anhange zu Arnold.

Das Urtheil Herders*), mit welchem Leibnitz **) ſo ziemlich übereinſtimmt, enthält in den Worten: „Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmſucht. Er wollte ein Julius Cäſar der Philoſophie ſeyn und ward ihr trauriges Opfer" — drückt nur kürzer aus, was Bayle und Brucker ausführlich bemerkt. Wir theilen übrigens hier zum Schluſſe die zwei intereſſanten Stellen im Zuſammenhange mit, auf die wir ſchon oben uns bezogen haben.

Der verabſcheuungswürdige Vanini, — heißt es in den Pensées diverses***) des großen Kritikers —

---

*) Seele und Gott.

**) Theodicee. (In den Anmerkungen zum Buche über den Urſprung des Böſen.)

***) Dieſer Aufſatz aus Bayle's weniger bekannten, vermiſchten Schriften iſt mit dem andern, hiſtoriſch-kritiſchen im berühmten Wörterbuche, welches ebenfalls über Vanini abhandelt, nicht zu verwechſeln.

welcher zu Toulouse seines Atheismus wegen im Jahre 1619 verbrannt worden, war in seinen Sitten jederzeit durchaus geregelt gewesen, und wer ihm einen Kriminalprozeß über irgend etwas anderes, als über seine Lehrsätze, hätte anhängen wollen, würde große Gefahr gelaufen haben, als Verläumder überwiesen zu werden.

Wenn ich in Betrachtung ziehe, daß auch der Atheismus seine Märtyrer gehabt hat, so zweifle ich nicht länger daran, daß die Atheisten sich eine Idee von Rechtschaffenheit bilden, welche auf ihre Geister größere Gewalt ausübt, als das Nützliche und Angenehme: denn woher käme es sonst, daß Vanini unbesonnen genug war, vor Personen zu dogmatisiren, welche ihn alsogleich der Justiz anzeigen konnten? Wenn er nichts als seinen Privatvortheil suchte, so konnte er sich ja mit dem Genusse in vollkommener Gewissensruhe begnügen, ohne sich darum zu kümmern, ob er Schüler habe oder nicht. Er muß also durchaus einen Trieb empfunden haben, solche nachzuziehen und zugleich einen andern, die Menschen von dem Joche zu befreien, welches, seiner Meinung gemäß, sie verhinderte, ganz nach ihrer Neigung zu genießen.

Warum — konnte vielleicht Vanini mit Recht sich selber fragen — warum sollte ich mich zum Märtyrer hingeben? Etwa aus Starrsinn? Dieser ist

eines Philoſophen unwürdig. Oder um mir einen unſterblichen Namen bei den Ungläubigen zu erwerben? Fürwahr, eine hübſche Chimäre! es wäre ja möglich, daß ſehr bald eine Sündfluth, eine Erderſchütterung, oder ein neuer Barbareneinbruch in unſerem Europa ſtatt fände, was würde dann aus meinem Namen, was aus mir ſelbſt werden? Oder ſollte es aus einem Geiſt der chriſtlichen Liebe geſchehen, um durch mein Beiſpiel andere nachzuziehen, was den Atheismus rechtfertigte und durch meine Standhaftigkeit größeren Eingang ihm verſchaffte, ja vielleicht der Geſellſchaft einiges Gute brächte? Allein das hieße doch die chriſtliche Liebe etwas allzu weit treiben, wenn man gratis für Andere ſich martern laſſen wollte, ohne auch nur das Mindeſte für ſich ſelbſt davon zu hoffen, und ohne nur zu wiſſen, ob in Gutem oder Böſem irgend ein Reſultat zu gewinnen ſey. Zu allem dem, wenn das Syſtem, das ich bisher vertheidigt, wahr iſt, und wenn alles, was wir erblicken, in nichts anderem, denn in periodiſchen Rückgängen beſteht, welche während der unendlichen Dauer der Ewigkeit nothwendigerweiſe immer wieder erſcheinen, ſo iſt dieß eine ausgemachte Thatſache, daß alle die verſchiedenen Religionen in der Welt ein weſentliches Bedürfniß ausdrücken; und es hieße ſomit den Kopf ſich an der Wand anſtoßen, wenn man eine General-Reform in dieſem Punkte vornehmen

wollte. Laſſen wir alſo die Sachen gehen, wie ſie wirklich gehen und ziehen wir uns ſo bald und ſo gut als möglich aus dieſen Affairen.

Wenn Vanini ſich zum Meiſter einer Sekte hat aufwerfen wollen, ſo beweist dies gerade, daß er nicht die körperlichen Genüſſe als letztes Ziel vor Augen hatte, ſondern daß er für den Nachruhm arbeitete. Wenn er die Menſchen von der Höllenfahrt befreien wollte, von denen er ſie, ſehr zur Unzeit, für ſo gequält hielt, ſo iſt dieß ein Zeichen, daß er ſich berufen wähnte, ſeinem Nächſten einen Dienſt zu leiſten und daß er bei ſich ſelbſt von der Ehrenhaftigkeit eines Syſtems überzeugt war, welches uns für Unſeresgleichen, nicht nur zu unſerem eigenen Nachtheil, ſondern ſelbſt mit Gefahr des Lebens, arbeiten lehrt. Denn es konnte Vanini nicht entgangen ſeyn, daß ein Atheiſt, welcher blos ſeinen eigenen Vortheil ſuchte, denſelben bei gutmüthigen Frömmlern eher finden würde, als bei den Laſterhaften, weil ein gutmüthiger Frömmler weniger Kabalen und Intriguen euch entgegenſetzt und ſo geringe Neigung zum Betruge verſpürt, daß er lieber ſein gutes Recht aufgibt, als wider einen Menſchen Streit führen will, welchen er bereit zu falſchen Eidſchwüren ſieht; während im Gegentheil ein Laſterhafter der erſte iſt, welcher ſich des Betrugs und des Meineides bedient, und durch jede Art von boshaften Kunſt-

griffen die Plane ſeiner Konkurrenten zu nichte zu machen ſucht. Es liegt ſomit im eigenen Intereſſe eines Atheiſten, welcher ſein Glück machen will, daß er auf gute Seelen in der Welt zählen kann, und Vanini verſtand ſich ſehr ſchlecht auf ſein Geſchäft, wenn er im trüben Waſſer fiſchen und den Atheismus einführen wollte. Er hätte vielmehr dahin wirken müſſen, die Welt recht fromm zu machen. Er kannte auch den Umſtand, daß wider die Prediger des Atheismus Todesſtrafe beſteht, ſo gut, daß, während er für Verbreitung ſeiner Gottloſigkeiten bemüht war, er ſowohl die Gelegenheiten, auf das gute Gewiſſen andrer Menſchen zu wirken, als ſein eigenes Leben zu gleicher Zeit auf das Spiel ſetzte. Allein woher kömmt es denn, — fragt ihr — daß er ſeine Richter nicht täuſchte, und es lieber vorzog, unter den größten Martern zu ſterben, als einen Widerruf zu thun, welcher ihm, ſeinen Prinzipien nach, in der andern Welt keinen Schaden bringen konnte? Warum ſtellte er ſich nicht als ein unfreiwilliges Opfer ſeiner Gottloſigkeiten hin, da er die Heuchelei für nicht von Gott verboten hielt. Wahrlich man muß bei allem dieſem zur Ueberzeugung gelangen, daß es entweder ihm blos darum zu thun war, von ſich reden zu machen, wie jener Windbeutel, der den Tempel der Diana verbrannte, oder daß er ſich eine Idee von Ehrenhaftigkeit geformt,

welche ihn das Benehmen eines Menschen, der seine Gefühle, aus Furcht vor dem Tode, maskirt, als eine Niederträchtigkeit betrachten ließ.

Es kann daher nicht in Abrede gestellt werden, daß es Fälle gibt, wo die Vernunft ohne eine ausdrückliche Kenntniß von Gott die Sachen blos von dem Standpunkte der Ehrenhaftigkeit mit bald richtigem, bald unrichtigem Selbstbewußtseyn, behandelt. In jedem Fall ist das Beispiel Vanini's eine unwiderlegliche Bestätigung dessen, was ich schon oft behauptet, daß die Menschen nicht immer in Uebereinstimmung mit ihrem Glauben handeln; denn hätte dieser Narr seinem Glauben gemäß gehandelt, so würde er jedem seine Meinung gelassen oder vielmehr gewünscht haben, überall blos gutartige Frömmler zu finden, welche durch einen Heuchler sich hänseln ließen. Was lag ihm daran — fügt man hinzu — ob ein wahrhafter Christ sich der Freuden der Welt beraubte oder nicht? Wenn dieses sein Mitleid erregte, so ging er allerdings aus seinem Systeme heraus; denn dasselbe verpflichtete ihn zu nichts im Interesse eines Andern, außerdem, daß er sich auf grobe Weise täuschte. Oder bietet wohl die Sünde Süßigkeiten dar, welche diejenigen aufwiegen, die eine fromme Seele in diesem Leben genießt? Was die andern Christen betrifft, so brauchte er sie einfach zu beklagen; sie leben (mit der

Religion) nicht ſchlechter, als ohne Religion. Nachdem er zur Unzeit in's Dogmatiſiren ſich eingelaſſen, hätte er nur zu ſchwören gebraucht, daß er von ſeinen Irrthümern zurückgekommen, und bereit ſey, alle Artikel unſeres Glaubens mit ſeinem Blute zu beſiegeln. Statt deſſen machte er einen lächerlichen Ehrenpunkt daraus, gegen die Martern ſich zu verhärten und legte gerade durch dieſe Hartnäckigkeit ſeines Weſens den Beweis ab, daß er fähig war, ſelbſt für den Atheismus zu ſterben, obgleich er von dem Daſeyn Gottes mehr als überzeugt war.

In etwas derberer Sprache und den Menſchen wie den Schriftſteller preisgebend, dagegen das Verbrechen der Gotteslästerung in Abrede ſtellend, bewegt ſich, wie ſchon bemerkt, Brucker, Vanini gegenüber.

„Es iſt ſchwer, — ſchreibt er — bei dieſer Abweichung der Meinungen ſo vieler gelehrten Männer, die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen, beſonders weil die dialogiſtiſche Methode, welcher Vanini ſich bedient, das Urtheil unſicher und ſchwankend macht, und über die eigentliche Geſinnung des Verfaſſers mehr Dunkel als Licht verbreitet. Hiezu kömmt noch der ſchillernde Charakter Vanini's und die zweifelhafte Philoſophirweiſe, welche, die Beweisgründe nach beiden Seiten hin vertheilend, und mehr um deren Zahl, als ihr Gewicht bekümmert, da, wo ſie von einem, durch

die Schutzwachen der ars rationalis nicht unterſtützten Schriftſteller angewendet wird, gar leicht es dahin bringt, daß die abgeſchmackteſten Gründe für die beſte Sache von der Welt aufgeführt werden, und gleichwohl denjenigen, der in ſolch' einer Manier von Schlüſſen ſich gefällt, zu dem Glauben verführt, er habe entſchiedene Siege erfochten.

Daß V. eine ſolche Geſinnung beſeelt, zeigen uns nur zu deutlich jene großſprecheriſchen Diſputationen, von welchen er ſelbſt ſchreibt, daß er mit ungemeinem Siegerruhme ſie den Atheiſten entgegengehalten habe. Denn aus verſchiedenen Stellen, welche wir über die vorgefaßte Meinung von Vanini's Atheismus, angeführt, erfahren wir, daß der poſſenreißeriſche Mann von einer ungeheuern Selbſtüberſchätzung getrieben und durch ein wahnſinniges Genie in ein Chaos verworrener Gelehrſamkeit geſchleudert, dadurch, daß er thörichte und ganz überflüſſige Hülfstruppen gegen die Beſchützer der Gottloſigkeit in das Treffen geführt, Gott weiß, was alles für Niederlagen angerichtet zu haben ſich einbildete. Niemand wird dieß geradewegs zu läugnen vermögen, der auch nur mit einiger Aufmerkſamkeit den Charakter und Geiſt Vanini's in Erwägung gezogen hat. Denn die Hitze ſeiner Einbildungskraft reißt ihn ſo ſehr dahin, daß er mit losgelaſſenen Zügeln durch Abwege der allerüberflüßigſten

Ränien ſtreift und gleich dem Phaeton hin und her irrt, ohne zu wiſſen, was er ſagen, was er beſchließen ſoll, und daß eine Art von beinahe knabenhaftem Thraſonismus ihn zu Albernheiten verführt. Sollte Jemand einen Beleg für dieſe Behauptung wünſchen, ſo darf er nur die eine und andere Zueignung ſeiner Dialogen von den Geheimniſſen der Natur leſen, und wir ſind überzeugt, daß er unſerm Urtheile beipflichten wird.

Es wird aber aus den Narrenpoſſen, die er hintereinander herausgegeben, mehr als offenbar, daß er dieſe Fieberträume eines phantaſtiſchen Gehirnes auch auf die Dogmen ſelbſt ausgedehnt, und eben dieſelben zeigen, wie verbrannt ſein Gehirn und wie unklar er mit ſich ſelbſt war. Denn wer wird nicht glauben, daß man Fieberträume ihm erzählt, wenn er Jenen die Behauptung aufſtellen hört: Der Urſprung aller Religionen müſſe irgend einem Geſtirn und dem Einfluß der Planeten zugeſchrieben werden: die Schickſale derſelben hingen von der Irradation der Sterne ab; der Urſprung des chriſtlichen Glaubens datire ſich von einer Koalition des Jupiters mit der Sonne; ſämmtliche Wunder ließen ſich aus der Macht und Zauberkraft der Phantaſie erklären u. ſ. w.? Wer ſollte nicht aus vollem Halſe lachen, wenn er unſern Philoſophen über die Natur und Materie des Himmels, über die Ewigkeit und runde Figur des Himmels,

über die weder rechte noch linke Stelle des Himmels, über den farbloſen Himmel, über deſſen einzige Form und von Formen hervorgegangene, deſſen ungeachtet keineswegs entgegengeſetzte Bewegung, über die Sonne, welche durch ſich ſelbſt, und nicht durch Zufall, erwärmt wird, über den Mond, welcher nicht von der Sonne erwärmt wird, und ſodann über die meiſten Meteore und phyſiſche Urſachen, nach den Peripatetikern, Kabbaliſten, Magikern lang und breit mit kindiſchen und läppiſchen Gründen diſputiren und gleichwohl zu ſeinem höchlich verwunderten Schüler Alexander, welcher ausrufen hört: „O hätteſt du niemals den Ariſtoteles in dich aufgenommen; denn ich zweifle nicht, du würdeſt in dieſem Falle ein weit kräftigeres Gebäude der Weisheit hergeſtellt haben.

Parker, welcher dergleichen und viel andres mehr in dem berufenen Buche vorfindliches, der Reihe nach muſtert, ruft mit Recht hiebei aus: „Hört und richtet, ob es in irgend einem Zeitalter oder bei irgend einem Volke je einen thörichteren Menſchen gegeben hat?“— —

Daß alſo das überthörichte Genie Vanini's den Aberglauben dem Enthuſiasmus und einer unnützigen Wortmacherei über ganz geringfügige Dinge ſich hingegeben, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, als nur wenige Funken eines klaren Wiſſens hin und wieder jene Verworrenheiten durchſchimmern. Mit dieſen

lezteren verband ſich nun noch eine ungereimte Ehrſucht, welche ihn trieb, mit ſeiner, alle Heroen alter und neuer Zeit überragenden Gelehrſamkeit auf eine Weiſe zu prahlen, daß Niemand, der es lieſt, des Lachens ſich enthalten wird. Man vergleiche, um nur ein Beiſpiel hievon anzuführen, die Stelle, wo Alexander ſeinen Cäſar folgendermaßen herausſtreicht: „Nicht werde ich den Thomas Morus hierin nachahmen, welcher, als er mit Erasmus, ohne ihn zu kennen, in eine äußerſt ſcharfſinnige Erörterung gezogen worden, endlich ausrief: Entweder biſt du der Teufel oder Erasmus! So könnte ich in Bezug auf dein Urtheil ebenfalls rufen: „Entweder biſt du Gott ſelbſt, oder Vanini.“ Hierauf erwiedert unſer Julius Cäſar: „Der bin ich!“ Dieß Wenige aus dem Vielen, was bewährte Männer mit Fleiß geſammelt, möge hinreichen, um uns zu überzeugen, daß das Gehirn Vanini's der Nießwurz mehr als bedürftig war und daß dieſer Mann das Brandmal der äußerſten Verrücktheit ſich zuziehen mußte. Das Unglück einer ausſchweifenden Einbildungskraft ohne leitendes Urtheil, welches ihm beſchieden worden, mußte ſich nothwendigerweiſe noch aus dem Grunde verſtärken, daß er ſolch' abgeſchmackte Lehrer, wie die Bücher und Syſteme von Pomponatius und Cardanus, erhalten hatte, welche vorzogen, Oel in's Feuer zu gießen, ſtatt daſſelbe durch Waſſer zu

löſchen. Durch ſie ganz und gar verdorben, wußte Vanini ſelbſt nicht mehr recht, was er thun, und über was er feſt bei ſich abſchließen ſollte; ohne philoſophiſchen Geiſt flatterte er deßhalb hin und her, zog Gutes und Schlechtes, Rechtes und Ruchloſes, Wahres und Falſches in den zweideutigen Kreis ſeiner Diſputierluſt, ſich ſelber vielleicht nicht ganz bewußt, daß auf ſolche Weiſe die Mauern der Frömmigkeit und der geoffenbarten Religion zuſammenſtürzen.

Was alſo Vanini immer gegen die Philoſophie, wie gegen den chriſtlichen Glauben geſündigt haben mag — und wir behaupten, daß der leichtſinnige und oberflächliche Schriftſteller ſehr viel dagegen geſündigt — iſt unſerer Anſicht nach nicht ſo faſt einer direkten und ſyſtematiſchen Ruchloſigkeit, als dem höchſten Grade von Wahnſinn eines hirnverrückten Mannes zuzuſchreiben, und hätte wohl das Zuchthaus nicht aber den Scheiterhaufen verdient. Wir geben daher in dieſem Sinne gerne zu, daß er von der Schuld des Atheismus freizuſprechen ſey, wogegen der Vorwurf des Mangels an Urtheil und der Verwirrung begriff unſichern nach beiden Seiten hin frivol in den Tag hineindiſputirenden Verſtandes nicht von ihm wegzubringen ſeyn wird, und ſeine Verdienſte um natürliche und geoffenbarte Theorie wohl ſchwerlich geltend gemacht werden dürften.

Gewiß iſt dieſes Urtheil allzuhart und die pedantiſche, wenn auch gründliche Schulweisheit hat das Genie und die Originalität nach allzu ängſtlichem Maasſtabe hier gemeſſen. Aber wenn auch die „Geſpräche über die Geheimniſſe der Natur“ und das „Amphitheater der Welt“ längſt vergeſſen oder blos noch unter den Curioſitäten des philoſophirenden Geiſtes aufgeführt ſeyn dürften, ſo wird doch die heilige Flamme des „Geſanges an Gott“ begeiſternd fortlodern und dem unglücklichen Verfaſſer ein Andenken unter fühlenden Menſchen ſichern, ſelbſt für den Fall, daß ſein tragiſches Geſchick die Wenigſten rührt. Aus dieſem Geſange ſpricht das beſſere Weſen, ſiegreich durch die Vermummungen der Eitelkeit und des geräuſchliebenden äußern Menſchen ſich Bahn brechend, und er wiegt die Folianten von mehr als einem, ſelbſt berühmteren, Philoſophen auf.*)

*) Während des Abdrucks dieſer Biographie erhielt ich das Werk: „Leben und Schickſale, Geiſt, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini ꝛc.“ von W. D. F. (Leipzig 1800.) Allein trotz reichen literar-hiſtoriſchen Gelehrſamkeit und der vielen biographiſchen Notizen macht es eine nochmalige Bearbeitung des anziehenden Stoffes nicht überflüſſig.

Gedichte auf Vanini *).

1.

Jean Gonter.

Cäſar beſiegte mit grimmigen Waffen einſt den Pompejus;
Den Ariſtoteles ſchlug dieſer Cäſar durch Geiſt.
Jenem Julius halfen das Glück und die Schaaren erprobter
Krieger; doch dieſem errang einzig den Sieg ſein Genie.
Um wie viel höher darum der Geiſt erſtrahlt, als die Waffen,
Um ſo mehr überſtrahlt jenen Cäſar der hier.

2.

Johann Scheffers

Epigramm auf das Amphitheater des hochberühmten und hochgelehrten Mannes, Dr. J. C. Vanini.

Nimmermehr preiſet die Wunder mir des Tarpeiſchen Roms, noch
Amphitheater, die auf ſieben der Hügel erbaut.

---

*) Dieſe übertriebene ſchmeichleriſche Gedichte mußten die Phantaſie des eitlen Mannes noch mehr verwirren, und könnten beinahe wie Satyren betrachtet werden, wenn man nicht vom Ernſte ihrer Verfaſſer, von denen übrigens keiner beſonders poetiſche Anlage verräth, überzeugt geweſen wäre.

Denn ein edleres Amphitheater raget empor hier,
Und ein größeres Werk ſchenkte Vanini der Welt.
Auf den Theatern Roms hauſt' einſt der grimmige Tod nur,
Aber in dieſem erblüht kräftiges Leben allein.
Alle Theater darum überſtrahlt dies Amphitheater,
Wie an Güte und Glanz weichet dem Leben der Tod.

3.

P. V.

Auf das Amphitheater des höchſt ſcharfſinnigen Vanini.

Denkmal der Freundſchaft.

Wenn in unſerer Zeit nun lebete Julius Cäſar,
Würd' er lernen, wie ihm einſt zu ſiegen, geziemt.

4.

Vital Carles

auf das Amphitheater des überaus vortrefflichen Theologen Julius Cäsar Vanini.

Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht.

Vor Alexanders Statue weinete Thränen einſt Cäſar,
Denn ihn ergriff die Schaam, daß er ſo weit unter ihm.
Aber könnt' er das Bild von unſerem Cäſar erſchauen,
Welchen Thränen wohl nicht gäb' er und Seufzern ſich hin!

5.

Gabriel de Prades.

Zeichen der Verehrung gegen einen um jede Wiſſenſchaft hochverdienten Mann.

Welche Triumphe verſchafften dir nicht, die Waffen, o Cäſar,
Welche, mein Cäſar von jetzt ſchafft dein Theater dir erſt!

Ewiges Leben ſchufen die Amphitheater Seleukus;
Aber dies ewige Werk ſchaffet dir ewigen Ruhm.

Denn dem Geiſte weichet die Kraft, dem Hohen das Niedre
Und ſo beſiegſt du durch dein's alle Theater der Welt.

6.

G. Certan.

Preis J. C. Vanini's.

Geiſtgewaltig, der erſte unter Sophia's Geweihten
Bleibt Vanini, des Ruhms leuchtender Stern ſeinem Volk *).

*) Das Gedicht enthält zwar noch eine Menge Verſe: doch bezieht ſich der Reſt mehr auf den Marſchall v. Baſſompierre.

V.

Die

Aqua Tofana in Rom

unter

Pabst Alexander VII.

und

der Todtengräber zu Güran

in

Nieder-Schlesien.

Noctes atque dies patet atri janua Ditis.
Virgil.

Der Frühling des Jahres 1656, welches in die Zeit der Regierung des Pabſtes Alexander VII., eines vor vielen ſeiner Vorgänger ausgezeichneten Mannes, fiel, hatte Rom und mehreren Städten in der Runde ſtatt lebensvoller Blüthen, eine, verheerende Peſt gebracht, welche eine Menge von Menſchen jedes Alters, Standes und Ranges dahin raffte, ohne daß die Kunſt der berühmteſten Aerzte zu ſteuern vermochte. Die edelſten Familien befanden ſich in einem Zuſtande tiefſter Trauer und Beſtürzung; die Geſchäfte ruheten, der Verkehr ſtockte, das Genie erſchlaffte und die Tugendhaften wie die Verbrecher ſchreckte der raſch und unerbittlich daherſchreitende Todesengel. Allein gleichwie in jenen Tagen des Boccacio dieſe phyſiſchen Schrecknisſe ſtatt zur Reue und Buße zu bekehren, die Ge-

mörder der Menſchen nur um ſo mehr verhärteten und den Genüſſen der Luſt bis zu ihrem wildeſten Taumel zuwendeten, alſo hatte auch das öffentliche Elend in der Periode, von welcher wir ſo eben geredet, eine Rückwirkung ganz unerwarteter Art und das ſchwärzeſte aller Verbrechen brütete ſich, unerſchüttert durch den Anblick gehäufter Särge, in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt aus; ein Verbrechen, ähnlich jenem der Locuſta und Genoſſen, welches die Hiſtoriker des Zeitalters der Cäſaren mit ſo ſchwarzen Farben beſchrieben, und deſſen ſich in neuerer Zeit, beſonders ſeit dem berüchtigten Handel der Marquiſin von Brinvilliers die Phantaſie ſo manches leeren Romanſchreibers bemächtigt hat, um bei Abgang ſonſtigen lehrreichen und unterhaltenden Stoffes auf das Grauen zu ſpeculiren, welches die menſchliche Bruſt bei der Aufzählung ſolcher in myſtiſches Dunkel gehüllten Werke der Hölle zu durchziehen pflegt.

Schon vor einiger Zeit hatte man das Daſein eines Giftes von feinſter Zubereitung jedoch faſt unausmittelbaren Beſtandtheilen erkundet, als deſſen erſte Erfinderin eine verrufene Frau, genannt Toſania oder Toſana, genannt wurde, welche nach einigen Berichterſtattern in Palermo ihren verdienten Lohn durch Henkershand gefunden, nach andern aber noch bis zum Jahr 1730 in einem Gefängniſſe geſchmachtet

haben ſoll.*) Mit ihr war jedoch das Geheimniß keineswegs vernichtet, ſondern durch Helfershelferinnen, die ſie in ihre ſchwarzen Künſte eingeweiht, auch nach andern Städten Italiens, zumal Neapel, Venedig und Rom verpflanzt worden. Ueber die in den zwei erſteren Städten verübte Gräuelthaten findet man bei verſchiedenen Schriftſtellern Nachricht; in letzterer dagegen erreichte das Entſetzliche wo möglich einen noch höheren Grad. Täglich begaben ſich Todesfälle, deren Veranlaſſung man ſich gar nicht zu deuten wußte; ſie trafen beſonders das männliche Geſchlecht, welches darin ein beklagenswerthes Privilegium erhalten hatte. Die gewöhnlichſten Symptome waren allmählige Abnahme der phyſiſchen Kräfte, Ueberdruß des Lebens, Mangel an Eßluſt, und Brechreitz abwechſelnd mit einem ſo ungeheuern Durſte, daß die Ergriffenen wähnten, ſie müßten das Meer austrinken. Die Geſtändniſſe einiger von ihrem Gewiſſen nicht ganz verlaſſenen Perſonen leiteten von fern auf die Ueberzeugung, daß von weiblicher Hand das Verderben vorzugsweiſe bereitet werde und ſeine letzte Quelle in einer Ruchloſigkeit habe, welche für verübte Untreue

*) Iſt letztere Behauptung die richtigere, ſo kann dieß einen Begriff von der damaligen Juſtiz in jenem Lande gegenüber einer ſolchen modernen Medea, geben, welche mehrere hundert Perſonen gemordet hatte.

und Orgieen der Wohlluſt keinen paſſenderen Schleier wußte, als den Tod in einer Weiſe, welche das Verbrechen jeder Berechnung und Wachſamkeit der Bedrohten, und jeder Ahndung und Züchtigung der bürgerlichen Gerichte entzog. Der Beichtſtuhl war das hiezu ſich darbietende Mittel, hieher flüchteten jene Angſtgejagten, Zerriſſenen. Allein ihre Ausſagen und Bekenntniſſe waren meiſtentheils ſo vag und allgemein, und bewegten ſich meiſt nur auf der Oberfläche der Thatſachen, daß höchſtens einzelne und niemals die letzten Fäden des Zuſammenhangs erlangt werden konnten. Der Pabſt Alexander VII., welchem man allerlei nützliche Geſetze, Adminiſtrationsmaaßregeln und Reformen verdankte, wendete ſein äußerſtes an, um näheres Licht in der Sache zu erhalten; der Gedanke, daß während ſeines Pontificates mehr Leute durch Gift ſterben ſollten, als durch die Peſt geſchehen war, däuchte ihm unerträglich. Der Jammer aus den angeſehenſten Familien drang immer ſtärker zu ihm. Er bekleidete deßhalb den Governadore von Rom, Monſignore Ballanzano, mit unbeſchränkter Vollmacht zur Erforſchung dieſer Giftmiſchereien, und die Polizeiagenten, Sbirren und Späher erhielten doppelten Sold und das Verſprechen der glänzendſten Belohnungen für glückliche Entdeckungsfälle.

Die Polizei ſpann nun in der That, ſo viel es

ſich nur thun ließ, ein einziges groſſes Netz um den Verkehr und das Privatleben der Römer; alle Anſtalten waren auf's ſorgfältigſte getroffen, daß nichts Ungewöhnliches ihrer Aufmerkſamkeit entging. Beſondere Wachſamkeit aber hegte man gegen alle wegen ſchlechter Lebensart oder übler politiſcher Geſinnung verdächtige Perſonen, an welchen Rom freilich damals, wie zu allen Zeiten, mehr Ueberfluß hatte.

Es ging nicht lange, ſo gerieth man auf eine Spur, die man alsbald weiter zu verfolgen beſchloß. In Tordinona, ganz nahe den öffentlichen Gefängniſſen, wo die groben Verbrecher aufbewahrt wurden, wohnte eine Wittwe, eine Spinnerin oder Weberin, welche zwei hübſche Töchter hatte, von denen die ältere Erminia, die andre aber Armellina hieß. Erſtere war eine Sängerin und gab in kleineren Geſellſchaften und bei öffentlichen Feſten, bei denen der groſſe Haufen ſich erluſtigte, Barkarolen und Improviſationen zum Beſten; die andere beſchäftigte ſich mit weiblichen Arbeiten. Beide zogen aus ihrem Lebensberufe groſſen Gewinn, aber er brachte ſie auch mit den Leidenſchaften und dem Luxus der bürgerlichen Geſellſchaft in nähere Berührung und erzeugte Bedürfniſſe weit über ihren Stand hinaus. Sie hatten ſich beide mit wackeren jungen Leuten verheirathet und ſchienen mit dieſen im Ganzen glücklich zu leben. Plötzlich ward

jedoch der eine von ihnen eines Morgens von einem Fieber überfallen, welches langsam zwar, aber zerstörend in seinem Innern wüthete, und von einem so furchtbaren Brechen begleitet war, daß er nach wenigen Tagen unter ungeheuern Schmerzen den Geist aufgab. Acht Tage darauf starb auch sein Schwager, und als man ihn zu St. Salvator del Lauro aussetzte, zeigte sich das Gesicht von einer so ungewöhnlich frischen Röthe gefärbt, als läge er noch lebend da, in seiner ganzen Jugendkraft und in Fülle der Gesundheit.

Dieser doppelte Todesfall, begleitet von so seltsamen Umständen, erregte, wie sich erwarten ließ, den Argwohn der Polizei; auch mochte dieselbe durch erhaltene Notizen von außerehelichem Umgange der einen und anderen dieser jungen Frauen auf allerlei Vermuthungen gekommen seyn. Man beobachtete fortan genau, wer bei ihnen selbst oder bei ihrer Mutter aus- und einging. Endlich bemerkte man, daß eine schon ältliche Frau, gekleidet wie eine Verschwefter, das Haus oft zu besuchen pflegte und als eine vertraute Freundin der alten Spinnerin galt. Bei näherer Nachforschung zeigte es sich, daß sie als Magd bei einer ebenfalls in Jahren schon vorgerückten Frau, Namens Jeronima Spara, diente, welche aus Sizilien gebürtig, seit einiger Zeit in Rom ansäßig

und ihres Wahrſager-Talentes wegen, dem herrſchenden Aberglauben der Zeit und des Landes gemäß, von Leuten hohen und niedern Standes, beſonders aber von Weibern, fleißig kultivirt war. Dieſe Wahrſagerin bewohnte ein kleines Haus in der Alla Longara, und breitete durch ein eigenthümliches, unheimliches Weſen bei ihren Nachbarinnen einen Nimbus um ſich, ohne daß es gerade ſchien, als ob ſie abſichtlich das Bekanntwerden geſucht habe.

Als die Sbirren an Don Valenzoni dieſe Kunde überbracht, hielt dieſer ſich überzeugt, daß man hier auf Waſſer geſtoßen ſey, welches ſicher zur Quelle des Geheimniſſes führen dürfte. Allein da die bisherigen Anzeichen noch lange nicht hinreichten, um eine gewaltſame Maaßregel zu begründen und ſo fein geſponnene Fäden, wie die des großen Verbrechens, ebenfalls nur auf feine Weiſe erfaßbar ſchienen, ſo verfiel der Governadore auf ein Stratagem, welches der Erfolg völlig rechtfertigte. Er ließ ſich eine Liſte jener gutmüthigen Geſchöpfe reichen, welche im Rufe ſtanden, daß ſie mit bewunderungswürdiger Selbſtverläugnung ganz dem Berufe ſich hingaben, den leichtſinnigeren Theil des männlichen Geſchlechtes, ohne feſſelnde Eide für die Zukunft, glücklich zu machen, und er wählte von ihnen diejenige aus, welcher man außer einer liebreizenden äußeren Geſtalt die meiſte Dreiſtigkeit, Gewandheit

und Verſchlagenheit zuerkannte. Sie ward von ihm und ſeinen Leuten gehörig in die Schule genommen und durch brillante Verheißungen, wenn ihre Dienſte zu Reſultaten führen würden, kühn und entſchloſſen zu allem dem gemacht, wozu man ſie beſtimmt hatte. Man kleidete ſie ſonach in koſtbare Gewänder, hing ihr Geſchmeide um und gab ihr Equipage und Bedienung, ſo daß ſie als eine Dame von Rang erſcheinen konnte; dann ſchickte man ſie in dieſer Vermummung zur Spara, wo ſie ſich als eine Perſon anmelden ließ, welche etwas Verlornes mit Hülfe der Wahrſagerkunſt zu erlangen komme. Da es für die Alte nichts ungewöhnliches war, dergleichen Damen bei ſich zu ſehen, ſo empfing ſie die Fremde ganz ohne Argwohn, und verſprach ihr, den Ring von großem Werthe, welchen jene auf ihrer Flucht während eines Abentheuers, oder auch durch Diebſtahl, verloren zu haben behauptete, gegen ein gutes Geſchenk, wieder zu verſchaffen; ſie lud demnach ihren Gaſt zum Wiederbeſuche nach einigen Tagen ein.

Während dieſer Zeit lauerte die Polizei noch eifriger auf die Betſchweſter wie auf die Jeronima, ſomit Magd und Frau, und bemerkte, daß erſtere nicht nur die Spinnerin, ſondern auch mehrere andere Weiber, zumal eine Färberin und eine Fleiſcherin beſuchte, und daß eine Ausläuferin, Namens Graciosa, bisweilen

zur Spara kam. Alle dieſe Frauen waren Wittwen; ein Umſtand, welcher die Reihe von Verdachtgründen durch einen, obgleich immer ſehr entfernten, mehr zu verſtärken diente.

Als die angebliche Dame wiederum bei Spara erſchien, erklärte ihr dieſe, daß es bis jetzt unmöglich geweſen, den Ring herbeizuſchaffen, äußerte jedoch, ſie ſcharf fixirend, Zweifel, ob ſie auch wirklich nur einen ſolchen verloren habe. Darauf geſtand ihr jene mit affektirter Schüchternheit und Verlegenheit, daß der Ring allerdings nur einen Vorwand gebildet, um die Bekanntſchaft der berühmten Spara zu machen, von welcher man wohl wiſſe, daß ſie mit Geiſtern im Bunde ſtehe oder doch wenigſtens geheimnißvolle Kräfte der Natur kenne, durch die ihr das Wichtigſte gelinge und bedrängten Menſchen unverhoffter Beiſtand geleiſtet werde. Die eigentliche Veranlaſſung aber, warum ſie dieſe Bekanntſchaft geſucht, ſey eine ganz andere, als der ſchlechte Ring. Sie erzählte ihr nun einen ſehr kunſtreich geſchlungenen Roman her, in welchen ſie ſich verwickelt, und deſſen Ausgang gleich gefahrvoll für ihr Leben wie für ihre Ehre ſey. Nur ein außerordentliches Mittel könne ſie vor den Mißhandlungen, ja vor den Dolchen eines erzürnten Gatten retten, deſſen Rückkehr mit jenem Tage bevorſtehe. Alle Fragen der Spara beantwortete ſie mit ſolch ge-

ſchwätziger Ausführlichkeit und mit einer ſo ungezwungenen Miene, daß die Alte ihr völlig Glauben beimaß. Die Koſtbarkeiten, welche ſie die Spara ſehen ließ und welche ſie aus dem Hauſe ihres Mannes genommen zu haben behauptete, ferner die volle Börſe, die ſie ihr für den Fall antrug, daß ſie eine Maaßregel ihr ausfinde, durch welche ihre vollſtändige Befreiung von ihrem Tyrannen erwirkt werden könnte, benahmen der geizigen Vettel die letzten Zweifel und ſie verhieß ihre beſten Dienſte, wenn ſie anders nur ſicher wäre. Auf dieſes zog die Dame einen Diamantring vom Finger, und gab ihn der Alten, mit feierlichen Schwüren die ſtrengſte Verſchwiegenheit angelobend, als vorläufiges Pfand ihrer unbegränzten Dankbarkeit; zugleich verſprach ſie ihr nach vollbrachter That noch fernere reichliche Geſchenke; doch wünſchte ſie vorläufig das Mittel zu kennen, welches zum erwünſchten Ziel ſie führen und ſo demjenigen den Tod bringen ſollte, welcher ſelbſt ſo grauſamer Weiſe nach ihrem Leben trachte.

Spara erklärte ihr: dieſes Mittel ſey ein Trank, in welchen ſie ein von ihr auf das Feinſte zubereitete Gift zu gießen habe. Die Dame bemerkte, daß es nicht an Leuten fehlen werde, welche die Sache beſorgen würden, und bat ſie, ihr das Gift immerhin in ihre Wohnung zu ſchicken, welche ſie ſohin genau be-

zeichnete. Zuerſt ſollte die Probe ſeiner Wirkſamkeit an einem Hunde gemacht werden. Spara gab ihr den Tag an, an welchem ſie ihren Wünſchen entſprechen würde, und ſo nahmen denn die Beiden Abſchied von einander.

Bereits hatten die Polizei und das Inquiſitionstribunal ein ſchön meublirtes Haus in einer entlegenen Straße gemiethet und der angeblichen Dame zum Bewohnen eingeräumt. Alle Anſtalten zum Empfange der Magd wurden beſtens getroffen. Im Zimmer, welches zunächſt an das Beſuchzimmer ſtieß, waren ein Richter, ein Notar, mehrere Häſcher und Zeugen verborgen. Nachdem die Magd angekommen, ward der Verſuch des Giftes mit einem Hunde wirklich angeſtellt und derſelbe verſchied alsbald. In dieſem Augenblicke ſtürzten jene aus dem Nebenzimmer hervor, banden die Perſon und führten ſie in's Gefängniß ab. Zu gleicher Zeit wurden auch die Spara, die Färberin und die Fleiſcherin, endlich auch die Spinnerin und ihre beiden Töchter nebſt einer großen Anzahl anderer, jungen und alten, Wittwen, welche Verdacht auf ſich geladen, verhaftet; nur der Aufkäuferin Graciosa konnte man nicht gleich habhaft werden; denn dieſe war mit einem Mal verſchwunden und jede Anſtrengung der Polizei, ihre Spur zu entdecken, längere Zeit umſonſt. Allein ſie entging ihrem Schickſal

dennoch nicht; denn im Wahne, man werde ſie bereits vergeſſen haben und ihr Name in dem bevorſtehenden Prozeſſe gar nicht genannt werden, kehrte ſie in die Stadt zurück, aus der ſie ſich geflüchtet und begab ſich unbemerkt in ihr Haus. Da Niemand ſich um ſie zu bekümmern ſchien, ſo hatte ſie die Kühnheit, ſogar auf dem Vatikane wieder zu erſcheinen, wo ſie unter dem großen Haufen ſich völlig ſicher hielt. Allein der Zufall fügte es, daß, als ſie bei der Rückkehr ganz ſorglos an den Gefängniſſen der Tordinona vorüberging, gerade der bei dem Prozeſſe gebrauchte Notarius, Mariotti, aus derſelben herauskam. Die Phyſiognomie der Perſon, welche etwas vom inneren Seelenzuſtande ausdrückte, fiel ihm auf und eine Ahnung von der Identität der entwichenen Graciosa mit derſelben durchfuhr ihn. Er wendete ſich raſch deßhalb zu einigen Häſchern, welche ſo eben einen Gefangenen führten und befahl ihnen, dieſe Frau zu fragen, ob ſie nicht Dorothea heiße; im bejahenden Fall ſollten ſie dieſelbe ohne weiteres verhaften. Die Häſcher gingen auf ſie los und ſtellten die Frage; worauf ſie erwiederte: „ich heiße nicht Dorothea, ſondern Graciosa!“ Wild jubelnd riefen jene: „Die gerade ſuchen wir!“ So ward denn auch die Auskäuferin eingebracht und man konnte die Verhöre mit aller Ausführlichkeit vornehmen.

Der Governadore ſaß der Unterſuchung in eigener

Perſon vor, unterſtützt von dem Obernotar Gennenti. Jeden Tag mußte man dem Pabſte ausführlichen Bericht über ihren Fortgang erſtatten. Eine Menge Zeugen wurden vorgeladen; nur Jeronima Spara, als die letzte Urheberin derſelben und Erfinderin des Giftes bezeichnet, läugnete ſtandhaft. Man hielt deßhalb mehrere heimliche Kongregationen und faßte in einer derſelben den Beſchluß, die verſtockte Verbrecherin auf die Folter ſpannen zu laſſen.

Als Spara hievon in Kenntniß geſetzt wurde, beſiegte die weibliche Schwäche die Ungezähmtheit des Gemüthes; ſie brach in bittere Thränen aus und rief: „Wo ſind nun all' die Principe's, die Marcheſen, die Barone Roms, welche mich bei ſo vielen Anläſſen ihres Schutzes verſichert? wo die hohen Damen, welche mir ihre Gunſt betheuert und denen ich in ihrer Noth geholfen? Wie? ich ſoll auf die Corda geſpannt werden? Wehe mir! Keines von meinen Kindern, die ich in ſo glänzende Umſtände verſetzt, erſcheint jetzt, um mich zu retten. Ja, und wenn ſie auch erſchienen, an wen ſollen ſie ſich wenden, wen um Fürſprache für ihre Mutter angehen?“

Die Folterknechte brachten ſie in die furchtbare Kammer und begannen bereits ſie auszukleiden; allein Spara ließ es nicht zum Aeußerſten kommen, ſondern geſtand ſowohl die Thatſache ein, daß ſie das Gift

bereitet, welches ſo vielen Menſchen das Leben gekoſtet, als auch gab ſie die Materialien an, woraus die Fabrikation geſchehen war.

Alexander VII. hatte an dieſem Geſtändniß genug und ſeltſamer Weiſe drang man nicht weiter in die ruchloſe Wahrſagerin, auch die Perſonen anzugeben, welche ſich ihrer Hülfe zu ihren abſcheulichen Intriguen bedient hatten. Vermuthlich befürchtete man in die Verhältniſſe von allzu vielen, hochgeſtellten Familien einzudringen und ein Uebel, noch ſchlimmer, als das Geſchehene, dadurch hervorzurufen, wenn die Gerechtigkeit allzu genau unterrichtet würde. Oder auch gab man zum mindeſten den Thatſachen, welche nicht auf die bereits Verhafteten ſelbſt ſich bezogen, keine Oeffentlichkeit. Das Wichtigſte, was man vorläufig zu thun ſich gedrungen fühlte, ſchien die einſtweilige Verhinderung der Fortſchritte des Meuchelmords. Auf allen öffentlichen Plätzen wurde daher ausgerufen und an allen Straßen-Ecken angeſchlagen, daß Niemand von welchem Stand' er auch ſeyn möchte, bei Galeerenſtrafe es wagen ſollte, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Governadore von Rom und des Tribunals, von irgend einem Diſtilleur in der Hauptſtadt ſowie in der Umgegend Scheidewaſſer oder eine Eſſenz dieſer Art, oder auch nur Ingredienzen dazu zu kaufen.

Die Ausſagen der Spara lieferten nun die ab-

ſcheulichſten Aufſchlüſſe über das, was vorgegangen und beſonders über die Art und Weiſe der Zubereitung des Giftes. Es war aus den feinſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt und die Berechnung ſeiner Wirkung, je nach der ſtärkeren oder geringeren Miſchung ſo ſicher, daß die Monate und Wochen, ja Tage und Stunden angegeben werden konnten, in welchen der dem Tod' Geweihte erliegen würde. Jeronima hatte das Geheimniß bei ihrer Landsmännin und Meiſterin, Toſania, in Palermo ſelbſt gelernt und nach Rom gebracht, wo ſie allmählig einige andere Frauen ihres Gelichters in's Geheimniß zog und das Ganze ſofort leitete. Gerade der Umſtand, daß die Zeit des Verſcheidens ſtets von ihr ſo genau angegeben worden, ohne daß ſie gerade beim Abgang aller äußern Zeichen, in den Verdacht als Urheberin beim Publikum fiel, hatte ihren Ruf als Wahrſagerin bei den Perſonen begründet, welche ſie für frevelhafte Zwecke ſuchten und durch eine gewiſſe Sympathie, in der ſie ſich nicht getäuſcht ſahen, zu ihr hingezogen wurden.

Das Tribunal beſchränkte ſich darauf, das Todesurtheil über die fünf Perſonen, welche als Hauptverbrecherinnen und Verführerinnen des übrigen überwieſen worden, nämlich die Spara, die Färberin, die Fleiſcherin, eine Fleckenausziehrin und die Graciosa,

zu fällen und Alexander VII. beſtätigte daſſelbe ohne Verzug.

Auf dem Campo di Fiore wurden in aller Frühe hohe Galgen aufgerichtet, und damit der Menge deſto mehr Raum verſtattet würde, das blutige Schauſpiel mit anzuſehen, ſämmtliche Kramladen auf dieſem Platze niedergeriſſen. Man wünſchte ein ſo großes Publikum dabei, als möglich, um durch die Strafe für die Zukunft abzuſchrecken. Die Wohnungen auf dem Campo di Fiore waren ſo ſehr angefüllt, daß viele Damen Fenſter bis zu dreißig Ducatis miethten, andere aber beinahe erdrückt wurden, oder vor Hitze erſtickten, nur um in eitler Neugier die Schande ihres Geſchlechts vorüberziehen und gerichtet zu ſehen.

Nachdem den Delinquentinnen die Sentenz verleſen worden, übergab man ſie der frommen Prieſterſchaft der Conſortatoris, welche ſie zum Tode vorbereiteten. Aller Trotz war ihnen gebrochen und ſie zeigten ſich ſo zerknirſcht und reumüthig und erhoben ein ſolch' entſetzliches Wehklagen und Geheul, daß das öffentliche Mitleid ſicherlich ihnen zu Theil geworden ſeyn würde, wären es gerade nicht Miſſethäterinnen von ſolch ausgefeimter Ruchloſigkeit geweſen, welche hier ihrem Schickſal entgegengingen. Spara allein zeigte noch bis zur Stunde, wo man ſie aus dem Kerker führte, einige Haltung; ſie hoffte ſtandhaft

ihre Rettung, in Folge der Fürſprache irgend eines mächtigen Hauſes, welches, ihrer Meinung nach, Verbindlichkeiten gegen ſie hatte. Vielleicht auch hatte man blos durch ſolche allgemeine Verheißungen weitere Geſtändniſſe zum Nachtheile von Dritten bisher verhindert, wenn nicht der Pabſt ſelbſt, wie man vermuthen darf, dieſelben mit Abſicht fern gehalten.

Auf fünf mit Ochſen beſpannten Karren wurden die Verurtheilten aus der Tardinona von vermummten Perſonen nach der Richtſtätte gebracht; jede der fünf Frauen war von zwei Confortatoris begleitet, welche mit ihrem geiſtlichen Zuſpruch bis zum Augenblicke der Vollziehung des Spruches fortfuhren. Ein Diener des Scharfrichters ritt dem Zuge voran mit einer Trompete, aus der er von Zeit zu Zeit einen Stoß that, unter dem Ausruf: „Seht hier dieſe Weibsleute, welche hingerichtet werden, weil ſie nicht nur ihre eigenen Männer, ſondern auch noch andere Perſonen um's Leben gebracht haben!“ Dieſe Trompetenſtöße und die ganze ſchauerliche Zeremonie bewirkten einen Eindruck auf das Volk, wie der Pabſt ihn gewünſcht. Die Schuldigen und die Unſchuldigen zitterten gleich ſehr, da Niemand wußte, ob nicht im Schooſe ſeiner eigenen Familie noch irgend ein Nachtrag des ſchwarzen Verbrechens ſich offenbaren, oder die Gerechtigkeit den einen oder andern Nachbar von der

Seite reißen und zu gleicher Beſtrafung abführen werde.

Nur mit Mühe konnten die Armenſünderkarren auf das Campo de Fiore gelangen, ſo ungeheuer war das Gedränge des Volks. Die Confortatoris halfen den Unglücklichen, als ſie den Schaffotten endlich nahe gekommen, herab. Spara wollte ſich von ihrem Wagen herabſtürzen, ward aber zurückgehalten. Das Urtheil hatte verfügt, daß ſie die Hinrichtung ihrer vier Schweſtern mit anſehen und zu allerletzt gehängt werden ſollte. Graciosa eröffnete den Reihen, und als es endlich an Spara kam, blickte dieſe nochmals mit flehentlichen Blicken umher, ob nicht Gnade erſcheine. Aber die hohen Herren und Damen, denen dieſe Blicke galten, hatten für gut gefunden, des Pabſtes Milde preiſend, ſich völlig ſtill zu halten, und frohlockten, mit dem Werkzeuge ihrer Verbrechen dieſe zugleich ſelbſt vielleicht in ewige Vergeſſenheit verſchwinden zu ſehen. Noch ein Glas Waſſer erbat ſich die Alte, und ſetzte, als man ſie heraufzog, einen Fuß in die Leiter, was ihre Schmerzen vergrößerte. Unter gräßlichen Zuckungen gab ſie den Geiſt auf. Der Wunſch, ihre Kinder noch vor ihrem Ende zu ſehen, war aus dem Grunde unmöglich gemacht worden, weil dieſelben, um der Schmach zu entfliehen, ſchon vor dem Tage der Execution nach Neapel gereist waren. Die Leichname

blieben etwa eine Stunde lang am Galgen; darauf wurden ſie nach der Piazza S. Giovanni Decolleto gebracht und daſelbſt beigeſetzt.

Einige Monate ſpäter erfolgte, da das blutige Schauſpiel nicht alle Luſt zum Giftmiſchen vernichtet, abermals eine Hinrichtung durch den Strang, und es waren wiederum zwei Wittwen, die ihre Männer durch Aqua Tofana getödtet. Eine dritte, eine Betſchweſter, ward mit Ruthen geſtrichen. Einige Zeit darauf wurden noch fünf Frauen des Landes verwieſen und eine Anzahl von jüngeren und älteren Perſonen, welche zum mindeſten in hohem Grade des Verbrechens ſich verdächtig gemacht, ebenfalls mit Ruthen gepeitſcht. Mit ſolcher ungewöhnlichen Milde verfuhr man in demſelben Rom, welches die ſchuldloſe und engelſchöne Beatrice Cenci und ihre Familie für eine That der gerechteſten Nothwehr des ſchauervollſten Todes ſterben ſah.

Der Pabſt war durch die entſetzlichen Ergebniſſe der Unterſuchung des vielverzweigten Verbrechens ſo angegriffen, daß er die Prozeßakten in der Engelsburg verwahren ließ, um das Geheimniß der raffinirten Giftmiſchung ſelbſt dem Publikum zu entziehen; denn es ſchien, trotz der tragiſchen Scene auf dem Campo de Fiori, ein eigenthümlicher Reiz in der Verübung der beſtraften That zu liegen, welcher in pſycholo-

giſcher Hinſicht und als trauriger Beitrag zur Kulturgeſchichte betrachtet wurde und daher eher zur Verhüllung als Veröffentlichung der Einzelnheiten beſtimmte. Noch hie und da ereigneten ſich Fälle, wie die angedeuteten, und das Verbrechen nahm blos, wo möglich, noch künſtlichere Formen an und wußte ſich aller menſchlichen Wachſamkeit durch verſtärkte Vorſicht zu entziehen. Erſt ſpäter fand man ein Gegenmittel für die Aqua Toſana, nämlich in Citronenſäure und ſcharfem Eſſig. Durch einen Zufall hatte ſich damit der Gatte einer ſchönen aber buhleriſchen Frau das Leben erhalten; er war großmüthig genug, durch die Fürbitte einer einflußreichen Dame von hohem Rang, die Todesſtrafe von der Verbrecherin abzuwenden. Sie ward in ein Kloſter gebracht.

Der Pabſt aber ließ öffentlich auf jenes Gegenmittel aufmerkſam machen und die nöthigen Sanitätsmaaßregeln in vorkommenden Fällen vorſchreiben. Der fürchterliche Höllentrank ſelbſt, von dem hier ſeitdem die Rede war, iſt in den Verhören und in den Geſchichten der Medizin als ein klares, geſchmackloſes Waſſer beſchrieben worden, wovon 5 — 6 Tropfen hinreichten, um demjenigen den Tod zu geben, welcher ihn hinuntergeſchlürft. Während Einige ihn von dem Schaum aus dem Munde von Erhängten und Erdroſſelten oder abſichtlich zum Wahnſinn Gereizten,

mit allerlei abentheuerlichen Anekdoten die Sache ausſchmückend, hinſtellten, erſahen Andere in ihm nichts als eine Auflöſung von kriſtalliſirtem Arſenik, als Hauptbeſtandtheil, ohne jedoch die Möglichkeit noch fernerer Zuſätze zu läugnen.

Eine Art Gegenſtück zur Aequetta, wie die Aqua Tofana mit einem ſchauderhaften Diminutiv bisweilen genannt worden iſt, wenn in der Form auch verſchieden, erlebte man beinahe um dieſelbe Zeit (1656) zu Gürau, einer Stadt in Niederſchleſien. Eine fürchterliche Peſt, deren Urſprung und näheren Charakter Niemand anzugeben wußte, nahm in dieſem Orte mit ſolcher Schnelligkeit zu, daß binnen kurzer Zeit über 2400 Perſonen von jedem Alter, Geſchlecht und Stande, dahin gerafft wurden. Wer nur über die Straße ging, fiel um, gleich Fliegen, und ein einziges Familienglied ſteckte alle übrigen an. Oft ſtarben ganze Häuſer zuſammt aus, und jede Hülfe, wenn ſie auch gebracht werden wollte, war vergebens. Die Kinder erlägen über und neben ihren Eltern dem grauſenvollen Geſchick und Schweſtern und Bräute hatten kaum den geliebten Gegenſtänden den letzten Abſchiedsgruß geſpendet, als ſie ſelber nachfolgten und ein Grab ſie zugleich verſchloß. Zuletzt fehlte es nicht nur an Aerzten und Prieſtern, ſondern ſelbſt an Handwerksleuten, welche die allernöthigſten Lebensmittel

lieferten und eine gräßliche Hungersnoth verband ſich mit der würgenden Seuche und drohte der Stadt eine vollſtändige Ausrottung. Wer ſein Leben liebte, ſuchte ſich dadurch zu retten, daß er den Ort ganz verließ und in benachbarten Dörfern ſich einquartirte oder auf freiem Felde Hütten aufſchlug.

Ein Zufall verrieth endlich die Quelle dieſes allgemeinen Elends und Jammers. Dem Todtengräber des Ortes entlief ein Schwein und ſuchte das Weite, ſeinen Weg nach jenen Hütten nehmend. Der Eigenthümer eilte dem Thiere nach und gedachte bereits, es eingefangen zu haben, als ein Schuß ganz in ſeiner Nähe es darniederſtreckte. Die Geflüchteten, welche angſtvoll den unſauberen Gaſt erblickt und eine Anſteckung ihres Aſyles durch das Thier, in welchem der Peſtſtoff bereits ſtecken konnte, befürchtet, hatten auf ſolche Weiſe der ihnen drohenden Geſellſchaft ſich entledigt.

Der Todtengräber kehrte voll Zorn zurück, erſchien aber bald wieder zu Pferd nahe vor den Hütten und ſtellte mit allerlei Scheltworten die Vollbringer der an ihm geübten Rechtsverletzung zur Rede. Dieſelben ſchrieen ihm zu, zurück zu bleiben, indem ſie ſonſt ihm ein gleiches Loos, wie ſeinem Schweine, bereiten würden. Der Mann, vom Weine taumelnd und vom Zorn dahin geriſſen, erlaubte ſich

jetzt die Aeußerung: er gedenke bald mit der Stadt vollends aufzuräumen, und man möge ſich nur inzwiſchen die Mühe nicht geben, ihn zu verlangen. Dieſe Worte fielen ungemein auf und wurden alsbald dem Rathe überbracht.

Ein zweiter Vorfall, welcher wenige Tage darauf ſich ereignete, erregte noch größere Aufmerkſamkeit. Die Frau eines der vornehmſten Einwohner, voll Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend, war geſtorben. Man hatte den Sarg bereits auf den Friedhof gebracht und der Todtengräber ihn in Empfang genommen, um ihn in die Erde zu verſenken. Als er den Gatten nun troſtlos und aufgelöst in den wildeſten Schmerz darneben erblickte, tröſtete er ihn mit teufliſchem Hohngelächter und ſagte zu ihm: „Seyd ruhig, lieber Herr! Bald ſeyd Ihr Beide wiedervereint. Heute begrab' ich Euere Frau; morgen hole ich Euch ſelbſt!“ Auch dieſe Rede ward an die Obrigkeit berichtet. Und nun ertheilte dieſelbe Befehl, den Todtengräber, welcher immer unheimlicher ſich gebehrdete, gefangen zu ſetzen und ließ ein ſtrenges Verhör mit ihm anſtellen. Allein erſt auf der Folter geſtand er: der böſe Geiſt habe ihm eingegeben, vergiftetes Pulver zu bereiten und daſſelbe nicht nur in die Brunnen, ſondern auch auf die Straßen zu ſchütten. In Speiſe und Trank breitete es auf ſolche Weiſe Verderben und da die über die Stra-

ſten Wandelnden mit ihren, damals langen, Kleidern den Giftſtaub auffingen, ſo kam es auch auf dieſem Wege in die Häuſer. Der Böſewicht bekannte ferner, daß er die Sache nicht nur für ſich allein getrieben, in der Hoffnung, ein reicher Mann zu werden und nach und nach die ganze Stadt zu beerben, ſondern auch ſeine Kollegen in mehreren Städten Nieder-Schleſiens damit verſehen habe, wofür ſie ihm großen Dank gewußt hätten, da die Kundſchaft beträchtlich ſich vermehrt und durch den geſteigerten Dienſterwerb ſie vermöglich gemacht habe. Er behauptete: der Todtengräber zu Brausnitz allein habe über 700 Menſchen, in Folge der Wirkung ſeines Giftes, begraben.

Die Strafe des Mörders war der Größe des Verbrechens und den Sitten der Zeit angemeſſen; doch ſchien ſie Vielen noch allzu mild und keine phyſiſche Qual hart genug für den beiſpielloſen Miſſethäter. Man zwickte ihn mit glühenden Zangen, ſchnitt Riemen aus ſeinem Leibe, und verbrannte ihn endlich, um was er ſelbſt gebeten haben ſoll, zu Pulver.

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs.

Indem ich bemerke, daß von einigen der angeführten Quellenschriftstellern aus Ueberſehen bisweilen nur der Name, ſtatt der ganze Titel des Werkes, wie an den andern Stellen angegeben worden, habe ich noch anzuführen, daß die Sammlung The British Plutarch mir zu ſpät in die Hände gekommen iſt, um ihn noch benützen zu können und er mir blos an einzelnen Stellen während des Druckes noch Dienſte leiſtete. Man findet in der darin enthaltenen obgleich kurzen Biographie verſchiedene intereſſante Thatſachen, beſonders in Bezug auf das Privatleben und die letzten Augenblicke Sir Walters, die an den König und an ſeine Gattin unmittelbar vor der Hinrichtung geſchriebenen, herzergreifenden Briefe, welche wir, beengt durch den Raum dieſes Bandes, hier nachträglich mitzutheilen verhindert werden.

Ebenſo liefert der British Plutarch auch, ſowohl für die Biographie Raleighs, als jene des berühm-

ten Spencers, (B. II.) allerlei Literarhiſtoriſches und es geht aus dieſen, wie auch aus mehreren Biographien Shakespeare's hervor, daß der „Pierre l'Hermit des mers“ *) ſeinen Einfluß bei der Königin Eliſabeth ſtets auf die würdigſte Weiſe, zu Gunſten der Wiſſenſchaft und der ſchönen Künſte, mittelſt Unterſtützung dürftiger Schriftſteller und Dichter, geltend zu machen bemüht war.

Selbſt als Dichter, (obgleich dieß vielleicht ſeine ſchwächſte Seite war **) ſtiftete er einen Sirenen-Orden ***) von dem auch Shakespeare Mitglied war †). Spencer, welcher ihn als den „Schäfer des Oceans“ zu begrüßen pflegte, hat in verſchiedenen Gedichten ihn verherrlicht und ihm treue Freundſchaft ſein Leben lang bewahrt.

---

*) So nennt Chateaubriand in einer ſeiner neueſten Schriften W. Raleigh, wie auch Fr. Drake.

**) Der britt. Plutarch liefert ſeine Vision of the fairy Queen.

***) (Berliner) Magazin für die Literatur des Auslandes. Jahrg. 1836.

†) Der Umſtand, daß Graf Eſſex ebenfalls ſein Gönner war, ſchadete ihm nichts bei Raleigh.

Ende des erſten Bandes.

Inhalts-Anzeige

des

erſten Bandes.

Seite

Vorwort. 5

I. Sir Walter Raleigh. 11

II. Die Liebe Pfalzgraf Friedrichs III. und Leonorens von Oeſterreich 245

III. König Chriſtiern II., das Täublein von Amſterdam und Mutter Sigbrit 285

Seite

IV. Giulio Ceſare (Lucilio) Vanini 321

V. Die Aqua Toſana in Rom unter Pabſt Alexander VII. und der Todtengräber zu Gürau in Nieder-Schleſien 155

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs 181

Biographiſch-hiſtoriſche

Studien

von

Ernſt Münch.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn

Staatsrath von Fischer.

in

Stuttgart,

Komthur des K. W. Kronordens, Ritter des Friedrich-Ordens u. ſ. w.

in

hochachtungsvoller Freundſchaft

der Verfaſſer.

Inhalts-Anzeige

des

zweiten Bandes.

Seite

I. Hiſtoriſche Parallelen und Zeitſtimmen, Belgien und die Belgier betreffend 5

II. Zur Geſchichte des Lebens, des Charakters und der Regierung König Wilhelms I. der Niederlande 45

III. Die Ereigniſſe zu Brüſſel im September 1830 . 137

IV. Bruchſtücke einer Biographie des Demoſthenes . . 183

V. Ferdinand Wanker, Profeſſor der Moral und deſignirter Erzbiſchof von Freiburg 257

V. b) Habsburg; die Schickſale der Burg und des Geſchlechts in gedrängtem Umriß 313

VI. Stefano Porcaro 361

VII. Vittoria Accoramboni 381

VIII. Beiträge zur Geſchichte der Meerfahrt König Philipps des Schönen im Jahr 1500 . . 421

IX. Floris von Montmorency, Herr von Montigny . . 437

I.

Hiſtoriſche Parallelen

und

Zeitſtimmen,

Belgien und die Belgier betreffend.

Multa renascentur quae jam cecidêre caduntque.

(Geschrieben in den Jahren 1830 und 1831).

Bei Beurtheilung der Begebenheiten in den Niederlanden und der Verhältnisse zwischen Belgien und Holland, zwischen Dynastie und Nation, haben nicht selten wesentliche Irrthümer dadurch sich eingeschlichen, daß man die alten Zeiten und Bezeichnungen durchaus nicht gekannt, den Charakter und die Stimmung — der Belgier, namentlich aus früheren Perioden, nicht gehörig gewürdigt, und namentlich der Idee Raum verstattet zu haben scheint, als hätten Letztere in früherer Zeit eine selbstständige Nation gebildet, welche nachmals unterdrückt, erobert, und vermöge des Eroberungsrechts an die Holländer, somit in einen neuen Zustand von Unterdrückung, gekommen seyen. Diejenigen Individuen, welche dieser Idee huldigen, müssen entweder die Geschichte des Volkes gar nie studirt

haben, oder vielmehr ſie affektiren völlige Unwiſſenheit von Dingen, die doch durchaus zu unbefangener Würdigung der Geſchichte des Tages gehören, weil die Gegenwart, ſowohl was den faktiſchen als rechtlichen Beſtand betrifft, aus der Vergangenheit nothwendig erklärt werden muß. Die Belgier haben, wie die Holländer, eine Reihe von geſchichtlichen Verwandlungen durchgegangen, ohne jemals eine Nation geweſen zu ſeyn. Der Beweis dafür läßt ſich von Cäſars Zeiten bis auf Van de Weyer nachliefern. Wäre der Gegenbeweis möglich, ſo würde dieß für ihre Revolution einen günſtigeren Maaßſtab zur Beurtheilung ihrer Legalität oder Entſchuldbarkeit darreichen; aber leider bleibt er durch alle Thatſachen im Zuſammmenhang, wie im Einzelnen, verſperrt. Wir finden bis zur Burgundiſchen Periode blos einzelne Herzogthümer, Grafſchaften, Herrſchaften, Städte, mit einer Unzahl von Privilegien und Rechten, von Anmaßungen und Reklamationen, bald wechſelſeitig gegen einander ſelbſt, bald von den Unterthanen und Vaſallen gegen die Herrſcher, bald von Herrſchern und Vaſallen gegen die Kaiſer und den Reichsverband, zu dem ſie gehörten, ausgeübt. Nicht einmal der Kollektiv-Begriff eines Belgiſchen Volkes findet ſich bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts irgendwo ausgeſprochen; die Idee einer Belgiſchen Nation, als ſolcher, fehlt ganz;

eben ſo wenig ſtellt ſich ein ſolches auch im Norden dar; aber früher, als in Belgien, ward doch bei den Holländern, Seeuwen und Frieſen das Gefühl vorherrſchend, daß ſie einen Brüderbund, dem Auslande gegenüber, bildeten, und die glorreichen Erinnerungen an die alten Kämpfe und Unternehmungen der Bataver weckten ſchon in früherer Zeit eine Art Nationalität. Alle Geſchichtſchreiber früherer und ſpäterer Zeit ſtimmen darin überein, daß es niemals eine Völkerſchaft von unruhigerem, ungeſtümerem und tumultliebenderem Geiſte gegeben, als die Belgier im engeren Sinne. Sie zeigten ſich mit keinem Zuſtand der Dinge jemals zufrieden, mit einem guten ſo wenig als mit einem ſchlechten, und merkwürdig genug, mißhandelten ſie die Guten ſtets am meiſten, während die Schlechten ihnen am ſicherſten imponirten. In keiner andern Volksgeſchichte findet ſich eine ſo frühe und ungemeſſene Ausdehnung von individueller Freiheit, und in keiner ein ſo unmäßiger und unzähmbarer Mißbrauch derſelben; alſo zwar, daß namentlich durch die Annalen und Rechtsgeſchichte der Flandriſchen und Walloniſchen Städte dargethan werden kann, wie wenig für die Herrſchaft einer wohlverſtandenen Freiheit, einer geſetzlichen Ordnung und eines feſten Kultur-Zuſtandes die Demokratie in ihrem Sieg und in ihrer Reinheit tauge. Die unzähligen Parteien im Süden verhin-

derten ſtets die Concentrirung einer Geſammtkraft; ſie verzögerten — was die Parteiungen der Hencks und Kabbeljauws betrifft — auch im Norden lange Zeit ein Aehnliches, bis der gereiftere politiſche Verſtand der Holländer dem Uebermaaß der Leidenſchaften Zaum anlegte und durch einen mannhaften Sieg über ſich ſelbſt die Freiheit ihre ſelbſtmörderiſche Waffe auf den Altar der gemeinſamen Wohlfahrt niederlegte. Wenn auch der Norden, wie der Süden, die gleichen zahlloſen Verbrechen ſah, welche die aufgeregte Parteiwuth, oft zum Abſcheu der gebildeten Welt, bis zum Uebermaaß häufte, ſo war doch immer noch eine durchgreifende Idee, ein Zuſammenhang des Ganzen, und ein eiſerner Charakter in allen einzelnen Erſcheinungen ſichtbar. Die Helden dieſer Tragödien waren rieſenhafte Marmorbilder, welche nicht ſelten Bewunderung erregt haben würden, wenn die verſchloſſenen Augen ſprechen gekonnt und die kalte Bruſt nicht das Mitgefühl verſcheucht hätte: aber in den Parteikämpfen der Lütticher, Brabanter und Flandrer ſprach mein nur tolle Vertheidigungswuth, ohne irgend ein klares Ziel, eine Negation ins Unendliche ohne beſtimmte Bedingungen der Möglichkeit eines Endvergleiches, eine Luſt an Revolutionen als ſolchen, nicht weil ſie zu dieſem oder jenem Ziel führten, endlich eine Phantaſie für Unordnung, Verwirrung und Mord ſich aus, welche

eſtmals gar keine vernünftige, politiſche oder pſychologiſche Erklärung zulaſſen. Die Freiheit, welche ſie begehrten, und an welcher die mindeſte Betaſtung Hochverrath ſchien, beſtand darin, Alles thun und unterlaſſen zu dürfen, was mit ſoliden Begriffen unverträglich war und den Betreffenden meiſt zum eigenen Schaden ausfiel. Die ganze Richtung faſt aller ſüdlichen Provinzen, Luxemburg etwa ausgenommen, war ausſchließlich demokratiſch; und doch behielt man ein Scheinbild von monarchiſcher Form bei. Dieſe Heuchelei, welche überall ſich früher oder ſpäter durch den Untergang aller Parteien beſtraft, welche ſie für ſelbſtſüchtige Zwecke gebrauchen, führte faſt alle die widerlichen und unüberſehbaren Kämpfe herbei, deren Schauplatz Belgien oder vielmehr die Geſammtmaſſe der verſchiedenen Provinzen, die nachmals unter ſolchem Namen begriffen wurden, ununterbrochen geweſen iſt; und während faſt jedes Volk doch wenigſtens Einen Glanzpunkt in ſeiner Geſchichte beſitzt, und groß und wirkſam nach Außen auftritt, können die Belgier keinen einzigen aufweiſen; denn die Trophäen von Konſtantinopel und den ephemeren Ruhm des Byzantiniſch-Flandriſchen Reiches müſſen ſie mit Franzoſen und Teutſchen theilen. Die Geſchichtſchreiber der Belgier ſelbſt erſchöpfen ſich in Klagen über Manches, was bei ihnen, zum eigenen Schaden des Landes, in Bezug

auf Empörung, Bürgerkrieg und Ausſchweifungen der Parteien geſchehe. Auch die franzöſiſchen Hiſtoriker ſtimmen darin eifrig überein. Der Verfaſſer der ſehr gut geſchriebenen und der Mutter Franz's I. zugeeigneten Legende des Flamens, ſpricht gleich im Eingang von den Megären der Zwietracht, welche aus den ſtygiſchen Gewäſſern emporgeſtiegen ſeyen und durch Anfüllung der Herzen der Flamänder und ihrer Geſchlechts-Verwandten mit frevelhaftem Hochmuth und veraltetem Vorurtheil nicht nur im eigenen Hauſe, ſondern ſelbſt bei den Fremden Krieg, Verwirrung und Unglück ohne Maaß und Ende herbeigeführt hätten.

Ein großer Theil der Kämpfe im Innern von Frankreich, und diejenigen mit England dazu, ſeyen größtentheils durch das unheilvolle Geſchlecht der Flamänder, Hennegauer, Arteſier und Burgunder angefacht worden. Billig ſeyen dieſe Völker Gegenſtand der Verwünſchung von Jedermann; und die ganze Chriſtenheit habe ein Recht, ſie als die Urheber einer Reihe von Drangſalen und des vielen, unnütz vergoſſenen Blutes anzuklagen. Der Verfaſſer, welcher dann allerlei über ihre bäuriſche und unverdauliche Sprache, freilich hier mit Unbilligkeit, redet, erklärt darauf: daß er das ganze Gemälde dieſer traurigen und widerlichen Scenen mit kühnem Muth entrollen und den verläumderiſchen Angriffen der Flamänder und

ihrer Geschlechts-Verwandten mit der Wahrheit zu begegnen wissen werde. „Diese Länder — fährt er darauf weiter fort — sind Jedermann bekannt, wegen ihrer groben Unkunde und Undankbarkeit gegen die vielen Wohlthaten, Ehren und Rechte, welche sie von den Königen empfangen, und welche gleichwohl sie nicht verhindert, ein immerwährendes Labyrinth von Verwirrung und Zerstörung aufzubauen, dadurch, daß sie einem blinden Hange nach Aufruhr und Herrschaft sich hingegeben und niemals mit dem gegenwärtigen Besitze zufrieden zu seyn, sondern stets die Gränzen zu erweitern getrachtet haben. In ihrem Uebermuth finden sie alles zu klein, und zu eng, und wie die alten Riesen wollen sie selbst den Himmel stürmen, und fürchten die rächerischen Donner und Blitze Jupiters nicht, welche sie niederzuschmettern im Stande sind. Es ist billig und gerecht, daß man ihre Laster, welche offen und notorisch vorhanden sind, so bezeichne und schildere, wie man sie findet, damit die Bessergesinnten daran sich spiegeln und Abscheu nehmen, wiewohl zu befürchten steht, daß sie zuletzt auch noch die Unschuld dieser verpesten werden."

„Die Sprache ist nach Cicero, das Band der innigern Freundschaft und Verbrüderung. Freilich kann Niemand läugnen, noch in Abrede stellen, daß die Flamänder im gewöhnlichen

Leben keineswegs der franzöſiſchen, ſondern der teutſchen Sprache ſich bedienen; zwar dieſer nicht in ihrer Reinheit, ſondern etwas baſtardiſirt und übelgebildet; dennoch kann ich darauf antworten: Die Edlen in den Städten gebrauchen mit vielem Glücke, (indem ſie hiefür die nöthige Anleitung erhalten haben) die franzöſiſche Sprache und achten diejenigen, welche ſie nicht reden, für Dummköpfe, Bauern und gemeine Leute (idiotes, agrestes et vilains). Deſto mehr iſt zu verwundern, und es beweiſt deſto mehr ihre Unvernunft und ihr Unrecht, daß ſie mit ſo großer Hartnäckigkeit und mit ſo eingefleiſchtem Haſſe ihren wahren und natürlichen Beherrſchern, den Allerchriſtlichſten Königen Widerſtand bieten."

Nachdem der Verfaſſer der Legende ſein Werk zu Ende gebracht, erlaubt er ſich noch folgende Bemerkungen: Dies ſind die hübſchen Touren, welche die Flamänder ſich gegen ihre rechtmäßigen und angebornen Herren erlaubt haben; mögen ſie nun die Zähne weiſen und das Geſicht verziehen, ſo viel ſie wollen. Man darf ſich demnach nicht wundern, wenn ſie zu unſrer Zeit um nichts beſſer ſich zeigen, als ihre Väter und Vorväter in frühern Perioden geweſen ſind; ſie ſind nur in den Fußtapfen derſelben fortgewandelt und das Sprichwort hat auch an ihnen ſich bewährt: Wie der

Vater, ſo der Sohn. Keiner von ihren Grafen hat jemals die gebührende Treue und Lehenspflicht gehalten und erfüllt. Der Umſtand, daß in unſerer Zeit viele andere große Provinzen und Herrſchaften mit Flandern vereinigt worden ſind, hat ihnen die Köpfe ſo ſehr verdreht, daß ſie nicht wiſſen, wie hoch ſie dieſelben emporſtrecken wollen, und daß Jeder von ihnen ſich einbildet, ein König zu ſeyn, ſo ſtolz und übermüthig ſind ſie nach und nach geworden. — Mit den Beinamen und Titeln, welche ſie an die Könige der Nachbarſchaft verſchwenden, wollen wir das Pergament verſchonen. Allein alle die thörichten und eiteln Allegationen der Flamänder, Hennegauer und Artoiſier, mit welchen ſie ſo freigebig aufwarten, ſind eitle Pfeile, von Knaben verſchoſſen. Ein einziges Königreich, zuſammengehalten durch Liebe und Eintracht, und geregelt in ſeinem Innern, iſt mehr werth, als ein noch ſo großer Aggregat von Ländern, darin die Frechheit und die Zwietracht vorherrſchen." —

Die Belgier, in Denkſchriften, Preisfragen und Panegyriken neuerer Zeit, beſonders in ſolchen, welche abſichtlich verfaßt ſchienen, um zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart Parallelen, und zwar zum Nachtheil der letzteren, aufzuſtellen, und eine Sehnſucht nach der erſteren zu erwecken, haben die Periode Phi-

lippe des Guten als die blühendſte und glückbringendſte ihrer ganzen Geſchichte aufgeſtellt; nun führten ſie aber, die Flamänder zumal, gegen dieſen Fürſten, ſo unaufhörliche Kriege und zettelten ſo viele Empörungen an, daß der Tiefgereizte endlich einen Theil ihrer maaßloſen Privilegien und Rechtſame beſchnitt und durch ein neues, kräftiges und zugleich mildes, Regiment Ordnung und Einheit begründete. Sein Sohn, der ſtreitbare Karl, welcher ſolchen Trotz noch weniger zu dulden in der Stimmung war und die Wiederkehr mit blutiger Strenge ahndete, ſetzte dieſes Syſtem fort; allein, wenn wir Thatſachen und Gründe genau mit einander vergleichen, ſo finden wir, daß häufig das Recht auf ſeiner Seite war und die unbändige Stimmung des Volkes, welches den Beſitz und Genuß wirklicher Freiheit einem unbeſtimmten und grenzenloſen Streben nach Erweiterung derſelben, ſich ſelbſt betrügend, aufopferte, das terroriſtiſche Syſtem des Herrſchers erzeugte. Stände nicht das Leben Philipps des Guten vor uns, ſo würden die Kämpfe der Genter und ihrer Verbündeten gegen ſeinen Sohn als nothwendige Rückwirkungen der Volkskraft gegen die Tyrannei erſcheinen; allein ſo erſehen wir, daß die Großmuth und Rechts-Achtung keiner beſſern Anerkennung ſich erfreut, als die Strenge und die Willkür, und ſomit finden ſich für letztere ſogar Titel der Bil-

ligung. — Als der ſtolze, kriegeriſche Fürſt ſeinem Schickſale erlegen, befand ſich ſeine Tochter Maria, eine hülfloſe Waiſe, zwiſchen die Uſurpation Ludwigs XI., den Verrath der Großen und den Uebermuth des Volkes geſtellt. Sie hatte mit rührendem Vertrauen der Rechtlichkeit dieſer letztern und dem Schutze der Häupter ſich überliefert; ſie beſchwor alle alte Freiheiten, wie ſie vor deren Beſchneidung in Kraft geſtanden; ſie erfüllte alle Bedingungen, welche ihre Stellung mit ſich brachte, im allerweiteſten Sinne. Statt deſſen buhlten die Edlen um die Gunſt des franzöſiſchen Monarchen und verkauften um Geldſummen und Stellen die Provinzen und Städte; die Kommunen aber behandelten die rechtmäßige Fürſtin mit brutaler Gewalt, hielten ſie wie eine Gefangene, kaum die nöthige Rückſicht gegen ihr Geſchlecht beobachtend; ſie verſpritzten, nach grauſamer Folterung, das Blut ihrer getreuen Räthe vor ihren Augen alſo zwar, daß es faſt das Gewand der um ihr Leben Flehenden befleckte, und der Pöbel ſah ohne Rührung diejenige in den Straßen von Gent in Ohnmacht ſinken, welcher er Gehorſam und Achtung geſchworen hatte. Nicht zufrieden damit, ſie ihrer vertragsmäßigen Herrſcherrechte beraubt zu haben, miſchten die Demokraten ſich ſogar in die Privatangelegenheiten ihrer Herzogin. Sie wollten ihr den ärgſten Feind des Hauſes, einen berüchtigten Wüſt-

ling, einen erklärten Vatermörder, der im Gefängniß ſaß, als Gemahl aufdringen, nachdem ſie ihn wider ihren Willen zum Feldherrn beſtellt. Sie mißbrauchten die unglückliche Lage der fürſtlichen Jungfrau auf eine Weiſe, wie man ſie in wenigen Volksgeſchichten wieder findet. Nachdem nun endlich der Erzherzog Maximilian von Oeſterreich, allen Anſtrengungen ſeiner Gegner zum Trotz, als Gemahl der Maria in den Niederlanden aufgetreten; nachdem er alle Feinde des Landes beſiegt oder beſchwichtigt; als er die Verehrung der ihn als Retter begrüßenden Einwohner aller Provinzen genoſſen; als er, zuerſt gemeinſam mit Maria, ſodann nach ihrem Tode, als Vormund des minderjährigen Philipps des Schönen, alle Rechte und Gefreitheiten des Landes zwei- und dreifach und mit allen nur erdenklichen Ceremonien und Klauſeln, zum Ueberfluß beſchworen hatte, — hörte gleichwohl die Reaction nicht auf. Die Großen des Landes zeigten die unmännlichſte Eiferſucht gegen den fremden Prinzen, welcher ſie doch aus ſchimpflicher Erniedrigung befreit, nachdem ſie die noch ſchimpflichere Erniedrigung, worin ihr Vaterland vor ſeiner Ankunft ſich befunden, nicht hatten abwehren können. Die Gemeinen dagegen erhoben Schwierigkeiten, Hemmungen, Aufſtände ohne Maaß und Ende; ſie begegneten den ritterlichen, milden, hochherzigen, gerechten Reden des tapferſten und

gebildetſten deutſchen Prinzen mit bäuriſcher Rohheit: ſie trennten den Sohn von dem Vater, und ſetzten den Sohn des Reichsoberhauptes, deſſen Anſehen ſie doch gehuldigt, und welchem ſie Ehrfurcht angelobt, zu Brügge gefangen, nachdem ſie, gleich Räubern, ſein Vertrauen überraſcht und ſeine Perſon bewältigt. Sie beſchworen und brachen einen Vertrag nach dem andern, und klagten doch ſtets über Abbruch ihrer Freiheiten. Die Grundidee, Grundrichtung und Grundſtimmung des Volkes drückte um dieſe Zeit kein Anderer ſo vollſtändig, ſo getreu und lebendig aus, wie der hoffährtige Philipp von Cleve, welcher als der Liebling der damaligen Demokratie erſcheint, ohne daß man jedoch genau gewußt hätte, welches eigentlich das Ziel ſeiner Anſtrengungen war. So kam das Land um Ruhe und Frieden und um allen Genuß der Freiheit, und die blühendſten Städte Europa's, welche die Marktplätze des Welthandels noch um dieſe Zeit geweſen, verſanken in Folge dieſes ausgearteten Syſtems, immer tiefer in moraliſche Gräuel und Ordnungsloſigkeit, in Finanz-Verlegenheiten und Schulden, und endlich in völlige Undedeutſamkeit und ſelbſt Armuth. Wenn man über den eigentlichen Zuſtand jener Tage gewiſſenhaften Bericht ſich verſchaffen will, ſo muß man nicht die einſeitigen und parteiiſchen Memoires der Franzoſen leſen, welche die Flamänder ſtets als ent-

lauſene Unterthanen, und alle Drangſale als Ausfluß Burgundiſch-Oeſterreichiſcher Herrſchaft betrachten, ſondern man muß ihre eigenen gedruckten und ungedruckten Landeschroniken vergleichen, ihre Urkunden und Privilegien, ihre Stände-Verhandlungen, und Städte-Protokolle, und auf ſchlagende Weiſe wird ſich der Uebermuth eines Volks darthun, das mit Herrſchern von dieſer Natur, mit Freiheiten von ſolch ungemeſſenem Umfang, und mit einem ſo glücklichen Zuſtand der Dinge, wie der, damalige nicht zufrieden ſeyn konnte noch wollte. Es gibt keine Art von Untreue, welche nicht gegen Maximilian, ſowohl da er nur noch Erzherzog, als nachdem er König und Kaiſer der Teutſchen geworden, von den Süd-Niederländern verübt worden wäre. Als die Umtriebe der Familie Ravenſtein aufgehört, fingen die des Hauſes Egmont in Geldern wieder an. Sie drückten beide nur die antipathiſche Stimmung des Hochadels gegen den Verband mit dem Reiche, ſo wie die Luſt aus, eine ſelbſtſtändige eligarchiſche Föderation, auf gemeinſame Unkoſten des monarchiſchen und des demokratiſchen Prinzips, zu begründen. Die Genter ahmten dies Beiſpiel für ihre demokratiſch-achlokratiſchen Zwecke beſtens nach und waren theilweiſe und abwechſelnd Verbündete, Feinde, Anreizer und Werkzeuge des Adels gegen die Rechte der neuen Dynaſtie, je nachdem das Bedürfniß des

Augenblicks ſolche Ermuthigungen im Syſteme mehr oder minder erheiſchten.

Faſt alle Geſchichtſchreiber preiſen die Verwaltung der erſten Statthalterin Margarethe als ein Muſter von Mäßigung, und die Periode, welche die Wirkſamkeit derſelben in ſich begreift, als glücklich und glorreich. Nichtsdeſtoweniger hatte auch die milde, geiſtvolle und gerechte Frau mit hundert Hinderniſſen zu kämpfen, und es fehlte weder an nichtswürdigen Umtrieben, noch an zweckloſen Empörungen, wobei beſonders der eben ſo geiſtloſe, als intriguante und unruhige Karl von Egmont, Herzog in Geldern, faſt immer an der Spitze ſtand. Margaretha ſtarb, nicht ohne tiefes und inneres Mißvergnügen über einen großen Theil der Bevölkerung, und nicht ohne traurige Ahnung vieler kommenden Uebel. — Die Belgier werden des Lobes von Karl V. nicht müde; er erſcheint vorzugsweiſe als ihr National-Held, und von allen Thaten, die er vollbracht, ſchreiben ſie mit einer Eitelkeit, die zu verzeihen iſt, einen Theil auf ihre Rechnung, da er ja aus ihrer Mitte hervorgegangen. Aber es waren gerade wiederum die Belgier, welche ihm Unruhen der mannichfachſten Art genug gemacht, welche in vielen ſeiner wichtigſten Unternehmungen, durch Mangel an Unterſtützung oder partielle Aufſtände ihn gehindert; es waren Niederländer, und

zumal Belgier, welche ſein Regiment den Spaniern verhaßt, ſeinen Namen unvolksthümlich auf der Halbinſel gemacht, und welche gleich in den erſten Jahren ſeiner Königſchaft durch Uebermuth, Bedrückung, Erpreſſung und Beſtechlichkeit, auf Koſten der Eingebornen, den Aufſtand der Communeros herbeigeführt hatten. Es waren Niederländiſche, und zumal belgiſche Räthe, welche, darin allein mit den Spaniſchen genau harmonirend, in den Angelegenheiten des Proteſtantismus ſeine Anſichten ihm wirrten und ihn ſtets zu den heftigeren Maaßregeln verführten. Sein Zug gegen die Genter und ihre Züchtigung ſind allbekannt; er ſetzte für dieſe Rache ſein eigenes Leben, oder doch ſeine Sicherheit bei der Reiſe durch Frankreich, in Gefahr. Die Belgier haben eine gemüthliche Phraſe des gerechten Kaiſers, welche er in einer guten Stunde zu ihren Gunſten und auch ſo noch etwas doppelſinnig, äußerte, in einer Allgemeinheit erklärt und ausgedehnt, welche mit ſpätern Erklärungen Karls ſehr in Widerſpruch ſteht, und auf jeden Fall einiges Lächeln abzwingt.

Der größte Fehler der Belgier war zu allen Zeiten übertriebener Hang zur Prahlerei und zum Großthun, ohne Verdienſt und That. Als der Saame der Reformation auch in den Niederlanden und daher auch in Belgien, aufgegangen, ſah man von Seiten des Staates beklagenswerthe Reaktionen gegen die Gewiſſensfreiheit

und gewaltſame Eingriffe in die politiſche Verfaſſung. Allein wenn gleich der Name Philipps II. im verdienten Haß der gebildeten Menſchheit fortleben wird, ſo muß andererſeits doch auch zugeſtanden werden, was ſelbſt der große Schiller in ſeinem berühmten Werke deutlich zu verſtehen gibt, daß die Anhänglichkeit an die neuen Doktrinen nirgendswo mit ſo tumultuariſcher Heftigkeit, mit ſolch' rückſichtsloſer Verachtung aller Verhältniſſe, mit ſolch' fanatiſcher Intoleranz gegen die Bekenner der alten Lehre, mit ſolch' bilderſtürmeriſchem Eifer gegen Kultus und Formen, mit ſolcher abſichtlichen Verhöhnung der Geſetze und der Autoritäten an den Tag gegeben wurde, wie in den Niederlanden, ganz beſonders aber in Belgien. Ein ſolches Benehmen entfremdete den erſten Proteſtanten ſelbſt den Schutz mächtiger Häupter, welche das verletzte Geſetz ihrer Pflicht gemäß rächen mußten und nichts Stichhaltendes hatten, was ſie zu Gunſten jener Fanatiker vorbringen ſollten. Darunter litten natürlich die Gutgeſinnten, Gemäßigten und wahrhaft Aufgeklärten mit. Selbſt die Oranien und Egmont mußten mehr als einmal in dieſem Syſteme handeln, und noch ſpäter, als die Revolution bereits weiter gediehen war, ſchleuderte der geiſtreiche und hochverdiente Staatsmann und Gelehrte derſelben, Philipp von Marnix, warnende Manifeſte gegen die Zeloten und Uebertreiber aus.

Die Verfolgung der Ideen blieb nichts deſto weniger ein Akt der Willkühr von Seiten des ſpaniſchen Hofes und muß als ſolcher fortwährend betrachtet werden; vereinigt mit dem völligen Bruch aller beſchwornen Briefe und Verträge, löste er das Paktum zwiſchen Habsburg-Spanien und den Niederländern auf. Allein die Farbe, welche die religiöſe Polemik genommen, zeugt ebenfalls nicht minder von der turbulanten Manier der Belgier, welche nur ſelten Gründen der Vernunft, meiſt nur Leidenſchaften des Augenblicks folgten und ſelbſt die Sache der edelſten Begeiſterung durch rohe Mittel und brutale Zuſätze befleckten.

Nachdem Maximilian, Karl und Philipp II. hinter einander vom Schauplatz abgetreten, ging es an die fremden Fürſten, die ſie zu Souveränen für ſich geſucht, und an die Leiter des Aufſtandes und Häupter des Krieges, welche hinter einander Gegenſtand der Liebe und Verehrung, des Haſſes und der Verwünſchung, der Verläumdung und Verfolgung wurden. Der Adel hatte in der Niederländiſchen Revolution und zumal in Belgien, eine bedeutende Rolle geſpielt; aber es zeigte ſich bald, daß ſein Widerſtand gegen die Spaniſche Herrſchaft nicht aus Haß der Tyrannei, ſondern aus Liebe zu ſeinen Privilegien und der Begierde entſprungen war, das Volk nach eigener Laune und Willkühr zu regieren. Der

Adel verrieth in der Mehrzahl nicht nur bei jeder Gelegenheit, wo man ihm von oben herab Zugeſtändniſſe machte, die Sache der übrigen Klaſſen ohne Bedenken, ſondern auch da, wo er wirkſam und kämpfend auftrat, hinderte er durch beſchränkten Eigenſinn und unrühmliche Eiferſucht faſt immer das Beſſere. Die Barlaymont, und Conſ., welche in neueſter Zeit in Belgien abermals mit ſeltſamer Rolle aufgetreten, waren ſchon damals Hinderniſſe der Freiheit und Einheit. Noch mehr aber die Aerſchot und Croy's. Es bildete ſich gegen die Familie Naſſau, welche, trotz ihrer Naturaliſation, ihrer zahlreichen Güter, ihrer langjährigen Dienſte und Opfer für das Intereſſe der Niederlande fortwährend als eine fremde betrachtet wurde, ein Syſtem, das in neueſten Zeiten, bei ihrem Wiedererſcheinen in Belgien, neu aufgeſtellt und ausgeführt worden iſt. Die Religions-Verſchiedenheit lieferte den oſtenſiblen Vorwand; aber es war eine ſehr materielle Politik, die ihren glühenden Haß unter der Maske orthodoxen Eifers verſteckte. So wie man nach hergeſtellter Selbſtſtändigkeit der Niederlande, unter der Herrſchaft jener Dynaſtie den König Wilhelm I. als Heuchler und Unterdrücker der Belgiſchen Freiheit, ſo wie des katholiſchen Glaubens, in der Volksmeinung hinzuſtellen ſich Mühe gegeben hat, alſo wurde ſchon im 16ten Jahrhundert gegen Wilhelm den Schweigenden Aehnliches

verbreitet. Derselbe große Mann, welcher zuerst dem Adel die Idee und den Muth des loyalen Widerstandes gegen das fremde Joch eingehaucht, dessen Beispiel zu den ersten und wichtigsten Unternehmungen begeistert und dessen Rath in den gefahrvollsten Augenblicken fast allein sicher geleitet hatte, ward als ein Schüler Machiavells hingestellt, dessen ganzes Trachten dahin gehe, die aus Spanischer Knechtschaft befreite Nation in eine noch schimpflichere Tyrannei zu versetzen. Die phrasenreichen Tiraden der Herren Vilain XIV., Rodenbach und Anderer finden sich schon in Flugschriften aus Flandern, Brabant und Hennegau im 16ten Jahrhundert ausgesprochen. Man rechnete allen Schaden und allen Gräueln nach, welche den südlichen Provinzen durch die Nassau's in verschiedenen Perioden zugefügt worden. Man war frech genug, selbst die Dienste Engelbrechts II., welcher gegen Empörungen ohne vernünftigen Zweck und Sinn die verfassungsmäßigen Rechte Mariens, Maximilians und Philipps des Schönen vertheidigen half, als eben so viele Attentate gegen die Eingebornen hinzustellen; die schimpflichen und abentheuerlichen Verräthereien der Genter, Brügger und Philipp von Cleve's, welche, wie heutzutage die Künste und Operationen der Union, den Wohlstand blühender Städte und Provinzen auf lange Zeit hinaus zerstört, wurden als Sache

der Freiheit bezeichnet; die zahlreichen Unthaten, Meuchelmorde, Plünderungen, Rechtsverletzungen jeder Periode galten für Akte heroischen Aufschwungs der Bevölkerung. Auch Heinrich von Nassau's Verdienste als Minister Karls V. wurden gebrandmarkt, und man machte den Flamändern glauben, daß selbst seine Wohnung zu Brüssel aus dem geraubten Gut des Landes aufgeführt und mit den Thränen der unterdrückten Bewohner die Diamanten seiner Gemahlin bezahlt worden; sey. Ein gleiches kam auf Wilhelms von Oranien und seines Vaters Rechnung, welche doch Güter und Reichthümer genug besaßen, ehe sie nur irgend einen Gedanken zu Staatsämtern in den Niederlanden gehegt. Um den Beweis zu liefern, wie schlagend die Aehnlichkeit zwischen den Beschuldigungen und Verläumdungen des 16ten und 19ten Jahrhunderts, hinsichtlich der Familie Nassau, von Seiten ihrer Gegner, und wie die Politik des Belgischen Hochadels gegen sie zu allen Zeiten dieselbe war, wollen wir die frazzenhaftesten Stellen aus verschiedenen der wichtigsten Staatsschriften, Manifeste, Pamphlete und Pasquille der älteren Periode hier mittheilen und eben so auch die höchst merkwürdigen Urtheile, die von bedeutenden Staatsmännern und Gelehrten des 16ten und und 17ten Jahrhunderts über die Belgier gefällt worden sind. (101) In einer Flugschrift aus Gent vom Jahr

1753 lieſt man folgende Stellen, welche mehr als treffend an die griefs nationaux und an die Petitionen, zu deren Abſtellung im Jahr 1829, ſowie an die gebrauchten Künſte zur Aufreizung des Volksgeiſtes gemahnen:

„Das bedaurungswürdige Volk der Niederländer iſt noch niemals (die Spanier ſelbſt nicht ausgenommen) ſo barbariſch behandelt worden, wie es gegenwärtig durch die eigenen Landsleute geſchieht. Um nichts zu reden von den täglichen enormen Abgaben, ohne irgend eine Hoffnung freundlicherer Ausſicht, werden wir von unſern Soldaten (den agens du pouvoir) viel unverſchämter mißhandelt, als ſelbſt früher von den Feinden. Wer hat jemals die Seelen mehr tyranniſiren und die Gewiſſen bis zu dem Grade beeinträchtigen geſehen, daß man ſelbſt die Leute zwang, freiwillig geleiſtete Eide ab- und andere wider ihren Willen zu ſchwören, oder daß man mit Verletzung aller Formen ſie verbannt? Darf man nicht annehmen, daß diejenigen, welche auch aus Furcht einen ſolchen Eid leiſten, der gegen die Intereſſen der Religion iſt, bei der erſten beſten Gelegenheit lieber zu dem frühern freiwillig geſchwornen zurückkehren, als bei dem ihnen abgedrungenen verharren werden? Was haben alſo ſolche Eide für einen reellen Nutzen? Der Prinz von Oranien und ſeine Kreaturen ſchreien unaufhörlich gegen Mac-

chiavell, und letztere ſuchen unaufhörlich jenen, ihren Helden, den gottvergeſſenſten Atheiſten ohne Vergleich zu melden, ſelbſt zu einem ſolchen heranzubilden und ſeine Herrſchaft uns aufzudringen. Der Prinz beträgt ſich in dieſem Lande wie ein unbeſchränkter Herrſcher, ohne daß er ein Recht dazu hätte, und er nährt den Kampf fort und fort, bloß in der Abſicht, es auszuplündern, und die Beute ſeinen teutſchen Trabanten zuzuwenden. Man ſehe nur einmal die Künſte an, mit welchen er uns vom Anfang ſeines Erſcheinens, an an der Naſe herumgezogen. Er ſpricht von nichts, als von Wiederherſtellung der Privilegien, der alten Landesbräuchen und der Gewiſſensfreiheit. Durch ſeine glatte Sprache hat er uns dieſen Jean d'Embize auf den Hals geſetzt, und von allen Privilegien hat man noch keine Andern geſehen, als die, welche dazu dienen, den Parteigeiſt aufzuregen, und den Handwerkern freies Spiel laſſen, zu thun, was ſie wollen.*) Eine Menge Neuerungen ſind unternommen worden, von der Art, wie man ſie hier zu Lande nie geſehen. Die Behörde, welche dermalen in unſerer Stadt eingeſetzt iſt, und der Kriegsrath, welcher ſie beherrſcht, üben eine Autorität aus, welche ſelbſt die Achtzehner ehemals nicht beſaßen**).

---

*) Der unerträgliche Einfluß der Induſtriellen in unſrer Zeit.

**) Die Abhängigkeit und Unterdrückung der Magiſtratur.

Erſtere dient zu nichts weiter, als das Volk auszuzehren.*). In frühern Zeiten hatte man keine anderen Häupter noch Kapitäne, als die Schöffen, durch welche gleichwohl ſo groſſe Dinge vollbracht worden ſind; gegen dieſes Schöffen-Inſtitut (mit der Jury) hat man nun dieſe neue Juſtiz erfunden, deren Zweck iſt, das Volk zu unterjochen, die geſetzliche Gewalt der Magiſtratur zu untergraben und unter alle Klaſſen der Geſellſchaft nach Herzensluſt Entzweiung zu ſäen. Während man es, in Folge des Syſtems jenes Prinzen und ſeiner Rechtsverletzungen, dahin gebracht, die Geiſtlichen auszuplündern, während man die Gemeinde fortwährend belaſtet, und dabei heuchleriſch (l'hypocrit Guillaume) desgleichen thut, als kenne man die Sachen alle nicht, hat der Prinz blos Räuber bereichert, welche er ſich verbindlich gemacht, und die Zahl der Glieder ſeines Geſelges vermehrt. Sie ſind es, welche allenthalben Alles nach Seeland ſchleppen, welche alle neuen Konſeils, die Rechnungskammer und die Provinzialſtaaten beſetzen. Man betrachte dabei, wie die Laſt der öffentlichen Abgaben und die Acciſe ſich geſteigert, durch diejenigen, welche das Land gleich Vampyren ausſaugen. D'Embize ſelbſt fing an, ſolches einzuſehen, und ſich zu überzeugen, daß man auch Maſtricht ver-

*) Les agens du pouvoir, qui devorent les impots du pays.

lieren würde, wenn nicht andere die Geldsummen lieferten, welche man dem Volke zu seinem Beistand abforderte. Seither ist er selbst diesem unversöhnlich gram geworden, ebenso dem Meister P. Dathenus, und er hat nicht eher geruht, bis er Beide aus der Stadt und aus dem Lande getrieben, welches doch Beider natürliche Heimath ist. Also hat jener Prinz bei uns gewirthschaftet, und, nachdem er alle die vorhin aufgezählten Ungesetzlichkeiten begangen, geht er in seinem Begehren noch weiter für dieselben Diebe, welche er befördert. Der neue Magistrat, den er eingesetzt, und welcher den frühern von d'Embize bestellten verbessern sollte, Gott, was für eine Behörde ist dies, welchen Provinzialrath, welche Rechnungskammer besitzen wir? — Er hat uns einen öffentlichen Räuber aus Holland geschickt u. s. w." — — Und nun wird eine ganze Linie von Beamten und von Beschuldigungen gegen sie mit gleicher Wahrheitsliebe aufgezählt.

Der Pamphletist kommt nun auch auf den Punkt der Religion zu sprechen. Der Prinz setzte einen Schöffen ein, welcher jederzeit zur katholischen Religion gehalten, allein aus purem Ehrgeiz sich anstellte, als sey er der reformirten zugethan. Man ersieht hieraus den religiösen Eifer dieses Heuchlers von Fürsten. Zu vier verschiedenen Malen bekannte er vier verschiedene Glauben öffentlich, ohne daß wir noch anführen

wollen, was er auch noch die Wiedertäufer und weiß Gott wen noch mehr alles glauben gemacht hat. Gibt es wohl einen offenbareren Atheisten als ihn? — — Wahrlich es herrscht weder ein Gefühl für Ehre noch für Religion in diesem Prinzen; es waltet in ihm blos eine ungezähmte Herrschsucht, die ihn über Recht und Unrecht hinaussetzt, blos Habsucht und Ehrgeiz, und sonst nichts anderes." Die Begünstigung der Verwandten und Anhänger Oraniens ist mit starken Farben ausgemalt, und es wird erzählt, daß er nichts als Edelleute, welche sonst vor Hunger gestorben wären, in alle Stellen eingeschwärzt. „Haben wir denn," heißt es, „in Flandern und im übrigen Lande Mangel an Edelleuten, um sie zu Kriegsanführern zu ernennen? Aber er beruft unaufhörlich nur Fremdlinge, die nach ihm gemodelt sind. Er befördert und erhebt ganz gemeine Leute, blos um unsern Ruin desto sicherer zu bewirken und uns in Knechtschaft zu bringen. Auf unsern Beutel hin macht er sich groß und macht einen entsetzlichen Aufwand."

Wie der belgische Klerus alsbald nach Beschwörung der Pacifikation von Gent und der Verbindung Süd-Niederlands mit dem Norden zu gemeinsamer Abwehr der Spanischen Herrschaft die Sache verstanden, und welche Grundsätze ihn hinsichtlich der mit den Protestanten eingegangenen Verträge beseelt, geht

aus folgenden Stellen der Schrift eines ausgezeichneten Löwener Theologen, Michael Bajus, wider den Herrn von St. Aldegonde hervor. Er beklagt bitter das versöhnende und vermittelnde Verhängniß, welches zwischen Katholiken und Protestanten in der letzten Zeit sich gebildet, und bemerkt sodann: Je geistreicher und künstlicher gewisse Menschen ihr Geheimniß der Bosheit verstecken, desto offener geben sie es dadurch ans Tageslicht. Sie verheißen Freiheit der Religion bloß deßhalb, um die Herrschaft zu erhalten und eine völlige Tyrannei über den Glauben ausüben zu können. Denn da die katholische Religion bisher immer frei gewesen ist, so bleibt bei dem Versprechen der Gewissensfreiheit keine andere Auslegung mehr möglich, als die, daß die Ketzer diejenigen beherrschen wollen, welche sie für frei erklären. Der Apostel ruft: „Wollet doch nicht das Joch der Ungläubigen auf euch nehmen; denn was kann für eine Gemeinschaft der Gerechtigkeit mit der Bosheit, was für eine Gesellschaft des Lichts mit der Finsterniß, was für ein Vertrag zwischen Christus und Belial, endlich des Glaubens mit dem Unglauben bestehen?“ Um einen zeitlichen Gewinn, die Industrie, uns zu sichern, setzen wir einen Mann an die Spitze der Geschäfte, welcher öffentlich sich als Ketzer, somit als ein Wolf bekannt hat, wahrlich sobald wir die Gemeinschaft mit den

Proteſtanten einmal eingegangen haben, werden wir vom Gehorſam gegen den König und Chriſtus abgetrennt werden, und Jener (Oranien), mit der neuen Gewalt ausgerüſtet, wird den katholiſchen Glauben um ſo leichter auszutilgen vermögend ſeyn, als ſeine ſchlimmen Künſte ihm Vorwände der Gerechtigkeit genug in die Hände ſpielen werden, um alle die, welche ſeiner Gewaltherrſchaft ſich widerſetzen, zu unterdrücken." Dieſe Schrift eines belgiſchen Jeſuiten und Prieſters der Hochſchule iſt mit Cenſur der Obern, (Löwen 1579, in 8. gedruckt: Wir enthalten uns aller Bemerkungen, wie ſchlagend ähnlich die darin aufgeſtellten Grundſätze, mit denjenigen Behauptungen ſind, durch die man in den Jahren 1829 und 1830, die Maſſe des Volks in Belgien, aus Furcht vor der ſogenannten Proteſtantiſirung und aus Beſorgniß für ferneren Beiſtand ſeiner Religion, aufzureizen gewußt hat.

Eine Schrift des Pater von St. Andamar, betitelt: **Declaratio causarum, ob quas Belgium gravissimis premitur calamitatibus, cum demonstratione remedii adversus easdem efficacissimi** (Köln 1582), enthält bei aller Parteilichkeit, die der Verfaſſer, ein Prieſter, gegen die Patrioten-Partie, an den Tag gibt, viele tiefe Blicke in das Volksleben und in den Charakter der Belgier, und er gibt Urtheile zum Beſten, die auch jetzt noch ihre Anwendung finden dürften. Gleich in der Zueignung an Alexander Farneſe be-

klagt er ſich über die Behandlung, welche man Andersdenkenden zukommen laſſe, und daß die Anhänger entgegengeſetzter Meinungen ſogar aus eben demſelben Lande vertrieben worden, in welchem man doch völlige Sicherſtellung aller Rechte feierlich verkündigt habe. „Dieſelben Leute, — ruft er mit Bitterkeit aus — welche ſich die Vorkämpfer der Freiheit rühmen, und welche behaupten, ſie hätten das Vaterland an ſeinen Tyrannen gerächt, ſind ſelber nun die Unterdrücker dieſes Vaterlandes und die Handlanger der Tyrannei". Merkwürdig iſt die Aufzählung und Entwickelung der Urſachen, welche die Revolution und das Elend in den Niederlanden, nach der Anſicht des Verfaſſers, herbeigeführt hätten. Er bezeichnet unter denſelben vorzugsweiſe den übertriebenen Luxus und den unbändigen Hochmuth der meiſten jungen Edelleute und der vornehmſten Familien des Landes; ſodann den Ueberfluß an Reichthümern und die gränzenloſe Leichtfertigkeit und Nachläßigkeit der Magiſtrate, und endlich die ſchlechte verdorbene Richtung, welche bei Erziehung der Jugend vorgeherrſcht. Es iſt natürlich, daß der Prieſter die bei weitem folgereichſten Urſachen jedoch die Gleichgültigkeit gegen die katholiſche Religion und den Hang zur Ketzerei anſieht. Er beklagt nunmehr den hoffnungsloſen Zuſtand des Landes; daß dermalen bloß vom Raube gelebt werde; der Gaſtfreund von dem Gaſtfreunde, der Schwäher vor dem Eidam, der Bru-

der vor dem Bruder nicht mehr ſicher ſey; daß Treue und Glauben zu Boden lägen, das glücklich verübte Verbrechen Tugend genannt wurde, und die Redlichgeſinnten den Schuldbehafteten gehorſam ſeyn müßten. „Alles Recht — fährt er fort — iſt nun auf die Spitze des Degens geſtellt, und jede Scheu vor den Geſetzen hat aufgehört. Verwirrung, Zerſtreuung, Entweihung herrſcht in allen Verhältniſſen. Die Freude iſt durch alle Provinzen wie ausgeſtorben, und kaum wagt man noch in Gedanken froh zu ſeyn. Die Feſtlichkeiten im Innern der Familien ſind in Trauer verkehrt; die Gelehrten wagen es nicht mehr, ſich zu verſammeln, die feierlichen und heilſamen Anreden ſind verſtummt.“ Der Verfaſſer behauptet, die Sünden und Verbrechen der Belgier ſeyen die Hauptquellen ihrer Leiden. Diejenigen, welche das unwiſſende Volk dafür anſehe, hätten wenig Glaubwürdigkeit; die Verſtändigeren kannten ganz andere Dinge, welche dies Alles veranlaßt, und wüßten ſie reichlich dafür anzubringen, wenn es anders räthlich wäre. Nicht den Geſtirnen ſey weder das Unglück noch das ſündhafte Leben des Volks zuzumeſſen; der ſo häufig gebrauchte Ausdruck: „c'est un grand desastre, tel est notre desastre“ ſey die frevelhafte Anklage eines Faktums, das gar nicht exiſtire.

Die Anmaßung des Kriegsvolkes und die Abweſenheit des Königs ſcheinen dem Verfaſſer viel plau-

ſibler. „Das Belgiſche Volk — ſagt er — von äuſſerſt leichtem Charakter, zu Aufruhr und Meuterungen jeder Zeit geneigt, aber der Ruhe und Arbeit abhold iſt immer leichter zu ſeinem Verderben zu verführen, als zu Dingen zu vermögen, die ſein Heil bezwecken. Im Uebermuthe folgt es jubelnd und begierig eben denjenigen, welche die größten Uebel ihm bereiten, welche ihm die Freiheit des Vaterlandes und die Rache an der Tyrannei vorlügen, ja welche völlige Vertilgung derſelben und eine gänzliche Reform im chriſtlichen Glauben, eine neue Geſtaltung der Dinge und wahrhaft goldene Zeiten ihm vorſpiegeln. Von ſolcher Wirkſamkeit waren die bei dem Volk angewandten Mittel und eiteln Verſprechungen, daß es den mildeſten König verſchmähte, ſeine getreuen Diener mit Verachtung behandelte, und daß wir aber mit Augen es anſehen mußten, wie das Volk, haufenweiſe durch jene Uſurpatoren zum Aufſtande verführt, diejenigen, welche die empörendſten Gewaltthaten verübten, als Leute, die für Vaterland und Heerd geſtritten, angeſehen, diejenigen aber, welche auf die Trugkünſte aufmerkſam machten, gleichſam als Verräther des Vaterlandes gemißhandelt, verfolgt und vertrieben worden ſind. Der Verfaſſer der „Causae calamitatum Belgii“ bezeichnet auch das unbeſcheidene und anmaßende Zudrängen der jungen Leute zu Stellen und Würden, als einen natürlichen Ausfluß jener Hoffahrt und jenes

Luxus, welche den Belgiſchen Adel ſo ſehr charakteriſirten; das Müßiggehen und die Unwiſſenheit müßten nothwendigerweiſe Begierden und Leidenſchaften wecken. Dieſe Jünglinge, zu Gewalt und Anſehen gelangt, hätten ſodann den Staat in eine Reihe von Gefahren geſtürzt und in ihrem Hochmuth nichts für unerreichbar angeſehen. Auch hätten ſie Kriege mit den mächtigſten Fürſten für etwas ganz Unbedenkliches (wie in neueſten Tagen Herr van de Weyer) gehalten. Dadurch entſtand natürlicherweiſe eine allgemeine Verwirrung aller Dinge, und das Vaterland ſah ſeinem nahen Untergange entgegen. „Es traten — ſo bemerkt er ferner — Redner von ganz neuem Schlage und Männchen von ganz unreifem Alter hervor, um den Ton anzugeben.“ Der Verfaſſer läßt bei vielen jungen Leuten eine Ausnahme zu, welche wirklich das Beſte ihres Vaterlandes bezweckten, aber alsbald kommt er wieder auf diejenigen zu ſprechen, welche durch Büchleins, voll des giftigſten und lügenhafteſten Inhalts, unaufhörlich gegen die Majeſtät aufgereizt. Es iſt natürlich keine Parallele hier anwendbar, denn der Verfaſſer iſt ein Anhänger des Spaniſchen Königs; aber er hat doch den Charakter ſeiner Landsleute ſo gut durchſtudirt, daß man mutatis mutandis, erſieht, wie man um ſtets Revolutionen zu bewirken, in jenen Provinzen operirt hat; dieſelben Umtriebe, welche der Belgiſche Adel und die jungen Leute, von denen er ſpricht,

gemacht haben, wurden gleich darauf gegen die Sache der Freiheit und des Prinzen von Oranien in Bewegung geſetzt, ſobald man in Brabant auf eigene Rechnung zu handeln, übereingekommen war, und die Prieſterſchaft, welcher der Verfaſſer angehört, wendete dieſelben Mittel in Verbindung mit dem Adel an, welche er hier ſo bitter rügt.

In einem fernern Artikel entwickelt er, daß die ſteigende Induſtrie und der große Flor des Handels, welche die Niederländer ſo glücklich hätten machen ſollen, blos dazu gedient, ſie zum Uebermuth zu verführen. Intereſſanter iſt aber wohl das Folgende, das die Ueberſchrift führt: Von der Freiheit, nach welcher die Niederländer ſo heftig ſich ſehnen, und was es damit für eine Bewandtniß habe? Wir ſtimmen mit der Nutzanwendung des geiſtlichen Herrn gar nicht überein; aber die Definitionen und Schilderungen ſind wie eine Apokalypſe der Revolution vom Auguſt 1830. „Laßt uns einmal näher beſchauen, von welcher Art jene Freiheit ſey, welche das (Belgiſche) Volk mit ſo großer Herzensſehnſucht gewünſcht, für welche es Alles, ja ſein beſſeres Selbſt, auf das Spiel zu ſetzen, keineswegs angeſtanden. Sie beſtand in der Befugniß, alle öffentliche Obrigkeiten abzuſetzen, und darin, daß man ſich die Autorität beilegte, Geſetze nach Gefallen zu ändern, abzuſchaffen oder durch neue zu erſetzen; in dem Recht,

das einem Jeden einräumt, in religiöſer und politiſcher Hinſicht Alles nach Belieben zu bekennen und zu treiben, ohne daß das Geſetz im geringſten dazwiſchen einſchreiten könne. Kann aber etwas Schädlicheres verlangt und etwas Peſtartigeres erhalten werden, als dieſe Freiheit, für welche der gröſste Theil der Niederländer nun ſtreitet? Muß man diejenigen, welche nach einer ſo ungemeſſenen Freiheit ſtreben, nicht billigerweiſe mit den Knaben vergleichen, welche der Schule enthoben zu ſeyn und den Schulmeiſter weggejagt wünſchen, blos damit ſie nach Herzensluſt da und dorthin ſpazieren und Alles thun dürfen, was ihnen durch den Kopf fährt? Oder mit unbändigen Pferden, welche Zaum und Zügel zu zerbeißen und den Reiter abzuſchütteln trachten, damit ſie, wohin ihre Phantaſie und täuſchende Bilder ſie hintreiben, ungeſtört nachſpringen und ſomit dem Abgrund entgegen gehen können? Das Volk iſt nun frei geworden und nun ſieht, wie alle Geſetze, welche es vor dem Aufſtande gezügelt, mit Füßen getreten werden. Es iſt frei und verachtet das Anſehen aller ſeiner Behörden und jede Art von Herrſchaft. Giebt es irgend Etwas, das der Eine oder Andere, in Hoffnung völliger Strafloſigkeit, nicht gewagt hätte? Wie ein dem Zügel entkommenes Pferd iſt jeder nur ſeiner Privatleidenſchaft gefolgt. Doch, alle die Geſchenke, welche Niederland durch den Erwerb ſeiner ſogenannten Freiheit

erhielt, ſind allzubekannt, als daß es noch vieler Beiſpiele bedürfte.

Um dieſe Freiheit zu erringen, welche Machinationen hat man nicht angewendet, und welche Frevel ſind darauf nicht gefolgt, bis das Anſehen der Gerichte zu Boden, die Autorität des Königs zu Grunde gerichtet, die Geſetze des Staats zernichtet, die heimathlichen Gebräuche außer Kraft geſetzt, und die ehemals ſo herrliche Blüthe des Landes zerknickt war."

Als Schluß dieſes Aufſatzes möge folgender Auszug aus dem Sendſchreiben dienen, das ein Patriot im Jahr 1589 an ſeine Mitbürger richtete und welches den Titel führt: „Advis d'un Affectioné au Pays Bas à Messieurs les trois Etats du dict Pays, les admonestant de promptement pouvoir à leurs affaires pour éviter le torrent impétueux, qui va faire son cours pour aux Lyon 1589" und worin man Stellen findet, welche wie für das jetzige Geſchlecht und für die gegenwärtige Revolution in Belgien geſchrieben ſcheinen. Meine Herren (heißt es darin), es iſt beſtimmt, daß Gott ſein Volk auf verſchiedene Weiſe heimſucht, bald mit Glück, bald mit Unglück. Wenn er ihm Heil bereiten will, ſo zieht er bei ihm die Bande der Freundſchaft und Eintracht feſter; wenn er es durch Widerwart zu züchtigen ſich vornimmt, ſo duldet er unter ihm die Elemente der

Entzweiung, der Herzensbitterkeit und des Argwohns. Ihre wahren und eigentlichen Feinde reizen die Bürger an, durch ihren eigenen Arm sich einander aufzureiben, sobald der Strom der Leidenschaften die Dämme einmal durchbrochen hat. Ein solches furchtbares Beispiel stellt sich, zu seinem größten Nachtheil, gegenwärtig in unserem Lande dar. In frühern Zeiten herrschten gute Gesetze, Wohlstand aller Art, ja Reichthum und Ueberfluß in unserer Mitte. Fragt ihr, warum diese Zeiten ein freundlicheres Bild gewähren, als die jetzigen? so ist die Antwort leicht. Erstlich herrschten in jenen Zeiten mehr Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und Wahrheit unter den Menschen; die drei allein sind es, welche die Gesetze kräftig, die freundschaftlichen Verhältnisse frisch und die Bande des Gehorsams gegen Fürsten, Obrigkeiten und Staatsbürger stark erhalten. Zweitens gab es damals gute Fürsten, ausgestattet mit Tugenden aller Art, welche mit dem Volk innig verwachsen und für sein Bestes so sehr erglüht waren, daß dieses letztere unter ihrer Sorge und ihrem Schirm sich geborgen hielt und, weil es selbst loyal war, auch von ihnen nur Recht und Billigkeit erwartete. Es ist wahr und ausgemacht, daß der Fürst als die Leuchte dasteht, welche das Volk aufklären und zum Bessern führen muß, die Großen folgen alsdann diesem Fürsten gern und auch die Niedrigen den Großen. Ein Volk

von einem guten Fürſten regiert, wird, unbekümmert um die verſchiedenartigen Lehrmeinungen, welche durch das Gehirn der Menſchen gehen, ſich in ſeinem Zuſtande glücklicher fühlen, als ein anderes, das ſich ſelbſt regiert." Der Verfaſſer zählt nun die Summe von Glückſeligkeiten auf, welche der Niederländiſche Staat unter dem Schutze der beſtehenden Gewalt genießen könnte, wenn man ſeinen Vortheil verſtände, und erlaubt ſich im Laufe ſeiner Abhandlung die Bemerkungen: „Wenn dieſer ſo gut geordnete und durch ſo treffliche Geſetze zuſammengehaltene Staatskörper auch ſeine Fehler hat, weil kein Körper ohne dieſelben ſich vorfindet, ſo könnten ſie doch gleichwohl leicht verbeſſert werden, weil bei einem gut eingerichteten der Krankheitsſtoff leichter gehoben werden mag, als bei einem ſchlecht organiſirten. Unſer Jahrhundert hat, wie alle übrigen, ſeinen eigenthümlichen Lauf, und giebt dem einen und andern Gutes oder Böſes, wie ſeine Beſtimmung es mit ſich bringt. Auf das Uebermaaß von Wohlfahrt iſt demnach naturgemäß auch Unglück gefolgt; dieſes Unglück aber hat einen ſo hartnäckigen und andauernden Charakter angenommen, daß es ohne gewaltſame Hülfe wohl nicht wird gedämpft werden können. Die Folgerungen dieſer Anrede ſind an diejenigen gerichtet, welche alles das-

jenige verachten, was einen andern Urſprung trägt, als den ihnen beliebigen, und welche nicht erwägen, daß es gemeinſame Uebel giebt, welche mehr oder minder alle Nationen drücken. Wenn diejenigen Inſtitutionen nicht in den meiſten Städten des Landes erfolgen, welche eine ſichere Grundlage haben, ſo wird der Staat für immer zu Grunde gerichtet ſeyn. Um einen guten Weinſtock zu pflanzen, muß man für einen tüchtigen Saamen ſorgen. Wenn aber auch bei einem guten Samen das eine und andere Jahr uns trügt, ſo darf man die Hoffnung auf einen fruchtbaren Weinherbſt deßhalb doch nicht aufgeben; alſo iſt es auch mit einem Fürſten beſchaffen, der von einer guten Familie abſtammt und in einem Lande ſich befindet, das treffliche gegen Willkühr ſchützende Geſetze beſitzt. Zeigt ſich ſeine Natur im Ganzen nur ſo geartet, daß er ſtets den Ruhm ſeiner Väter lebendig vor Augen hat, ſo darf man die Verkehrtheit bei ihm nicht vorſetzen, daß er von ſolchem Ruhm ſich nicht beugen und nicht ihn nachzuahmen wünſchen ſollte. Noch mehr wird ein neuer Fürſt, der friſch in ein Land kommt, wo die Erinnerungen an die alten Herren noch lebendig und dem neuen ſehr gewöhnlich ſind, ſich alle Mühe geben, in den Fußtapfen der Geſeierten und Bedauerten zu wandeln.“

II.

Zur Geschichte

des

Lebens, des Charakters und der Regierung

König Wilhelms I.

der

Niederlande.

Ein König seiner Bürger und ein Bürger unter den Königen.

[illegible]

Vorwort.

Zur Sammlung der über König Wilhelm der Niederlande in verſchiedenen Zwiſchenräumen bekannt gemachten einzelnen Aufſätze ſchon mehrfach aufgefordert, theilt ihr Verfaſſer ſie hier mit. Er weiß auch nach fünf Jahren, ſeitdem er den Schauplatz der Wirkſamkeit dieſes Fürſten verlaſſen, nichts daran zu ändern, als höchſtens dem geſpendeten, gerechten und durch die Zeitſtürme gerechtfertigten Lobe, noch manch' neues und geſteigertes beizuſetzen. Die Zeit hat zwiſchen Wilhelm von Oranien und ſeinen Gegnern bereits gerichtet und als Gewährsmänner für mehreres

früher mit Leidenſchaft an- und abgeſtrittenes, ſind zwei der Choragen de Potter und Gendebien ſelbſt, zwar unfreiwillig, aber von der ſtärkeren Macht der Wahrheit getrieben, für den von ihnen verrathenen Monarchen in die Schranken getreten. Eine Geſchichte ſeiner Regierung von 1815 bis jetzt folgt dereinſt aus unſerer Feder. Hier, was die unmittelbare Gegenwart vorläufig erheiſcht.

I.

Die Zustände in den Niederlanden unmittelbar vor der belgischen Revolution als Vorwort. *)

In dem gegenwärtigen Panorama der europäischen Staaten nehmen die Niederlande, sowohl was die Regierung, als was die Nation betrifft, eine merkwürdige und von allen übrigen Ländern und Cabinetten verschiedene Stellung ein. Die uralten Anmaßungen der Feudalaristokratie und des Theokratismus haben, höchstens mit einigem erborgten Zierrath neuerer Ansichten (scheinbar und zeitlich und weil auf anderem Wege nichts zu vermögen) aufgeputzt, von unten herauf sich die Masse des Volkes in Bewegung gesetzt

*) Eine Reihe von Aufsätzen, zu welchen der gegenwärtige einleiten sollte, war für die Allg. Polit. Annalen bestimmt. Die Parteiabneigung des damaligen, dem Verfasser sonst ergebenfreundeten Redakteurs derselben verhinderte die weitere Ausführung.

und bekämpfen mit Macht den Liberalismus, welche
von oben herab in verſchiedener Richtung ſich kun
gab und die ganze Nation durchſtrömen wollte. De
Edlen, voll Sehnſucht nach Wiedergewinn verlorne
Rechte und Vorzüge und mit der erhaltenen (immer
noch allzugroſſen) Entſchädigung unzufrieden, ſchloſſen
innigſt den Prieſtern ſich an, ohne deren Beiſtand und
Einfluß alle ihre Anſtrengungen fruchtlos geblieben wären.

Die Prieſter ſelbſt, nach vierzehnjährigem, hei
ßen Kampfe mit der neuen Ordnung der Dinge und
mit den veränderten Anſichten der Zeit, wechſelten
plötzlich, in Folge gemeinſamer Verabredung mit der
Ariſtokratie, Feldzeichen und Parole, ſteckten das libe
rale Panier auf und bearbeiteten mit ſiegreichem Erfolge
eine Trennung im Lager des Liberalismus, nämlich
inſofern, daß ſie einen Theil der Freunde politiſcher
Freiheit durch falſche Vorſpiegelungen, durch Benuthung
gewiſſer Empfindlichkeiten über getäuſchte Erwartungen
und durch gewandte Uebertreibung vorhandener, ge
gründeter Beſchwerden von der Regierung ab- und zu
ſich hinüberzogen. Eine andere Fraktion von ſogenann-
ten Liberalen, theils in Bonaparte's Schule gebildet,
theils von Rücklängen der Revolution noch immerfort
begeiſtert, theils von Abneigung gegen den Staats-
verband mit dem alten Holland und von dem Zauber
franzöſiſcher Sprache, Literatur und Sitten getrieben

und verführt, heftet die Augen ſehnſüchtig nach dem Lande zurück, mit welchem die gemeinſchaftlichen Schickſale einer großen und ſturmbewegten Periode während zwei Jahrzehnten ſie verbunden hatten.

Die alte Sprache der Eingebornen in den flandriſch-walloniſchen Provinzen ſelbſt war, da man den mächtigen Einfluß dieſes geiſtigen Verbindungsmittels kannte, von den Vornehmen und den Prieſtern aus Kirche und Hörſaal, Geſellſchaftszirkel und Richterſtube nach und nach ſyſtematiſch verdrängt und die Frage dadurch zweifelhaft geworden, welche von beiden Sprachen fortan mit größerem Rechte die des Landes zu nennen ſey? Die Dynaſtie Oranien, — durch die freie Wahl des Volkes von Holland, welches, nach dem Prinzipe der Legitimität auch ſeine republikaniſche Souverainität, vorgeſtellt in den Generalſtaaten, wieder angeſprochen und von freiem Antrieb in den alten Beſitz ſich wiederum geſetzt hatte, — nicht nur in die frühere ſtatthalteriſche Würde zurück, ſondern, in Anerkennung höherer Nothwendigkeit und dringender Nationalbedürfniſſe, auf den Thron berufen, — brachte die alten Grundſätze, welche in Holland ſie und die Freiheit einſt ſiegend gemacht, auch in die neuen Verhältniſſe und räumte überdieß dem Geiſte des Jahrhunderts ſo viel ein, als nur immer naturgemäß von einem fürſtlichen Geſchlechte

gefordert werden kann. Diese Dynastie beschützte die Sache der Aufklärung mit dem rühmlichsten Eifer und schloß der verfolgten politischen Freiheit eine Freistatt auf. Die Blutsverbindung mit mächtigen Königshäusern gab dem frisch errichteten Thron nach oben, die öffentliche Meinung der Völker nach unten kräftige und bedeutungsvolle Stützen. Das Werk der Befreiung dieses schönen und für die Politik so wichtigen Landes, von der Geistekraft des ersten Wilhelm angefangen, gelang der Tugend des sechsten zu vollenden.

Aber die Emancipation der Niederlande war, insofern es die südlichen Provinzen betraf, erst politisch zu Stande gekommen; die geistige Entmündigung erforderte noch einen langen und hartnäckigen Kampf. Die Widersacher und ihre Zwecke sind bereits oben angegeben. Als Mittel zu denselben mußte, wie schon früher, als der Süden sich von der gemeinsamen Sache der Freiheit trennte und dem Despotismus neu sich in die Arme warf, die Religion abermals dienen. Der Klerus und der Hochadel benutzten die Verschiedenheit der Confessionen zu Verhüllung politischer Leidenschaften.

Die Unwissenheit des gemeinen Volkes und der völlige Mangel an sittlich-intellectueller Cultur konnte den Anstrengungen des erstern zumal erwünschtesten Erfolg verbürgen; darum wurde mit Ungestüm

anfänglich das Monopol, ſpäter die Freiheit des Unterrichts gefordert, was beides eben ſo viel hieß, als daß dem Mörder freiwillig das Meſſer in die Hände gereicht werden ſollte. Der Liberalismus, dargeſtellt in dieſem Lande durch dreierlei Nüancen, von joſephiniſchen, republikaniſchen und bonapartiſtiſchen Ideen, fand freilich die erſte Forderung ſo plump und dreiſt, daß er im Einverſtändniß mit der Gewalt, nicht ohne große Verachtung derjenigen, ſo ſie geſtellt, ihnen begegnete; aber ihm ward bei der zweiten Forderung eine feine Schlinge geſtellt, und er ging in dieſelbe.

Der Liberalismus, in einer ſeiner Abtheilungen durch Beweggründe der oben geſchilderten Natur bereits zu Anfang der Gründung des Königreiches hin und her getrieben, zerfiel mit der Regierung und ihrem Syſteme immer mehr und mehr; er fand an leichtgläubigen Enthuſiaſten des Südens und an der altrepublicaniſchen Heftigkeit einer Abtheilung von Conſtitutionellen des Nordens bedeutende Stützen. Die ſchlimmen Verhältniſſe, in welchen die Regierung von der großen Verſchiedenheit von religiöſen Bekenntniſſen, politiſchen Grundſätzen und hiſtoriſchen Erinnerungen der einzelnen Landestheile ſich befand, hatten ſie genöthigt, die Erfüllung mehrerer conſtitutioneller Wünſche, welche entweder in dem Weſen des Repräſentativſyſtemes überhaupt oder in dem Buchſtaben des nieder-

ländiſchen Grundgeſetzes lagen, auf unbeſtimmte Zeit hinauszuſchieben, weil allzu unvorbereitete Gewährung einem höhern Intereſſe Gefahr gebracht haben würde. Einige dieſer Wünſche ſtanden in grellem Widerſpruch mit dem Culturgrad der Maſſe des Volkes im Süden und lieferten den Feinden der Aufklärung geradezu die Mittel in die Hände, um die Fortſchritte derſelben dem Geſetze unerreichbar, und ſelbſt unter geſetzlicher Firma zu hemmen; andere wurden von der entſchiedenen Mehrheit des gebildeten Theils der Nation ſelbſt, als gefahrbringend, zurückgewieſen. Die Regierung ſuchte daher in der Ausführung ihres Syſtemes zwiſchen den joſephiniſch-liberalen und den eigentlich conſtitutionellen Principien eine Art Verſchmelzung zu bewerkſtelligen, und der Beifall der aufgeklärteren Bürger, ſo wie die Liberalen des übrigen Europa, ſchienen ihr ein Recht gegeben zu haben, an die Güte ihres Syſtemes zu glauben. Allein zwei mächtige Feinde, welche, auf andern Schauplätzen ſich grimmig befehdend erſcheinen, traten hier als Verbündete gegen ſie auf, und brachten ſie in die beſondere Stellung, daß dasjenige, was im Intereſſe des Liberalismus geſchehen, wie Deſpotismus ausſah, und daß die Parteien, welche an Untergrabung theils der politiſchen Integrität, theils der geiſtigen Aufklärung arbeiteten, als Verfechter der Freiheit ſich geltend machten. Als die Regierung, im Bewußt-

seyn ihrer redlichen Absichten und ihres großartigen Zieles, nichts destoweniger in dem bisherigen Systeme fortfuhr und einerseits gegen römische Anmaßung die kirchlichen Freiheiten ihrer katholischen Bevölkerung verfocht, anderseits aber, im Innern den Unterricht mit kräftigen Händen fortleitete, gelang es den Umtreibern durch einen großen Theil der Nation Unruhe zu verbreiten und längst entschlafene Leidenschaften frisch zu wecken.

Sie hatten selbst einen Theil der aufrichtigen Liberalen durch das Knallfeuer patriotischer Sentenzen und erheuchelter Gefühle zu sich bekehrt, welche darüber zürnten, daß manche erwartete Verbesserungen nicht jetzt schon eingetreten, und daß man die Musterbilder für Staatseinrichtungen und Regierungsweisheit nicht aus Nordamerika, England, Frankreich und Genf herüberhole. Für die unwissenden und bigotten Wallonen ward derselbe Typus wie für Franklins, Adam Smiths, Royer-Collards und Rousseau's Mitbürger begehrt. Die Fanatiker, welche sich den Namen der „Katholiken" beilegten und dadurch die eignen Coalirten von der anti-römisch-ultramontanen und philosophischen Farbe in der Meinung der Masse brandmarkten, erhoben vorzugsweise das Feldgeschrei „Liberté religieuse, Liberté illimitée de l'enseignement, und Exécution franche et entière ou concordat!"

Die Liberalen, oder die Umtreiber und Eral-

tado's, welche dieſen Namen ſich beilegten, drangen vorzugsweiſe auf die Responsabilité ministérielle, auf die Jury, und auf freien Gebrauch der franzöſiſchen Sprache. Das Volk ſelbſt, welches von den Parteien übrig blieb, forderte blos Reformen in der Geſetzgebung, Regiung des Finanzſyſtemes und Aufhebung der Mahlſteuer, einer Steuer, welche im Norden ſehr popular blieb, im Süden aber ſehr verhaßt war, vermöge der zwei ſich entgegengeſetzten Intereſſen derſelben.

Da die übergroße Zügelloſigkeit der Preſſe Ahndungen des Geſetzes und Reactionen von Seite der Regierung nach ſich zog, ſo entſtand eine neue Parole zu der bereits vorhandenen: Liberté de la presse illimité, d. h. die Freiheit durch Schriften und Journale, Manifeſte und Kanzelreden zum Widerſtand gegen die Gewalt und zum Umſturz der beſtehenden Ordnung wirken zu dürfen, ohne daß von oben im mindeſten eingeſchritten werden könnte. Die Litanei vervollſtändigte ſich mit jeder Woche mehr, und was dem einen oder andern Häuptling der künſtlich geſchaffenen Bewegung über Nacht durch den Kopf gefahren und von einigen Zeit- und Flugblättern gut geheißen war, wurde zum Rang einer Volksbeſchwerde erhoben. Die berufenen Griefs nationaux wodurch die belgiſchen Agraviados ſich ſo ſehr lächerlich gemacht, entſtanden;

ihre Mutter und Säugamme in einer Perſon, die Union, welche ſich ſelbſt (verhängnißvoll genug) und mit ſchlecht gewählter Ironie ein königliches Wort mißbrauchend, den Namen der Infamen beilegte, veranſtaltete das Pétitionnement und Répétitionnement, d. h. die Kunſt in conſtitutionellen Phraſen als politiſche Tollhäusler ſich zu geberden. Die Union, in ihrer urſprünglichen Elite aus den noch übrigen Cadres des Brabänter-Aufruhrs gebildet, und von den Summen reicher Edler des Landes ſo wie denen der Congregation unterſtützt, hoffte, mit dem Beiſtande einiger in Finanzſachen oft wider die Regierung ſtimmenden Holländer, durch den Staatsſtreich der Verwerfung des zehnjährigen Budgets und des Budgets 1831, dieſelbe zur Verzweiflung, und dadurch zu völligem Nachgeben, oder zu Gewaltmaßregeln zu zwingen, welche ſodann einen glänzenden Sieg des belgiſch-theokratiſchen Syſtems, oder die Glorie einer neuen Revolution, der Trennung Belgiens vom Norden und der Conſtituirung als eigener Staat oder Vereinigung mit Frankreich — ihrer Abſicht nach — zur Folge gehabt, und den nach Ruhm, Geld, Einfluß und Stellen lechzenden Intriguants und Enthuſiaſten Gewährung der heißen Wünſche verſchafft haben würden.

Die franzöſiſchen Verbündeten theils von der frommen, theils von der frivolen Farbe, welche nicht

ohne vielfachen Widerspruch mit ihren eigenen Grundsätzen und Kämpfen, das Feuer in Belgien von Anfang an genährt hatten, erwarteten, zu einer neuen Revolution in ihrem Lande in Folge der thörichten unvolksthümlichen Bourbonischen Politik, nicht ungeneigt und unvorbereitet, sehr großen Gewinn für ihre Sache aus einem solchen Staatsstreiche im Nachbarstaat. Auch rechneten sie sicher darauf, daß eine allfällige Dazwischenkunft von Seite Preußens durch einen allgemeinen Aufstand im unzufriedenen Teutschland paralysirt werden würde. Daher die wunderliche Sprache ihrer Blätter während der letzten Zeit über die niederländischen Angelegenheiten, eine Sprache, welche oft das völlig Entgegengesetzte vertheidigte und das altgewöhnte Lob jener Regierung neben der Adoration des trefflichen constitutionellen Geistes der Opposition fortsetzte, und dieselben Minister um desjenigen willen schmähen half, was die Liberalen in Frankreich geradezu für sich wünschten und begehrten. Allein die Union und ihre Verbündeten betrogen sich sehr, sowohl in ihrer Schätzung der moralischen Kräfte der niederländischen Regierung, und den eigentlichen Gesinnungen des Nordens, als in ihrer Ansicht von der Stimmung des öffentlichen Geistes des mit Niederland und Preußen in seinen Interessen innigst verbundenen Teutschlands. Die Holländer, durch lange und viel-

fache Kränkung ihrer Eigenthümlichkeiten, Erinnerungen, Sprache, Literatur und Manier tief gereizt, und über die Anstrengungen der Umtreiber wider die Dynastie und den Staatsverband erschreckt, schloßen fast in Masse sich enger um den gefährdeten Thron. Die königliche Botschaft vom 11. Christmonat 1829 stärkte den Muth aller Treugebliebenen und selbst den von eilf Abgeordneten des Südens, und mit dem Signal: „Orange boven!“ fiel das Werk der Schlimmgesinnten durch Annahme des Budgets schimpflich durch. Auch von Teutschland aus wurden die von den französischen Liberalen ohne Aviso auf revolutionäre Begeisterung ausgestellten Wechsel mit Protest zurückgeschickt.

Das Nationalgefühl, durch solchen französischen Uebermuth im Innersten verwundet, erklärte die Sache der deutschen Regierungen, im Allgemeinen und insbesondere, für diejenige aller Parteien, welches immer ihre Meinungen und Nüancen; und im Bewußtseyn des guten Willens mancher jener ersteren, und in Hoffnung endlichen Vergleiches der alten und neuen Ideen und kräftigerer Vertretung der gemeinsamen Volks-Interessen, in politischer sowohl als commercieller Beziehung, erklärte man sich bereit zu muthvollem Einstehen für das Ganze. Teutschland, welches weder die Bourbone, noch ihr Ministerium Polignac, noch ihre Congregation

liebt, und hiezu hinsichtlich aller drei weder Ursache noch Verpflichtung hat, weist nichts desto weniger auch die Ansinnen eines trügerischen Liberalismus von sich, welcher durch die Unreinheit seiner Zwecke die Grundsätze und die Legitimität der wahren Freiheit täglich vor den Cabinetten gefährdet und dem Absolutismus nur erwünschte Waffen zum Behufe seiner finstern Zwecke in die Hände liefert. Wie die Nationalstimmung des eigentlichen Teutschlands gegen Preußen beschaffen, und wie irrig die Ansicht der Franzosen (der Liberalen wie der Ultra's) hievon sey, braucht nicht erst aus einander gesetzt zu werden. Die neuesten Handelsverträge mit süd- und nordteutschen Regierungen haben das Band der Eintracht und der Einheit stärker und inniger als je gezogen, und ein bleibendes Recht auf die Dankbarkeit des Gesammtlandes ihm erworben. Die fortgesetzten Anstrengungen für intellektuelle Cultur und für religiöse Aufklärung und wechselseitige Duldung sichern ihm ein Denkmal in dem Herzen der bessern Geister. Die Angelegenheiten der Niederlande selbst, hinsichtlich welcher der angedeutete Hauptirrthum unserer Nachbarn ausgegangen, fesseln fortwährend das Augenmerk der deutschen Völker wie der Regierungen. Die so populäre Dynastie Nassau wird jederzeit in Tagen der Gefahr ein kriegerisch gerüstetes Volk zu ihrem

Beiſtande willig finden; ein Volk, welches gerne und mit Stolz ſich erinnert, daß ſie aus ſeiner Mitte hervorgegangen.

Die Annahme des Budgets in den niederländiſchen Generalſtaaten iſt, — man mag es läugnen wie man will, — für die vereinigten zwei Faktionen dieſes Reiches eine Hauptniederlage geweſen, und die vorzüglichſte Kraft der Oppoſition iſt gebrochen. Die vergifteten Pfeile des Jeſuitismus und der Revolution an der ſtärkeren Rüſtung oraniſcher Energie und den bon sens des beſſern Theils der Nation abgeprallt, fielen auf die Schützen zurück. Nach und nach erkennt auch ſelbſt die verführte Maſſe das grobe Gaukelſpiel, welches man mit ihm vorgenommen, und der Phalanx ächter conſtitutioneller Männer und wirkſamer Lichtfreunde mit den Bemühungen des Königthums in treuem Bunde, verſtärkt ſich täglich mehr, und iſt bereit, um jeden Preis das Werk der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe Königs Wilhelm I. weiter führen und vertheidigen zu helfen.

Die Perſönlichkeit und die Schickſale der gegenwärtigen Dynaſtie in den Niederlanden ſind mit der Geſchichte des Staates ſelbſt, an deſſen Spitze ſie gekommen, inniger als die manch anderer verflochten, und es gibt hier kein von dem Leben des Volks getrenntes Hof- und Cabinetsleben; darum iſt der Ge-

ſchichtſchreiber der Niederlande von 1814 bis zur neueſten Zeit in die angenehme Lage verſetzt, fürſtlicher Wirkſamkeit die vollſte Aufmerkſamkeit widmen zu können, ohne in Gefahr zu ſtehen, ſeiner Darſtellung der Entwickelung der Nationalkraft Raum und Zeit zu entziehen und auf Koſten der Grundſätze bloßer Hiſtoriograph nach dem Zuſchnitte des Staatsalmanachs zu werden. Als Fremder beſitzt er vielleicht mehr Beruf und Unabhängigkeit als bei dem Kampfe der Parteien irgend ein Eingeborner. Noch beſitzen wir kein vollſtändiges Gemälde, von den erſten ſechzehn Jahren der Wirkſamkeit des Königs und den Ereigniſſen des Landes; eben ſo iſt in das Irrgewinde der Oppoſition dieſes letztern noch kein hinlänglicher Faden geliefert worden. Wir verſuchen dieſe Aufgabe für die Freunde des öffentlichen Rechtes, überzeugt von dem hohen Intereſſe, welches eine klare Anſicht der von uns kurz angedeuteten politiſchen Vorfälle bei ihnen ſo wie bei allen Freunden geſetzlicher Freiheit und conſtitutionellen Rechtes erregen muß.

Eine gedrängte Schilderung der Schickſale des Königshauſes während der Revolutions- und Kaiſerperiode, und eine ähnliche der Staatsumwälzung in Holland und der Berufung der Stadhouderiſchen Familie auf den Thron wird die Reihe unſerer hiſtoriſch-politiſchen in einzelnen Folgen mitgetheilten Abhand-

lungen eröffnen; dieſe ſelbſt ſodann werden über die auswärtige Politik, über Verfaſſung, Geſetzgebung, Adminiſtration, Induſtrie, Handel, Colonialſyſtem, Kirchenweſen und Unterricht ſich verbreiten. Die Geſchichte der Generalſtaaten und der Oppoſition insbeſondere erhalten hiebei natürlich den ausführlichſten Raum. Aus der Authenticität der angeführten Thatſachen, aus den ipsissimis verbis der verſchiedenen Parteien und aus dem Tone des Ganzen wird man entnehmen, daß der Verfaſſer mit freier Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und ohne Rückſicht auf perſönliche Verhältniſſe und eigene alte Lieblingsmeinungen, die Dinge geradezu ſo geſchildert hat, wie ſie jedem aufmerkſamen und unbefangenen Beobachter nothwendig ſich aufdringen müſſen.

II.

König Wilhelm I. als Prinz von Oranien in Holland, bis zur Vertreibung der Stadhouderſchen Familie durch die Revolution.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war im Innern der Republik Holland, einſt ſo mächtig

und ruhmreich, eine bedeutende Veränderung der Verhältniſſe, wie der Gemüther vorgegangen.

Der Verluſt des Sieges und des Einfluſſes, weniger eine Folge des verſchlechterten Nationalgeiſtes als einer Reihe neuer weltgeſchichtlicher Stellungen und veränderter politiſcher Intereſſen, welche den Mittelpunkt der europäiſchen Diplomatik von Verſailles und Haag faſt zu gleicher Zeit nach andern Reichen verſetzt, hatten auf die unbeſchäftigten Leidenſchaften der Parteien eine kaum zu beſchreibende Einwirkung gehabt.

Das Gefühl dieſes Verluſtes und die Schwäche, welche nach den mörderiſchen Seeſchlachten, nach den unverhältnißmäßigen Anſtrengungen für Erhebung der Marine und der für England ſo gewinnreichen als für Holland unglückvollen Revolution Wilhelms III. ſich einſtellte, brachten, bei dem Mangel an ferneren Nationalunternehmungen und Nationalzielen eine ſehr widerwärtige Stimmung hervor, in welcher ein Theil den andern wegen desjenigen anklagte, was weniger von den Menſchen als von den Ereigniſſen ſelbſt abgehangen. Zugleich kamen alle alten Zwiſte und Beſchwerden in Erinnerung, welche während gemeinſamen Anſtrebens für Rettung oder Verherrlichung des Staats der ſieben Provinzen vergeſſen worden waren. Die Familien-Verbindung des erbſtatthalteriſchen Hauſes mit dem eines abſolut-monarchiſchen Staates wie

Preußen, diente überdieß dazu, alte republikaniſche Gefühle zu verwunden und die größere Sicherheit, in welcher die Dynaſtie Oranien in Folge jener Verbindung ſich befand, mehrte nur die Bitterkeit der ehemaligen Gegenpartei. Nicht das Volk im eigentlichen Sinn, wohl aber die altholländiſche Ariſtokratie, welche von Gründung der Republik an ſo manchen Zwieſpalt in die öffentlichen Verhältniſſe gebracht, ſo manches großartige Unternehmen durchkreuzt und Maßregeln entfremdender Strenge, im Hinblick auf höhere unabweisbare Intereſſen, nothwendig gemacht hatte, war es, welche zuerſt den Schild erhob. Dieſe Ariſtokratie, welche in die blendenden und gleißenden Inſignien volksthümlicher Begeiſterung ſich gehüllt und ſelbſt die Tugend eines Olden Barneveld und der Intelligenz der Brüder de Witt zu unglückſeligem Widerſtand verführt hatte, führte die Republik mehr als einmal an den Rand des Verderbens, wovon nur die Energie und der höhere politiſche Scharfſinn der Familie des Schweigenden ſie errettete.

Der harte Schlag, welcher Flotte und Staatsſchatz während des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges getroffen, war wohl eine der empfindlichſten Wunden der Regierung des Erbſtadhouders Wilhelm V. Die Aufhebung des Barrierenvertrags, die Händel mit dem Herzog Ludwig von Braunſchweig und die Kränkung,

welche der Schwester Friedrich Wilhelms II. zugefügt worden, waren die Hauptakte, welche Zwietracht und Anarchie in das öffentliche Leben brachten und den förmlichen Kampf der Parteien entzündeten. Der Einbruch eines räuberischen Heeres von 20,000 Preußen befestigte und vermehrte für einen Augenblick die Gewalt des Erbstatthalters; aber die Unvolksthümlichkeit solcher Dazwischenkunft der Fremden gab den demagogischen Aristokraten größern Schein des Rechtes in ihrem Haß und Widerstand, und entfremdete augenblicklich die Herzen von Vielen, selbst aus jenen Klassen, welche der oranischen Dynastie sonst am standhaftesten zugethan gewesen. In Wilhelm V. war viele Güte des Herzens und manch liebenswürdige Privattugend; seine Gemahlin selbst war geistreich und unbescholten; aber ihr Charakter und ihr Wesen vertrug sich nicht mit demjenigen hochfahrender und geldstolzer Republikaner, welche an die Formen eines fürstlichen Hofes im strengeren Sinne noch nicht gewöhnt waren. Die Unkenntniß des Zeitgeistes von Seite des Hofes einerseits trieb eben so wohl, als der Mangel an politischem Scharfblicke anderseits bei den Patrioten, zu verkehrten Systemen. Beide Parteien büßten schwer; die eine durch Verlust der Macht, die andere durch Verlust der Nationalunabhängigkeit. Das Hauptverbrechen Beider war wohl darin bestanden, daß sie bei

den Fremden Hülfe gesucht; die Einen bei den Königen, die Andern bei den Republikanern.

Wilhelm Friedrich, Prinz von Oranien, der Sohn jenes Statthalters, welchen im Jahre 1795 die Bajonette der Franken zur Einschiffung nach England zwangen, war den 24. August 1772 zu Gravenhaag geboren worden. Außer dem Unterricht seiner verständigen und kenntnißvollen Mutter genoß er der Leitung zweier tüchtiger Lehrer von literarischem Rufe, eines Teutschen und eines Holländers: Euler von Zweibrücken und Tollens von Breda. Der Generallieutenant von Stamford ward später als Hofmeister ihm gegeben. Von Letzterem, der als Professor der französischen Sprache und der praktischen Geometrie an der Schule zu Ilefeld und als Schriftsteller in eigenen Versuchen glücklicher war, denn als Offizier in Diensten des Herzogs von Braunschweig, mag der junge Prinz wohl die Anfangsgründe in französischer und teutscher Sprache erhalten haben, während Tollens die Schönheiten und Schätze der Nationalliteratur ihm enthüllte. Stamford besaß einen ernsten, nachdenkenden Charakter, gründliche Bildung im Allgemeinen und besondere Kenntnisse im geschichtlichen und staatsrechtlichen Fach; überdieß viele Menschenkenntniß, große Zurückhaltung und tiefe Verschlossenheit: sämmtlich Eigenschaften, welche auf den fürstlichen Zögling

zurückwirkten und ihm einen bedeutenden Theil deſſen gaben, wodurch ſein Ahnherr einſt ſo frühe ſich geltend und groß gemacht. Durch denſelben Mentor, wie durch die übrigen Lehrer, gewöhnte ſich Wilhelm Friedrich auch an jene Liebe zur Arbeitſamkeit und jene Thätigkeit des Geiſtes, welche einmal entworfenen Planen die ſchnellſte Ausführung zu geben ſucht, und an den Wunſch, die Geſchäfte ſoviel möglich aus eigener Anſchauung der Thatſachen und nicht aus Berichten Anderer kennen zu lernen und zu regeln. Der Trieb zu ſolcher Verwendung geiſtiger Kräfte entfernte von ihm frühe alle Lockungen eines üppigen Hofes, einer zerſtreuungsreichen Reſidenz und eines entſittlichten Zeitalters. Dieſem Geſchmacke des Erbprinzen iſt der Erbſtatthalter, der ſouveräne Prinz und der König der Niederlande nachmals treu geblieben.

Es kann nicht unſere Abſicht ſeyn, die Schickſale des letzten Zeitraumes der Republik Holland bis zur Vertreibung Wilhelms V. hier zu ſchildern; die Hauptereigniſſe ſind hinlänglich bekannt und gehören in die Geſchichte der Vereinigten Staaten. Nur einige Thatſachen, welche die Jugend und das erſte Auftreten des jungen Fürſten betreffen, führen wir noch an.

Ein Jahr nach der unglückeſchwangern Dazwiſchenkunft der Preußen in Holland (1788) unternahm Wilhelm Friedrich Reiſen nach Teutſchland, zumal

nach den Naſſau'ſchen Landen, ſeinem künftigen Erbtheil. Er war nach fünfzig Jahren das erſte Glied der fürſtlichen Familie, welches die teutſchen Stammgüter beſucht. Der Empfang war äußerſt freundlich, der Jubel des Volkes unverſtellt. Auch Berlin und Braunſchweig hatte er auf dieſer Reiſe berührt. Nach ſeiner Rückkehr beſuchte er die Hochſchule zu Leyden. Man rühmte daſelbſt ſehr ſein beſcheidenes und leutſeliges Betragen und nicht minder den Eifer für ſeine Weiterbildung in allen jenen Doctrinen, die man dem künftigen Beruf als die angemeſſenſten hielt.

Im Jahr 1791 beſtimmten die Familienverhältniſſe, ſo wie die eigene Wahl der Herzen den Erbprinzen zur Vermählung mit ſeiner Baſe, der Prinzeſſin von Preußen, Friederike Luiſe Wilhelmine, Tochter Königs Friedrich Wilhelm, Nichte des großen Friedrich und Schweſter des heut regierenden Monarchen. Die Wahl fiel um ſo glücklicher aus, als die Braut mit intereſſantem Aeußern vielen Geiſt und Verſtand, und zugleich einen ernſten, feſten, auf glückliches Familienleben und geregelte Lebensverhältniſſe auch in den höheren Regionen gerichteten Sinn in ſich trug. Die Tugenden der gegenwärtigen Königin ſind die vorzüglichſten Diamanten in der Krone der Niederlande.

Nachdem der Prinz ſeine Studien auf der Hoch-

ſchule vollendet, nahm er an Staatsgeſchäften, in administrativer, wie in militäriſcher Hinſicht, thätigen Antheil. Er erhielt zuerſt Sitz und Stimme im Staatsrath, ſodann die Stelle eines Gouverneurs von Breda und bei dem Heere den Rang eines Generals der Infanterie. In letzterer Eigenſchaft war er gemeinſam mit ſeinem jüngern Bruder, dem Prinzen Friedrich Georg Wilhelm, insbeſondere für Umbildung des etwas zerfallenen Kriegsweſens der Republik bemüht. Leider unterbrachen die großen Ereigniſſe zu ſchnell ihre Anſtrengungen und rechtfertigten die Reformen nur allzuſehr, welche ſie begonnen.

Die Umwälzung in Frankreich hatte bereits mehrere ihrer Metamorphoſen durchgangen und die blinden Anhänger des Alten eben ſo ſehr von der Unhaltbarkeit des ſtarren Stabilitätsſyſtems, als die allzufeurigen Freunde des Neuen von der Unbrauchbarkeit mancher Theorien überzeugt. Schon lag das Königthum in Trümmern, des Königes Haupt unter dem Beile gefallen. Der Convent ſandte allenthalben hin ſeine Schrecken, ſeine Heere und ſeine Agenten. Alle Reiche um ihn ſollten das Loos des Geſtürzten theilen und der Fall des Deſpotismus im Ausland den Sieg der Freiheit im Innern verbürgen. Auch auf Holland warf er ſeine Blicke. Das Stadhouderat ward der Theilnahme am Bunde der großen Verſchwörung

aller Souveräne wider die Freiheiten der Völker bezüchtigt und ſeine Vernichtung daher ausgeſprochen.

Die vor dem preußiſchen Ueberzug im Jahre 1787 flüchtigen Patrioten, welche in Frankreich eine Zuflucht gefunden, unterließen nichts, den Convent in ſolchen Geſinnungen zu ſtärken und zum Haſſe wider die Dynaſtie Oranien zu entflammen. In der That erließ derſelbe unterm 1. Hornung 1793, in Folge der berühmten Motion des Abgeordneten Briſſot, eine Kriegserklärung wider den Stadhouder, Wilhelm V. Die Republik ſelbſt, für welche man die größte Hochachtung zu bezeugen ſchien, war ausdrücklich davon ausgenommen.

Den Worten folgte bald die That. Dumouriez brach mit einem bedeutenden Heer in das Land der Generalſtaaten und ſtand in kurzer Zeit vor Breda. Der Graf Alexander von Bylandt übergab, nach einer Belagerung von nicht vollen vier Tagen, den wichtigen Platz, worin ſich noch 2500 Mann Beſatzung, 250 Kanonen und Kriegs- und Mundbedarf aller Art vorgefunden. Eben ſo fielen auch Gertruidenberg und Klundert gleich darauf in fränkiſche Gewalt. Willemſtadt, Venloo und Maeſtricht wurden enge blokirt. — Inzwiſchen unterhandelte Dumouriez durch Sendlinge und Schreiben mit den Häuptern der antioraniſchen Partei im Lande, und die in ſeinem Heere befind-

lichen Patrioten von 1787 leiſteten hiebei treffliche Dienſte.

Der Erbprinz befand ſich um dieſe Zeit gerade zu Frankfurt und ſuchte mit dem Prinzen von Coburg über den Plan des bevorſtehenden Feldzugs hinreichende Abrede zu treffen. Am 2. Mai jedoch war er bereits im Haag wieder angekommen und bereitete, in Verbindung mit ſeinem Bruder, die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln vor. Der Prinz Friedrich hatte bei Geldern die Hauptmaſſe der Streitkräfte der Republik vereinigt; Wilhelm übernahm den Oberbefehl, verband ſich bald darauf mit den Oeſterreichern und lieferte, gemeinſam mit ihnen, am 18. März die bekannte Schlacht von Neerwinden bei Tirlemont. Auf dieſes ſtellten die Franken die beſetzten Städte zurück und räumten das Gebiet von Holland. Die Verbündeten ergriffen nunmehr die Offenſive, der Erbprinz drang in Flandern vor und ſetzte über die Lys.

Während des ganzen Sommers leiſtete ſein kleines Heer bedeutende Dienſte, im Kampf mit überlegenen Streitmaſſen, beſonders der ſogenannten Nordarmee, dazu gehörte vorzüglich die Vertheidigung der oſtflandriſchen Gränzen, über welche die Republikaner raſtlos vorzudringen ſich beſtrebten. Die Oeſterreicher blieben dadurch in ruhigerem Beſitz eines großen Theils der Vortheile, welche auf andern Punkten der nieder-

ländiſchen Gränzen errungen wurden, und ſie gewannen volle Zeit, Valenciennes, Condé und andere Plätze zu nehmen.

Das Jahr 1792 hatte den alten Muth des oraniſchen Geſchlechtes in den Beiſpielen des Prinzen Wilhelm und ſeines Bruders auſſer allen Zweifel geſetzt. Weniger beſtändig war das Glück im folgenden. Die Prinzen theilten nur das Schickſal ihrer Verbündeten hierin. Das ſelbſtſüchtige England, vorzugsweiſe mit Eroberung von Dünkirchen beſchäftigt, zerſtörte den gut entworfenen Kriegsplan der Uebrigen. Ohne die Ankunft der Flotte abzuwarten, leitete der eitle Herzog von York die Belagerung ein, und betrieb ſie mit nutzloſem Ungeſtüm. Allein Houchard, den groben Fehler ſeines Gegners raſch benützend, warf ſich mit aller Macht auf ihn, ſchlug ihn bei Hondtſchot in entſcheidendem Treffen, befreite Dünkirchen und griff mit überlegenen Streitkräften am 13. September 1793 das holländiſche ſich ſelbſt überlaſſene Heer an. Der Prinz Wilhelm hatte Beaulieu, welcher einen Theil der Armee von Coburg befehligte, noch zur rechten Zeit Nachricht von dem Angriff der Franzoſen mitgetheilt; wäre derſelbe ſchnell zu Hülfe gekommen, ſo würde dieſer Angriff ſiegreich abgeſchlagen worden ſeyn. Die Holländer ſtanden zwiſchen den Dörfern Meenen und Veerwick, die Oeſterreicher bei Werelghem.

Allein trotz der tapfern Vertheidigung Wilhelms und des klugzerdachten, langsamen Rückzugs, welcher den Oesterreichern immer noch Zeit und Spielraum zur Mittheilung hinreichend vergönnte, erschienen dieselben nicht. Nur der General Kray mit vier Schwadronen Reiterei traf ein. Diese Verstärkung, so unbedeutend sie im Ganzen war, erhob gleichwohl den Muth der Holländer wieder und bestimmte sie zu einem neuen Treffen; während desselben hoffte man bestimmt auf die Ankunft der ersehnten Hülfen.

Der Prinz Friedrich, an der Spitze einiger auserlesenen Haufen seiner Leute und mehrerer Abtheilungen von Kray, versuchte einen Reiterangriff; allein die voreilige Flucht der Oesterreicher brachte Unordnung in den Marsch des Uebrigen; der Prinz selbst ward durch eine Kugel in die Schulter verwundet und nur mit grosser Anstrengung von dem Vorhaben abgebracht, das vorgesetzte Ziel trotz aller Gefahren weiter zu verfolgen.

Während dieses Vorfalls stritt mit nicht minderm Muthe der Erbprinz auf einem andern Punkte der Linie. Er hatte den österreichischen Feldherrn neuerdings von seiner schwierigen Lage in Kenntniß gesetzt, ohne jedoch die Apathie desselben besiegen zu können. Die Soldaten hatten — so lautete die Antwort — noch nicht zu Mittag gespeißt. Inzwischen verstärkten

ſich die Reihen der Franzoſen immer mehr durch friſche Bataillone, und man ſah, da die günſtigſte Zeit, etwas zu wagen, vorüber war, zur Anordnung des Rückzugs ſich gezwungen. Wilhelm ſchlug die Straße von Gent ein, und nahm hinter der Schelde eine feſte Stellung ein, in welcher er die verſchiedenen Abtheilungen ſeines Heeres wieder zu vereinigen gedachte.

Der Prinz, welcher bei verſchiedenen Anläſſen ſo viel Muth als Umſicht bewährt, zeigte im Unglücke für das Loos der Seinigen und ihrer Familien Zartheit und Sorgfalt. Einer der erſten Schritte war, von ſeinem Vater, dem Erbſtatthalter, und den Generalſtaaten Unterſtützung für die Wittwen und Kinder der bei Veerwick Gefallenen und für die tapferſten Streiter, welche mit zurück gekehrt, Belohnungen und Penſionen zu begehren. Die betrübte Lage des Staatsſchatzes erlaubte die Gewährung ſeines Wunſches nicht; allein ſeinen fortgeſetzten Bemühungen gelang es zum mindeſten eine Art Fonds, aus Beiträgen reicher Familien, zu bilden, woraus nunmehr die Benöthigten unterhalten und unterſtützt wurden. Houchard ſah nach dem Treffen vom 13. September ſich außer Stande vorzurücken und ließ dadurch den Holländern Zeit, mit Coburg ſich wieder zu vereinigen und die Belagerung von Maubeuge zu beginnen. Dieß Unternehmen ſchlug jedoch fehl; die Verbündeten gingen um die Mitte des

October's über die Sambre zurück, um Winterquartiere zu beziehen, der Prinz aber nach dem Haag (zu Anfang des Decembers) um von da aus zum neuen Feldzuge von 1793 sich vorzubereiten.

Zu Anfang des Jänners stand er wieder an der Spitze des Heeres der Republik; sein Hauptquartier war zu Lüttich. Oesterreich, voll Zuversicht in die Talente des jugendlichen Feldherrn, hatte sogar nun ein Corps von 30,000 Mann ihm anvertraut, welches unter seinem Oberbefehl für die Interessen der Coalition wirken sollte. Der Feldzugsplan von 1793 ging bekanntermaßen dahin, eine Gränzfestung zu nehmen, in Frankreich einzudringen und geraden Wegs wider Paris vorzurücken. Schon hatten zu diesem Zwecke beträchtliche Streitmassen in Limburg, Namur und Hennegau sich gesammelt. Dem Prinzen war der Angriff auf Landrecies vorbehalten, welches als Mittelpunkt des entworfenen Einbruchs bestimmt war. In der That umzingelte er diesen Platz am 20. April, nach kurzem Gefecht. Moulland, mit ungefähr 7000 Mann, hatte sich darein geworfen, und war mit jeder Art Bedürfniß hinreichend versehen. Nichtsdestoweniger betrieb Wilhelm die Arbeiten mit großem Eifer und war am 26. schon bedeutend vorgerückt. Ein heftiges Feuer aus mehr denn 100 Geschützen spielte von den Wällen herab gegen die Belagerer; der Prinz ließ sich

dadurch nicht abhalten, und bald erſchienen Parlamentäre für einen Waffenſtillſtand. Er drang auf unbedingte und ſchleunige Uebergabe. Am 30. April erfolgte ſie. Die Beſatzung ward kriegsgefangen erklärt, und zwei Bataillone Holländer mit zwei Bataillonen Oeſterreichern nahmen von demſelben Landrecies Beſitz, gegen welches Carl V. und Prinz Eugenius einſt ihre Kraft verſucht.

Nichtsdeſtoweniger trug dieſer glorreiche Vortheil des Erbprinzen von Oranien nicht die gewünſchten Früchte. Das überlegene Kriegsgenie und die hohe Geiſteskraft Carnots, „welcher den Sieg organiſirte,“ ſchuf wie durch einen Zauberſchlag jene dreizehn Heere der Republik, und übertrug den Feldherren Pichegrü und Jourdan die Ausführung jenes bewunderungswürdigen Vertheidigungsplanes.

Eine Menge von Unfällen ſtürmte auf die Armee der Coalirten ein, als die beiden fränkiſchen Generale mit Macht in die Niederlande eingebrochen. Auf den Punkten, wo Prinz Wilhelm befehligte, erhielt ſich ihr Kriegsglück am längſten. Franz II. hatte noch fernere 20,000 Mann ihm anvertraut, ſo daß er, außer ſeinen holländiſchen Truppen, über 50,000 Oeſterreicher unter ſich zählte. Alvinzy, Quosdanovich und Rieſch, meiſt obſcure und verhängnißvolle Namen und ruhmloſe Maſchinen des Wiener Hofkriegsrathes, ſtanden unter

Oraniens Oberbefehl als Generale der verſchiedenen Abtheilungen. Prinz Friedrich, von ſeiner Wunde wieder geneſen, befehligte die Reiterei. Vor allem Andern galt es, Charleroi nunmehr zu nehmen, von deſſen Beſitz das Gelingen des Feldzugs größtentheils abhing. Zweimal war Charbonnier durch den Prinzen genöthigt worden, über die Sambre ſich zurückzuziehen, und noch zwei Niederlagen koſtete es die Franken, bis der Angriff auf Charleroi wiederholt werden konnte. Jourdan ſelbſt, welcher den zweiten Flußübergang in Perſon leitete, vermochte erſt nach ſchwerem Verluſt an Menſchen und Kriegsbedarf vor der Stadt ſich zu lagern. Coburg und der Prinz trafen nunmehr Abrede, die Republikaner mit vereinigter Macht, in fünf großen Heerſäulen anzugreifen und Charleroi um jeden Preis zu retten.

Die Schlacht bei Fleurus wurde geliefert (26. Junius). Beide Theile fielen mit großem Ungeſtüm und Muth ſich an. Auf beiden Linien dauerte lange ein mörderiſches Kanonenfeuer. Endlich durchbrach Oranien an der Spitze der erſten Abtheilung die äuſſerſte Linke der Franzoſen, bemächtigte ſich des Calvarienberges von Anderlecht und von Fontaine l'Evêque und drang bis zum Schloſſe Veſpe vor. In der Abſicht, zu Rus ſeine Verbindung mit den zwei übrigen Heerſäulen ſeines Armeecorps zu Stande zu bringen,

griff er die Brigade des Generals Daurier an, gewann einen bedeutenden Vortheil, indem er bis Marchienne au Pont, auf der andern Seite der Sambre, vordrang, und mehrerer feindlicher Batterien sich bemächtigte. Allein die unglückeschwangere Nachricht war gekommen, daß Charleroi, erschreckt durch die Waffen Jourdan's und die Drohungen St. Just's, welcher als Commissär des Convents gerade im Lager sich befand, die Thore geöffnet. Zu spät war Beaulieu beauftragt worden, den Belagerern in den Rücken zu fallen. Seine Abtheilung, sowie das Centrum der Oesterreicher, erlitten vollkommene Niederlage. Der Prinz von Oranien sah, in Folge dieses verderblichen Schlages sich genöthigt, die errungenen Vortheile wieder aufzugeben. Er that es, nach heldenmüthigem Kampfe mit überlegenen Feindesmassen, einem Kampfe der über 15 Stunden gedauert. Mit sehr geringem Verlust, da alle Anordnungen auf das zweckmäßigste getroffen worden, zog er sich gegen das Dorf Haine St. Pierre zurück und nahm rechts die Richtung gen Brüssel.

Eben so kopflos als Coburg bei den Anstalten zur Schlacht und bei Vertheidigung von Charleroi sich benommen, zeigte er sich auch in den Maßregeln des Rückzugs, und vereitelte dadurch Alles, was von der andern Seite her Zweckmäßiges geschehen oder einge-

leitet worden. Er floh vor Jourdan auf ſchimpfliche Weiſe, ohne Brüſſel zu berühren, in öſtlicher Richtung, und überließ die Beſatzungen der Verbündeten in Mons und Tournay ihrem Schickſale. Beide Veſten ergaben ſich alsbald den Siegern. Dieſelben ließen Valenciennes, Condé, Quesnoy und Landrecies hinter ſich liegen und drangen raſch und unaufhaltſam vorwärts in das Innere des Landes.

Der Prinz hatte bei Waterloo ſeine Stellung genommen, nachdem Coburg dieſen Poſten freiwillig ihm überlaſſen. Als er von dem Unternehmen des Generals Kienmayer, Befehlshaber der Nachhut, die Franzoſen bei Jemappes aufzuhalten, Kenntniß erhalten, gedachte er, daſſelbe zu unterſtützen. Allein die Franken vereitelten, nachdem ſie die Stellung jenes Anführers durchbrochen, jede Bewegung und ließen einen allgemeinen Angriff auf die geſammte Rückzugs-Armee befürchten. Oranien zog ſich noch ſchnell genug in beſter Ordnung bis jenſeits Brüſſel der kleinen Nette zu, und wählte Mecheln zum Anlehnungspunkte. Daſelbſt befand ſich Yorks und der Engländer Hauptquartier. Der Herzog jedoch verließ plötzlich ohne Noth ſeine Stellung wieder, gab den Prinzen zur Rechten bloß und zwang ihn, ſeine Poſten dem rechten Flügel zu immer mehr einzuziehen und bloß noch durch den linken mit der alliirten Armee in Verbindung zu bleiben.

Statt, wie alle Umſtände und die beſonnenen Kriegsmänner riethen, neuerdings in einer groſſen Linie auf der Oſtgränze von Brabant ſich aufzuſtellen und eine allgemeine entſcheidende Schlacht, gleich der von Neerwinden im verfloſſenen Jahre, zu wagen, wich Coburg allen ferneren Unternehmungen aus, und ordnete vollſtändigen Rückzug über die Maas an. Nicht einmal das Corps des Generals Kray mochte Oranien für ſich gewinnen. Der Hofkriegsrath und der Oberbefehlshaber ſprachen beſtimmt ihre Weigerung aus. Ein ſolches Benehmen von Seite des Prinzen von Coburg möchte wohl billig eben ſo ſehr Verwunderung als Unwillen erregen; allein das Räthſel löst ſich in Folge der Aufklärungen, die man ſeither über das damalige politiſche Intrikenſpiel erhalten. Es gab in Wien eine Partei, welche durchaus darauf beſtand, Belgien, das immer nur Opfer koſte und ſo ſchwer zu behaupten ſey, Preis zu geben und bei einem künftigen Frieden auf einer andern Seite ſich entſchädigen zu laſſen. Zu dieſer Partei gehörte der Prinz-Obergeneral, und ſeine Feigheit und verkehrten Maßregeln waren ſomit planmäßig und ſyſtematiſch geweſen. **Ludit in humanis divina politica rebus!** — —

Die Holländer, Britten und Hannoveraner mußten ſich nun einzig darauf beſchränken, die eigenen Gränzen zu bewachen und wo möglich zu vertheidigen.

Allein unter das Kriegsvolk war nach den Unfällen der letztern Monate Verzagtheit und Unluſt gekommen. Die feſten Plätze entzogen überdieß viele tapfere Leute der Armee, und die Verſtärkungen aus dem Innern der Republik kamen ſpärlich oder allzu unverhältnißmäßig zu. Der Demokraten geſchäftige Umtriebe verhinderten überall einen Aufſchwung des Volkes zur Rettung der Nationalehre. Die Anwerbung von Truppen im Auslande aber war nicht nur mit großen Koſten und Schwierigkeiten an und für ſich, ſondern mit vielen Bedenklichkeiten und Gefahren auch ſonſt wohl verbunden.

Die jungen Prinzen, während der Erbſtadhouder und die Generalſtaaten in Wien über ein Hülfsheer von 100,000 Mann unterhandelten und England die Koſten herbeizuſchießen willig ſich zeigte, unterließen nichts, was die Vertheidigungsmaaßregeln im Innern und auf den Gränzen des Landes betraf. Die Fehler Coburgs hatten auf die eigenen ſie aufmerkſam gemacht und die daraus entſtandenen Folgen vor ähnlichen ſie gewarnt.

Allein alle menſchlichen Vorkehrungen halfen nichts gegen die Uebermacht, die Ungunſt der Verhältniſſe und den Willen des Geſchickes, welches einer entarteten und von anarchiſcher Partei durchwühlten Republik eine große und empfindliche Lehre geben wollte.

Pichegru, vom ungewöhnlichen ſtrengen Winter begünſtigt, drang auf den Eisbrücken zugefrorner Ströme bis ins Innere von Holland. — Am 17. Jänner war Utrecht ſchon in ſeiner Gewalt und nach kurzer Friſt ſogar die Hauptſtadt Amſterdam. Als der Stadthouder ſolche Wendung der Dinge und die Unmöglichkeit eines Vergleiches erkannt, zeigte er den hochmögenden Staaten ſeinen Entſchluß an, zur Beruhigung des Landes, daſſelbe mit ſeiner ganzen Familie zu verlaſſen.

Mit wenigen Getreuen ſchiffte er ſich wirklich am 18. und 19. Januar 1795 zu Scheveningen ein und ſegelte nach demſelben Inſelland als Flüchtling, in welchem nicht volle hundert Jahre zuvor ſein Ahnherr Wilhelm III. als Retter und König erſchienen. Zu Yarmouth und Harwich empfing ſie die Gaſtfreundſchaft des brittiſchen Volkes. Später wurde Hamptoncourt die Reſidenz erlauchter Flüchtlinge, unter denen auch Wilhelm Friedrich mit ſeinem Bruder ſich befand.

III.

König Wilhelm I. der Niederlande, in der Verbannung und als deutscher Fürst.*)

Der Abbé de Montgaillard, dem man gewiß den Vorwurf des Servilismus nicht machen wird, welcher mit in die Proscriptionen der letzten Zeit von Seiten der bourbonischen Unverbesserlichkeit gerathen war, erklärt sich in seiner geistreichen Geschichte von Frankreich, bei Gelegenheit der politischen Betrachtungen über den Ausgang der holländischen Revolution, wie folgt, in Betreff der Stadhouderschen Familie:

„Der Prinz-Stadhouder flüchtete nach England, nachdem er vergebens für die Vertheidigung der vereinigten Provinzen sein Möglichstes gewagt hatte. Es war das Haus Oranien-Nassau, welches diese Provinzen der abergläubigen und blutigen Tyrannei Spaniens entrissen hatte. Entsprossen aus einem Geschlechte, dessen erste Anfänge in das Dunkel der Zeit sich verlieren, stritten die Prinzen von Oranien über ein halbes Jahrhundert hindurch zu Gunsten der politischen Freiheit und der religiösen Duldsamkeit; sie wurden als deren Heroen betrachtet zu einer Zeit, wo der dop-

*) Bereits im December 1830 niedergeschrieben.

pelte Despotismus der Könige und der Mönche Europa unterjocht hatte. Das Haus Oranien erhob in den Sümpfen von Holland*) der politischen und kirchlichen Freiheit einen Tempel. Unter ihrer Verwaltung wurden die vereinigten Provinzen eine Freistätte für Opfer jeder Art von Zwingherrschaft, und sie bildeten den Mittelpunkt aller politischen Interessen Europa's. Es war abermals ein Prinz von Oranien (Wilhelm III.) vor welchem Ludwig XIV. zitterte und sich demüthigte, und welchem England die Austreibung der Stuarts und der Jesuiten verdankte. Ruhm und ewige Anerkennung in der Geschichte den Prinzen von Nassau-Oranien! Nie verletzen sie ihre konstitutionellen Eide. Nie spielen sie mit der Freiheit ihrer Nation. Unerschrocken auf dem Schlachtfelde, und weise in dem Cabinette, kämpfen sie in Person, so oft es gilt, die Ehre und die Interessen des Staates zu vertheidigen. Sie sehen, richten und regieren selbstständig, und nicht mit Hülfe unwürdiger Günstlinge. Bei dem Sturze des

*) Diese Sümpfe sind bei Franzosen und Belgiern zur fixen Idee geworden. Als Herr Bertin de Veaux 1830 auf seinen Gesandtschaftsposten nach Holland ging, ward es, bei dem Anblicke der vielen kleinen Flüsse und Kanäle, ihm ordentlich bange, und er rief wiederholt aus: „Mein Gott! mein Gott! Ich habe in meinem ganzen Leben noch niemals so viel Wasser beisammen gesehen!“

Mannes, welcher während vierzehn Jahren Frankreich und Europa unterdrückte, werden zwei Welten das Haus Oranien eine wahre konstitutionelle Freiheit in dem Königreiche der Niederlande begründen und aufrecht erhalten sehen. Allen übrigen Regierungen wird es das Beispiel einer echtväterlichen, echtköniglichen Verwaltung darbieten. Glückseliges Königreich, wo das Gesetz mit der gleichen Stärke den Armen, wie den Reichen, beschützt; wo Freiheit und persönliche Sicherheit geheiligt sind; wo der Ultramontanismus niemals die, durch das Gesetz ihm gestellten, Schranken überschreiten darf; wo der Monarch, zugänglich auch dem Geringsten seiner Unterthanen, mehr der Vater, als der Fürst des Volkes ist. Sein Thron wird durch die Liebe vertheidigt, und umgeben von den Segnungen der ganzen Nation. Welche reiche Zukunft von Stärke, Glückseligkeit und Ruhm ist nicht dem Königreiche der Niederlande vorbehalten!"

Diese Betrachtungen und Weissagungen, welche verblendeter Parteigeist von einer, und ruhlose Intrigue von anderer Seite in den drei letzten Jahren, und zumal in den neuesten Tagen, so schrecklich Lügen gestraft haben, nachdem ihre Richtigkeit über 14 Jahre lang von den Unbefangenen und Gutgesinnten aller Länder zugegeben worden war, begleitet ein belgischer Publizist zwar mit der Bemerkung, daß in dem Tone

etwas von jener franzöſiſchen Uebertreibungsſucht zu finden ſey, an welche die Belgier nicht ſo ganz gewöhnt (?) wären; dennoch erklärt er das Betragen des Prinzen Wilhelm und ſeines Bruders während der Jahre 1793 und 1794 für ein ſchönes Blatt in der Geſchichte ihrer Familie, und gefällt ſich in der Vergleichung des Verdienſtes der Nachfolger des Schweigenden mit denjenigen vieler anderer Fürſten in Europa. Allein wir beſchränken uns hier zunächſt auf die Begegniſſe des Prinzen von Oranien, jetzigen Königs der Niederlande, und ſeiner Familie, während der Periode des Unglücks und der Verbannung.

Müßiger Ruhe ungewohnt, begaben ſich die beiden Söhne des (1795) vertriebenen Statthalters bald wieder nach dem Feſtlande. Sie zogen alle ihre Landsleute daſelbſt an ſich, welche entweder natürliche Anhänglichkeit an das Fürſtenhaus, oder Unluſt für die wider die neue Ordnung der Dinge ebenfalls beſtimmt hatte, das entweihete Gebiet der Republik zu verlaſſen. Die Fahnen Preußens, welches damals noch gegen Frankreich kämpfte, waren das nächſte Ziel ihrer Thätigkeit. Allein der darauf geſchloſſene Baſeler Friede machte derſelben bald ein Ende, und ſie ſchifften ſich wieder nach England ein. Das kleine Corps, welches ſein Schickſal fortwährend an das ihrige zu knüpfen feſt entſchloſſen war, ward daſelbſt abwechſelnd für

den einen oder andern Zweck verwendet; zuletzt bildete es, mit Zustimmung seiner Führer, die Sicherheitswache an den britannischen Meeresküsten.

Während der Prinz Friedrich in Dienste Oesterreichs sich begab, und darin, bei Anlaß eines Besuches von Militärspitälern, von einer Krankheit dahingerafft ward (1799), erfüllte der jüngere Bruder, der nunmehrige Erbprinz, vorzugsweise die Sorge für die Interessen seines Hauses; verschiedene diplomatische Unterhandlungen wurden zu diesem Zwecke angeknüpft. Allein die völlige Auflösung der ersten Coalition gegen Frankreich benahm nach kurzer Zeit alle Hoffnung einer Rückkehr nach Holland. Oesterreich trug nicht nur keine Lust, neue Heere für Eroberung der Niederlande aufzuopfern, sondern es sah sich überdieß noch genöthigt, alle verfügbaren Streitkräfte für die Vertheidigung seiner italienischen Staaten zu verwenden. England, welches so lange alle Cabinette wider die Revolution bewaffnete, blieb dermal leidend, da gerade kein unmittelbares Interesse zur Erneuerung des Kampfes es aufforderte. Preußen selbst hatte mit Frankreich freundschaftliche Verhältnisse eingegangen. So blieb denn auch von dieser Seite wenig zu erwarten übrig.

Gleichwohl mußte der Stadhouder Preußen fortwährend als einzige Stütze betrachten, weil die

Familienverbindung beider Dynastien doch noch eine größere Bürgschaft, als die wechselvolle Politik der andern Höfe, darbot. Die Diplomatie kennt weder Freundschaft, noch Dankbarkeit; allein die Verhältnisse des Blutes retten immer noch Einiges aus dem gemeinsamen Grabe, in welches der gebieterische Gang der Ereignisse Systeme und Menschen unerbittlich zusammen wirft. Die neuen Beziehungen des Berliner Hofes zur fränkischen Republik konnten demnach von wichtigern Resultaten werden, als früher sein kriegerischer Beistand in unglücklichem Kampfe.

Der Erbprinz, nach der Hauptstadt seines Oheims entsendet, machte daselbst seine erste Schule als Diplomat, und zwar mit Ruhm und Auszeichnung. Herbe Erfahrung und frühes Nachdenken hatten dem Jünglinge die Gewandtheit und Umsicht eines Mannes vor den Jahren verliehen. Er gewann es über den preußischen Hof, daß den geheimen Artikeln des Vertrages mit Frankreich vom 5. August 1796 die Clauseln beigefügt wurden, durch welche man dem Hause Oranien, als Entschädigung für die in den vereinigten Staaten eingebüßten Besitzungen, die Bisthümer Würzburg und Bamberg zusicherte, welche fränkische Landschaften den teutschen Erbstaaten einverleibt werden sollten.

Eine preußische Armee sollte diesen Plan in's

Leben führen, und war schon auf dem Punkte, abzumarschiren, als der Stadhouder selbst es verhinderte. Ein Gefühl der Scheu, der erste Fürst zu seyn, welcher an das alte Gebäude der teutschen [illegible]chsverfassung vatermörderische Hand lege, bestimmte ihn zu Vorstellungen dagegen. Selbst die Secularisation der geistlichen Stifter, welche nachmals ihm zufielen, widerstritt längere Zeit seinem Gefühle, bis die daraus, für die Unterthanen derselben, entsprungenen Vortheile endlich andere Rücksichten verdrängten.

Der Erbprinz verwendete, größerer Muße zurückgegeben, dieselbe größtentheils zur Wiederherstellung seines Familiengutes und zur Verbesserung des Zustandes seiner teutschen Besitzungen. Eine zarte Rücksicht für die empfindlichen Seiten seines Vaters, welchem zu frühe Einmischung in die Administration des Erblandes vielleicht mißfallen konnte, hatte bisher davon ihn abgehalten. Jetzt, da Wilhelms V. dauernde Abwesenheit in England jeden Selbstblick in die Schicksale der Verwaltung, wie der Unterthanen wehrte, war es Pflicht gegen die Letztern, wie gegen das Hausinteresse, der verlassenen teutschen Staaten sich anzunehmen.

Der Prinz hatte frühe schon für Landwirthschaft und Ackerbau vielen Sinn gehegt; er befriedigte diesen Hang nun bei dem Anlasse, wo der polnische Magnat

Jablonowski seine zahlreichen Güter in der Umgegend von Posen losschlug; Wilhelm Friedrich brachte sie an sich, und suchte nun die Grundsätze in's Leben zu führen, welche er aus seinen politisch-ökonomischen Lehrcursen und aus dem Studium der Schriften Adam Smiths und Anderer gewonnen hatte. Sein reger Geist gefiel sich in dem Gedanken, Schöpfer dieser Gegenden im eigentlichen Sinne nach eigenen Ideen zu werden. Er brachte in die Dörfer seiner polnischen Herrschaften eine Menge Verbesserungen, legte eine Reihe von Niederlassungen an, und suchte die vorhandenen Hülfsquellen bestens zu benutzen. Beträchtliche Geldopfer wurden angewendet, um den Colonisten den Aufenthalt in der neuen Heimath so angenehm als möglich zu machen; eine Schwierigkeit, die längere Zeit nicht so leicht zu besiegen war. Die Colonisten bestanden in der Mehrzahl aus Teutschen, welche Abneigung davor trugen, mit den Eingebornen sich zu vermischen; denn der Gebildete trägt Scheu vor dem Bündnisse mit dem Barbaren. Gleichwohl erforderte dies der Zweck des Ganzen; die Unwissenheit des rohen, fanatischen Polen mußte von germanischer Cultur durchdrungen werden, um Civilisation in diesen Gegenden verbreiten zu können. Der Prinz fing mit demjenigen an, was das Herz des Menschen vor allem andern veredelt, und seinen Geist zu würdigern Zwecken

erhebt; er gab den Leibeigenen, welche er mit angekauft hatte, die Freiheit, und die Freiheit trug tausendfältige Früchte. Die Philanthropie und das Interesse gewannen gleich sehr dabei; erstere durch den Gedanken einer erfüllten Pflicht der Humanität; letzteres durch den Anblick gehobenen Culturfleißes und aufsteigenden Flores. Immer mehr und mehr flüchtete die Verwilderung von diesen Gebietsstrichen, welche aus Halbwüsteneien endlich in wohnliche Fluren verwandelt worden waren. Wilhelm genoß die stillen Freuden des Landlebens zugleich mit jenen, die eine eigene Schöpfung schon an und für sich gewährt. Er genoß sie später noch in doppeltem Maaße, als der Ankauf neuer Güter in Schlesien die Zahl seines teutschen Besitzthums vermehrt hatte.

Während er jedoch fremde Menschen zu solchen zu bilden eifrig sich angelegen seyn ließ, versäumte er nichts für die Erziehung seiner zwei Söhne. Er bestellte ihnen selbst einen Lehrer nach seiner Wahl, überwachte väterlich die ersten Arbeiten ihrer Jugend, und zeigte in allem die edelste Sorgfalt, für ihr künftiges Wohl, wie nur immer der zärtlichste Privatmann für seine Familie sie zu hegen pflegt.

Der Prinz suchte zugleich, was von Kunst- und Bücherschätzen im Lande noch vorhanden war, besonders zu bewahren und zu vermehren, besonders was auf

vaterländiſche Geſchichte, Alterthümer und Rechte Bezug hatte. Die Bibliothek von Dillenburg, vorzüglich durch ihn ſehr bereichert, zeigt den Geſchmack und die Fortſchritte des Beſitzers in Cultur und Wiſſenſchaften an. Keine neue Forſchung und Leiſtung blieb ihm unbekannt, und der Briefverkehr mit ausgezeichneten Männern teutſcher, holländiſcher und fremder Literatur, ſo wie die Menge von Zueignungen und Zuſchriften an Wilhelm, aus einer Periode, wo die Schmeichelei noch nicht, ſondern blos perſönliche Achtung und Anerkennung ſeines individuellen Werthes ſolche veranlaßt haben konnten, zeugen für das geiſtige Leben und den moraliſchen Charakter des Erbprinzen von Oranien-Naſſau.

Der Lüneviller Friede vom Jahre 1801 gab den Hoffnungen für Entſchädigung des Hauſes neuen Raum; der Prinz ſuchte die Rechte deſſelben beſtmöglichſt geltend zu machen. Ein Artikel jenes Vertrages verbürgte den teutſchen Fürſten, welche, bei Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, bedeutend eingebüßt hatten, angemeſſenen Erſatz. Die ungenügſame Habſucht mehrerer der mitbetheiligten Genoſſen durchkreuzte einige Zeit die Bemühungen Wilhelms, und die geiſtlichen Stifter, welche man Naſſau zugeſagt hatte, waren der Zankapfel, welcher mehr als eine niedrige und widrige Scene zugleich herbei führte. Bei

den Unterhandlungen des Prinzen in dieſer Sache leiſtete beſonders Arnoldi, der nachmalige Hiſtoriograph des Hauſes, eben ſo getreue als nützliche Dienſte. Da Frankreich bei dem innern Zwiſte der zu entſchädigenden Intereſſenten die unbefangenſte Macht ſchien, ſo wurden deſſen Vermittlung und Schiedsſpruch von der Mehrzahl eifrig nachgeſucht. Der Prinz reiſete mit großen Hoffnungen nach der Hauptſtadt der gebietenden Republik.

Die erſte Vorſtellung beim erſten Conſul hatte den 6. Ventôſe des Jahres 10 (25. Februar 1802) ſtatt; er erſchien vor ihm als Graf von Dietz. Der Erbſtadthouder hatte voraus an Bonaparte geſchrieben, und ſowohl das Schickſal ſeiner Familie, als auch, und namentlich dieſes mit beſonderer Sorgfalt, dasjenige der vereinigten Provinzen ſeines alten Vaterlandes, deſſen Loos von Frankreich nun abhing, auf rührende Weiſe ihm ans Herz gelegt. Der erſte Conſul bezeigte dem Erbprinzen ſeine Achtung auf unzweideutige Weiſe in mehreren Unterredungen, und verhieß, für die Familie Naſſau das Beſte zu thun. Allen Behörden ward anempfohlen, gegen ihn jede mögliche Rückſicht und Auszeichnung zu beobachten, was auch der Fall war. Der Graf von Dietz, weit entfernt von der lächerlichen Eitelkeit mancher ſeiner Standesgenoſſen, welche die alten Formen einer untergegangenen

Periode in eine Welt voll neuer Verhältnisse, und damit die beste Rechtfertigung des Unterganges jener, mit sich hineintrugen, wußte überall die veränderten Umstände in Anschlag zu bringen. In Privatunterredungen und in öffentlichen Gesellschaften vereinigte er mit fürstlicher Würde bürgerlichen Freimuth, und sein anständiges Betragen und feingebildeter Geist erwarben ihm selbst die Hochachtung barscher Republikaner, welchen vertriebene und regierende Prinzen zweiten und dritten Ranges blos noch glänzend übermahlte Mumien eines frühern Jahrhunderts schienen.

Noch später erinnerte man sich, nicht ohne Rührung, einer Scene, welche, bei Gelegenheit einer Vorstellung der Esther durch die Zöglinge von Ecouenne, in Gegenwart des Consuls und einiger Großwürdenträger der Republik, statt gefunden hatte. Die Gewandtheit, mit welcher sämmtliche junge Frauenzimmer ihre Aufgabe erfüllten, hatte Jedermann entzückt; allein allgemeine Bewegung entstand unter den Zuschauern, als bei den Versen:

O rives du Jourdain!
O champs aimés des cieux!
Sacrés monts, fertiles vallées,
Du doux pays de nos aïeux
Serons nous toujours exilées?

der Graf von Dietz, in Erinnerung an Holland sowohl als an Teutschland, Thränen vergoß. Selbst der nicht sentimentale Bonaparte theilte diese Bewegung. Das Herz des edlen Nassau hatte bei diesem Anlasse unverstellt sich kund gegeben, desselben Nassau, welchen treulose Unterthanen und hinterlistige Verräther in der Folge zu einem Tiberius und Dionysius stempelten.

Der Aufenthalt des Prinzen zu Paris hatte zwar nicht ganz den gehofften Erfolg, blieb jedoch auch nicht ganz ohne Früchte. Die Machthaber in Holland wendeten alles an, damit die, der stadhouderschen Dynastie im Frieden von Amiens zugedachten, Entschädigungen nicht auf die Rechnung der batavischen Republik gewälzt würden. Uneingedenk der mehr als zweihundertjährigen Verdienste Wilhelms des Schweigenden und seines Geschlechtes, rechneten egoistische Krämer mit der Kreide in der Hand nur nach den Rücksichten der gewöhnlichsten Eintags-Politik, und den Leidenschaften der letzten Periode wurde das Gefühl alles dessen aufgeopfert, was Holland durch die Anstrengungen der Nassau's geworden; diese Politik rächte aber in der Folge sich bitter genug, und endigte nur mit später Selbstbelehrung.

Die meisten der anfordernden teutschen Fürsten waren vor Nassau in Besitz ihres Antheiles an den stipulirten Entschädigungen gekommen; sie hatten be-

deutende Geldsummen und Umtriebe nicht gespart, um, nicht selten auf Kosten der Ehre und des Rechtes, dieses oder jenes Stück, welches dem einen oder andern mit mehr Recht gebührte, sich zu verschaffen.

Endlich, nach langem Hakren und Intriguiren von mancher Seite, kam die Reihe auch an Oranien-Nassau. Es erhielt als Abfindung, mittelst des zu Paris zwischen Frankreich und Preußen unterm 24. Mai 1802 geschlossenen Vertrages: die Fürst-Abtei Fulda; die Abteien Corvey und Weingarten; und die Reichsstädte Dortmund, Isny und Buchhorn, erstere in Westphalen, letztere in Schwaben, nebst Gebiet und Zugehör. Später ersetzten die Abteien und Capitel Hoten, St. Gerold, Baudon und Dietkirchen die zwei letztern. Alle diese kleinen geistlichen Souveraine wurden somit zu Gunsten der stadhoudeschen Familie säcularisirt und mediatisirt. Ueberdies verpflichtete sich, nach Unterhandlungen, die zu Berlin und im Haag gepflogen wurden, die batavische Republik zur Bezahlung einer Rundsumme von fünf Millionen holländischer Gulden in einzelnen Fristen. Napoleon verhinderte jedoch, in einem Geheimartikel zum Frieden von Amiens, daß diese Bezahlung jemals vor sich ging.

Des alten Stadhoude's Abneigung vor Herrschaft über secularisirte Länder war so unbesiegbar, daß er

VERSCHL

alles Neuerworbene förmlich ſeinem Sohne Wilhelm abtrat. Noch zu Ende obgedachten Jahres nahm daher derſelbe Beſitz davon. Fulda wurde die künftige Reſidenz. Der Prinz hatte um dieſe Zeit gerade ſein ein und dreißigſtes Jahr angetreten.

Seine Verwaltung hatte mit nicht geringen Schwierigkeiten zu ringen. Außerdem, daß in den damaligen Weltereigniſſen ſo manches lag, was auch tüchtige Geiſter und größere Kräfte auf die Probe ſetzte; ſo trug ſchon die Verſchiedenheit des religiöſen Bekenntniſſes der neuen Dynaſtie von jenem der Landesbewohner, die Elemente mannigfachen Widerſpruches in ſich. Die erhaltenen Unterthanen ſelbſt gehörten nichts weniger als zu den aufgeklärteſten Katholiken, und man weiß, wie ſehr der Krummſtab im langen Laufe der Zeit viele Völker verwöhnt und für alle andere Bedürfniſſe, als die materiellen des Lebens, unempfänglich gemacht hat. Der Fanatismus, welcher behagliches Futter gewährt, iſt ſolchen Menſchenclaſſen in der Regel weit anſtändiger, als eine Aufklärung, welche zu Anſtrengungen und Entbehrungen auffordert, oder dem veralteten Vorurtheile den Zaum des Geſetzes und der Billigkeit anlegt. Zu dieſer Betrachtung kam noch der Umſtand, daß das nunmehrige Herrſchergeſchlecht ein durchaus fremdes, mit den betreffenden Staaten niemals in einiger Beziehung ge-

ſtandenes, war; daß die Volksneigung durchaus für nichts dabei gegolten, ſondern blos der eiſerne Wille des einen Fremden einen andern Fremden, durch ein Stück Papier, hingeſetzt hatte; endlich, daß die Landſchaften des neuen Fürſtenthums in nichts zuſammen hingen, und vielmehr durch manche Verſchiedenheit in Sitten, Gebräuchen, Neigungen und Dialekten, trotz des germaniſchen Geſammtverbandes, weſentlich von ihnen ſich unterſchieden.

Ein beſonderer übler Umſtand war auch das Mißverhältniß der Abgaben zu den Hülfsquellen der Einwohner. Die Maſſe von Prälaten, Prieſtern und Pfründnern, welche nunmehr Penſionen genoſſen, von Beamten und Dienern, welche, da ſie meiſtens unbrauchbar und unſicher, ihrer Stellen entlaſſen und vom Staate erhalten werden mußten, die neuen Adminiſtrationen, welche neben den alten der nunmehrige Zuſtand der Dinge erforderte: — alles dieſes drückte ſchwer auf die Bewohner. Zahlreiche Mißbräuche, geheiligt durch die Nachgiebigkeit vieler frühern Perioden, mußten aufgehoben, unverantwortliche Verſchleuderungen des öffentlichen Gutes gewaltſam beendigt werden. In den Gerichtshöfen fehlte das Gefühl des Rechtes, und die Unparteilichkeit hatte längſt der ſchamloſeſten Beſtechlichkeit Platz gemacht; alle Sprüche ergingen nur mit der unverantwortlichſten und koſt-

ſpieligſten Langſamkeit. Betrug an den Landeskaſſen war ſprichwörtlich und ein gewöhnliches Laſter geworden. Ein Schlendrian der roheſten Art ging durch alle öffentliche Geſchäfte, wie die Mattherzigkeit durch das Privatleben. Dies waren die Süßigkeiten des Krumſtabes, mit welchen philiſterhafte Antipathie gegen Fortſchritte zum Beſſern in mehr als einem teutſchen Lande noch lange hinten nach herum geworfen und auch die trefflichen Reformen zu vereiteln oder zu beflecken geſucht hat. Dies waren zugleich die mächtigen Hinderniſſe, welche der Regierung des Fürſten von Naſſau in ſeinen neuen Beſitzungen überall ſich entgegen ſtellten.

Wilhelm von Oranien verlor den Muth darüber keineswegs; ſo wenig Erfreuliches auch die Zukunft in ſich verſchloß. Er hatte von den Beſſern ſeines Geſchlechtes den beharrlichen und geſunden Sinn, durch das Unglück deſſelben Mäßigung und Sparſamkeit, durch die welterſchütternden Ereigniſſe Feſtigkeit des Entſchluſſes, und durch Studium und Selbſtprüfung Kenntniß der Menſchen und ihrer Leidenſchaften, ſo wie auch Einſicht in ihre Bedürfniſſe ſich erworben. Die Schwierigkeiten ſeiner Lage ſelbſt boten eine Art Genuß in dem Gefühle ihm dar, daß er durch eigene Kraft des Geiſtes ſie zu überwinden im Stande ſeyn werde.

Er eröffnete die Reihe der Verbeſſerungen, welche im Lande nöthig ihm dünkten, mit ſich ſelbſt und den Seinigen. In ſeinem Hauſe herrſchte die größte Einfachheit, und er würde ſie noch weiter durchgeführt haben, wäre der eigene Geſchmack nicht oft durch Rückſichten der Billigkeit oder Klugheit beſchränkt worden. Doch, wenn er auch manche überflüſſige Paradeſtücke der alten Etikette fortbeſtehen ließ, um übernommene Staatsdiener der frühern Regierung nicht allzuſehr zu kränken; ſo kündigte er doch jeder Art von Luxus und Verſchwendung den entſchiedenen Krieg an, und er wirkte durch ſein Beiſpiel wohlthätig auf die höhern Claſſen der Geſellſchaft ein, denen das Loos der Aermeren nicht mehr willenlos zur Beute hinfiel. Er war in Teutſchland vielleicht der erſte ſouveräne Fürſt, welcher es verſchmähte, den Zuſchnitt größerer Höfe einem kleinern anzupaſſen, ohne Rückſicht auf den Umfang des Gebietes und die Finanzquellen der Unterthanen, und durch ein verwickeltes Regierungsſyſtem und eine künſtliche Diener-Hierarchie den Gang der öffentlichen Geſchäfte ſchwerfällig, ſich ſelbſt aber vor Andern lächerlich zu machen. Ein einziger Geheimſchreiber half das Ganze ihm leiten und ein geheimer Rath, aus wenigen Perſonen gebildet, vertrat dabei die Stelle einer Conſultativ-Junta. Der Prinz war überall perſönlich gegenwärtig und perſönlich thätig.

Alle Briefe, Depeſchen, Verordnungen, Bittſchriften gingen durch ſeine Hand, und nichts Ungeleſenes ward von ihm jemals unterzeichnet, oder in ſeinem Namen bekannt gemacht; eine Gewohnheit, die er ſpäter auch als König der Niederlande beibehielt. Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit wurden mit dem Chef des betreffenden Departements jederzeit noch mittelſt beſonderer Unterhaltungen in allen Einzelnheiten und nach allen Seiten hin beſprochen. Dieſe Unterhaltungen gingen außer den Sitzungen des Staatsrathes vor ſich, und bildeten ſeine Mußenſtunden. Die erſte Sorge Wilhelms, er mochte in einen Ort ſeiner Herrſchaft kommen, welchen er wollte, war: ſich genau nach dem Gange der Geſchäfte, dem Zuſtande der Dinge und der Stimmung des Volkes zu erkundigen. Er ſah, hörte, prüfte überall mit eigenen Augen und Ohren, und nach eigener Ueberzeugung.

Dieſen Grundſätzen konnte er um ſo ungeſtörter und vollſtändiger nachhängen, als er faſt alle Zeit, über die zu verfügen war, ſeinem Herrſcherberufe widmete. Keine der Liebhabereien und Zerſtreuungen, welche ſo häufig fürſtliche Nerven vor der Zeit abſpannen und für dauernde Anſtrengungen verdroſſen machen, drängte ſich zwiſchen dieſen Beruf und ſeine Neigung. Er fand in der Arbeit Genuß, und in der Leidenſchaft Störung. Eine andere Erleichterung brachte das

treue, glückliche Gedächtniß, welches ſelten einen einmal gehörten Namen oder eine feſt beobachtete Phyſiognomie ihn vergeſſen ließ, was auch jetzt noch bei dem Könige der Fall iſt; ferner ein eifriges Studium ſo vieler Individualitäten, als möglich. Dadurch ward der Prinz, bei der Wahl ſeiner Perſonen für Aemter, Aufträge, Plane, ſchnell auf die rechte Perſon geführt, und bei jeder neuen Anſtalt, die ins Leben treten ſollte, wußte er ſchnell, auf welche Kräfte zu bauen, welche Geſinnungen dazu zu verwenden ſeyen.

Dieſes Studium der Menſchen, der Individualitäten, der Kräfte, der Geſinnungen, gehört zu dem Charakteriſtiſchen Wilhelms I. Wenige Fürſten haben mit religiöſer Ueberzeugung und mit mehr Syſtematik ihre Pflicht zu erfüllen geſucht, wie er, und er machte wirklich aus allem, was mit derſelben in Berührung ſtand, einen Lehrcurs. Hartnäckig in dem einmal als wahr und recht Anerkannten, duldete er dennoch mit großer Selbſtverläugnung jeden Widerſpruch, der auf Gründe ſich ſtützte, und ſehr oft ging er mit Intereſſe in die Ideen Anderer ein, ermäßigte die ſeinigen, oder bekämpfte ſie, wie ein Gegner dem andern gegenüber, ohne irgend eines Vortheiles ſeiner Stellung ſich zu bedienen, mit gleichen Waffen. Allein es mußten Gründe ſeyn, womit ihm begegnet wurde; denn er

freute ſich auch jedesmal, durch feſte Logik über unzuſammenhängenden Widerſpruch geſiegt zu haben, und hierin konnte weder Gefühl, noch Berechnung, ſo leicht ihn beſtechen. Der männliche Widerſpruch, den er oftmals, wenn der ganze geheime Rath mit ihm ſtimmte, von Seite eines Einzigen erlitt, machte ihn mehr betrübt, als ärgerlich, und er ſuchte den Gegner auf jede Weiſe zu bekehren und andern Sinnes zu machen, bis die Hartnäckigkeit deſſelben ihn denn wirklich zuletzt ärgerte. Allein er ſah noch denſelben Tag ſeine Hitze und ſein Unrecht ein, und ſuchte es durch freundliche Worte wieder gut zu machen. Was alſo die erſte politiſche Tugend im Regentenleben eines Fürſten iſt, das beſtand bei Wilhelm von Oranien-Naſſau in vollem Maaße: Freiheit der Meinung.

Seine Verhältniſſe zu Frankreich und Preußen, und die Rückſichten für ſeine erhabene Gemahlin, beſtimmten ihn von Zeit zu Zeit zu einer Reiſe nach Berlin, woſelbſt er meiſt den ſchlechten Theil des Jahres zubrachte. Dieſe Entfernung ſtörte den Gang der Geſchäfte nicht im Geringſten; alles ward auf die alte Weiſe fortgeſetzt, und alles Laufende an ihn nach Berlin übermacht. Das Wichtigſte bekam er mittelſt außerordentlicher Eilboten. Selbſt mitten im preußiſchen Feldlager von 1806 wich er von dieſer Regel nicht ab.

Der Prinz geizte mit der Zeit ſo außerordentlich,

daß er sie bestmöglichst auch Andern zu sparen suchte, und daher den Zutritt zu ihm, so viel als nur thunlich, erleichterte. Die großen Schreckanstalten für Leute von Genie, Talent und Thätigkeit, die moralischen Mohren, welche den Eingang zu den Zimmern der Großen verschließen, Etikette und Costüme, galten hier nichts. Wilhelm, meist der erste im Palaste aus dem Bette aufgestandene, überraschte, wenn Sachen von Wichtigkeit zur Erörterung oder Erledigung ihn drängten, nicht selten seinen Geheimschreiber in dessen eigener Kammer, entweder noch im Bette, oder in der Schlafmütze. Allzu ungeduldig, um dessen Toilette erst abzuwarten, setzte er sich zu ihm dann auf das Bette, und plauderte über den Gegenstand des Besuches, bis er die nöthigen Aufschlüsse und Ansichten hatte.

So äußerst zugänglich er aber Jedermann, und so wohlwollend er gegen Bittsteller sich zeigte, so war er doch nicht leicht zu überraschen, und er gab weder Schmeicheleien, noch Klagen, zu irgend einer Gewährung sich hin, ohne gehörig Notizen über die Sache gesammelt, alle Seiten erwogen und geprüft zu haben. Ueber Thätigkeit und Pflichttreue der Beamten wachte er streng und unerbittlich; er forderte von ihnen Tact und Genauigkeit. Der Abgang solcher Eigenschaften war der nächste Weg zum Verluste seiner Gunst und seines Vertrauens.

Um den Zuſtand des Landes genau kennen zu lernen, hatte der Prinz, gemeinſam mit ſeiner königlichen Gemahlin, welche in ihrem ganzen Weſen den edeln Geiſt, den ſittlichen Charakter und die Grundſätze ihres Hauſes beibehielt, während des Sommers und Herbſtes 1803 die Gebiete von Corvey, Dortmund und Weingarten bereiſet. Bald überzeugte man ſich von der Aufrichtigkeit ſeiner Sorgfalt für alle öffentliche Intereſſen und Bedürfniſſe. Die Phraſen väterlicher Regententreue fingen an eine Wahrheit zu werden. So kam denn auch des Volkes Beifall nicht blos illuſoriſch ihm entgegen, wie bei den meiſten ſolcher Bewillkommnungsſcenen, wo blos der Oberceremonienmeiſter und der Oberbürgermeiſter in der Regel, in künſtlich geformten Reden einander ablöſen. Merkwürdig genug bezeigten ſogar die, ihrer weltlichen Herrſchaft entkleideten, Prälaten ihrem Nachfolger eine unverſtellte Achtung, hingeriſſen von deſſen liebenswürdiger Perſönlichkeit und überzeugt von ſeiner Schuldloſigkeit an Maasregeln, welche ihre Gewalt zernichtet hatte. Bei den Einwohnern aber erhielt ſich noch lange Jahre ſpäter ein freundliches Andenken an den Souverain, der leider ſo kurz nur ihnen beſchieden und wie in der Abſicht gezeigt worden war, um einen ſolchen Verluſt ganz fühlen zu müſſen.

Indem wir noch kurz bemerken, daß das Admi-

niſtrativ-Syſtem des Fürſten zwiſchen den alten Theorieen und den Reſultaten neuerer Forſchung, und zwiſchen Hypotheſe und Herkommen verſöhnend die Mitte hielt, eben ſo, daß er Einheit im Gange des Ganzen liebte, ohne dem bureaukratiſchen Hange zur Zerſtörung aller Eigenthümlichkeiten — ein Grundfehler unſerer neueſten Zeit — ſich zu überlaſſen, kommen wir auf die Bemühungen für Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts; eine reiche Lorbeerkrone auf ſeinem Haupte, gewunden aus Verdienſten älterer und neuerer Zeit, in Teutſchland und in den Niederlanden, und zugleich die Dornenkrone mannigfacher Verwicklungen und verhängnißvoller Schickſale in neueſter Zeit.

Zuerſt ſprechen wir von der oberſten Landesanſtalt. Seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts beſtand zu Fulda eine Central-Schule, welche Namen und Schein einer Univerſität, jedoch in Geiſt und Einrichtung alle Zeichen nahen Verderbens und Sinkens und den Charakter der Oberflächlichkeit ihres Gründers trug. Man hatte weder geiſtig noch materiell für das Fortkommen einer Schöpfung geſorgt, welche mit prahleriſchem Leichtſinne hingeſtellt worden war, und eine wiſſenſchaftliche Parade ohne Zwecke, Früchte und Würde bildete. Die Lehrkanzeln waren von Leuten beſetzt, welche daneben andere Aemter verwalteten, und die

mit der Profeſſur verbundene Beſoldung wie eine Sinecure oder Pfründe hinnahmen. Mitglieder der Stadtbehörde verſahen z. B. die Fächer der Rechtsfakultät. Lehrſtunden, Diplome, Zeugniſſe wurden mit einer und derſelben Frivolität gehalten und ausgeführt. Schimpfliche Trägheit und empörender Nepotismus entweihten in jeder Beziehung den Tempel der Wiſſenſchaft, und verwandelten ihn in eine gemeine Marktbude voll Spekulationen und Leidenſchaften; alles andere machte darin ſich mehr geltend, als Talent und Gelehrſamkeit.

Im Verhältniſſe zu dieſem Zuſtande der Univerſität befand ſich der niedere Unterricht. Es lag dieſer gleichſam noch in der Wiege und ſtand auf der unterſten Stufe. Solches erklärte ſich jedoch, wenn man die Blicke auf die Beamtenwelt warf, in welcher manche Individuen nicht einmal fähig waren, ihre Mutterſprache rein zu ſchreiben. Dabei herrſchte ein widerlicher Studienzwang. Ohne im Stande zu ſeyn, bei ſich zu Hauſe ſelbſt etwas Genießbares und Gründliches zu geben, hinderte man gleichwohl die Aeltern, ihren Kindern auswärts etwas Beſſeres lernen zu laſſen.

Wilhelm ſuchte dieſen groben Mißbräuchen überall nach Kräften zu ſteuern. Er berief von Prag zwei Illuſiratoren, Meißner und Gierig, nach Fulda, mit dem Auftrage, eine Reform für die Univerſität zu ent-

werfen; darauf gab er ihnen mehrere andere tüchtige Lehrer bei, welche auf verschiedenen Punkten Teutschlands geworben worden; durch aller dieser Männer vereinte Bemühung kam die Anstalt nach und nach zu Credit, Achtung und Flor.

Da Fulda fast ausschließlich von Katholiken bewohnt war, so mußte der protestantische Fürst alte Vorurtheile ehren. Er suchte daher Institute, die an sie sich geknüpft und von denen die Rudera, ohne grosses Aergerniß, nicht leicht zerstörbar, noch vorhanden sich zeigten, zu erhalten und umzuformen, so daß aus ihrem Daseyn Bedeutung für sie selbst und Nutzen für die Gesammtheit hervor ginge. So ward ein großes und schönes Kapuziner-Kloster, welches in einer der reinern Straßen gebaut lag, mit einem Hospitale in Verbindung gebracht, und durch einen herrlichen Garten für das physische, durch eine prachtvolle Kirche aber für das geistige Bedürfniß der Bewohner gesorgt. Nachdem der bekannte Beschluß des Regensburger Reichstages vom Jahre 1803 mehrere Fürsten ermächtigte, zu ihren Gunsten die Einkünfte von Stiften und Klöstern zu verwenden, welche im Umkreise ihres Gebietes lagen, schlug Wilhelm die Gefälle von Raßdorf und Hünfeld zu denen der Universität und des Hospitiums zu Fulda, statt mit den Domainen sie zu vereinigen. Solche Opfer waren um so mehr zu würdigen,

als Wilhelm manche Verpflichtungen zu erfüllen und Laſten zu tragen hatte, womit Andere nicht ſo ſehr beſchwert wurden. Außer ſeinen geiſtlichen Vorgängern in Fulda u. ſ. w. mußte er auch noch dem Prinzen von Naſſau-Siegen, in Teutſchland unter dem Namen „Prätendenten von Naſſau“ bekannt, eine bedeutende Penſion bezahlen, mittelſt eines, zwiſchen Frankreich und Rußland abgeſchloſſenen, Vertrages. Es geſchah faſt kein Arrangement irgend einer Art zwiſchen den Großmächten Europa's, ohne daß nicht ein neues Stück von teutſcher Erde gewaltſam dem einen teutſchen Hauſe oder Volke genommen und dem andern zugewendet ward, und alles, was gerade nicht für verfallene Wechſel bezahlen konnte, wies pr. Escompte auf Teutſchland an.

Es hat an Leuten, Tadlern des Großartigſten, und Lobhudlern des Schlechteſten, nicht gefehlt, welche des Prinzen Syſtem der ſtrengſten Oekonomie, jener Leidenſchaft zuſchrieben, welche leider bei der Mehrzahl der Fürſten ſeltener, als ihre, im Charakter entgegengeſetzte, Schweſter, angetroffen wird; allein der König der Niederlande und der Prinz von Naſſau-Fulda ſind darin ſich gleich geblieben, haben wechſelſeitig ſich ergänzt und erklärt; und wer die Großmuth der beiden in Fällen, wo ſie ohne Gefahr eintreten konnte, zu beobachten die Mühe ſich genommen hat, wird dieſen

Vorwurf ſo ungerecht als ungegründet finden. Noch in den neueſten Tagen liefern die vielen Millionen Gulden, welche Wilhelm I. den Belgiern aus ſeiner Privatkaſſe, zur Unterſtützung gemeinnütziger Zwecke, im Ganzen vorgeſchoſſen (die vielen Schenkungen bedeutender Summen nicht zu rechnen), und um welche er nun, wie durch einen muthwilligen und hinterliſtigen Bankerott, auf ſehr inconſtitutionelle Weiſe, betrogen ward, den beſten Gegenbeweis. In der erſten Periode ſeines Regentenlaufes mußte er die Deckung dringender Bedürfniſſe auf ſeine Rechnung übertragen, und war damals die fürſtliche Großmuth minder brillant, als vielleicht an manchen andern kleinen Höfen jener Zeit, ſo hatte das Land auch keine Nachwehen, und für das Vergnügen des Augenblickes langjährige Laſten und Bedrückungen zu tragen.

Wilhelm befand ſich im vierten Jahre ſeiner Regierung über die geiſtlichen Fürſtenthümer, als er die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters erhielt, welcher am 9. April 1806 zu Braunſchweig erfolgte. Durch dieſes Ereigniß ward er auch Souverain der Naſſauſchen Erblande, und mit den Beſitzungen mehrten ſich die Sorgen.

Die ſchwerſten kamen von Außen. Der politiſche Horizont hatte aufs neue mit düſtern Wolken ſich umzogen, und eine eiſerne Zukunft lauerte im Hintergrunde.

Das preußische Cabinet, der Beleidigungen Frankreichs müde, hatte zu einem neuen Kampfe sich entschlossen, welcher vielleicht glorreicher würde beendigt worden seyn, wenn er mit gehöriger Kenntniß der Heerverfassung, mit zweckmäßigerer Benutzung der Nationalstimmung, und in Verbindung mit andern teutschen Staaten, begonnen worden wäre. Allein, den alten Erinnerungen und dem gegenwärtigen Hasse allzu sehr sich hingebend, glaubte man durch die Formen der Verwaltung und der Armee-Organisation Friedrichs des Großen einer völlig veränderten Zeit gebieten zu können, und es mangelte überall an Geist in diesen Formen. Nichts desto weniger, und obgleich der Prinz von Oranien, welcher nunmehr auch die Rechte des Erbstadthouders von Holland geerbt, in vielen Dingen die Schritte des Berliner Cabinets mißbilligte, und über die Maaßregeln der Verblendung mit sich selbst im Reinen war, so knüpfte er dennoch sein Geschick an dasjenige des verwandten Königshauses und war entschlossen, alle künftige Wechselfälle mit ihm zu theilen.

Der Rheinbund, das große Denkmal von Teutschlands Schmach, eine neue Ausgabe der Frei-Erklärung der Griechen durch den Römer Flamininus, angewandt auf die germanischen Verhältnisse, die Acte des Hochverrathes der Einzelnen an der Legitimität

des alten Staatskörpers, ward für Wilhelm von Oranien, wie für viele andere Fürsten mehr, die Brücke von Mantible. Gebieterisch forderte der Kaiser der Franzosen auch ihn nach Paris, um der gemeinsamen Sache wider Preußen und Oesterreich sich anzuschließen. Aber es war in ihm der alte Stolz seines Geschlechtes, welcher einst manch' mächtige Hoffahrt siegreich widerstanden, und hier mit dem Gedanken eines wenigstens ehrenhaften Falles sich versöhnte. Der Prinz erschien weder in Person, noch sandte er einen Bevollmächtigten nach Paris; blos ein vertrauter Agent sollte an Ort und Stelle die Ereignisse abwarten, und den gehörigen Maasstab zum Handeln ihm verschaffen.

So geheim die Verhandlungen wegen des Rheinbundes auch betrieben wurden, so erfuhr man doch den Hauptzweck des Ganzen, den Plan einer radikalen Umänderung der durch den Lüneviller Frieden feierlich festgesetzten Verhältnisse; die Intriguen der großen und kleinen Höfe, um zu bedeutenderem oder geringerem Antheile an der, auf Kosten Dritter zu machenden, Beute zugelassen zu werden, und manche empörende Einzelnheiten über den Großhandel und die Speculation, welche die französischen Diplomaten mit teutschen Staatsgebieten trieben.

Das preußische Ministerium, welches einerseits für seine eilfjährige Neutralität Dankbarkeit ansprach,

und andererſeits im Geheimen dennoch wider Frankreich arbeitete, lange noch ungläubig gegen die Nachrichten von dem großen Schlage, der ſich bereite, empfing die verhängnißvolle Antwort Napoleons auf einen ſeiner Glückswünſche nach dem Tage bei Auſterlitz: „Voilà un compliment dont ma victoire a changé l'adresse!“ Es war vergebens, daß beſonnene Freunde zur Umſicht es mahnten, und darunter gehörte auch unſer Prinz, welchen allerlei eingezogene Nachrichten ſehr beſorgt machten. Er hatte nicht ſobald Berlin verlaſſen, als die ſchmachvolle Urkunde vom 12. Juli 1806 über den Rheinbund erſchien, und auch das Loos ſeiner Erbſtaaten darin entſchied. Die Prinzen von Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, Wilhelms Vettern, und der Großherzog von Berg, Joachim Murat, waren zu Erben des Oraniſch-Naſſauiſchen Landes erklärt. Der König von Würtemberg hatte Weingarten für ſich gefordert; ſomit blieb nur noch Fulda zu vertheilen übrig.

Noch ſtand es dem Prinzen frei, mit in die neue Liga einzutreten, und in Heſſen und Franken für die verlornen Erbgüter Entſchädigungen zu erhalten. Er weigerte ſich deſſen, und Fulda ward dem neuerrichteten Großherzogthum Frankfurt, unter der Souveränität des Fürſten Primas, geſchlagen. Nur wenige Tage vor dem Erſcheinen der Rheinbundsakte hatte der Kaiſer den Fürſten von Oranien-Naſſau noch zum

Regierungsantritte seiner Länder bekomplimentiren lassen und wenige Tage nachher war das bekannte Anathema ausgesprochen. Die Antwort Wilhelms auf die letzten Ansinnen Napoleons war im Geiste seiner Väter abgefaßt gewesen: „der Name Oranien muß unbefleckt auf die Nachwelt übergehen.“ Er ging es.

Mit Ruhe und Würde empfing der Prinz die Botschaft, welche den Rücktritt ins Privatleben ihm ankündigte. Zwar sah er mit innerer Bewegung die ruhmlose Habgier, mit welcher die eigenen Verwandten mit in sein Besitzthum sich theilten und mit welcher befreundete Höfe die Spolien unter einander sich bestritten; allein sein Entschluß war aus klarer Ansicht der Dinge, aus dem Gefühle seines Rechtes, aus dem Bewußtseyn fürstlicher Würde, aus der Ueberzeugung von der Pflicht gegen den zertrümmerten altgermanischen Körper, hervorgegangen. So lehnte er denn kalt und fest die Vermittlungsversuche befreundeter Cabinette, die wiederholten Einladungen Murats (welcher teutscher, als seine Sippen, an ihm handelte), und die letzten Anträge wegen Würzburg für Nassau, ab. Es war dieselbe Charakterzähigkeit, welche dem Könige der Niederlande im J. 1830 Belgien kostete; allein auch dieselbe, welche dem Prinzen von Nassau im Jahre 1814 die Souverainetät über Holland, das Land des Ruhmes seiner Väter und die Achtung der Mitwelt gab.

Ergeben in ſein Schickſal, reiſete Wilhelm nunmehr nach Berlin, und übernahm, als die eiſernen Würfel abermal fallen ſollten, einen Heeresbefehl im preuſſiſchen Lager. Die unglücklichen Ereigniſſe vom Tage bei Auerſtädt an ſind bekannt, und gehören in die Kriegsgeſchichte. Der Prinz von Oranien erfüllte als General ſeines Schwagers getreulich jede Pflicht; allein ein Einzelner konnte die Fehler Vieler nicht verbeſſern. Wilhelm befand ſich mit unter den Gefangenen von Erfurt; er erhielt von Clarke die Erlaubniß, auf Ehrenwort, zu ſeiner Gemahlin ſich zu begeben. Mit großer Trauer empfing man zu Fulda die verhängnißvollen Berichte. Die Nachforſchungen Arnoldi's und die Verwendungen des Leibarztes Haarbauer bei Clarke waren fruchtlos; man ſchnitt dem Prinzen alle Verbindungen mit ſeinen Getreuen und dem verlaſſenen Lande ab.

Erſt zu Ende des Oktobers ward von letzterem förmlich Beſitz genommen. Es war der Marſchall Mortier, Herzog von Treviſo, welcher mit dieſer traurigen Aufgabe ſich befaßte. Die Plünderungen und Brandſchatzungen, nach der Weiſe jener Zeit, nahmen ihren Anfang. Verräther und Angeber fanden ſich genug, welche den Launen und Wünſchen des Siegers auf jede Weiſe zu fröhnen ſich beeilten. Die Prieſter ſtanden darin oben an. Die zeither Allerbegünſtigſten

waren diejenigen, welche am meiſten Haß und Rache an den Tag legten. Sie, welche mit Penſionen, Geſchenken und Wohlthaten vom Fürſten überhäuft worden waren, beſtiegen die Kanzel mit Ungeſtüm, um dem Volke zu verkünden: „daß Wilhelm von Oranien ein Unterdrücker des Landes, und die Regierung eines Ketzers der Ruin deſſelben geweſen ſey.“ Die Zuhörer ſelbſt, von Unwillen und Schaam ergriffen, ſtraften die Redner ſchimpflich Lügen. Sie widerlegten alle ſpätern Beſchuldigungen dieſer Art noch mehr dadurch, daß ſie im Jahre 1813 den ehemaligen Fürſten mit Ungeſtüm von den alliirten Mächten zum Souverän ſich zurück erbaten. So ſehr war der Ketzer in ihrer Achtung geſtiegen.

Eine genauere Vergleichung wird zeigen, wie ähnlich das Betragen dieſer treuloſen Prieſter im Jahre 1806 mit jenem der belgiſchen Prieſter im Jahre 1830 geweſen ſey, und eine bedeutungsvolle Lehre allen denjenigen Dynaſtien, Miniſterien und Volksregierungen geben, welche ultra-römiſches Pfaffenthum jemals durch Wohlthaten und Zugeſtändniſſe ſich verſöhnt und gewonnen wähnen können. **Naturam expellas furca; tamen usque redibit.**

Nachdem man den Prinzen ſeiner Herrſchaft entkleidet hatte, beraubte man ihn auch noch ſeines Pri-

vatgutes. Der erste, welcher Hand daran legte, war der Großherzog von Berg, Joachim Murat. Andere teutsche Souveraine wollten auch nicht zurückbleiben. Zwar erklärten die meisten, daß sie die bezogenen Gefälle zu einem Fond vereinigen, und dem rechtmäßigen Besitzer zu seiner Zeit denselben zurückerstatten wollten; allein von allen hielt nur der biedere Maximilian Joseph von Bayern sein gegebenes Wort.

Das Schicksal hörte, trotz aller dieser harten Schläge, noch immer nicht auf, den Prinzen zu verfolgen. Bei dem Vordringen der Franzosen bot auch Berlin keine Sicherheit mehr; Wilhelm suchte mit seiner Familie Zuflucht in Pommern, und hielt eine Zeit lang in Danzig sich auf. Als jedoch der Krieg auch den Ufern der Weichsel sich zuwälzte, schlug der Prinz, welcher durch die Capitulation von Erfurt, an keine besondere Stadt gebunden war, den Rückweg nach Berlin ein, wo inzwischen alles in die alte Ordnung zurückgekehrt war. Die schwer geprüfte Fürstin, seine Gemahlin, fand daselbst in dem Umgange der lang entbehrten Schwester, der Churfürstin von Hessen, einigen Trost in ihrem Unglücke. Doch hatte sie selbst diese Gunst nicht ohne vielen Widerstand von Seiten Clarke's, des Oberbefehlshabers in den eroberten preußischen Provinzen, und nicht ohne Gefahren und Wagnisse, erhalten. Krank, erschöpft, niedergebeugt,

durfte ſie nur mit einer Art ſtillſchweigender Erlaubniß der franzöſiſchen Kriegshäupter in der Heimath ihrer Väter verweilen. Dem Prinzen ſelbſt ward beharrlich die Vereinigung mit ſeiner Gemahlin verwehrt, und er mußte die Rückreiſe über die Oder antreten, ja es als beſondere Gunſt des Kaiſers betrachten, daß man ihn nicht, gleich dem Prinzen Auguſt und dem Generale Tauenzien, als Kriegsgefangenen nach Frankreich ſchleppte.

Wilhelm blieb demnach vom Ende Decembers 1806 bis Mitte März 1807 aller Verbindung mit ſeiner Familie beraubt. Mit einer Art raffinirter Barbarei hatte Clarke alle Wege abgeſchnitten und alle Mittheilungen unterſagt, zumal ſeit Freiſchaaren anfingen, auf mehreren Punkten Teutſchlands ſich zu zeigen, und mit Organiſirung eines Guerillaskrieges im Innern zu drohen. Erſt zu Pillau empfing der Prinz wieder beſtimmte Nachrichten von den Seinigen, ſo wie von dem Schickſale, welches ſeine Staaten mittlerweile getroffen hatte. Er empfing ſie mit Seelenruhe und Reſignation.

Die blutigen Kataſtrophen von Eilau und Friedland hatten Preußen und Rußland zum Frieden von Tilſit gezwungen. Der Kaiſer Alexander hatte für Naſſau auf dem Memel etwas Günſtiges zu erwirken verſucht; allein Napoleons Widerwille war unbeſieglich;

er haßte in dem Oranier nicht nur einen Gegner, sondern einen ſtarren Charakter, welcher dem ſeinigen ſich gegen über zu ſtellen gewagt, und Anerbieten, die faſt alle Andere in ähnlichem Falle mit beiden Händen erfaßten, ſtolz verſchmäht hatte. Die Demüthigung, welche er durch dieſe Weigerung erlitt, hinterließ in ihm einen immerwährenden Stachel, und er affectirte gegen die unglückliche Dynaſtie ein Gefühl der Gleichgültigkeit, welches er weit entfernt war, im Innern zu hegen.

Dem Prinzen war alſo nichts mehr übrig geblieben, als ſeine polniſchen Beſitzthümer, welche nunmehr unter die Souveränetät des Königs von Sachſen, als Großherzogs von Warſchau, gekommen waren. Er nahm bald nach dieſem Ereigniſſe, ſo wie nach dem verunglückten Zuge der Engländer, ſeine Entlaſſung, und zog von allen Staatsgeſchäften ſich zurück. Sofort ſchlug er als einfacher Privatmann zu Berlin ſeine bleibende Wohnung auf, widmete alle Zeit den Wiſſenſchaften, zumal der Landwirthſchaft, Phyſik, Naturgeſchichte, der Profan-Hiſtorie und dem Staatsrechte. Häufig beſuchte er die Vorleſungen berühmter Mitglieder der Akademie, und fand in der Belehrung über manche, bisher ihm weniger bekannte, Gegenſtände großen Genuß. Die Verwaltung ſeines Eigenthums und die Erziehung ſeiner Söhne beſorgte er ſelbſt. Der ältere, Wilhelm,

nachmals Prinz von Oranien, ward vorzugsweise den Händen des Generals Constant de Rebecque, eines Waadtländers von Geburt, und Verwandten des berühmten Benjamin Constant anvertraut; später ward er nach England auf die Universität Oxford geschickt, um seine Studien daselbst zu vollenden. Nachdem dies geschehen, wählte er die kriegerische Laufbahn, und wohnte unter Wellington, in der Eigenschaft als Obristlieutenant, dem Feldzuge in Spanien und Portugal bei. Der Muth und die Kenntnisse, die er während desselben entwickelte, zeigten ihn des Namens den er trug, nicht unwerth. Der jüngere, Friedrich, blieb unter des Vaters Augen zu Berlin, und genoß eine sorgfältige wissenschaftliche Bildung, so wie den Verkehr mit geistvollen Männern, darunter wir beispielsweise nur Niebuhr nennen wollen. Die Geburt einer Tochter, Mariane, nachmals zu einer lieblichen Blume herangeblüht, erquickte das Vaterherz zum erstenmale wieder nach langen Stürmen mit einer reinen und ungetrübten Freude (1810).

Am Schlusse dieses Aufsatzes jedoch müssen wir noch der Hoffnungen gedenken, welche das Jahr 1809 für einige Augenblicke dem Prinzen von Oranien gebracht hatte. In dem Kriege, welchen Oestreich mit Napoleon damals begann, und in der teutschen Contrerevolution, welche von mehrfachen Seiten wider die

Uebermacht Frankreichs entworfen worden, und wovon das Wagniß des Majors Schill blos ein einzelner Ring der großen Kette gewesen war, hatte man Wilhelm Friedrich eine Rolle zugedacht, und die alten Verbindungen mit Oestreich wurden erneuert. Der Kaiser ging damit um, einen bedeutenden Armeebefehlsstab ihm anzuvertrauen, in Erinnerung an die Thaten und Verdienste der Jahre 1793 und 1794. Auch der Erzherzog Karl pflegte wieder mit dem alten Freunde vertrauten Briefwechsel. Beide Prinzen, Oranien von seinem Jugendgenossen Fagel begleitet, sahen sich in der Gegend von Wien, am linken Ufer der Donau, als gerade die mörderischen Scenen sich vorbereiten, welche den eingebornen Heldenmuth der Teutschen, da wo es an tüchtiger Führung nicht gebricht, noch einmal in ganzer Größe hervorstrahlen ließen. Wilhelm schlug die Schlacht von Wagram mit, und zeichnete sich hier besonders aus, nicht ohne in große persönliche Gefahr zu gerathen. Er nahm „Aspern" als Losungswort für bessere Zeiten mit. Eine Reise durch Ungarn zerstreute den düstern Sinn, welcher wegen Zertrümmerung vieler Entwürfe ihn umwölkte. Ermüdet von den Strapazen des Kampfes und der Reise zugleich, kehrte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Berlin zurück, ungefähr um die Mitte des Novembers.

Seine politiſche Verlaſſenheit blieb dieſelbe, und auch der Engländer Heerfahrt nach der Inſel Walcheren blieb ohne Früchte für den Prinzen. Allein auch ſeine Lage ſollte ſich beſſern. Noch vier Jahre der Trauer und der Hoffnungsloſigkeit, — und der alte Glücksſtern des Oraniſchen Hauſes ging an demſelben Himmel neu auf, wo er zuerſt einſt erſchienen war. Das Gottesgericht in Moskau, an der Bereſina und bei Leipzig erweckte die Kraft des bataviſchen Volkes wieder, und die patriotiſche Verſöhnung der Parteien vollendete das Werk, welches Wilhelms des Schweigenden Selbſtverläugnung, Moritzens Heldenſchwert, Friedrich Heinrichs politiſcher Verſtand, und Wilhelms III. Beharrlichkeit angefangen, aber nicht zu Stande gebracht hatte.

IV.

Zur Charakteriſtik der Perſönlichkeit König Wilhelms I. der Niederlande.

Unter den Fürſten neuerer Zeit nimmt Wilhelm von Oranien, durch freie Wahl des Volkes auf den Thron der Niederlande berufen, eine hohe Stelle ein. Bereits haben alle unbefangenen Zeitgenoſſen darüber ſich ausgeſprochen und ſelbſt die Gegner ſeiner Politik und ſeines Hauſes es nicht gewagt, die perſönliche

Gesinnung und den Charakter jenes Monarchen anzutasten, dessen Scepter Leichtsinn, Fanatismus und fremde Verführung einen Theil seiner Unterthanen in neuester Zeit entwendet. Die Art und Weise, wie er die vereinigten Niederlande während fünfzehn Jahren regiert, wie er Aufklärung, Recht, Freiheit, Wissenschaft, Kunst und Industrie beschützt, sodann wie er die Unfälle der Zeit und die Ungerechtigkeit des Schicksals, in zwei verschiedenen Perioden seines reichen Lebens, als Verbannter und als König, getragen, muß einen bleibenden Ruhm bei allen edlen Gemüthern ihm verbürgen. Wenn der schiefen und unrichtigen Urtheile in unseren Tagen auch viele über ihn ergangen sind, so hat doch die öffentliche Meinung bald sie berichtiget und aus den Kontrasten, welche die Thatsachen selbst geliefert, ist der nöthige Maasstab zur Beurtheilung mehr als einer, früher räthselhaften Erscheinung, in Bezug auf das Trachten und Walten Wilhelms I., gefunden worden. Noch ist der Augenblick nicht vorhanden, um eine Geschichte des Lebens und der Regierung des Königs vollständig und ohne Schein der Parteilichkeit entwerfen zu können; aber dem Gelehrten oder Staatsmann, der künftig damit sich befassen wird, dürfte es nimmermehr an herrlichem Material fehlen.

Die meisten Geschichtschreiber sind darauf beschränkt

oder beſchränken ſich gerne darauf, die politiſchen Ereigniſſe und die Regierungsakte des Fürſten, den ſie ſchildern wollen, an einander zu reihen und zu verarbeiten: immer bleibt ſodann eine große Lücke unausgefüllt, welcher abzuhelfen in unſerer Periode ſchwerer hält, als in früheren, da die Thatſachen allzuſehr ſich häufen, oft zweierlei Rollen, die eine vor dem Publikum, die andere unter ſich ſelbſt, geſpielt werden, und die geheimen Fäden, welche den innern Zuſammenhang bilden und die pſychologiſchen Beweggründe faſt gänzlich verborgen bleiben, überdieß auch die Perſönlichkeit der Fürſten und die Politik ihrer Miniſter verſchieden, ja nicht ſelten mit einander im Widerſtreite ſind. Daher iſt es nicht unverdienſtlich und für den Geſchichtſchreiber von Nutzen, wenn auch in das Privatleben derer, die die Spitzen der Geſellſchaft vorſtellen, ein Blick gethan, und der Einfluß der Perſon auf das Syſtem und des Syſtems auf die Perſon nachgewieſen werden kann. Selbſt die kleinen, unbedeutenden Züge gewähren oft Licht, immer jedoch Intereſſe, und die Phyſiognomie der Schilderung erhält eine lebendigere, ſprechendere Farbe. Aufgefordert, über den Charakter, das Privatleben und die innern reinmenſchlichen Verhältniſſe K. Wilhelms I. einige, wenn auch abgeriſſene und flüchtige, Notizen mitzutheilen, willfahre ich gerne nach beſtem Vermögen und auf das gewiſſenhafteſte,

indem ich mich auf das Zeugniß Anderer berufe, welche gleich mir das Glück hatten, in der Nähe eines so trefflichen Mannes zu weilen.

König Wilhelm befindet sich dermal im zwei und sechszigsten Lebensjahre. Seine Gesundheit hat sich bis in die neueste Zeit wohlerhalten gezeigt und nur wenige werden bei so vielfach und anhaltenden Anstrengungen eine solch' kräftige Männlichkeit aufzuweisen im Stande seyn. Erst während der belgischen Revolution beugte der Gram über so vielfache Verkennung, groben Undank und Verrath, noch mehr über das Unglück, in welches ein vor Kurzem noch blühendes, mit väterlicher Sorge gehegtes Volk sich zu stürzen beeilte, das Haupt einwenig vorwärts; bald aber trug er es wieder fester und aufgerichteter als je. Sowohl die Jugend- als die Mannesjahre waren in großer Sittenstrenge vorübergegangen und auch die Verläumdung konnte in dieser Hinsicht wenig Stoff finden; wie würde sie sich, als alle erdenklichen Waffen in das Arsenal der Verschwörung gebracht wurden, nicht beeilt haben, auch die übrigen daselbst zu verbrauchen! Der Körperbau zeigt sich stark, von mittlerer Größe, das Gesicht unten breit, oben mehr spitzig; die Stirne hoch gewölbt; in den Augen der Oranische Verstand, scharf und klar; auf den Lippen die Herzengewinnende Freundlichkeit, in den Mundwinkeln die Schlauheit,

welche noch immer den rechten Zeitmoment zum Handeln abgewartet und gefunden hat; das Unterkinn ſtark, die Beharrlichkeit ſeines Hauſes und das „je maintiendray“ charakteriſtiſch genug ausdrückend; die Geſichtsbildung im Ganzen und im Geſammteindrucke eine Miſchung von Ehrwürdigkeit und Liebenswürdigkeit.

Die Lebensweiſe des Königes iſt ungemein einfach und ganz der Thätigkeit gewidmet. Mit dem Früheſten (in den letzten Jahren ſchon bei Tagesanbruch) vom Lager ſich erhebend, arbeitet er in ſeinem Kabinette, mit kaum einiger kurzen Unterbrechung, während welcher gegen 10 Uhr eine Stärkung genommen wird, bis Nachmittags, oft bis Abend, in einem fort. Ein frugales Mahl und ein Spaziergang, in der Regel im Boſche, meiſt im Familienkreiſe, treten ſodann für ein paar Stunden zwiſchen die Geſchäfte; nur ſelten beſucht er das Schauſpiel, am Sonntage ſtets die Kirche, vorzugsweiſe die walloniſche, woſelbſt ein trefflicher Prediger zu finden iſt. Des Abends bis in die Nacht hinein (wenn kein nothwendiges Hof- oder Familienfeſt eine Ausnahme macht) wird wiederum gearbeitet. Der Miniſter der Auswärtigen, der Staatsſekretär, der Kabinetsdirektor, der Adminiſtrator für das Großherzogthum Luxemburg haben oft die Ehre, mitten in der Nacht oder doch ſehr frühe,

in das Kabinet berufen zu werden, und Depeſchen, Noten, Briefe von Dringlichkeit werden beſprochen oder ausgetauſcht. Sehr viele dergleichen Dinge beſorgt Wilhelm ſelbſt, oder er korrigirt die Konzepte ſeiner Räthe, welche er, wie alle Dokumente und Ausfertigungen, ſehr genau durchlieſt. Viel Vergnügen macht es ihm dann bisweilen, über das Eine oder Andere ſich mit ihnen herumzuſtreiten und durch entwickelte Gründe, nicht durch königliches Machtwort, von der Richtigkeit ſeiner Anſicht ſie zu überzeugen, von andern aber, die er für irrig hält, ſie zu belehren. Rechnungen des größten Umfangs weiß er mit ungemeiner Fertigkeit zu durchgehen, zu prüfen und ſelbſt bis auf einen Heller ihre Vollſtändigkeit oder Unvollſtändigkeit herauszubringen. Jeden Mittwoch iſt eine öffentliche Audienz, zu der Jedermann ohne die geringſte Schwierigkeit ſich einſchreiben laſſen kann und Zugang erhält. Seit dem Jahre 1828 wird die innere Thüre geöffnet, ſo daß immer der Eingetretene von den Nächſtfolgenden, welche aus dem großen Vorſaal in das Vorkabinet getreten ſind, geſehen werden mag. Geheime oder beſondere Audienzen für Einzelne, welche früher auch gegeben wurden, haben in der Regel nun nicht mehr ſtatt. Allerlei falſche Nachrichten und Anekdoten, die von Mitgliedern der belgiſchen Oppoſition darüber verbreitet werden, beſtimmten zu dieſer Aenderung.

In den Audienzen flößt des Königes ganzes Benehmen außerordentliches Zutrauen ein. Mit Ernſt und Laune abwechſelnd und eine gewiſſe Gründlichkeit und Heiterkeit zugleich in die Unterredung gießend, weiß er über dieſelbe einen beſondern Reiz zu verbreiten und die Seele deſſen, welcher vor ihm ſteht, ſich ganz zu gewinnen; und zwar dieß um ſo mehr, als er bei einem ungewöhnlich guten Gedächtniß über die perſönlichen und Berufs-Verhältniſſe des Anzuhörenden meiſt genau unterrichtet iſt und in die Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen ſchnell einzugehen weiß. Der Gelehrte wird über ſeine Schriften, der Künſtler über ſeine Leiſtungen, der Kaufmann und Fabrikant über ſeine Waaren und Unternehmungen, der Kriegsmann über ſeine Thaten, der Geiſtliche über Gegenſtände der Religion und der Kirche gleich gut unterhalten; und nicht ſelten muß man erſtaunen über den klaren Blick, den geſunden Verſtand, die reiche Erfahrung und die ſoliden Kenntniſſe des Monarchen in den verſchiedenartigſten Fächern und Materien, die er bis in die Einzelheiten hinein zu behandeln weiß.

In merkantiliſchen Geſchäften hat man das Genie Wilhelms ſchon häufig bewundert; im Calcul und in der Spekulation, als Mathematiker nach feſten Grundſätzen, nimmt er es mit den geübteſten Induſtriellen auf; er iſt bei vielen Unternehmungen ſelbſt Theilnehmer und ſchießt, Dritte dadurch ermuthigend, bedeutende

Summen her, weßhalb ein großer Theil ſeines Privatvermögens auf dieſe Weiſe angelegt und im Umlaufe iſt; andere unterſtützt er ohne alle eigene Theilnahme auf das großmüthigſte und den ſonſt äußerſt ſparſamen Fürſten erkennt man nicht mehr, ſobald er nur einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß derjenige, welcher ſich an ihn um ſolche Unterſtützung gewendet, derſelben auch würdig, d. h. kein Pfuſcher, kein Abentheurer, kein Projektenmacher ſey. Wie häufig und gröblich jedoch, alles Scharfſinnes und aller Menſchenkenntniß ohngeachtet, der humane Sinn des Königes in dieſer Beziehung mißbraucht worden, braucht nicht auseinander geſetzt zu werden. Die Lebensgeſchichte mancher belgiſchen Revolutionäre liefert hiefür Beiſpiele der ſchlagendſten und empörendſten Art; und dennoch haben dieſelben blos ſeinen Verſtand gegen die Heuchler geſchärft, nicht aber ſein Gemüth dem Wohlwollen verſchloſſen.

Von nicht minderem Umfange, als die merkantiliſchen Kenntniſſe, ſind die wiſſenſchaftlichen Wilhelms I. Er hatte in ſeiner Jugend tüchtige Erzieher aus Holland und Teutſchland zugleich erhalten *), in Leyden gründliche Studien gemacht und nachmals noch in Teutſchland und England, während ſeiner Verweiſung, ſich vervollkommnet, ja ſelbſt die Hörſäle ausgezeich-

*) Die noch in Manuſcript vorhandenen hiſtoriſch-ſtaatsrechtlichen Hefte zeugen für die Liberalität derſelben.

neter Gelehrten beſucht. Er verſteht die alten klaſſiſchen Sprachen und verſchiedene neuere, vorzüglich teutſch, franzöſiſch und engliſch, welche ſämmtliche drei er außer der holländiſchen mit Gewandtheit ſpricht, ſo wie er auch die Literatur derſelben ziemlich vollſtändig kennt. Unter den teutſchen Dichtern hegte er ſtets vor Göthe eine beſonders große Verehrung. In der Geſchichte, in der Politik, Statiſtik, Oekonomie, Kriegswiſſenſchaft, Mathematik, u. ſ. w. iſt er ganz zu Hauſe und er würde in manchem einzelnen Zweige mehr als einem Profeſſor warm machen, wenn er es anders darauf ablegen wollte.

Kaum glaublich iſt es, welche Maſſe von wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſen in verſchiedenen Sprachen der Monarch von Zeit zu Zeit ausführlich theils durchleſen, theils durchſtudirt hat; die Werke, welche wir, als zu ſeiner Bibliothek angehörig, ſelbſt eingeſehen, tragen häufig den Beweis unſerer Behauptung in den vielen Zeichen, Anmerkungen, Randgloſſen, Widerlegungen oder Ausführungen, die ſie, mit Bleiſtift (ſeinem Lieblingsinſtrumente) von ſeiner Hand beigefügt, enthalten. Alle Beſtrebungen der Künſtler fanden die wärmſte und großartigſte Unterſtützung und man darf nur die vielen Akademieen und Anſtalten, welche er theils ſelbſt gegründet, theils reformirt und neu ins Leben gerufen hat, ſo wie die Kunſtausſtellungen von 1829 und 1830

in Brüſſel und im Haag mit angeſehen haben, um ſich hievon völlig zu überzeugen. Trotz der Verſchiedenheit der Meinungen fanden ſich David der Regicide und der Oranier oft zuſammen im Atelier des Erſtern und David äußerte mehr als einmal im Geſpräche gegen Vertraute: „dieß ſey der einzige König, dem er dienen könnte.“ Wie wohlwollend der Monarch den verfolgten Meinungen jeder Sorte Schutz, bisweilen ſogar mehr gewährt, iſt in Jedermanns Angedenken. Nicht immer hatte er Grund, über ſolche Großmuth, welche ſelbſt diplomatiſche Verlegenheiten und bittere Vorwürfe ihm zuzog, durch das Benehmen der betreffenden Individuen ſich entſchädigt zu halten. Merkwürdig genug, waren die Teutſchen, die franzöſiſchen Republikaner und die Mitglieder und Anhänger der Cortes, welche im Niederlande ſich aufhielten (mit alleiniger Ausnahme van Halens, welcher mehr aus Sucht zu glänzen und zu abenteuern, als aus innerer Bosheit das Gaſtrecht brach), der Regierung und dem Souveraine deſſelben ergeben oder doch unpartheiſam, als die heftigſte Gährung und bald darauf auch die Revolution in Belgien ausbrach; dagegen zeigten die Bonapartiſten und die Italiener, ſo wie einige Portugieſen ganz ihre feile Natur und die Erbärmlichkeit ihrer Grundſätze. Das moraliſche Unglück, ſo viele Züge, welche das menſchliche Herz entehren, und den

Glauben an die Menschheit wankend machen, erlebt zu haben, gehörte zu den schwersten Drangsalen, welche der edle Fürst in der letzten Periode seiner Regierung erlitten und worüber er oft sich ausgesprochen hat.

Ueber das System und die politischen Grundsätze Wilhelms I. hat man allerlei in Teutschland hin und her gefabelt, und Leute, welchen die Motive jeder Opposition gleichgültig sind, wenn sie nur vorhanden und gegen irgend eine Regierung gerichtet ist, welche daher den Dom Miguel lobpreisen und unterstützen würden, wenn Dom Pedro oben und jener das Haupt einer Bewegung wäre, haben einen der konsequentesten und aufgeklärtesten Liberalen mit Schmähungen aller Art überschüttet, blos weil er eine Krone trug. Alle, welche den König von frühester Zeit an gekannt, stimmen überein in Anerkennung der ächt-humanen, hellen, aufgeklärten und rechtlichen Gesinnungen, der Fortschritte seines Verstandes mit dem Zeitgeiste, des emsigen Bestrebens, sich mit dem jeweiligen Stande der Wissenschaft zu befreunden und — man verzeihe die Anwendung des in Mißkredit gekommenen Wortes — „auf der Höhe des Jahrhunderts zu stehen.“ Die Studien, welche er in England gemacht, die Vergleichungen, welche er über die französische Revolution angestellt, die literarischen Arbeiten in Teutschland, die Betrachtungen über das Verfassungswesen älterer und

neuerer Staaten, womit er oft und viel getreue Freunde und Räthe unterhielt, die Pläne, die er zu Fulda entwerfen, und die geheimen Gedanken, welche ihn nach den Niederlanden begleitet, auf solidem Grunde und völlig reformirter Volkserziehung, die ihm anvertrauten Unterthanen allmählig zur größtmöglichen Summe von Freiheit und Selbstständigkeit heranbilden zu helfen, bürgen für ihn. Es bürgen für ihn die Zeugnisse großer und geistvoller Männer, selbst aus der ersten Reihe der Phalangen des Liberalismus, mit denen er mündlich und brieflich verkehrt hat, und welche in ihm „den König über dem verständigem Manne vergaßen." Nie war eine Seele dem Despotismus fremder, ja aus innerster Natur abgeneigter, als die seinige, und eher darf behauptet werden, daß er den Souverän oft allzu sehr in Mitte seiner Bürger vergessen und der böswilligen Intrigue die Wege und Mittel zur Abwendung der vergifteten Pfeile durch allzu große Verschwendung der Majestät erleichtert habe. Allerdings liegt in seinem Wesen etwas, was der neuesten Richtung eines modischen Freiheitsschwindels durchaus widerstrebt; ein Gefühl, das den gründlichen Kenner der Sache gegen den oberflächlichen Betreiber einnimmt, und zu einer gewissen Aristokratie des sich selbst bewußten Talentes gewaltsam hintreibt; ein zähes Festhalten an alten Grundsätzen und Sitten; ein großartiges Verschmähen aller unköniglichen Gauk-

lerkünſte für den Gewinn von Popularität, wodurch die Könige ihr Anſehen vergeben, ohne der Freiheit zu nützen; endlich ein religiöſes Gefühl, welches die Grundwurzel aller Handlungen, des öffentlichen wie des Privatlebens, bildet und ohne welches alle Charten und ihre Beſchwörung blos prunkvolle Komödien ſind, aufgeführt zur Zerſtreuung des großen Spleens der Zeit, wobei zwei Parteien, unter den Spielern, wie unter den Zuſchauern, gegenſeitig ſich anlügen und zuletzt ſich angähnen, das Volk aber immer die Zeche bezahlen muß.

Dieſes religiöſe Gefühl des Königes, ſo identiſch mit der Grundſtimmung der entſchiedenen Mehrzahl des holländiſchen Volkes, liefert hauptſächlich den Schlüſſel zum Verſtändniß der unerſchütterlichen Eintracht und Innigkeit zwiſchen dieſem letztern und ſeinem Beherrſcher. Wenn man den würdigen, hellgebildeten, ſtaatsklugen und kraftvollen König in Mitte ſeiner ihn anbetenden, durch ſo viele eigene Tugenden ausgezeichneten Familie, demüthig vor allem Volke zum Ewigen hingewendet, ſieht, und ſeine aufrichtige Frömmigkeit, von Bigottismus und Schöndenkerei gleich fern, zu belauſchen Gelegenheit findet — dann erſt begreift man, woher er die Kraft nahm, um ſo vielen Gefahren, Stürmen, Untreuen, Verſuchungen, Drangſalen und Sorgen ſiegreich zu widerſtehen; dann verſteht man die Begeiſterung, welche bei jedem feierlichen

Anlaſſe oder außergewöhnlichen Begegnung die ganze Nation wie einen einzigen Mann den „Wilhelmus van Nassowen“ oder Tollen's „Wien Nêerlands bloed door d'Aderen vloit“ abſingen läßt; das dankbare Lächeln des Monarchen, deſſen Blicke von Rührung, Stolz, Vertrauen und Selbſtgefühl gleich ſehr bewegt ſich zeigen, verkündet dann allen Zweiflern die Möglichkeit eines Zuſtandes, in welchem der Fürſt den Republikanismus des Volkes und das Volk die Anſprüche des Königthums mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit ehrt und in welchem „die Umtriebe des Volkes gegen die Monarchie,“ die ein gewiſſer Redner in einem ſüdteutſchen, konſtitutionellen Staate für „rechtmäßig“ erklärt hat, überflüſſig ſind. Wenn die Monarchie vertrauensvoll dem Volke ſich in die Arme werfen ſoll, oder vielmehr, wenn ſie diejenigen, ſo als Vertreter des Volkes betrachtet werden müſſen, als wahre Organe ſeines Willens anſehen ſollen, ſo iſt der Anfang des vertraulichen Verhältniſſes nicht dadurch zu verſuchen, daß man in einer Monarchie den reinen Demokratismus predigt, die Perſönlichkeit des Souveräns in die Leidenſchaften des Tages herunter zieht und ſtatt einer wirklichen Volks-Repräſentation, eine an fremde Klubbs verkaufte, oder von derſelben blindgegängelte Faktion mit hochmüthigen Anſprüchen, winzigen Talenten und noch geringfügigeren Leiſtungen entgegenſtellt.

III.

Die

Ereignisse zu Brüssel

im

September 1830.

Fragment.

Allein das Schrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn;
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Himmels reine Fackel leih'n,
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden,
Und äschert Städt und Länder ein!

Schiller.

Bemerkung.

Dieſer Aufſatz ward nicht lange nach den Ereigniſſen ſelbſt, und ſomit auch, was den Ton betrifft, einigermaßen unter ihrem Eindrucke, niedergeſchrieben. Da die Thatſachen und die Charakteriſtiken ſelbſt jedoch auch noch jetzt ihre volle Richtigkeit haben, ſo trage ich kein Bedenken ihn in ſeiner alten Geſtalt dieſer Sammlung hier einzuverleiben.

Das Werk des Aberwitzes und der Bosheit, des einheimischen Fanatismus und der fremden Intrigue, dessen Ursachen und nächste Folgen von uns anderwärts beschrieben worden sind, setzte sich, wie von Jedermann vorausgesehen werden konnte, in Belgien ununterbrochen fort; die Versuche zum Vergleiche und zur Versöhnung scheiterten, da es den Urhebern des wüsten Spieles weder um Vergleich noch Versöhnung, sondern blos um eine, theils den Ehrgeiz, die Habsucht und die Rache, theils die Hoffahrt, das Vorurtheil und den Sektenhaß befriedigende Rolle zu thun war. Die Hauptmacht der Insurgenten war der aufgeregte Pöbel; bis dieser jedoch vollständig bearbeitet und abgerichtet war, hatte man die Verwirrung der Bürger, welchen um Sicherheit der Person und des

Ein ſolcher Beweis von Vertrauen hätte den Aufruhr entwaffnen ſollen, wenn anders irgend ein redlicher Zweck ihm zum Grunde gelegen; aber er verlieh ihm blos neue Zuverſicht und Kraft. In dieſem ganzen heilloſen Drama, das die Treuloſigkeit und der Meineid aufgeführt, war das Vertrauen nur ein deſto wirkſamerer Freibrief, um getäuſcht und gemordet zu werden. Der Prinz entging den größten Gefahren und entwickelte einen Muth, welcher ſeines Namens, ſeines Geſchlechtes und beſſerer Zeiten würdig war. Es hatte ein förmliches Complott beſtanden, ihn meuchlings zu morden; eine Sache, welche ſelbſt von leidenſchaftlichen Jakobinern nachmals im Uebermuthe des Sieges eingeſtanden worden iſt. Die Geſchichte wird über ein Benehmen, einſt ſtreng und feierlich richten, welches an Gemeinheit der Geſinnung und an Scheußlichkeit der Einzelnheiten wenige ſeines Gleichen hat.

Am 3. September verließ der Prinz die Stadt, in der er ſo gröblich mißhandelt und getäuſcht worden, um perſönlich bei ſeinem königlichen Vater Ueberbringer der Wünſche der Notabeln von Brüſſel zu ſeyn: daß Belgien und Holland, hinſichtlich der innern Verwaltung hinfüro getrennt, von einer und derſelben Dynaſtie, Naſſau, fortbeherrſcht werden möchten. Er nahm zugleich die noch zurückgebliebenen Truppen mit ſich; denn da der Graf Byllandt, ihr bisheriger Ober-

befehlshaber, gemäß ſeiner, mit der Bürgerſchaft (vereilig, eigenmächtig und ungeſchickt genug) getroffenen Uebereinkunft, ohnehin jede Wirkſamkeit vereitelt und ſelbſt die von Antwerpen her früher erbetenen, auch bereits vor dem Thore angelangten Verſtärkungen zurückgeſchickt hatte, ſo war ihre fernere Anweſenheit ohnehin nur überflüßig, zumal die Umſtände bedeutend ſich geändert und blos auf friedlichem Wege (nach der Meinung jener ſcharfſichtigen militäriſchen Politiker) Hoffnung zu Beendigung der Wirren vorhanden war. In der Nacht vor des Prinzen Abreiſe war der Tumult zu Löwen ausgebrochen, bei welchem der dortige fanatiſche Pöbel den bekannten Angriff auf die Caſerne unternahm, darin der Major Gaillard, ein Belgier von Geburt, die Rechte ſeines Königs und die Ehre ſeines Standes pflichtgemäß und ſtandhaft vertheidigte. Die Horden der Plünderer erzwangen die Räumung; die Truppen, welche Prinz Friedrich zur Unterſtützung geſandt, mußten den Rückzug antreten, da der Prinz von Oranien, aus Scheu vor Blutvergießen und in Hoffnung günſtigen Erfolgs der Negociationen, im Haag gegen Erneuerung der Feindſeligkeiten ſich erklärt. Das ſchonungsvolle Benehmen des Generals Trip gegen die Stadt ward jedoch von den Gegnern auf die unwürdigſte Weiſe gedeutet, und ſogar ſeiner Annäherung hatte man den gehäſſigſten

Charakter und die empörendste Tendenz gegen die Sicherheit der Bürger unterschoben. Das theils durch die Priester, theils durch die Demagogen rastlos bearbeitete Volk, worin ultramontanistische Abbés und demagogisch-atheistische Advokaten in die Herrschaft sich getheilt, glaubte und wüthete. Die Freunde des belgischen Aufstandes im Auslande deklamirten heftig gegen die grausame Perfidie des Königes Wilhelm und seiner Söhne.

Nachdem der Kronprinz Brabant verlassen, begab sich der Prinz Friedrich von Vilvorde nach Antwerpen und schlug daselbst sein Lager auf. Allein diese Entfernung des Einen mit der bewaffneten Macht vom Sitze der Insurrektion und die Reise des Andern mit den Aufträgen der ausgezeichnetsten Brüsseler aller Klassen nach dem Haag diente blos dazu, den Intriguen und Gewaltthaten der Leiter des Ganzen die Krone aufzusetzen und die Vollendung des infamen Werkes zu beschleunigen. Man benutzte die Zwischenzeiten dazu, die Pöbelmassen durch Leidenschaften jeder Art noch mehr aufzureizen, als früher schon nur allzu sehr geschehen, und zahlreiche Banden fremder Söldner offen und geheim in die Stadt hineinzubringen. Die Sprache der Häupter ward trotziger, die des gemeinen Volkes frecher; was als Wunsch nach dem Haag gebracht worden, wurde als bestimmtes Faktum bereits

vorausgeſetzt, die Litanei der Nationalbeſchwerden, jenes vielgliederige Phantom und Produkt argliſtigen Parteigeiſtes, darin Wahres, Falſches, Abgeſchmacktes und Lügenhaftes durcheinander gemengt ſich vorfand, wuchs mit jedem Tage, und die Aufſtellung derſelben in den Journalen geſchah in einem ſolchen Tone und mit ſolchen Farben, daß man leicht wahrnahm, wie man die Gewährung nicht einmal wünſche und gefliſſentlich Stoff zur Erbitterung geben, auch alle Ausſöhnung unmöglich machen wolle. Die beſſern Bürger, ſo wie die der Revolution nur theilweiſe und unter gewiſſen Bedingungen beigetretenen Ariſtokraten, verloren ſelber fortan die Luſt, weiter in den Strudel ſich einzulaſſen, den ihre treuloſe politiſche Coquetterie mit herbeigeführt. „Dieſe Männer der alten Geſchlechter, welche die Gewalt des Königs Wilhelm ſeit Jahren planmäßig, jedoch für eigene Rechnung mit untergraben geholfen, hatten mit dem Wahne ſich geſchmeichelt, die Leidenſchaften zum Stillſtande nach Commando bringen zu können; aber die losgelaſſenen Beſtien wieſen ihnen drohend und wild die Zähne, und ſtatt für die Monarchie etwas zu wagen, zogen ſie ſelbſtſüchtig ſich zurück, in der Abſicht, die Umſtände, wie ſie ſich für die eine oder die andere ergeben würden, zu ihrem Vortheile zu benützen. Solchen Gewinn hatte dem König Wilhelm die Pairskammer in der damaligen

Gestalt, der wider van Maanens Rath organisirte Ritterorden und die Ueberhäufung der belgischen Großen mit Auszeichnungen und Wohlthaten gebracht. In dieser verhängnißvollen Krise hörte man nicht einen einzigen jener Bischöfe und Priester, denen der Monarch so theuere Opfer gebracht, und so unbedingtes Vertrauen erwiesen, zu Gunsten des bedrohten Thrones die sonst bedeutsame und einflußreiche Stimme erheben: ein schlagender Beweis mehr, welche treue Genossin und Helferin die Aristo-Theokratie gegen Stürme der Volkswuth und des Parteigeistes dem monarchischen Prinzipe ist!

Mittlerweile gerieth die Bürgergarde, deren größerer Theil anfänglich für ganz andere Zwecke, als die nachher entwickelten, wie wir schon früher bemerkt, unter die Waffen geeilt war, beinahe täglich ins Handgemenge mit dem zuchtlosen Pöbel, welchen Van de Weyer, Gendebien und der Baron d'Hoogvorst selbst, der Lafayette Belgiens, seinem Vorbilde hierin sehr unähnlich, insgeheim aufhetzten. Hie und da mußte man sogar auf die wüthenden Horden Feuer geben, um Ausschweifungen der gröbsten Art zu verhindern; dadurch ward jedoch das Uebel nur ärger, denn es herrschte in Allem eine doppelte Sprache und eine doppelte Autorität; die eine öffentlich, die andere insgeheim. Die Bürgerschaft, vor dem Aeußersten

erhangend und wider Willen immer mehr in Verwickelungen und Ereigniſſe hineingeriſſen, welche Niemand ſich gedacht noch geahnet, ſah bald von dem aufgerichteten Freiheitsbaume weg nach den Truppen des Königs, gleichſam als nach Befreiern aus dem entſetzlichen Zuſtande heranbrechender Anarchie.

Während dieſer Zeit waren die Generalſtaaten im Haag zuſammen getreten, und alle Mitglieder deſſelben aus dem Süden, die entſchiedenſten Koryphäen der bisherigen Oppoſition, ja ſelbſt die compromittirteſten Begünſtiger der Bewegung, (bis auf einen Einzigen,) mit eingeſchloſſen, noch einmal in Mitte des Staatencongreſſes und vor dem Throne des Königs erſchienen, mit erneuerten Betheuerungen ihrer Treue und mit feierlichen Proteſtationen gegen den Aufſtand. Es waren dies die rechtmäßigen Repräſentanten der Nation, und unter ihnen meiſt die Lieblinge des Tages, die hochverehrten Häupter des belgiſchen Volks. Deſto mehr ſtach ihr nachmaliges eigenes Betragen gegen ihre, freilich damals nur heuchleriſche Sprache und gegen das Thun ihrer Committenten ab.

Schon im Anfange des Brüſſeler Aufſtandes, welcher als eine blinde Parodie der pariſer Revolution ſich darſtellte, führte man zahlreiche Barricaden auf und kündigte den Vorſatz an, zu denſelben Mitteln

der Vernichtung wider die bewaffnete Macht wie in Paris ſchreiten zu wollen, wenn dieſelbe ſich ins Spiel miſchen ſollte. Das Beiſpiel der Niederlage von 18,000 Mann Kerntruppen des franzöſiſchen Heeres, welche zwiſchen den Barricaden und dem wider ſie gerichteten Kreuzfeuer umgekommen, war zu ſchlagend, als daß man daran denken konnte, ſich einer ähnlichen Gefahr Preis zu geben. Saragoſſa und Buenos-Ayres ſowohl, als alle geſunde Grundſätze der Kriegskunſt haben gelehrt, daß es unmöglich ſey, mit gewaffneter Hand einer Stadt ſich zu bemeiſtern, welche von ihren Einwohnern auf obige Weiſe vertheidigt wird. Dem Prinzen Friedrich würde es auch niemals eingefallen ſeyn, in Brüſſel alſo einzurücken, wenn er nicht durch die Wünſche der Einwohner ſelbſt dazu aufgefordert worden wäre.

Im entgegengeſetzten Falle hatte man andere Mittel genug, um eine rebelliſche Stadt ſich zu unterwerfen, ſey es dadurch, daß man ſie umzingelt, die Verbindungen ihr abgeſchnitten und ſie durch Mangel an Lebensmitteln auf das Aeuſſerſte gebracht, oder durch die bloße Unruhe, welche eine zahlreiche Bevölkerung ſehr bald über ihre Subſiſtenz empfindet; oder, wenn man noch weiter gehen wollte, dadurch, daß man ganz nahe ſie eingeſchloſſen und Batterien mit ſchwerem Kaliber auf den benachbarten Höhen aufge-

ſtellt, welche die Stadt beherrſchen, und von denſelben aus ſie beſchoßen. Dieſes zweite Mittel war auch nicht einen Augenblick in die Seele eines Monarchen gekommen, welcher die Liebe zu ſeinen Unterthanen ſo tief im Herzen trägt. Das erſtere, minder gewaltſame dagegen wurde als das geeignetſte betrachtet, die Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung in Brüſſel zu erwirken. Da jedoch die Frage über die ſo ſehr gewünſchte Trennung, welche von belgiſchen Abgeordneten aufgeſtellt worden, der Berathung der Kammer in jenen Tagen unterworfen war, ſo glaubte man, fortwährend noch in die Möglichkeit, einem Bürgerkriege zuvorzukommen und den Aufſtand ſowohl durch die Berathungen jener Kammer, als durch Erhörung der Wünſche, die zum Vorwande bisher gedient, abwenden zu können; man verſchob daher das einzige zum Ziel führende Mittel, und der König der Niederlande, dem nur der Wahnſinn blutgierige Geſinnungen zumuthen konnte, weigerte ſich beharrlich, die äußerſte Gewalt anzuwenden.

Während dieſer Zeit war die Armee ruhig in ihren Quartieren zwiſchen Antwerpen und Brüſſel geblieben; man ſchmeichelte ſich noch mit der Hoffnung, daß dieſe feindliche Haltung die Beſchwichtigung der erbitterten Gemüther zu Folge haben, und die Vermeidung neuer Anreizungen den Aufruhr ermüden, denſelben

aus Ermüdung zuletzt entwaffnen würde, und das Volk das Bedürfniß der Wiederkehr zu den früheren Beschäftigungen fühlen dürfte. Dieser Fall würde auch sicherlich eingetroffen seyn, hätte es sich blos um einen zufälligen Aufstand gehandelt. Allein der gegenwärtige Aufstand war das Werk einer Partei, welche seit längerer Zeit darauf sich vorbereitet, und welche, weit davon entfernt, ihre Thätigkeit ruhen zu lassen, vielmehr dieselbe verdoppelt hatte. Es wird dieß die Aufgabe der Zukunft seyn, die Quellen genau zu bezeichnen, woraus die Revolutionäre ihre Bedürfnisse bestritten. Doch zeigte es sich klar, daß sie über enorme Summen geboten, womit die Habsucht des Pöbels bestochen ward; ferner, daß sie über zahlreiche und ausgewählte Waffen verfügten, denen man das Gepräge des Auslandes leicht anmerkte. Die eingeschwärzten Hülfsschaaren mehrten sich (alle Diligencen und Wagen von Valenciennes und Lille nach Brüssel wimmelten von Blousen) und zu gleicher Zeit raffte man in der Hauptstadt von jungen Leuten alles zusammen, was zu Abentheuern Lust bezeigte und durch das neueste Beispiel der Pariser, die um jeden Preis nun einmal copirt werden sollten, bisweilen auch ohne besonders böswillige Absicht, begeistert worden war.

Mittlerweile drangen die Generalstaaten, die ent-

ſchiedenſten Glieder der alten belgiſchen Oppoſition namentlich, mit großem Ungeſtüm in den König, die Entſcheidung hinfür der Gewalt anzuvertrauen; ja ſie hielten dieſe Gewalt ſogar für nothwendig zum Schutze des Eigenthums, ſich ſelbſt aber im Haag bei den Berathungen nicht mehr frei; und endlich ihre Anweſenheit daſelbſt ſogar für gefährlich, ſo lange ein Theil Belgiens in der Anarchie fortbeharrte, indem ſie auf dieſen Fall ihre Familien und Güter preisgegeben ſahen. Der König, welcher bis dahin blos dem großmüthigen Zuge ſeines Herzens gefolgt und vor dem Gedanken des Gebrauchs der Waffen zurückgebebt, ſah ſich demnach veranlaßt, ſeinen Sohn zu ermächtigen, daß er nach den Umſtänden handle und die Beſetzung von Brüſſel ſelbſt mit Gewalt, wenn es anders nicht ſeyn könne, zu erzielen. Indem Wilhelm I. dieſen Entſchluß faßte, willfahrte er zugleich den zahlreichen Bitten von Einwohnern jener Stadt ſelbſt, welche um Schutz, Beiſtand und Herſtellung der Ordnung ihn angefleht; zahlreichen Bitten, ſagen wir, welche noch dringender und häufiger in Zuſchriften und Botſchaften an den Prinzen Friedrich nach Antwerpen, Mecheln und Vilvarde wiederholt worden ſind. Die Stadt ſollte von der drohenden Anarchie gerettet werden. Es war daher die Abrede getroffen worden, daß die Bür-

gergarde den Einzug des Prinzen erleichtern und ſodann verbündet mit den Truppen gegen die gemeinſamen Feinde operiren ſollte.

Dieſer Abrede gemäß verlegte man die Truppen der Hauptſtadt etwas näher, nämlich nach Vilvorde und an die Volnwe, an den Straßen von Dieghem und Löwen. Das Hauptquartier ſollte am 21. September von Antwerpen abgehen; aber bereits war es zu ſpät. Schon am 19. hatten die Freicompagnien und der Pöbel, an ihrer Spitze die Franzoſen und die Lütticher, ihren erſten Verſuch zu Entwaffnung der Bürgergarde gewagt, allein einen unvermutheten Widerſtand gefunden, und davon mit Verluſt vom Königsplatze zurückgetrieben worden. Die Meuterer benutzten eine andere günſtige Gelegenheit, als gerade die Bürgergarde, in vielen einzelnen Patrouillen vertheilt, die Zuſammenläufe zu zerſtreuen bemüht war; ſie fielen dieſelben mit Uebermacht auf allen Punkten zu gleicher Zeit an und entwaffneten ſie in der untern Stadt, ſo zwar, daß die Garde bis auf eine kleine aufgelöst, und das Grauw *) im Beſitz der Stadt ſich befand.

Nun mehr wurde das Begehren nach Hülfe nur um ſo dringender; die Bürger, in unvortheilhafterer Lage als vorher, konnten keine ſo direkte Mitwirkung

*) Die flämiſche Bezeichnung des Pöbels.

mehr verſprechen, als ſie noch wenige Tage zuvor gethan; doch ließen ſie den Prinzen wiſſen: es befänden ſich unter ihnen noch ungefähr 600 Individuen, welche die Waffen behalten; dieſe würden zur erforderlichen Zeit auf dem Königsplatze oder beim Pallaſte ſelbſt erſcheinen und den Einzug der Nationaltruppen unterſtützen.

Die Entwaffnung der Bürgergarde hatte nicht allein das Schlimme, daß die Gutgeſinnten auſſer Stand geſetzt waren, ferner zu wirken, ſondern auch, daß der Pöbel, dem es bisher noch daran gefehlt, nunmehr völlig bewehrt wurde und ſeine Leidenſchaften einen thätigern Ausdruck als bisher verſchaffen konnte.

Uebermüthig durch ſolches Gelingen ihres Plans gegen die Bürgergarde, verließen mehrere Banden Freiwilliger Brüſſel am 21. September in zwei Richtungen, nämlich dem Thore von Flandern und demjenigen von Dieghem, um mit den Truppen des Königs ins Handgemenge zu kommen. In der Richtung von Flandern griffen ſie die Vorpoſten bei Zellikapelle an; nach mehrſtündigem Gepläukel, wobei ſie einigen Verluſt erlitten, kehrten ſie wieder um. Der andere Angriff, in der Richtung von Dieghem, geſchah auf eine Eskadron Dragoner, welche im Dorfe d'Ever kantoniren ſollte. Die Inſurgenten, welche bereits vor ihnen angekommen, hatten ſich in ihren Blouſen

als ganz friedſame Bewohner hingeſtellt und die unvorſichtig Anrückenden plötzlich ſodann mit Schüſſen empfangen, durch welche mehrere Officiere niedergeſtreckt wurden. Die Dragoner eilten dieſe Treuloſigkeit zu rächen; die erſten Schüſſe des Bürgerkrieges waren gefallen; es waren Lütticher und Fremdlinge, die ſie gethan.

Am 22. erneuerte ſich ein Tirailleurgefecht bei d'Evere, doch beſtimmte die Ankunft einiger Stücke leichter Artillerie die Patrioten zum Rückzuge. Nunmehr bereitete ſich Alles zu ernſtern Scenen vor. Der Prinz Friedrich war am 21. zu Mecheln, am 22. zu Vilvarde eingetroffen. Die Abſicht des Königs ging nicht dahin, daß Er den Angriff auf Brüſſel befehligen ſollte, und wir können mit guten Gründen und auf das Beſtimmteſte verſichern, daß dieſe Idee dem Herzen Wilhelms I. fremd geweſen. Dieſer Befehl war dem General Trip gegeben; allein der Prinz, in ſeiner Stellung als Kriegsminiſter und Obergeneral, mußte zum mindeſten der Bewegung des Heeres folgen, in deſſen Mitte er nun einmal ſich befand. Der verhängnißvolle Tag des 23. September brach endlich an.

Die Truppen waren in drei Colonnen aufgeſtellt worden; die erſte und ſtärkſte, an deren Spitze der General Schuurmann, ſollte längs der Straße von

Dieghem auf das Schaerbeck'ſche Thor, marſchiren; die zweite, vom General Paſt befehligt, auf das löwener Thor; die Dritte, unter General Favauge, ſollte die Brücke von Vilvorde decken, jene von Larken auf den Fall, daß ſie noch nicht zerſtört, beſetzen und nach dem Wilhelmsthore ſich hinziehen, ſomit mehr eine Diverſion als einen wirklichen Angriff ausführen. Endlich ſollte auch die Abtheilung, welche die Straße von Flandern bisher beſetzt gehalten, vorrücken, der Vorſtadt und des Thores von Flandern ſich bemächtigen und auf ſolche Weiſe die Aufmerkſamkeit der Vertheidiger Brüſſels nach einer, den eigentlichen Angriffspunkten entgegengeſetzten Seite hinlenken. Das Uebrige der Anordnung, welche der Kriegsrath zu entwerfen für gut gefunden, bezog ſich auf die Mittel der Vereitelung des Widerſtandes, welcher den einziehenden Truppen bei dem Schaerbeck'ſchen und Löwener Thore geleiſtet werden könnte; ſie hatten Befehl, bis zum Park, zum Palaſte und dem Königsplatze vorzudringen, die obere Stadt ſomit zu beſetzen, und den treugebliebenen einen Vereinigungspunkt zu Herſtellung der Ruhe darzubieten.

Das Bedürfniß derſelben war lebhafter als je von demjenigen Theile der Bewohner gefühlt worden, welcher nicht bei dem Aufruhr und bei der Anarchie viel zu gewinnen gehofft. Nach der Entwaffnung der

Bürgergarde war die Verwirrung aufs höchste gestie
gen, und die Gesetzlosigkeit noch fortwährend im Stei
gen. Der Pöbel hatte das Stadthaus gestürmt und jed
Art von Autorität, ja selbst die durch die Revolution
geschaffene Sicherheitscommission, abgeschafft. De
grösere Theil ihrer Mitglieder (von denen mehrere
nochmals in das provisorische Gouvernement sich selbe
ernannt) befand sich auf der Flucht nach Frankreich
Das Grauw klagte mit mörderischem Geschrei die Bür
gerschaft an, daß sie die Stadt dem Prinzen zu
überliefern sich verschworen; diese Verrätherei müßte
mit Plünderung und Tod bestraft werden. Schon
war diese teuflische Idee vorherrschend geworden, al
der unmittelbare Angriff der Nationaltruppen auf di
Stadt die Wüthenden, und namentlich die raubsüchti
gen, zuchtlosen Banden der Lütticher und Franzosen
zur Vertheidigung aufforderte. Der Angriff war so
mit für einen grosen Theil der Brüsseler noch ein
Wohlthat, denn er rettete ihre Habe vor Plünderung
und ihre Personen vor Septembrisirung.

Der Prinz hatte den Einzug der Truppen de
Königs in eine Proclamation verkündigt, welche di
Wiederherstellung der Ordnung und öffentlicher Sicher
heit als alleiniger Zweck und ohne allen Bezug auf di
Erledigung der politischen Fragen angab, so vor de
Generalstaaten erörtert würden. Diese Proclamation

voll Milde und Festigkeit zugleich, verhieß allgemeine Amnestie, mit alleiniger Ausnahme der Urheber der Plünderungen und Gewaltscenen; diese Ausnahme jedoch geradezu ausgesprochen, war eine große Unvorsichtigkeit, denn es trieb die Gewalthaber, welche gerade die Urheber jener Dinge waren, zur Verzweiflung und nützte der guten Sache gar nichts; eine in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Amnestie würde immer noch dem Gesetze Spielraum genug gelassen haben, um die wahrhaft Schuldigen und wirklichen Verbrecher theilhaftiger zu erreichen. Allein die Proclamation wurde nicht einmal so, wie sie erlassen, der Mehrzahl bekannt, denn die Volkshäupter fingen die zahlreichen Exemplare auf, schoben falsche Aufrufe unter, voll drohenden und blutgierigen Inhalts, und zugleich streute man eine große Anzahl der giftigsten und ehrenrührigsten Gerüchte auf Rechnung des Prinzen unter das Publikum, so daß Unsicherheit, Schwanken, Besorgniß, Bangen, Verzweiflung, Haß und Wuth reichlich ausgesäet wurden.

In der Nacht vom 22. auf den 23. waren die zwei bekannten jungen Demagogen, Ducpetiaux und Everard, im Hauptquartiere des Prinzen erschienen und hatten ihm den Vorschlag gemacht, wogegen sie im Namen der Bürger das beste verbießen. Da sie jedoch bei Abgang aller Autorität keine Vollmacht

mitgebracht hatten und ihre Sendung auch keinen Nutzen verſprach, auch da die beiden Leute ſelbſt als Aufreizer der Volksleidenſchaften bisher ſich berüchtigt gemacht, auch ihr gegenwärtiges Erſcheinen im hohem Grade Verdacht der Späherei erregte, ſo ließ der Prinz ſie verhaften und nach Antwerpen abführen.

In Mitten der Unordnung und Anarchie, die zu Brüſſel überhand genommen, gab es dennoch eine geheime Leitung des Ganzen, von welcher auch die Chefs der Bewegungen, die Pöbelanführer und die Häuptlinge der Freibanden Parole, Anſtoß und Befehl erhielten. Es war dies ein Clubb, welcher bisher zu St. Georges ſeine Sitzungen gehalten, ſodann aber dieſelben nach dem Saale des Schauſpielhauſes Vaurhall verlegt hatte. Dieſer Clubb, unter dem Titel einer allgemeinen Nationalverſammlung, hatte in Sprache und Syſtem die Erinnerungen an den fluchwürdigen Jakobinerclubb von 1792 geweckt. So groß die Macht und der Einfluß dieſes Vereines geweſen, ſo ſind doch noch die Namen vieler ſeiner Mitglieder unbekannt; nur ſo viel iſt ſicher, daß viele eingewanderte Franzoſen mit darin Sitz und Stimme genoſſen und wohl auch aus Paris Aufträge und Inſtructionen mitgebracht hatten.

Als nun endlich am 23. Morgens die Truppen ihren Marſch auf Brüſſel angetreten, fanden ſie die

Eingänge, welche zu einer hartnäckigen Vertheidigung ſich beſonders eignen, gänzlich geleert, ja es war unter dem Landvolk ſogar das Gerücht verbreitet, daß die Lütticher und die Banditen (ſo hieß jenes die fremden Söldner) ſämmtlich abgezogen ſeyen. Daraus zog man königlicher Seits übereilt den Schluß: die gemäßigte Partei im Innern der Stadt habe geſiegt und der Widerſtand gegen die Nationaltruppen werde nicht ſehr bedeutend werden. Allein bald zeigte ſich die volle Wahrheit des Zuſtandes der Dinge, als der Generallieutenant Baron Conſtant-Rebecque begleitet von einigen Staabsofficieren, dem ſcharebeck'ſchen Thore ſich näherte. Daſſelbe war zwar offen, jedoch mit einem tiefen Graben und mit Palliſaden verſehen. Es fielen mehrere Schüſſe auf jene Perſonen, und das Signal zum Angriff war damit gegeben.

Um 8 Uhr Morgens drang man ſowohl gegen das ſo eben genannte Thor, als gegen das Löwenſche vor, brachte das Feuer der Vertheidiger bald zum Schweigen und machte die Verſchanzungen unnütz. Außer dieſer beiden Pforten ward ein beträchtlicher Raum auf den Wällen frei gemacht. Der Obriſt Paßon (Belgier von Geburt) nahm auf der Seite nach Löwen eine Kanone, welche den Eingang in die Stadt vertheidigen ſollte. Außer dieſem Belgier zeichneten ſich auch noch verſchiedene andere, beſonders aber

die Herren Serraris und Mathon bei dieſem Anlaß, ſowie im fernern Verlaufe dieſer traurigen Begebenheiten, aus. Nachdem man an den Thoren und auf den Wällen Poſto gefaßt, ward die Königsſtraße von einem Bataillon Fußvolk beſetzt; darauf breiteten zwei Bataillons Grenadiere die ganze Länge dieſer ausgedehnten Straße hinab bis zum Park ſich aus; indem man die ſchaerbeck'ſche, welche mit der Rue royale in Verbindung ſteht, geſäubert, glaubte man die Stellung jener Truppe geſichert. Die Abtheilung Pa.... gewann indeß die Herzogenſtraße, den Palaſtplatz und das Namurer Thor. Aber in allen übrigen, welche zum Pferdemarkt und zur Löwener Straße hinunter ſich ziehen, begann nun der Einzelkampf zwiſchen den Nationaltruppen und den Empörern.

Die Lütticher, die eingedrungenen Franzoſen, die Freiſchützen Rodenbachs und die Freiwilligen der 6. Abtheilung boten einen mörderiſchen Widerſtand von den Wohnungen aus, in welche ſie eingedrungen und die ſie zu Punkten der Vertheidigung oder vielmehr des Angriffs ſich auserkoren. In manchem Hauſe waren wohl ſechs und noch mehr Bewaffnete. Das Feuer ward von den Fenſtern aus (durch die Jalouſieladen) von den Dächern (durch die ausgehobenen Ziegel) unterhalten, und zwar ſo, daß die Schüſſe richtig treffen, der Gegner aber ſeinen Feind nicht ſehen, noch ſich

wehren konnte. Von Heroismus konnte da gar nicht die Rede seyn; es war ein Kampf der Hinterlist und der Feigheit. Viele Hausbewohner, welche die angeblichen Feinde lieber als die sich aufdringenden Beschirmer gesehen, wurden aus ihrem Eigenthum vertrieben, oder zur Ergreifung der Waffen genöthigt, oder sie flüchteten sich an verborgene Orte, um der Blutschuld und der Gefahr nicht theilhaftig zu werden.

Der Verlust, welchen die königlichen Truppen während der ersten paar Stunden erlitten, war außerordentlich; sie sahen sich genöthigt, die Häuser nunmehr zu stürmen, um nicht sämmtlich wehrlos und ungerächt zu fallen. Thüren und Mauern wurden sogleich durchstoßen; oft fiel der Soldat, ehe er des Widersachers ansichtig geworden, schon auf der Stiege von einer Kugel, aus verborgener Stelle her, durchbohrt. Die Banditen und die Lütticher hatten meist sämmtliche Ringmauern durchbrochen und, so oft Haufen von Königlichen siegreich eingedrungen, schnell in das zunächst stehende Haus sich gewendet, von dem aus sie den Kampf wieder fortsetzten. Die vielen Leichen ihrer Brüder, welche die später Vordringenden vorfanden, reizten diese zu ungewöhnlicher Wuth, und daher wurde oft erwürgt und durchstoßen, was von Hausbewohnern ihnen in die Hände fiel. Dieß war die traurige Folge der Nothwehr und eines Kampfes auf Tod und Leben,

wozu man die Königlichen wider ihre Absicht genöthigt, endlich der Perfidie und Grausamkeit, so man an ihnen zuerst verübt.

Während dieser Tragödie hatte die Armeecolonne, welche durch das Wilhelmsthor gedrungen, die Lankener Vorstadt und das Thor selbst, das davon den Namen trägt, besetzt; aber die am Flanderschen Thore waren in eine Schlinge der treuloseſten Art gefallen. Als sie nämlich davor eingetroffen, zeigten sich Factionäre, welche die Farben des Aufruhrs abgelegt, und die Sturmschilde der Bürgergarde wieder aufgeheftet hatten; ferner Leute vom Pöbel, welche alle Materialien der Barricaden wegräumten, um den Truppen den Einzug zu erleichtern; andere empfingen diese Letztern mit Freudenrufen und mit Zeichen des Wohlwollens. Ja man trieb die Verstellung so weit, daß man den Soldaten sogar Erfrischungen herbeischleppte, und Alles auf das Freundlichste hier sich auszugleichen schien. Der Befehlshaber der Colonne, getäuscht durch alle diese Aeußerungen der Volksgesinnung, rückte also unbedenklich vor. Aber bald ward ihm klar, von welcher Natur der Empfang sey, welchen man den Truppen des Königs bereite, als er den Donner der Kanonen von der oberen Seite der Stadt her erdröhnen hörte. Bestürzt machte er Halt, und alsbald begann von den Kreuzstöcken der Wohnungen in der Straße,

welche man beſchritten, herab, ein Kugelregen ohne Ende; losgeriſſene Steine, Holzpflöcke, Eiſengewichte, ſiedendes Waſſer und allerlei mehr ward ſchonungslos und in raſcher Folge auf die Soldaten hinunter geſchleudert. Schreck und Verwirrung kamen dadurch natürlicherweiſe in die Reihen der Nationaltruppen und ſie wurden zum ungeſäumten Rückzuge genöthigt. Derſelbe bewerkſtelligte ſich bis zum Flandriſchen Thore, in deſſen Beſitz man blieb. Zwei Oberoffiziere, deren der eine durch einen Steinwurf, der andere durch ſein getödtetes Pferd niedergeworfen worden, blieben in Feindes Gewalt. Es heißt, der eigentliche Plan der Meuterer ſey dahin gegangen, ſämmtliche Truppen bis ins Innere der Stadt vorrücken zu laſſen, und ſodann mit aller Bequemlichkeit, theils von den Wohnungen aus, theils mittelſt in ihrem Rücken aufgeworfener Barricaden, ſie in Maſſe zu ermorden; veränderte einzelne Umſtände hatten indeſſen dieſen Plan in etwas ermäßigt.

Hartnäckig ſetzte jedoch, während ſolches auf dieſem Punkte vorging, der Streit in der oberen Stadt ſich fort. Der Obriſt Kramer de Bichin hatte mit zwei Kanonen (ſo leichtſinnig war von Seite der Kriegsbehörden für mögliche Fälle geſorgt worden) die Königsſtraße zu behaupten geſucht, nicht ohne den beharrlichſten Muth und die ruhmvollſte Beſonnenheit zu

entwickeln. Aber es ſtand dieſes Geſchütz allzunahe einer ſtarken Barricade, welche den Königsplatz verſchloß. Kaum hatte er daher ſein Feuer begonnen, ſo begrüßte ihn ein viel heftigeres und zahlreicheres von dem Hotel Bellevüe und den zunächſt gelegenen großen Häuſern und den Balluſtraden der daran ſtoßenden Terraſſen aus. Faſt alle ſeine Offiziere und Gemeinen fielen; jetzt legte Kramer ſelbſt Hand an das Werk; aber auch er erlag bald der Uebermacht und der Nothwendigkeit; die zwei Stücke blieben den ganzen Reſt des Tages über unbedient und blos von den getödteten Kanonieren umgeben. Die Grenadiere im Park ſchützten ſie, ſo daß der Feind ſich ihrer nicht bemächtigen konnte. Als die Nacht endlich einbrach und die Schüſſe unſicherer geworden, wurden die zwei Kanonen abgeholt, der Vortrain und einige todte Pferde waren die einzigen Trophäen des Feindes.

Auf allen übrigen Punkten, wo die Truppen eingedrungen, hatte ähnlicher ein Kampf wider den theils unſichtbaren, theils unzugänglichen Feind ſtatt gefunden, beſonders aber in der Rue verde und in der Rue de Namur. Gegen Mittag hatten auf letzterer die königlichen Truppen Ueberlegenheit behauptet und das Feuer mehrerer Geſchützſtücke, welche auf dem Walle des Halletheres aufgepflanzt waren, zum Schweigen gebracht; es erlitt daſſelbe gleiches Schickſal wie

das Löwen'sche, und ward von denselben Lanciers genommen. Allein nun mußte man mit den Kanonen Bresche in die Häuser am äußersten Ende der Namurer Straße schießen, da ein bedeutender Theil Aufrührer sich in dieselben geworfen; und als die Truppen darauf durch diese Straße bis zum Königsplatze vorzudringen sich angeschickt und unter dem Befehle des Majors Nezveu drei Barricaden hinter einander überschritten, wurden sie von dem andern Ende her mit einem Hagel von Flintenschüssen und Steinwürfen empfangen, welcher jedes fernere Vordringen hinderte.

Die Zahl der im Pallaste getroffenen Bürger hatte kaum auf 30 bis 40 sich belaufen, statt der 500, welche sich daselbst oder davor einzufinden gelobt; allein man erfuhr von ihnen die Ursache des Mißlingens der zu Gunsten der königlichen Sache verabredeten Bewegung. Das Schreckenssystem, welches die Machthaber gegen alle, an der Vertheidigung nicht Theilnehmenden entwickelt, die Masse der fremden Banden, welche in die Stadt gebracht worden, und die blutgierigen Drohungen des Pöbels hatten die Gutgesinnten theils entmuthigt, theils außer Stand gesetzt, etwas Wirksames zu versuchen.

Noch am Abend des 23. Septembers, nach Besetzung der obern Stadt, war dem Prinzen Friedrich Bericht über die Unmöglichkeit, den Rest derselben ein-

zunehmen, wenn man nicht Quartier für Quartier und Haus für Haus förmlich belagern und zu einer gänzlichen Verwüstung Brüssels und zu allgemeiner Vertilgung seiner Bewoher sich entschließen wolle, erstattet worden. So wie die Sachen stünden und die Insurgenten ihren Widerstand geordnet, bleibe keine andere Wahl übrig, als die Interessen der Hauptstadt geradezu preiszugeben, oder sich zurückzuziehen; auf die Bürgerschaft selbst könne keine Hoffnung weiter gesetzt werden, da sie gänzlich unterdrückt und unter das Joch der Revolution gebracht sey.

Der Prinz, von den großmüthigsten Gesinnungen getrieben, zeigte Erbarmen gegen die Stadt und schickte den Obristen de Gaumoens als Parlamentär hinein, mit dem Auftrage, irgend eine Behörde, oder was immer an deren Stelle waltete, aufzusuchen und über einen Vergleich zu unterhandeln. Dieser Offizier, mit einem weißen Fähnlein versehen, und von einem Gefangenen begleitet, welchem man die Freiheit geschenkt, versuchte auf dem Wege, den er nahm, das Feuer der Königlichen einstweilen schweigen zu lassen, und gelangte endlich, trotz der Kugeln, welche man, entweder aus Unwissenheit der Kriegsgebräuche, oder aus fortdauernder Wuth, unaufhörlich nach ihm gesandt, bis zum alten Löwener Platze. Hier empfing ihn der gräßliche Pöbel mit einer wahrhaft thierischen Wuth, riß

ihn vom Pferde herunter, und würde ihn ohne Zweifel in Stücke zerriſſen haben, wenn nicht einige menſchlicher geſinnte Bürger mit eigener Lebensgefahr ihn gerettet und beſchützt hätten. Nichts deſtoweniger ward er wie ein Gefangener und Uebelthäter von bewaffneten Banditen durch eine Reihe von Straßen geſchleppt, welche von Betrunkenen überſäet lagen, und nur nach tauſend Todesſchrecken und nach einem Zeitraume von zwei Stunden konnte er die Kaſerne der Pompiers erreichen, wo der General Mellinet, mühſam genug, ihn den Wüthenden entriß, und ſeine Sendung zu vernehmen ſich bequemte. Die Inſurgenten machten, zur Entſchuldigung ihres Benehmens, ein ähnliches von Seiten der königlichen Truppen geltend, welche auf ihre Parlamentäre, die zur Ueberbringung der Antwort an den Prinzen abgefertigt worden, geſchoſſen hatten; allein da dieſelben, im Widerſpruche mit der getroffenen Abrede, ſtatt durch die Straße von Namur zu gehen, wo der Streit minder lebhaft war, die Richtung nach dem Königsplatz eingeſchlagen, wo es unmöglich wurde, das Feuer ſogleich zum Schweigen zu bringen und Mißverſtändniſſe zu vermeiden, ſo konnte dieſer Umſtand ſie nicht rechtfertigen, und noch weniger die empörende Gewaltthat, mit welcher ſie den Unterredner des Prinzen als Gefangenen zurückbehielten, entſchuldigen.

Die Ankunft des Obriſten Gaumoens im Quartiere der Pompiers war bald in der Stadt bekannt geworden, und eben ſo der Zweck ſeiner Miſſion; unverzüglich eilten demnach auch verſchiedene Notabeln dahin und drückten ihren Wunſch aus, daß eine Botſchaft an den Prinzen abgefertigt werden möchte, deren Zweck die Beendigung des ſchrecklichen Blutvergießens ſeyn ſollte. Bei der Unthätigkeit aller Behörden und zu Beſchwichtigung aufgeregter Volksleidenſchaften müſſe man eine Commiſſion ernennen, welche Sr. Kön. Hoheit die Anträge der Stadt zu übermachen habe. Dieß geſchah, und die Commiſſion, verſehen mit einem Schreiben des gefangenen Parlamentärs, traf bei dem Prinzen ein. Die Commiſſion aber, welche bis auf Weiteres die Zügel der Regierung über die zerrüttete Stadt führen ſollte, ward aus den Herren Baron d'Hoogvoorſt, Regier und Jolly gebildet.

Niemand hatte die Verantwortlichkeit des Schrittes über ſich nehmen wollen, mittelſt deſſen man die Proclamationen des Prinzen unterdrückt und den königlichen Truppen offenbaren Widerſtand geboten. Das erſte Geſchäft der Commiſſion war demnach, die Sendung des Herrn von Gaumoens zu beantworten. Der Baron d'Hoogvoorſt ſelbſt, dieſe zweideutige, heimtückiſche und treuloſe Natur, übernahm das Geſchäft in Perſon; er erſchien vor dem Prinzen noch in der

Nacht des 23. und erklärte, daß kein Waffenstillstand möglich sey ohne Räumung der Stadt. Der Prinz erwiederte: die Besetzung Brüssels sey in keiner andern Absicht geschehen, als um Ruhe und Ordnung herzustellen; ohne ausdrücklichen Befehl des Königs könne er dieselbe nicht wieder verlassen. Um jedoch den Ruin der Stadt mit allen denkbaren Folgen zu verhüten, ein Ruin, welcher selbst den friedlich gesinnten Theil der Bürger mit verwickeln könnte, verpflichte er sich, den Schauplatz der Verwüstung nicht über die eingenommenen Linien auszudehnen; die Truppen sollten rein vertheidigend sich halten, und der beste Beweis, den man ihm dafür zu liefern im Stande, daß man der Anarchie Meister werde, sey, wenn von Seite der Machthaber dem Kampfe ein Ende gemacht würde. Sobald die Bürgergarden wieder organisirt und der Pöbel zur Ordnung gebracht worden, sey der Hauptzweck des Eindringens der königlichen Truppen erfüllt, und wenn man aufgehört, dieselben wie Feinde zu behandeln, würde es nicht schwer fallen, über deren gemeinschaftlichen Dienst mit der Bürgergarde oder über jeden andern, zu Begründung der Ruhe führenden, Ausweg sich zu vergleichen.

Die Commission der provisorischen Regentschaft legte ihren Wunsch an den Tag, in die Ansichten des Prinzen einzugehen und gemeinsam mit demselben zur

Pacification zu wirken; aber dieſer Wunſch war weder ganz aufrichtig, noch deſſen Erfüllung unter den vorwaltenden Umſtänden möglich. Der Prinz hatte in der That das Feuern überall einſtellen laſſen.

Die Kunde des Waffenſtillſtandes durchdrang alle Straßen; Bürger und Soldaten näherten ſich einander nach dem blutigſten aller Streite; Offiziere grüßten ihre alten Bekanntſchaften. Allein in demſelben Augenblicke eingeleiteter und möglicher Verſöhnung eilten die intriguanten und wüthenden Factionaire erſten Ranges, welche das Hauptunheil angezettelt, herbei, weckten die Leidenſchaften von Neuem auf, und das Gefecht begann abermals auf verſchiedenen Punkten. Bald zeigte es ſich auch, daß viele der ſo eben erwähnten Brüſſeler, Damen ſowohl als Herren, mit Verläugnung eines ſelbſt bei wilden Völkern heilig gehaltenen Gefühles, ihre alten Bekannten bloß in eine Falle gelockt, theils um ſie zu ermorden, theils um ſie gefangen zu nehmen. Eine Frau von hohem Range, jedoch durch ihre lüderlichen Sitten genugſam bekannt, die Baroneſſe Duval, bedrohte ſogar ihre eigenen Söhne, welche wegen des Gräuels Entſetzen äußerten, mit dem Tode, wenn ſie nicht auf die Holländer ſchießen würden. Ja ſie feuerte ſelbſt mit einer Piſtole zum Fenſter hinaus, und rühmte ſich nachmals der That, mehrere ihrer guten Bekannten eigenhändig erlegt zu

haben. Weit entfernt alſo, ein Aufhören des Kampfes bewirken zu wollen, ſetzten die Häuptlinge des Aufruhrs vielmehr alles in Bewegung, um die mörderiſchen Scenen fortdauern zu laſſen; die Einzelnheiten erfüllen mit Schauder und Eckel, und zeigen die ganze tiefe Verworfenheit eines vom religiöſen Fanatismus aufgewühlten, vom roheſten Parteigeiſt geleiteten und allen Gefühlen des Rechts und der Humanität entkleideten Volkes, welches in wahrem Wahnſinn raſend gegen ſein eigenes Eingeweide wüthete.

Vermuthlich ſandte der Prinz gleich am Morgen des 24. Septembers einen Eilboten nach dem Haag mit Bericht über das Geſchehene und um Verhaltungsbefehl für das noch zu Unternehmende. Das Minimum der Zeit für Hin- und Rückreiſe dieſes Boten war 18 Stunden. Inzwiſchen ſuchte man, wiewohl die Inſurgenten ihr Feuer ununterbrochen fortſetzten, von Seiten der Nationaltruppen alle ferneren Gefechte zu vermeiden. Um den Pallaſt des Königs zu retten, dehnten ſich die Truppen bis zur Kirche von Coaudenberg aus; während dieſer Zeit kamen eine Menge Einwohner von Brüſſel mitten durch das Feuer zu dem Prinzen und kehrten in die Stadt zurück, bemüht, eine Ausſöhnung des Volkes zu bewirken; ſie waren von ſeinen eigentlichen Geſinnungen nunmehr überzeugt, ſo wie von dem wahren Inhalt der Proclamation, die

man ihrer Kenntniß entzogen. Es muß zur Steuer der Wahrheit angeführt werden, daß sogar auch einige Priester sich einfanden, ob angetrieben von dem Gefühle ihres Amtes, ob entsetzt vor der blutigen Aernte der Mitaussaat ihrer Standesgenossen, ob erschrocken vor Gefahren, die auch ihren Personen und Häusern mitten im allgemeinen Brande drohen konnten, — ist ungewiß. Viele dieser Besucher setzten auf dem Gange nach dem Hauptquartier wirklich ihr Leben in Gefahr; doch nahm man wahr, daß auch verdächtige Subjekte sich mit einstellten, welchen es nicht um Vermittelung des Kampfes, sondern um Ausspähung der Stellungen des Prinzen, der Anordnung seiner Truppen und seines Geschützes zu thun war. Man verbreitete in der Stadt das Gerücht, der Prinz habe den Holländern die Plünderung Brüssels zum Preis ihrer Anstrengungen verheißen; und doch hatte er die geringste Ausschweifung schwer zu bestrafen angedroht und die vielen Gefangenen, die man gemacht, nicht nur nicht erschießen lassen, sondern sogar freigegeben. Ueberall im Lande zog man die Sturmglocke gegen ihn, wie gegen den grimmigsten Feind, und die Priester hinderten die Demagogen nicht nur nicht daran, sondern standen selbst den Aufwieglern hülfreich in dem edeln Werke bei. In allen Gemeinden organisirte man Freibanden, theils aus enthusiastischen jungen Leuten, theil

aus abgedankten Soldaten, theils aus Landſtreichern, welchen jede Sache gut ſchien, die ihnen Verdienſt brachte. Durch alle Thore und Eingänge, welche von königlichen Truppen nicht beſetzt worden, ſtrömten Banden Bewaffneter zur Verſtärkung in die Hauptſtadt ein. Dieſe Maſſe bewaffneter Leute, von welcher Brüſſel wimmelte, erklärt die Menge und Ununterbrochenheit der Angriffe gegen die Königlichen, theils auf den Wällen des Namurer- und Scharebeck'ſchen Thores, theils in der Rue royale oder auf dem Palaſtplatze, namentlich aber im Parke, wo die Grenadiere vier Tage lang auf das Beharrlichſte ihren Poſten behaupteten. Jeder dieſer Angriffe mehrte die Zahl der Opfer des Wahnſinns und ſteigerte auch zugleich dieſen letztern. Unter den Gefallenen auf Seite der Empörer befanden ſich auch viele junge Leute, welche eine übel angebrachte Begeiſterung und keine anderweitige ſchlimme Geſinnung in den Kampf getrieben, und von welchen Salluſts Worte mit Recht gelten konnten: „Pulcherrimae mortis, si pro patria cecidissent.“

Am 26. überzeugte man ſich, daß alle erlittenen Verluſte den Feind nicht müde gemacht, und daß er auch ferner entſchloſſen ſey, das Aeußerſte zu verſuchen. In einer Reihe von Wohnungen wurden die Kellermauern durchbrochen und unterirdiſche Gänge bis zum Palaſte der Generalſtaaten gegraben; man drohte die-

ſes prächtige Gebäude mit Pulverminen in die Luft zu ſprengen; auch ſuchte man ein Aehnliches gegen den königlichen Pallaſt ins Werk zu ſetzen. Der Prinz begriff, daß jeder fernere Kampf erfolglos ſeyn und die Gräuel der Verwüſtung, ſo wie die Zahl der Unglücklichen nur mehren würde; auch hatte er für die ſchlimmſten Fälle von der Großmuth des Monarchen Verhaltungsregeln, im edelſten Sinne abgefaßt, erhalten. Er ordnete alſo in der Nacht vom 26. auf den 27. den Rückzug der Truppen an und vollbrachte ihn in aller Stille, von den Inſurgenten ungeſtört, ja unbemerkt; dieſe Letztern wagten es noch mehrere Stunden nach der Räumung nicht, in den Park vorzurücken, aus Beſorgniß irgend einer verderblichen Kriegsliſt.

Die Truppen, unter Befehl des Generals Trip, kehrten in die Stellung bei Dieghem, vier Meilen von Brüſſel, zurück, von wo aus die Hauptcolonne am 23. ausgezogen war; dort blieben ſie zwei Tage lang ſtehen, ohne die alten Cantonirungen zwiſchen Vilvoede und Antwerpen wieder zu beziehen. Die Brüſſeler Journale aber feierten einen Sieg, der nicht erfochten worden war, und füllten ihre Blätter mit verläumderiſchen Beſchreibungen ſowohl von den Gräueln an, welche die Truppen des Königs während der vier Tage begangen haben ſollten, als auch von der ſchimpflichen Flucht des Prinzen, welchem es ein Leichtes ge-

weſen wäre, ſich der Stadt zu bemeiſtern, wenn er ſie fort beſchoſſen hätte, was übrigens, nach all dem Geſchehenen und zur Abſchreckung für die Zukunft, wie im Intereſſe der Rettung des Ganzen, Jedermann erwartet hatte.

Die Unternehmung wider Brüſſel ſchadete der Sache des Königs Wilhelm außerordentlich, ſowohl in der Meinung der bisher neutralen oder ſchwankenden Belgier ſelbſt, als in der des Auslandes. Ihr Zweck war ein rein ſchützender geweſen, und nun erhielt ſie den Charakter eines gewaltſamen Verſuches, deſpotiſche Gewalt wieder herzuſtellen und Belgien unter das Joch der Holländer zu bringen; ſie war in Folge der Aufforderung der belgiſchen Mitglieder der Generalſtaaten, ja ſelbſt der heftigſten Oppoſitionsmänner, ſo wie der angeſehenſten Einwohner von Brüſſel, vor ſich gegangen, auch eine Proclamation mit den ausgedehnteſten Zuſicherungen hinſichtlich der politiſchen Fragen vorausgeſchickt und das Ziel genau und klar angedeutet worden, nämlich die Bürger gegen die Anarchiſten zu ſchützen, und nun ſtellt man den Prinzen Friedrich, einen der ſanfteſten, wohlwollendſten und großmüthigſten Männer, als ein blutgieriges Monſtrum, als einen Nero, Alba und Miguel hin, und die Ströme Blutes, welche eine vielleicht in mancher Hinſicht allzugroße Philan-

theegie damals ihn verhüten ließ, wurden auf seine Rechnung geschoben, als wären sie wirklich geflossen.

Der grobe Vorwurf: der Prinz habe die Stadt anzünden, plündern und verwüsten lassen wollen, widerlegt sich durch die ganze Lage der Dinge; hätte man die Unterwerfung der Gesammteinwohnerschaft Brüssels um jeden Preis, und nicht blos die Befreiung derselben von anarchischen Banden, im Auge gehabt, so würde man an ein Eindringen in die Stadt nicht gedacht, sondern gleich anfangs auf ein Bombardement oder eine strenge Blokade sich beschränkt haben, welche sicherlich ihren Zweck nicht verfehlt hätte.

Die Truppen, welche eingerückt waren, hatten mehr als drei Batterien leichter Artillerie, und somit weder Mörser, um Bomben in die Stadt zu schleudern, noch glühende Kugeln, noch congrev'sche Raketen, wie man lügnerischer Weise im Lande verbreitet hat. Wollte der Prinz der Stadt wirklich das Uebel zufügen, das man ihm angedichtet, so standen ihm acht Haubitzen zu Gebote, aus welchen er in einer einzigen Stunde über 100 Salven hätte besorgen und die untern Quartiere, der Sitz der Empörer, völlig zerstören können. Vielleicht trifft ihn eher der Vorwurf, daß er es nicht gethan, nachdem einmal des Urtheils so viel geschehen, und von dem Ausgange in Brüssel die Rettung des Ganzen abhing. Allein die Haubitzen, aus denen ge-

feuert wurden, ſpielten blos auf dem Kampfplatze ſelbſt; ſie beſchädigten freilich einzelne Gebäude in der Nachbarſchaft, doch geriethen nur wenige in Brand, ja authentiſch erweisbar nur ein einziges, in Folge des Feuerns zwiſchen den beiden Parteien. Wenn der Prinz zur allgemeinen Beſchießung Brüſſels ſich entſchloſſen hätte, ſo würde auch, ſelbſt beim Mangel hinreichenden Materials, die nahe Citadelle von Antwerpen ſchnell und im Ueberfluß das Erforderliche geliefert haben. Man fand allerdings einige Brandkugeln, welche bei jeder andern Armee ebenfalls nachgeführt zu werden pflegen, beim Vortrain, und ließ dieſelben, als ſprechende Urkunden der grauſamen Abſicht des Prinzen, ſorgfältig nach dem Stadthauſe tragen; allein nichts in der Welt würde letzteren, wenn er anders im Ernſte gewollt, verhindert haben, dergleichen Dinge wirklich anzuwenden. Die geringe Zahl der königlichen Truppen zeugt zuerſt am beſten für den wahren Charakter des Angriffs; hätte man einen Kampf, wie der entſponnene, erwartet und Unterwerfung mit Waffengewalt wirklich beſchloſſen gehabt, ſo wäre es Wahnſinn geweſen, nur mit ſo geringen Streitkräften wider eine ſo volkreiche Stadt feindlich anzuziehen; ſo aber ſollte das Einrücken bloß eine kräftige Diverſion zur Unterſtützung des gutgeſinnten Theiles der Bewohner ſelbſt ſeyn. Die Maſſe der eingeſchwärzten Frem-

den, die Rekrutirungen vom flachen Lande her, die getroffenen Anordnungen der Häuptlinge kannte man nicht, und betrog ſich allerdings auch über Geiſt und Haltung eines großen Theiles der Bürger, welche bei der Ankunft des Prinzen die Sprache geändert hatten, oder ſie zu ändern gezwungen wurden.

Die Zahl der Truppen, an deren Spitze der Prinz geſtanden, betrug in allem nicht mehr als 9000 Mann, die Colonne vom flandriſchen Thore mit eingeſchloſſen, und trotz der romanhaften Erzählungen der Brüſſeler Journale und des Volkshelden Jambe-de-Bois, der erlittene Verluſt nicht mehr denn 600 todte und 14 bis 1500 Verwundete. Es war jedoch natürlich, daß in den erſten Tagen nach der Kataſtrophe die Liſten nicht vollſtändig abgefaßt, die Angaben der Gegner mit Abſicht übertrieben wurden, und ſelbſt in Holland über die Größe der Opfer längere Zeit viele Ungewißheit herrſchte, da das Gerücht bei der großen Entfernung und beim Mangel regelmäßiger Berichte Spielraum zu den ſchwerſten Beſorgniſſen ließ.

Man hat die königlichen Truppen der empörendſten Gräuel beſchuldigt, welche ſie während ihres Eindringens und Aufenthaltes in Brüſſel verübt haben ſollten. Fern ſey von uns, irgend einen Act von Soldatenbrutalität beſchönigen zu wollen, welche in ſo manchem europäiſchen Staate die Annalen der Menſch-

heit, ſelbſt in unſerer, ſo hoch geprieſenen Periode der Cultur, entweiht hat; fern ſey es auch, einen Schleier über die vorübergehenden Ausſchweifungen zu ziehen, welche zu Brüſſel begangen worden ſind. Aber es waren die der Inſurgenten, welche, oft ohne Noth und Zweck begangen, dieſelbe herbeigerufen; es war die beiſpielloſeſte Verläugnung alles Kriegs- und Völkerrechts und alles menſchlichen Gefühls; es war endlich die raffinirteſte Treuloſigkeit vor und während des Angriffs, was die von allen Seiten verrathenen, bekämpften, verhöhnten, gemißhandelten Soldaten bis zur Wuth ſteigerte; die ſämmtlichen Exceſſe, welche man ihnen in Wahrheit vorwerfen kann, ſind blos auf der Stelle des Kampfes und in Wohnungen begangen worden, wo man aus dem Hinterhalt ferner und oft mit unſichtbaren Waffen auf die Nationaltruppen ſchonungslos feuerte oder vernichtende Materien goß, auch muß wohl bemerkt werden, daß die gebornen Belgier hierbei noch vor den Holländern in ſolch' ſtrenger Züchtigung ihrer Landsleute ſich auszeichneten; auch waren es manche Schweizer aus den abgedankten Regimentern und dermal unter den Nationaltruppen dienend, welche ihre Verachtung und Bitterkeit gegen die Brüſſeler, deren Oppoſition ſie zum Theil die Auflöſung der Capitulation zu verdanken hatten, auf fühlbare Weiſe an den Tag gaben. Referent hat dieſe

Notiz von einem ſeiner Landsleute ſelbſt erhalten und theilt ſie, um ſeine Unparteilichkeit zu beurkunden, ohne Scheu hier mit.

Die Nachrichten von erwürgten Frauen, geſpießten Kindern, geſchändeten Mädchen, von verheerten Penſionaten, von entweihten Geſandtenwohnungen u. dgl., welche der Leichtgläubigkeit vieler ſentimentalen Liberalen in verſchiedenen Ländern Europa's aufgetiſcht wurden, um dadurch einen allgemeinen Abſcheu der Gebildeten des Welttheils gegen die Holländer und Theilnahme für die Belgier zu erregen, ſind ſpäter ſelbſt als lügenhaft erkannt und ſogar von Perſonen, die dabei zunächſt intereſſirt waren, widerlegt worden.

Es iſt nunmehr auch erwieſen, daß Factionäre ſelbſt die Verſtümmelung von Leichnamen der gefallenen Ihrigen anordneten, und daß ſie die einzelnen Gliedmaßen auf den Markt bringen ließen, um das Volk noch mehr zu Wuth und Rache gegen den grauſamen Sohn des Deſpoten, den Prinzen Friedrich, als Urheber, aufzureizen und zu vernichtendem Kampfe gegen die Nationaltruppen zu entflammen, welche aber Brüſſelern ein gleiches Loos geſchworen haben ſollten. Wir haben hier, der Wahrheit getreu, die Umriſſe der Begebenheiten im Ganzen geliefert, ohne in Einzelnheiten ſowie in Schilderungen der Perſonen, welche dabei

von Seite der Inſurgenten, beſonders figurirt, uns einzulaſſen. Der Antheil und die Leitung der Fremdlinge von Halen, Mellinet u. A. iſt bekannt, und hinſichtlich mancher Thatſachen und Züge während der verhängnißvollen Tage verweiſen wir auf die darüber erſchienenen, größern und kleineren Darſtellungen in verſchiedenen Sprachen, deren leider nur allzuviele das Gepräge der Einſeitigkeit an ſich tragen, da ſie blos aus belgiſchen oder franzöſiſchen Quellen geſchöpft haben, und die Gegner der Belgier, durch die geringe Verbreitung ihrer Sprache und der in derſelben erſcheinenden Journale, in Bezug auf hiſtoriſches Zeugniß, in großem Nachtheil ſtehen.

IV.

Bruchſtücke einer Biographie

des

Demoſthenes.

Vorgeleſen in einer Geſellſchaft von Griechenfreunden

am

Jahrestage der Verbrennung der Türkenflotte durch Kanaris.

Vorwort.

Von dieſem Aufſatze erſchien zuerſt eine Skizze, welche das ganze Leben und die Wirkſamkeit des Demoſthenes behandelte, in dem II. Jahrgange des „Taſchenbuchs für die Geſchichte des Griechiſchen Volkes von Schott und Mebold," und ſodann ein Theil derſelben ausgearbeitet, jedoch nur die erſte Periode, bis zur Aufnahme Philipps in den Bund der Amphyktionen enthaltend, in den Jahrbüchern für Geſchichte und Staatskunſt von Pölitz, Jahrgang 1828. Die freundliche Aufnahme, welche ihm geworden, und die Stimmen von Niebuhr, Couſin, der Bibliotheque universelle und zum Theil von Bekker ſelbſt*) beſtimmten den Verfaſſer, denſelben ebenfalls ſeinen biographiſch-hiſtoriſchen Tableaus anzureihen. Dieſelben Gründe, welche im Jahr 1828 abhielten, Demoſthenes als Menſch, Bürger, Redner und Staatsmann zugleich zum Gegenſtande ausführlicher Bearbei-

*) Derſelbe ſcheint den Verfaſſer des einen für eine von dem des zweiten Verſuchs verſchiedene Perſon gehalten zu haben.

tung zu machen, haben ſich in ihrer Kraft erhalten, ja ſich noch verſtärkt nach allem dem, was über den großen Mann von mehreren Seiten, namentlich aber von Bekker, friſch erſchienen iſt. Trotz der Maſſe des Geleiſteten bleibt jedoch immer noch ſpäteren Zeiten eine herrliche Aufgabe, den ganzen reichen Vorrath von hiſtoriſch-politiſchen und philologiſch-kritiſchen Studien zu einem, alle die verſchiedenen Richtungen umfaſſenden Geſammtwerke zu verarbeiten. Möge vorſtehendes Bruchſtück als vorläufiges Programm dienen, daß das Verſprechen früherer Tage dereinſt doch noch gelöst werden dürfte.

Der Verfaſſer ſetzt es mit Abſicht gleich nach der Beſchreibung eines Trauerſpiels, wo die Demokratie in edelhafter und widerwärtiger Geſtalt auftrat. Die freiheitfreundlichen, gutgeſinnten und aufklärungſchirmenden Könige vertragen ſich ganz gut neben Herolden und Blutzeugen der Freiheit wie Demoſthenes. Es iſt dieſelbe moraliſche Kraft, welche beide erfüllt und getrieben. Darum bleibe auch, da der Verfaſſer kein Jota von dem ſtreicht, was er einmal geſchrieben, die Einleitung zu dem biographiſchen Verſuche hier ſtehen. Non omnibus idem . .

Demoſthenes.

Einleitung.

Die guten und weiſen Männer der Vorzeit, wie die der unſrigen, die muthigen Retter des Menſchenadels in den Fieberträumen ruhmloſer Knechtſchaft, die glorreichen Rächer der Freiheit und des Rechts, wie die nicht minder preiswerthen Opfer derſelben, haben immer noch Stimmen gefunden, welche ihrem hervorragenden Verdienſte huldigten. Allein es füllet ſich, — Schmach genug für unſer Geſchlecht, — bei weitem der größere Theil ſeiner Geſchichte und Denkbücher mit den geräuſchvollen Thaten der Tyrannen und Zerſtörer, der Heuchler und Thoren, der Böſewichter und Dummköpfe. Der kleine Raum, welchen die wahrhaft großen, guten und nützlichen Beſtrebungen für Erhebung der Menſchheit einnehmen, liefert den Beweis,

wie weit dieſelbe immer noch von ihrem Ideale entfernt iſt, und wie wenig der Verſtand, ſelbſt bei der gebildeten und veredelten Minderzahl, ſein Recht behauptet hat. Denn zu dem großen Stumpfſinne der Menge, welcher Unwürdigkeiten jeder Art ſich willig gefallen läßt, kommt noch der gewiſſenloſe Verrath von Männern, welche, ſtatt ihrem angebornen Berufe zu folgen und die geiſtesmündigen Brüder durch beherzte Vertretung vor frevelhaften Mißhandlungen zu ſichern, ihr Talent an die herrſchende Gewalt, oder an die Leidenſchaften der Menge nach unten, (denn die Willkühr trägt ein doppeltes Antlitz) verkuppeln; und welche, und, ſtatt die Siegesfeier geſetzlicher Freiheit und ſittlicher Aufklärung mit den Gaben der Beredſamkeit zu ſchmücken, dieſelben blos für die Leichenrede der Humanität, der Sittlichkeit und der Bildung nach oben verſchwenden. Wenn die Zahl dieſer Männer, die dem heiligen Geiſte offenbar und mit Bewußtſeyn widerſtreben, und das Gute bös, das Böſe aber gut nennen, nicht klein, und die Zahl blinder Verehrer derſelben ſehr groß iſt; ſo thut es wahrlich um ſo mehr noth, neben den friſchbegränzten Idolen aller Geſchlechtsalter, den ewigen Zeugen unſrer Thorheit und Erniedrigung, von Zeit zu Zeit auch die Standbilder jener großartigen Helden aufzuſtellen und neu zu ſchmücken, welche den Weihrauch an die goldenen Kälber beharrlich verſchmäht, welche mitten

in allgemeiner Entartung treulich ausgeharrt, und unter sich eine durch alle Zeiten und Länder unsichtbar zusammenhängende Republik des Lichts, des Rechts und der Freiheit gebildet und forterhalten haben.

Vor eines dieser glorreichen Bilder führe ich am heutigen Tage, an welchem wir die Feier von Kanaris Hochthat begehen, die Hörer, sämmtlich Freunde einer unglücklichen, aber heiligen, von den Menschen zwar, aber nicht von Gott verlassenen, Sache. Es ist das Bild des Atheners Demosthenes, des Mannes, welcher nicht nur die Bürger seiner unsterblichen Vaterstadt, sondern alle Hellenen noch einmal in starkmüthiger Liebe eines gemeinsamen Ruhms, in dem Gedanken einer gemeinsamen Nothwehr, in der Begeisterung eines einzigen und untheilbaren Vaterlandes vereinigen wollte zu muthigem Widerstande gegen innere feindselige Elemente, zum Kampfe auf Tod und Leben gegen einen übermächtig drohenden Gegner von Außen. Vereinzelt, nur seiner hohen geistigen Kraft bewußt, nur durch die Größe seiner Idee über alle Hindernisse emporgetragen, vor sich ein, durch Weichlichkeit und Ueberbildung entnervtes, Volk, neben sich treulose Collegen, fanatische Demagogen und heuchlerische Sophisten, die entweder bereits an das Ausland verkauft, oder ihrer Kurzsicht willen unbrauchbar waren; — nur des Beistandes weniger gleichgesinnten Männer ver-

ſichert: — unter ſolchen Ausſichten begann er den ungleichen Kampf mit dem Volke ſelbſt und deſſen Lieblingsleidenſchaften, um durch daſſelbe und durch dieſe letztern den auswärtigen Feind zu beſiegen. Der ewige Bund des Genius mit der Natur war ſeine Deviſe. Mehr als einmal krönte Sieg ſein Unternehmen, und ein, ſonſt leichtbewegliches und leichtzürnendes, Volk glaubte an ihn, ſelbſt in den Tagen des Mißlingens und der Gefahr, und nachdem es in glücklichern Tagen ſiegreiche Feldherrn und geliebte Staatsmänner ſeiner Empfindlichkeit aufgeopfert hatte. Er paraliſirte die Künſte Philipps; er bot Alexanders Waffen Trotz; er machte Antipaters Schaaren erzittern. Und als endlich auch das Werk ſeines Lebens am Verderbniß der Zeit und an dem Willen des Schickſals ſcheiterte, ſtieg er, unbeſiegt, wie er gelebt, in das Reich der Todten zu den freien Geiſtern der Helden ſeines Vaterlandes. Niemals war vielleicht der griechiſche Genius in größerer Herrlichkeit und die Beredſamkeit in höherm Glanze erſchienen. Die Sonne Homers beleuchtete die Kindheit des Volkes; der Genius von Sophokles, Sokrates und Perikles ſtrahlte, als dieſes den Mittagspunkt ſeines Ruhms erreichte. Die Erſcheinung des Demoſthenes aber war ein Abendroth, welches den ſchwindenden Tag ungewöhnlich noch verlängerte, welches tief noch in die kommende Nacht hin-

einleuchtete, und alle Wunder und Größen früherer Zeit noch einmal widerſtrahlte.

Zu Athen, damals noch immer dem Sitze griechiſcher Bildung, wahrſcheinlich im vierten Jahre der neun und neunzigſten Olympiade geboren; Sohn eines Degenſchmieds, der zu den angeſehenen Bürgern der Stadt gehörte, und einer Mutter (wie es hieß) barbariſcher Herkunft, hatte Demoſthenes das Unglück, ſchon im ſiebenten Lebensjahre Waiſe zu werden. Er ererbte ein Vermögen von fünfzehn Talenten. Allein gewiſſenloſe Vormünder, Aphobus, Demopho und Theribites mit Namen, unter deren Aufſicht er zehn Jahre lang ſich befand, zerrten und wühlten ſo lange in ſeiner Erbſchaft, und ſtellten, von der Nachläßigkeit der Behörden darin nur zu ſehr unterſtützt, ſo ſchlechte Rechnung, daß er zuletzt in die dürftigſte Lage ſich verſetzt ſah, und nicht einmal das nöthige Schulgeld für ſeine Lehrer auftreiben konnte. Die Natur wollte auch dieſen trefflichen Geiſt durch ſich ſelbſt und ohne den Beiſtand des Lebens zu ſeiner und ihrer Verherrlichung groß ziehen. Deßhalb mußte er anfänglich mit bitterm Mangel, hinſichtlich der unentbehrlichſten Bedürfniſſe und der nothdürftigſten Erziehung, kämpfen. Deſſen ungeachtet trat, was in ihm ſchlief, ſehr bald hervor,

und ſeine ganze Sehnſucht wandte ſich dem Lichte der Wiſſenſchaft und jedem Schönen, Guten und Großen zu. Kalliſtratus, Iſäus, Kallias von Syrakus, Euklides, vor Allen aber der göttliche Platon, waren die geiſtigen Sonnen, an denen ſein eignes Genie ſich entzündete, und in deren Unterricht ſeine Kraft für jene, in Griechenland ſo mächtige und einflußreiche, Kunſt der Beredſamkeit erſtarkte, zu der er den meiſten Trieb und Beruf in ſich verſpürte. Gern hätte er auch ihren größten Meiſter in damaliger Zeit, Iſokrates, gehört; aber es forderte dieſer gewöhnlich von ſeinen Schülern ſo hohen Ehrenſold, daß der Mittelloſe ſeinen Wunſch unterdrücken mußte. Auch hatte Iſokrates, ſelbſt auf den Fall, daß dem Jünglinge ſein Umgang möglicher geworden wäre, nicht Energie genug, weil Iſokrates mehr Schulredner, als öffentlicher Sprecher war, um auf den Verſtand, der das öffentliche Leben als künftigen Spielraum ſeiner Thätigkeit ſich auserſehen hatte, hinreichend wirken zu können.

Kaum ſiebenzehn Jahre alt, wagte es Demoſthenes zum erſtenmale vor Gericht zu ſprechen, und zwar in eigner Sache; nämlich gegen ſeine räuberiſchen Vormünder. Er hatte dabei zum Zwecke, eine Unterſuchung ihrer geführten Verwaltung und die Zurückgabe, wenigſtens eines Theils des ihm entwendeten Vermö-

genus, zu erwirken. Fünf Vorträge, zu denen vielleicht ſein Lehrer Iſäus wohl einiges beigeſteuert haben mochte, und welche alle noch auf uns gekommen ſind, hielt er demnach mit ſo glücklichem Erfolge, daß er ſeinen Rechtsſtreit gewann, obgleich die Widerſacher mit Repliken und Tripliken nicht müde wurden, und des feurigen Mündels Geduld eben ſo ſehr, als deſſen Beredſamkeit, ſo ziemlich auf die Probe ſtellten und übten. Leider geſchah aber auch ihm, wie den meiſten Prozeßführenden; bei weitem der größte Theil der ſtreitigen Erbſchaft war entweder ſchon vorher verzehrt, oder während des Handels in Koſten aufgegangen, und ſo mußte das gemehrte Selbſtbewußtſeyn und der in der öffentlichen Meinung erfochtene Sieg die Geringhaltigkeit des ihm rechtlich Zugeſprochenen erſetzen.

Dieſes Gefühl und dieſer Sieg ermuthigten den Jüngling, da er mit Kühnheit im Ausdrucke und Gewandtheit im Vortrage hinreichend ſich ausgerüſtet glaubte, nunmehr auch öffentlich aufzutreten, und über Staatsangelegenheiten zu dem Volke zu ſprechen. Allein der erſte Verſuch fiel ſo unglücklich aus, daß Demoſthenes alles Vertrauen auf ſich, auf ſein Talent und auf das Glück verlor. Da die Zunge ihm äußerſt ſchwerfällig, die Stimme heißer und undeutlich, und die Satzverbindung verworren war, und da er jeden Augenblick von einer ihm gebliebenen Schüchternheit,

ja beinahe Blödigkeit, überraſcht, ſein Vortrag folglich unzuſammenhängend, ſchleppend und widerlich ward; ſo erlebte er die Schmach, von der Verſammlung förmlich ausgeziſcht zu werden. Auch hiervon trugen ſeine Vormünder die Schuld, welche den gymnaſtiſchen Theil ſeiner Erziehung vernachläßigt und die bedeutenden Fehler ſeines Sprachorgans auf keinerlei Weiſe zu verbeſſern geſucht hatten.

Des folgenden Tages wandelte Demoſthenes traurig im Pyräus umher, und ſann dem erlittenen Schimpfe ſo wie den fehlgeſchlagenen Hoffnungen nach. Da traf es ſich, daß ein Mann von hohem Alter und Vertrauen einflößendem Aeußern ihm begegnete und, mit der Urſache ſeines Schmerzes wohl bekannt, mit den Worten ihn anredete: „Biſt Du nicht ein Thor? Dir iſt die Kraft von Perikles Rede geworden, und aus Blödſinn und Trägheit willſt Du Dein Talent zu Grunde richten, indem Du nicht Muth genug haſt, mit Geiſtesgegenwart den Lärm des Pöbels verrauſchen zu laſſen, und Deinen Körper zu Anſtrengungen abzuhärten, ſondern durch üppige Muſe ihn erſchlaffen laſſen willſt.“ Auf dieſen ſchmeichelhaften Tadel faßte Demoſthenes wieder ein Herz, und beſtieg zum zweitenmale die Tribüne. Allein auch diesmal erging es ihm nicht beſſer, denn zuvor. Das verderbliche Pfeifen trieb ihn von neuem herunter.

Noch düsterer, als am Tage des ersten Mißlingens, kehrte er in seine Wohnung heim. Ihm folgte einer seiner Bekannten, der Schauspieler Satyros, auf dem Fuße nach, und sprach dem Tiefgebeugten Trost ein. Und auf die bittere Beschwerde des Jünglings, daß er bei allem Eifer, den er wohl mehr, als irgend ein anderer, auf die Beredsamkeit, selbst mit Verlust beinahe seiner ganzen Gesundheit, verwendete, er dennoch bei dem Volke keinen Dank gewönne, während andrerseits unwissende, dem Trunke ergebene Leute, rohe Schiffer und brutale Menschen, denen jede Wissenschaft fremd sey, sehr gern gehört würden und auf der Rednerbühne sich mit Ruhm behaupteten, — erwiederte der Mime folgendes: „Demosthenes, Du urtheilst ganz recht; ich aber will dem Uebel abhelfen, welches der Grund dieses Mißverhältnisses ist, sobald Du mir nur eine Stelle aus Euripides oder Sophokles vorgetragen hast.“ Dies that Demosthenes; und Satyros wiederholte sie, jedoch mit solcher charakteristischen Deklamation und mit solcher Haltung des Körpers, wie der Stimme, daß man eine ganz andere Stelle zu hören glaubte. Jetzt erkannte Demosthenes seinen großen Fehler, und begriff, wie er mit allen Uebungen nichts bewirken werde, sofern er nicht auf Verbesserung des Vortrags, der Gebärden und Mimik, alles, was in seinen Kräften stand, fortan verwendete. Von der

Zeit an bauete er ſich ein Studierzimmer unter der Erde, das nach Jahrhunderten noch den Verehrern ſeines Andenkens gezeigt ward, und begab ſich, wenigſtens einmal jeglichen Tages, in daſſelbe hinab, um Uebungen in Vortrag und Gebärde daſelbſt anzuſtellen. Ja er hielt ſich ſogar Monate lang in dieſem unterirdiſchen Muſeum auf, und ſchor ſich zu dem Ende, damit er ſich ſelbſt zum Verweilen darin zwänge, die Hälfte ſeines Haupthaars ab. Zu gleicher Zeit benutzte er jede Gelegenheit, um, im Umgange und in Unterredungen mit Andern, ſeinen Selbſtunterricht zu vervollſtändigen, indem er jedesmal, wenn er in ſeine Einſamkeit zurückgekehrt war, die angehörten Reden und ſelbſtgeführten Geſpräche bei ſich wiederholte, und ſowohl die ſeinigen, als die fremden Vorträge, mit einander verglich und zu verbeſſern ſuchte. Dieſe Art und Weiſe, wie er der redneriſchen Studien pflegte, und deren Wahrheit durch einen Augenzeugen, den Demetrius Phalereus, außer allen Zweifel geſetzt iſt, gab ſpäter zu der Behauptung Anlaß, daß er ſeinen erworbenen großen Rednerruf mehr der Anſtrengung und der Kunſt, als der Natur und dem Genie verdanke; und der, auf Demoſthenes eiferſüchtige und durch den Glanz des Collegen weit in Schatten geſtellte, Pythéas warf ihm mehr als einmal höhnend vor, daß ſeine Reden nach der Lampe röchen; welches jedoch

Demoſthenes auf noch bittere Weiſe ihm mit den Worten zurückgab: Ich weiß wohl, daß meine Lampe Dir verhaßt iſt. Auch deßhalb tadelte man ihn häufig, daß er nicht, wie die übrigen Redner, aus dem Stegreiſe vorzutragen pflege, oder vielmehr es zu thun nicht im Stande ſey, ſondern daß er die meiſten ſeiner Vorträge immer vorher einſtudirt habe. Allein Demoſthenes wußte ſeine Gegner durch Gründe der witzigſten und triftigſten Art zum Schweigen zu bringen, indem er ihnen ſowohl für die Sprecher ſelbſt, als für das Volk und die Gegenſtände der Behandlung, die ungemein größern Vortheile entwickelte, welche aus einer ruhig und gründlich vorbereiteten und mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeiteten Rede ſich ergeben müßten, als aus der glänzenden Täuſchung des Augenblicks, und aus einer, den Gegenſtand nur halb und flüchtig berührenden, auch das Volk gemeinlich mehr betäubenden, als auf die Dauer überzeugenden, Rede aus dem Stegreif. Er hielt auch überdieß ſolche Vorbereitung für eine Pflicht der Ehrfurcht des einzelnen Bürgers gegen das verſammelte Volk, welches wichtige Angelegenheiten entſcheiden ſollte, und die Keckheit, mit der die meiſten auf den erhabenen Poſten ſich drängten, ſah er für eine Geringſchätzung ſeiner Würde und für das Zeichen mittelmäßigen Geiſtes und wiſſenſchaftlicher Salbaderei an. In Fällen, wo jedoch über den

Inhalt ſeiner Reden unter der Verſammlung Streit entſtand und Erörterungen ſich ergaben, pflegte ſein ſinnverwandter Freund Demades gewöhnlich für ihn das Wort zu ergreifen, und die gemachten Einwürfe hülfreich in ſeinem Namen zu beantworten. Es ſcheint übrigens, daß in ſpäterer Zeit Demoſthenes auch in dieſem Punkte an Selbſtvertrauen zugenommen, und daß er dann, wenn die Heiligkeit oder Unwürdigkeit der Sache ſein Gemüth tiefer als ſonſt, ergriff, oder die Handlungsweiſe der Gegner zu ungeſäumter Vertheidigung ihn aufforderte, mit ungewöhnlicher Behendigkeit auch aus dem Stegreiſe geredet hat. Wenigſtens führt Plutarch mehrere triftige Beiſpiele hiervon an, und glaubt: Demoſthenes habe von Perikles (ſeinem Hauptideal, nach Thucydides) weiter nichts nachgeahmt, als die Declamation und Action, ſowie die Vorſichtsmaßregel, nicht im erſten Augenblicke über alles eine Rede zu halten, eine Vorſichtsmaßregel, durch welche gerade Perikles ſo groß ward. Uebrigens ſetzt unſer Biograph auch bei, daß Demoſthenes deßwegen die Ehre, oftmals aus dem Stegreiſe zu reden, nicht ganz vernachläßigt, ſondern nur nicht allzuhäufig und daß er mit Wiſſen und Willen die Kraft ſeiner Beredſamkeit niemals dem bloßen Glücke überlaſſen habe. Derſelbe Lebensbeſchreiber meldet ſodann ferner: Demoſthenes habe gerade in denjenigen Reden, auf

welche er ſich nicht vorbereitet habe, den meiſten Muth und die größte Kühnheit gezeigt *). Es iſt der Neid der Kleinen über Demoſthenes Größe und Männerwerth, welcher den Rednerruhm des Demades und Phokions hervorragender, als den des erſtern gefunden hat. Auch ſind die Klatſchereien erbitterter Gegner und leichtgläubiger Polyhiſtoren aus ſpätern Perioden nicht hinreichend, die allgemeine Anſicht der Zeitgenoſſen des großen Mannes, ſo wie das Urtheil der Trefflichſten jeder Zeit, umzuſtoßen oder auch nur zu ermäßigen.

Um der undeutlichen und ſtammelnden Sprache nachzuhelfen, und Gewalt über ſie zu erhalten, nahm Demoſthenes Steine in den Mund, und ſagte ſodann ganze Stellen her. Er lief ferner um die Stimme zu ſtärken, mit Haſt ſteile Anhöhen hinab, und declamirte während des Laufes, oft in einem Athem, einzelne Stücke aus Reden oder Gedichten. Endlich gewöhnte er ſich in ſeiner Wohnung vor einem großen Spiegel an Anſtand und Anmuth der Geberden, und prüfte ſeine Action und Mimik vor demſelben.

Während der Zeit der beſchriebenen Uebungen zur Verbeſſerung der Fehler, die ſeinem Rednerberufe hinderlich entgegenwirkten, erſchien Demoſthenes — nach

*) Dies war bei dem guten Cicero nicht der Fall.

Libanius — als Sachwalter in den Dikaſterien, und bediente ſich dieſes Kampfplatzes, wo über ſämmtliche Gegenſtände des bürgerlichen Lebens vielfach hin und her geſtritten ward, als einer tüchtigen Uebungsſchule, um dereinſt mit Erfolg vor dem Volke zu reden. Die meiſten gerichtlichen Reden, welche wir vom Demoſthenes noch beſitzen, im Ganzen gegen ſechs und zwanzig, fallen in dieſen Zeitabſchnitt. Die wenigſten jedoch hatte er ſelbſt gehalten; ſie wurden vielmehr nach den Umſtänden für eine Parthei, gegen angemeſſene Bezahlung, verfaßt. Der Vorwurf, welchen giftige Ehrenneider und ſchlecht unterrichtete Hiſtoriker dem großen Manne ſpäter gemacht haben, als wäre ſein Talent verkäuflich geweſen, muß demnach ganz auf Rechnung dieſer frühern Beſchäftigung des Demoſthenes, als Sachwalter von Partheien, kommen; vielleicht aber auch auf das einſeitige Vorurtheil mancher einzelnen Athener, welche die beiden Eigenſchaften eines Volksredners und eines Fürſprechers nicht zu vereinigen wußten. Für Demoſthenes ſelbſt war die Sache von großem Nutzen und hoher Bedeutung, weil er dadurch in genaue Bekanntſchaft mit dem attiſchen Rechte und der Soloniſchen Verfaſſung kam.

Die redneriſchen Skizzen, von welchen ſich in mehreren Ausgaben noch Bruchſtücke vorfinden, und in welchen Demoſthenes nach dem Gebrauche griechi-

scher (und später auch der römischen) Meister, alle Eingänge zu den politischen Reden aufzuzeichnen pflegte, bildeten den Uebergang zu diesen letztern selbst. Die Führung einiger bedeutenden Staatsprozesse gab die nächste Veranlassung, dem Volke sich wieder zu zeigen. Der erste unter diesen war der gegen Leptines, in Betreff der Liturgieen.

Das athenische Gemeinwesen pflegte, um große Wohlthäter zu ehren, denselben mannigfache Gefreitheiten von bürgerlichen Zwangsdiensten zu verleihen. Eine etwas übertriebene Freigebigkeit damit mehrte jedoch die Zahl der Ausnahmen in solchem Verhältnisse, daß bei vielen Bürgern die Sorge entstand, es möchte zuletzt an Männern gebrechen, welche die Bedürfnisse des Staates befriedigten. Aus dieser Ursache machte ein gewisser Leptines, vermöge des Rechts, welches jeder athenische Bürger hierzu besaß, den Vorschlag: „Weder ein Athener, noch ein Fremder sollte fernerhin mehr diese Gefreitheiten genießen, auch dergleichen von nun an Niemanden mehr verliehen werden. Den Uebertreter sollte schwere Strafe treffen. Nur die Nachkommen der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton sollten von der Verfügung ausgenommen seyn."

Gegen diesen Gesetzesvorschlag erhoben sich alsbald von mehreren Seiten bittere Klagen, welche meist schriftlich eingegeben wurden. Zuerst trat ein gewisser

Bathippos auf, welcher die Sache jedoch nicht weiter verfolgte; hierauf Phormion und Kteſippos. Für dieſe Letztern verfaßte nun Demoſthenes eine Rechtsſchrift. Der Handel war ſchwierig, und der Vortheil offenbar auf der Seite des Leptines, weil er, als Anwalt des öffentlichen Beſten, dieſes gegen die Anmaßungen einzelner Bürger zu vertheidigen ſchien, und ſeinen Vorſchlag auf die ſtrenge Nothwendigkeit ſtützte, welche ihn erzeugte. Wider dieſe Gründe ließ aber Demoſthenes die Stimme der Gerechtigkeit, der Großmuth und der Ehre ſprechen; welche ſämmtlich verböten, hochverdiente Bürger durch Zurücknahme freiwillig gemachter Geſchenke zu kränken, und welche jeden Kleinmuth und ſchmutzige Geſinnung an dem Gemeinweſen verdammten. Ueberdieß bewies der Redner, daß der Vorſchlag ältern Geſetzen und eingeführten Gebräuchen widerſpreche. Demoſthenes ſiegte; das neue Geſetz fiel durch, und der durch den glänzenden Erfolg ermuthigte Jüngling, welchem das Publikum beſondere Theilnahme ſchenkte, nahm ſeinen Platz unter den Sprechern des Volkes wieder ein.

Athen zwar feſſelte zunächſt die Sorgfalt des angehenden Staatsmannes. Doch erkannte er, daß ohne die verbrüderte Kraft des geſammten Hellas auch jene blühende Heimath des Ruhmes und der Freiheit nicht beſtehen möge, und der Ruin näher wäre, als

die kurzſichtige Maſſe wohl zu begreifen im Stande ſey, und der beſtochene Ehrgeiz ihrer Stimmführer gern zugeſtehen mochte. Rings gewahrte Demoſthenes nur Feilheit und Verderbniß, und ſomit das Wanken jener feſten Grundſäulen, auf die in den Tagen von Marathon und Salamis jene Männer der Freiheit das Ganze geſtützt hatten. Unter ſeinen Collegen ſelbſt hatten jene Laſter, oder in deren Abgang, gleich gefährliche Irrthümer immer mehr überhand genommen. Die meiſten aus ihnen hatten, nachdem die Tage reiner Begeiſterung für Volksruhm und Freiheit verſchwunden waren, ſich zum Geſchäft es gemacht, ihr Talent jedem zu vermiethen, welcher in der Heimath oder im Auslande Thaten der Gewalt erſann, oder zum Führer umwälzender Partheiungen ſich aufwarf, oder auch ſonſt die beſtehenden Geſetze des Staats zu verderblichen Unternehmungen und Reformen, welche die Centralkraft brachen und die öffentliche Sittlichkeit untergruben, zu mißbrauchen gedachte. Durch die Macht des Goldes, oder durch ſchmeichleriſche Auszeichnungen und Schreiben ſelbſt geblendet, blendeten hinwiederum die Redner auch das Volk durch den trüglichen Schimmer ihrer Kunſt. Ihm ſchilderten ſie das Böſe gut, das Gute bös. Der ſchlechteſte Handel fand Anhang und Vertheidiger.

Demoſthenes hatte dies alles mit tiefem Unmuthe

kennen gelernt und längere Zeit im Hintergrunde beobachtet. In ſeinem unerſchütterlichen Sinne für das Recht, in ſeiner reinen Liebe für die Wiſſenſchaft und in ſeinem unbeſieglichen Haſſe gegen das Fremdthum, deſſen immer mächtigeres Einwirken auf die innern Angelegenheiten Griechenlands ſein geübtes Auge im ganzen künftigen Getriebe klar durchſchaute; trachtete er alles Ernſtes, den alten Volksgeiſt wieder aus ſeinem Grabe zu beſchwören, und der wankenden Freiheit ein feſter Hort gegen die täglich wachſende Entartung zu werden. Vor allem ſuchte er das Volk, welches immer noch an den wenigen roſigen Wolken, die von dem alten Glanze ihm geblieben waren, in fröhlichem Leichtſinne ſpielend hing, von ſeiner Gefahr ſelbſt zu überzeugen, und auf die furchtbaren Gewitter es aufmerkſam zu machen, die bereits in der erſten Periode ſeines Auftretens im öffentlichen Leben immer dichter und dichter am helleniſchen Himmel ſich ſammelten. Nicht war es Lacedämons und Thebens alte Eiferſucht, nicht die Macht des Königs, nicht der Kolonieen aufrühreriſcher Geiſt mehr, was den Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe bildete. Im Schooße von Hellas ſelbſt war die Rieſenſchlange groß gezogen und durch helleniſche Cultur in allen Künſten eingeweiht worden, mit welchen ſie die Freiheit einſt umſchnüren, ja für Jahrtauſende erwürgen wollte. Dieß war Philip-

pos, der König des bisher unanſehnlichen Landes Macedonien.

Von der Natur mit hohen Geiſtesgaben, aber eben ſo großem Ehrgeize ausgeſtattet; thatkräftig, liſtig und verſchmitzt; grauſam und gütig, wie der Vortheil es forderte; durch Epaminondas Geiſt und den Kriegsmuth der Thebaner, bei denen er in jungen Jahren als Geiſel verweilte, zu militäriſchem Weſen beſtimmt und angefeuert, mit der Tactik, welche bei Leuktra und Mantinea über die Helden Sparta's ſiegte, während ſeiner Gefangenſchaft innig vertraut geworden, — brachte dieſer Fürſt, als der Thron ſeiner Väter ihm endlich zu Theil geworden war, es dahin, daß ſein, bisher kaum recht gekanntes, von den Griechen immer noch unter die barbariſchen Staaten gezähltes, Reich aus der Niedrigkeit ſeines politiſchen Daſeyns und den Gefahren anarchiſcher Partheiung emporſtieg, und allmählig, durch geringe Hülfsmittel, durch den alleinigen Reichthum des Genies ſeines Beherrſchers, den bedeutenden griechiſchen Staaten an die Seite ſich zu ſtellen wagen durfte. Während ſeines Aufenthalts zu Athen hatte Philipp der Griechen innere Zerwürfniſſe und gefährliche Blößen eben ſo, wie den Gebrauch ihrer Waffen und das Geheimniß ihrer Politik, hinreichend kennen gelernt, und darauf den kühnen Gedanken gegründet, vorerſt eine Stelle im Bunde der Amphik-

tyonen, ſodann über ſämmtliche Griechenſtaaten entweder Oberherrſchaft oder Protectorat ſich zu erwerben. Von der Zeit an trachtete er durch jedes dienliche Mittel, was noch von politiſcher Kraft in den alten Formen der Demokratie übrig war, zu ſchwächen. Er ſtiftete, durch das Organ gewandter Sendlinge, in allen Städten von Bedeutung eine macedoniſche Parthei, deren Eifer er durch anſehnliche Geldſummen unterhielt. Bereits war in Geruſieen und Volksgemeinden ihr Einfluß mehr, als bemerkbar; oft ſchon überwiegend. Zahlreiche Haufen von gewonnenen Rednern und Demagogen arbeiteten ſyſtematiſch ſeinem Plane vor, die Herzen, wenigſtens der Mehrheit im Volke, zu gewinnen. Ueberall unterhielt er mit vieler Geſchicklichkeit die innern Zwiſte, oder zettelte deren ſelbſt an. Den Unterdrückten oder Schwächern war er ſtets ein bereitwilliger und ſchneller Schirmer, um mit deſto größerm Scheine des Rechts den Stärkern demüthigen und vernichten zu können. Ihm galten Verſchmitztheit und Argliſt für Tugenden; Gerechtigkeit und Götterfurcht für nichts. Nur wo Aberglaube und Fanatismus förderliche Triebfedern ſeiner politiſchen Maſchine werden konnten, gebrauchte er ſie; da heuchelte er Frommſinn; da hielt er den Eid, welchen zu brechen er ſonſt zu keiner Stunde erröthete.

Dieſer Fürſt irrte ſich in ſeiner Anſicht von ſämmt-

lichen Hellenen nicht, außer in dem einzigen Manne, Demoſthenes. Dieſer war es, der, gleich jenem Römer Cocles, alle Speere der Gewalt und alle Ränke der Verführung von Seiten des Macedoniers und ſeines Nachfolgers ſo lange aufhielt, bis die letzte Brücke hinter ihm abgebrochen war. Und nur der Tod endigte den niemals aufgegebenen Kampf.

Wohl war es Zeit, daß ein ſolcher Mann erſchien! Ja wäre Demoſthenes nur ſieben Jahre früher zu Athen werkthätig geweſen, ſo würde der Weltgeſchichte ein ganz anderer Gang gekommen ſeyn. In Griechenland herrſchte dazumal weder in den einzelnen Hauptſtaaten irgend ein großartiges Syſtem, noch hielt ein geſundes und für die Zeitverhältniſſe berechnetes Bundesſyſtem dieſelben zuſammen. Die meiſten waren auf den Lorbeeren früherer Zeit eingeſchlafen. Die vorherrſchenden Gemeinweſen Athen, Theben und Sparta beobachteten ſich mit wechſelſeitiger Eiferſucht. An Gefahren vor einem auswärtigen Feinde dachte Niemand. Das Söldnerweſen vertrat, zumal bei den Athenern, die Stelle der alten Nationalbegeiſterung.

Die erſte feierliche Gelegenheit, ſeine politiſche Sehergabe, wie ſeine patriotiſche Geſinnung an den Tag zu geben, bot dem Demoſthenes Philipps Krieg mit den Olynthiern dar. Olynth, ein kleiner Staat in Thracien, von chalcidiſchen Eubdern ſtam-

mend, hatte wider die Athener, zur Zeit ihrer Uebergewalt in Hellas, harten Kampf bestanden. Durch den Beistand der Spartaner war ihm solcher Widerstand möglich geworden. Allein auch mit Lacedämon hielt die Freundschaft nicht. Es entriß sich einer unvortheilhaften Verbindung, und erhob sich durch eigene Kraft zu einer Achtung gebietenden Selbstständigkeit, und selbst zum Uebergewichte über alle thracische Völkerschaften. Nun gelang es aber Philipp, im Verlaufe der Zeit, die Olynthier zur Abschließung eines Schutz- und Trutzbündnisses mit zu vermögen. Vereint bekriegten beide darauf Athen. Jene erhielten Anthemus zum Antheile an den gemachten Eroberungen; später auch Potidäa. Nicht lange jedoch bestand diese Herrlichkeit. Die Olynthier ahneten den tiefversteckten Plan Philipps; seine immer zunehmende Vergrößerungssucht erfüllte sie mit Furcht und Besorgnissen. Sie gedachten des Schlimmern, das noch kommen dürfte. Darum wurden sie unter sich eins, der frühern Verhältnisse zu Athen und zum Könige jetzt zu vergessen, und einen, ihrem Staatsbedürfnisse zuträglichern, Standpunct von nun an einzunehmen. Als daher Philippos einst eine etwas weitere Heerfahrt außerhalb der Grenzen seines Reiches unternahm, sendeten sie eiligst Gewaltboten nach Athen, um mit dieser Republik, die vor allen übrigen noch am aufrichtigsten und kräftig-

ſten die Würde und die Freiheit Griechenlands zu vertreten ſchien, ein Bündniß abzuſchließen.

Nicht ohne innerliches Vergnügen empfing Philipp die Nachricht von dieſem Schritte der Olynthier. Er hatte durch denſelben freiere Hände zum Angriff und mehr Schein von Befugtheit zur Einmiſchung in die Sachen der Griechen gewonnen. Deßhalb erklärte er ihn für förmlichen Friedensbruch, und rückte mit Heeresmacht ins olynthiſche Gebiet ein. In der bittern Noth wurde nunmehr die neue Bundesgenoſſin Athen, mittelſt einer in Eile abgefertigten Geſandtſchaft, dringendſt um Hülfe gebeten.

Nicht ſobald hatte Demoſthenes die Ankunft derſelben erfahren, als er ihr zum Anwalde ſich antrug, und in zwei Reden, die erſten, welche man zu ſeinen Staatsreden rechnet, ſeine Mitbürger für die Bitte Olynths zu ſtimmen ſuchte. In der zunächſt gehaltenen zeigte er, daß Olynth als ein Bollwerk Athens betrachtet werden müſſe, und daß, ſo lange ſolches nur erhalten bliebe, der König noch nicht zu fürchten, ja den Athenern, bei dem Ausbruche eines Krieges, eine Landung in Macedonien ſelbſt, in obigem Falle, möglich ſey. Im entgegengeſetzten Falle jedoch würde Olynths Gewinn dem Könige eine gangbare Straße nach Athen bahnen. Zugleich ſuchte jetzt Demoſthenes den Leichtſinn des Volkes durch die mehr als gegrün-

dete Behauptung aufzuſchrecken, daß Philipp keineswegs ein verächtlicher Gegner ſey, ſondern daß die Kriegsflamme, einmal zwiſchen ihm und Athen angeblaſen, nicht mehr ſobald gelöſcht werden würde. In Betreff der Frage: „woraus eine Heerrüſtung beſtreiten?“ rieth er ſeinen Mitbürgern an, den unnützen Luxus für die Schauſpiele in etwas zu beſchränken, und, ſtatt deſſen, Kriegsvölker zu beſolden; alles dieß jedoch — er kannte des leichtſinnigen Volkes Lieblingsneigung — ſehr zart und vorſichtig. Am Schluſſe der Rede endlich forderte er auch alle tapfere Bürger in Maſſe auf, die Vertheidigung ihres Ruhms und die Bekämpfung des Feindes nicht, wie bisher geſchehen, Söldnern anzuvertrauen, ſondern in eigener Perſon unter die Fahnen des Vaterlandes ſich zu reihen. So nur ſey das äuſſerſte Schickſal abzuwenden.

Dieſer erſte Aufruf blieb nicht ohne die gehoffte Wirkung. Das Volk faßte den Beſchluß, den Olynthiern Beiſtand zu leiſten. Allein die Rüſtungen gingen mit der entſetzlichſten Trägheit vor ſich, ſo daß es eines zweiten Anſtoßes bedurfte, um ſie zu beſchleunigen, und die zugedachte Hülfe zu verwirklichen. Demoſthenes wußte, daß die, gröſtentheils übertriebenen Gerüchte von Philipps furchtbarer Macht eine der Hauptурſachen dieſer Zögerung waren. Dieſen Eindruck ſuchte er zu beſiegen, und in den Gemüthern

ſeiner Mitbürger das alte Selbſtvertrauen zu ihrer Kraft wieder herzuſtellen. Demzufolge zeigte er, daß nicht ſowohl Philipps überwiegender Geiſt, als der Athener ungewöhnliche Gutmüthigkeit jenem den Thron hatten befeſtigen helfen. Als die verführeriſchen Triebfedern hierzu klagte er die feilen Rathgeber an, welche in des Königs Solde ſtänden. Darauf kam er mit großer Bitterkeit auf deſſen Charakter ſelbſt zu ſprechen. Als einen Meineidigen, Friedensbrecher ſtellt er ihn dar, und durchging, um Urkunden für dieſe Behauptung zu liefern, alle Thaten ſeines bisherigen Lebens. Er wollte, daß Athen, nach empfangener Kunde hiervon, es über ſich gewinne, dem Tyrannen forſchend in das Geſicht zu ſehen, und daß es erfahre, was er ſey; nämlich: „ein ſchlechter, laſterhafter und niederträchtiger Mann;“ ferner, daß die, welche ſo ſehr ihn überſchätzten, und ſo von Erſtaunen als Entzücken über ihn gefeſſelt gehalten würden, oder auch vor Furcht den Athem an ſich hielten, und vor ſeinem bloßen Namen zitterten und bebten, endlich erkennen möchten, wie Philippos bereits alle Rollen durchgeſpielt, wie er die Schulen ſeiner Trugkünſte und politiſchen Fechterſtreiche, mit denen er bis an dieſen Tag ſie geäfft und zu Boden gerungen, ſich ſelbſt aber in die Höhe getrieben, alles der Reihe nach durchgegangen habe, das Ende der großen Mummerei aber einmal da ſey.

Sofort entwickelte der Redner die ganze Argliſt in der Politik des Macedoniers, beſonders rückſichtlich Amphipolis, welches jener ſo bereitwillig an Athen zurückgegeben, und in Bezug auf Theben, das er von Grund aus zu zerſtören, — und auf die, durch daſſelbe verheerten, Städte, welche er wiederum aufzubauen gedacht hatte; endlich auch auf die armen Olynthier ſelbſt, die er mit Potidäa, damals athenienſiſcher Herrſchaft unterwürfig, ſo ſchlau zu täuſchen gewußt, ſo wie auf die Theſſalier, die er durch die Verheißung Magneſia's und das Verſprechen, den wider Pheis begonnenen Krieg zu endigen, an ſich gefeſſelt hatte. Dem Einwurfe, daß Philippos unangreifbar, und durch ſeine Wehranſtalten, feſte Plätze und Seehäfen, ſodann aber durch ſeine Bundesgenoſſen, die Theſſalier zumal, unüberwindlich ſey, ſtellte er folgende Gründe gegenüber, welche alle, in ihrer Freiheit unterdrückten, oder auch nur bedrohten und gekränkten Völker, mächtigen Tyrannen gegenüber, wohl beherzigen ſollten: „Wer da glaubt, daß dieß alles in Philipps Gewalt ſey; der irret ſehr. Denn die Menſchen ſind nun einmal ſchon von der Art: ſchlagen ſie ſich zu Jemand, aus Geneigtheit des Gemüthes: vermehren ſie ſeine Streithaufen aus inniger Liebe und reiner Anhänglichkeit; haben ſämmtliche Theilnehmer am Kriege einen und denſelben Zweck; ſo werden ſie Glück und Unglück mit

einander theilen; ſo wird alles guten Erfolg gewinnen, Alle für Einen ſtehen, Alle nur ein Leib und eine Seele ſeyn. Keiner wird von dem Andern laſſen; keiner ſcheuen das Ungemach, um die Rettung gemeinſamer Wohlfahrt. Reißt aber ein Einziger durch Uebervortheilung, Habgier und Leichtfertigkeit Alles an ſich, und überflügelt Andere durch ungerechte Mittel; ſo bringt der erſte gelegene Vorwand, der kleinſte Fehltritt, das geringſte Verſehen, die unbedeutendſte Niederlage, die der Habſüchtige durch irgend einen Zufall erleidet, den ganzen Anhang wider ihn in Aufruhr. Die feſten Stützen ſeines Gebäudes brechen; ſeine Säulen ſtürzen ein, und Alles gehet zu Grunde. Es iſt unmöglich, glaubt es mir, Männer Athens! es iſt unmöglich, daß ein Ungerechter und Gewaltſamer, daß ein Meineidiger und Lügner dauerhafte Macht beſitzen kann. Eine kleine Weile zwar, eine ſehr kleine und kurze Weile, geht alles herrlich und fröhlich von Statten. So lange noch der Verbündeten Hoffnung blüht, ſo lange blüht auch des Falſchen Glück. Aber mit der Zeit ſchreitet doch das Unglück nach. Mit der Zeit wird der Dieb erreicht. Es enthüllt ſich die Niederträchtigkeit von ſelbſt, und bringt ſich zur Schau an das Tageslicht. Dann ſtürzt ſie über ſich ſelbſt hin und fällt, mit einem Sturze vernichtet, zuſammen. Gleichwie an einem Hauſe, an einem Schiffe und an-

dern dergleichen Dingen mehr, der Grund am dichteſten und feſteſten ruhen muß, wenn das Ganze beſtehen ſoll; ſo müſſen auch bei Handlungen Grundurſachen und Zwecke rechtmäßig und in der Wahrheit feſt ſeyn. Solches ſuchen wir bei den Handlungen Philipps vergebens."

Demoſthenes rieth nun, vor allem die Theſſalier von der Parthei des Königs abzubringen, und verſuchte es darauf, zu beweiſen, daß die Grundfeſten der einheimiſchen Macht deſſelben locker und wankend ſeyen. Er ſchilderte mit wenigen, aber meiſterhaften Zügen den großen Gegenſatz der Zwecke des Monarchen und der Unterthanen. „Das Sinnen und Trachten des Erſtern geht bloß darauf, ſich Ruhm zu erwerben. Nach dieſem Ziele ringt und rennt er. Darum ſcheut er keine Mühe; ſie ſey ſo groß, als ſie wolle, ja ſie koſte ihm das Leben ſelbſt. Alles dieß rührt ihn nicht, wenn nur der Preis ſeines Ringens und Kämpfens ein Ruhm iſt, der ſeine Thaten über die Thaten aller ſeiner Vorfahren hebt. Ihm gilt der Ruhm mehr, als ein Leben voll Ruhe und Behaglichkeit, und welches vor allen Gefahren ſichert. Nicht aber rührt die Unterthanen eine ſolche Eitelkeit. Sie haben dafür kein Gefühl, wohl aber für die Widerwärtigkeiten, mit denen ein unaufhörlicher Kriegsdienſt verbunden iſt. Hin und her müſſen ſie ziehen, bald

nach Süden, bald nach Norden. Die Leute, durch und durch abgemüdet und mißvergnügt, müſſen zuletzt ſelbſt der Nahrung entbehren, und werden durch immer ſich wiederholende Mühſal faſt zu Tode gequält. Ihre eignen Geſchäfte, Ackerbau, Gewerbe und Handthierung, müſſen ſie brach liegen laſſen. Haus und Hof bleiben unbeſtellt, miſſen ſchmerzlich den Herrn, und gehen zu Grunde in deſſelben Abweſenheit." — — Aus dieſem Allen glaubte unſer Redner ſchließen zu können, von welcher Art wohl die Stimmung der Macedonier gegen ihren Beherrſcher ſey.

Noch mehr war es ihm aber auch darum zu thun, den moraliſchen Eindruck zu vernichten, welchen die öffentliche Meinung von der Perſönlichkeit des Königs damals in den Gemüthern ſo vieler Griechen bewirkte. Demzufolge zeichnete er den Philippos nicht halb ſo heldenkräftig, als die Sage ihn bisher gegeben; im Gegentheile als eiferſüchtig auf fremden Muth und Ruhm, als ſchwelgeriſch, wollüſtig, und daraus — meinte er — hätten verſtändige Männer ſeine Denkart, den Hang ſeiner Seele, den Grundton ſeines Gemüthes kennen gelernt, und den Untergang des Reinmenſchlichen in einem Manne, den man bedauern müſſe, weil ein finſterer Geiſt von ihm Beſitz genommen habe.

Auf ſolche Art ſuchte Demoſthenes mit großer

Kunſt den Glauben an Philipps geiſtige Ueberlegenheit, welcher er ſelbſt in der Stille Bewunderung nicht verſagen konnte, in den Herzen ſeiner Mitbürger zu erſchüttern, und das Schreckbild von ſeiner furchtbaren Höhe herabzuziehen in die Reihe gewöhnlicher Erſcheinungen, welche mit einiger Wachſamkeit und mit nur einigem Aufwande von Muth zu beſiegen nicht ſchwer ſeyn dürfte. Das überraſchende Glück, welches bisher Philipps Ferſen gefolgt, ſchrieb er auf Rechnung ihrer eigenen Säumniß und unzeitigen Großmuth. Demnach beſchwor er mit ſtarken und eindringlichen Worten den alten vaterländiſchen Geiſt, beſonders was das Einzelne der Heerrüſtung ſelbſt und der nothwendigen Geldbeiträge hierzu betraf, und tadelte bitter die bisher bei ſolchen Anläſſen ſtatt gefundenen Mißbräuche."

Auf dieſe zweite Vermahnung des Demoſthenes wurden denn endlich die beſchloſſenen Maaßregeln in Vollzug geſetzt. Die Heerfahrt ging vor ſich, und mehrere gleich Anfangs errungene Vortheile ließen den günſtigſten Erfolg hoffen. Die Nachricht hiervon erregte in dem Volke eine ungemäßigte Freude und hohe Erwartungen, um ſo mehr, da nun auch die übrigen bisher eingeſchüchterten Redner aus dem Hintergrunde hervortraten, und die Athener zur Rache an Philippos anfeuerten.

Demoſthenes fand dieß Betragen durchaus den Zeitumſtänden nicht angemeſſen. Er fürchtete, daß Reden dieſer Art die Bürger in allzufrühe Sorgloſigkeit, in entnervende Eitelkeit und höchſt gefährliche Säumniß ſtürzen würden, beſonders wenn der Wahn bei ihnen aufkäme, das Spiel ſey bereits gewonnen, der Feind bewältigt, und es thue fernere Hülfeleiſtung an die Bundesgenoſſen nicht noth. Deßhalb trat er mit herben Rügen wider den Leichtſinn und die Vermeſſenheit jener Demagogen auf, und ſuchte in der Verſammlung auf beſonnenes Weſen, reiferes Nachdenken und zeitgemäßere Wachſamkeit hinzuwirken. Er erkannte ſehr richtig, daß, wie die Menſchen in der Mehrzahl, alſo auch, und namentlich ſeine Athener, vor Allem auf Sicherſtellung ihres eigenen Beſitzes gingen, und die Begierde der Rache ſchwächer, als die Liebe zur Erhaltung des Eigenthums ſey. Bei dieſem Anlaſſe wagte er einen ſehr gefährlichen Angriff auf jene Geſetze, welche Todesſtrafen über jeden Bürger verhängten, der den Antrag ſtellen würde, man ſolle die Schauſpielgelder zu Beſtreitung der Kriegskoſten verwenden. Zugleich brachte er den großartigen, ſelbſt aufopfernden, Geiſt der Altvordern wieder vor ihr Gemüth, welcher den Schmeicheleien der Volksſprecher niemals ſolchen Eingang verſtattet habe, wie das gegenwärtige Geſchlecht, dafür aber, während der Dauer

von fünf und vierzig Jahren, unter den freien Städten Griechenlands den ersten Platz ihnen gesichert, und den Fürsten jenes Landes, von dem die Rede nun sey, in Gehorsam gegen Athen erhalten habe. Allein diese ihre Väter zogen in Person zu Felde, nicht aber überließen sie die Entscheidung dem Schwerte der Miethlinge. So nur erfochten sie jene kühnen Siege, davon die allenthalben aufgerichteten Denkmäler zeugten; so nur erwarben sie sich, einzig unter allen Sterblichen, einen Ruhm, gegen den selbst der Neid nichts vermochte; so nur erhielten sie den Verkehr mit allen Ständen von Hellas.

Demosthenes hatte das Kommende nur zu richtig eingesehen. Obgleich die Flotte von 30 Schiffen und bemannt mit 2000 Mann Soldtruppen, anfänglich einige Vortheile errungen hatte, so vereitelten dennoch die Untüchtigkeit des Führers und die Ausschweifungen des Heeres alle ferneren Fortschritte. Die Heerfahrt kehrte bald unverrichteter Dinge zurück, und der König waffnete sich von neuem, und schwur, entweder die Olynthier aus ihrer Stadt zu treiben, oder selbst für immer aus Macedonien zu weichen.

Tief zürnte Demosthenes der Planlosigkeit, die das Ganze bezeichnete, und der Unwürdigkeit des gethanen Schrittes. Er schalt heftig auf die Urheber der Schmach in der Versammlung des Volkes, und drang nachdrücklichst auf kraftvollere Unterstützung der täglich

mehr geängſteten Bundesgenoſſen. Endlich brachte er eine zweite Truppenſendung von 4000 Söldnern, unter Anführung des Charidemos, zu Stande. Aber dieſelbe kam viel zu ſpät. Philippos hatte die Olynthier geſchlagen und ſtand vor den Thoren ihrer Stadt. Das atheniſche Heer, ſtatt das Verſäumte glorreich einzubringen, ſchändete den Zweck ſeines Erſcheinens abermals durch Unordnungen der gröbſten Art.

Voll glühender Schaam erhob der edle Redner zum drittenmale jetzt ſeine Stimme und bewirkte einen neuen Zug, der aber nicht mehr aus Söldnern, ſondern aus ſtreitbaren Bürgern, etwas über tauſend an der Zahl, beſtehen ſollte. Doch zeigten auch dieſe des in ſie geſetzten Vertrauens ſich nicht würdiger, als die fremden Miethsknechte. Und während der König alle Künſte der Argliſt und der Beſtechung aufbot, welche im Innern von Olynth ſelbſt mehr als ſeine Waffen wirkten, und den Ueberreſt von moraliſcher Kraft im Herzen der Vertheidiger deſſelben untergruben, fand man die Athener träg, ſäumig, zuchtlos, unempfindlich für Kriegsehre, unaufgelegt zu Anſtrengungen und Gefahren. So zerſtörte denn Verrätherei rettungslos die letzte Anſtrengung olynthiſcher Patrioten. Die Stadt fiel in die Gewalt des Feindes; und bald darauf lag ſie in Schutt und Aſche; die Einwohnerſchaft ward durch das Schwert vertilgt, oder in noch ſchlimmere Sclaverei abgeführt.

Ueber dieſe Nachricht erſchracken alle Freigeſinnten in Athen und durch ganz Hellas in ihrer innerſten Seele. Aus den Flammen, welche fernher aus den Ruinen Olynths entgegenſchlugen, erſchien dem Demoſthenes in dunkler trüber Ahnung das Schickſal des Vaterlandes. Der Pöbel ſelbſt, aus ſeiner bisherigen Sorgloſigkeit etwas aufgeſchreckt, erzitterte vor noch kühnern Wagniſſen des Königs.

Allein Philippos, immer Herr über ſich, und die Freude des Siegs, ſo wie die ungeſättigten Wünſche des Herzens ſchlau in ſich verbergend, wußte eine durch Furcht neu geweckte und noch immer ihm ſchreckbare Energie mit meiſterhafter Verſtellung wieder einzuſchläfern. Gold, Gaſtmahle, Sendſchreiben, Auszeichnungen verſöhnten alte Feinde, und verſtärkten die ihm bisher ergebene Parthei. So bewies er hier von neuem ſeine tiefe Kenntniß der Zeit und der Menſchen. Kaum waren die drohendſten Anzeichen der Gefahr vorüber, ſo überließ auch ſich das Volk von Athen der vorigen Thatloſigkeit wieder.

Unter dieſen Umſtänden, immer Freund und Feind in einer Perſon, und den Pfeil des Todes in den ſüßen Honig des Friedens tauchend, erſchien Philipp plötzlich im Cherſones; bei den Thermopylen; ja ſelbſt zur See, bei Marathon. Der weiland zinsbare Fürſt der macedoniſchen Barbaren ging unaufgehalten durch die

Päſſe, wo die Dreißigtauſende des Xerxes gefallen waren, und hatte das Schlachtfeld entweiht, wo die Heeresmaſſen Perſiens der Tugend des Miltiades erlagen. Athen ſtand in höchſter Gefahr, denn es vertrauete nicht auf ſich ſelbſt. Beinahe alle Organe der öffentlichen Meinung waren durch das Gold des Tyrannen erkauft oder zum Schweigen gebracht, und es glaubte das Volk glücklich genug zu ſeyn, als es den vortheilhaften Frieden annahm, den Philipp mit ſcheinbarer Mäßigung ihm anbot oder bewilligte. Es wollte aber derſelbe blos freie Hände gegen Phokis haben; darum ſtellte er die Bedingungen über Erwarten günſtig. Im Ganzen hatte er nichts verſprochen. Bald zeigte ſich dieſes.

Die Phokäer, oder vielmehr einige Bürger dieſes Volkes, welche an der Spitze des gemeinen Weſens ſtanden, hatten, von Geldmangel nicht minder, als von Geringſchätzung der Götter angetrieben (da ſie in dieſen alle Leidenſchaften der Menſchenbruſt, und in den Sophiſten ſo wie im zunehmenden Leichtſinne der Zeit gelegene Vertheidiger der Irreligion fanden), das bei ihnen befindliche Orakel durch Raub der Tempelſchätze entweiht, und dadurch, wie billig, den Haß aller gutgeſinnten Hellenen wider ſich erregt. Jene Männer, welche dem Volke das große Unglück brachten, hießen Onomarchos, Philomeles und Phaläkes. Zwar ward

Letzterer nun auf einige Zeit seiner Stelle, als Verwalter des Tempelgutes, entsetzt. Allein in kurzer Zeit wußte er sich aufs Neue in diesen Posten einzudrängen, und, unterstützt von spartanischem Zuzug, die feindlich gesinnten Böotier hart in die Enge zu treiben.

Philippos benutzte der Phokäer Verbrechen, wie der Böotier Noth, um einen Schritt vorwärts in seinem Eroberungsplane zu kommen. Er trug sich mit gewaltsamer Zudringlichkeit als Mittler in dieser Sache und als Rächer des Ansehens der beleidigten Götter an. Die entzweiten Phokäer wurden überlistet, und der König erschien plötzlich mit überlegener Heeresmacht, so daß Jene sich ergeben, und die Anführer mit einem Ueberreste von kaum 7000 Söldnern nach dem Peloponnes entfliehen mußten. Darauf ließ Philipp im Rathe der Amphiktyonen alle Minen springen, bis derselbe, sowohl aus wirklichem Abscheu vor der Phokäer Missethat, als aus Furcht vor des Macedoniers Zorn, feierlich die Phokäer ihrer Stelle im Bunde verlustig erklärte, und dem Könige den erledigten Sitz mit zwei Stimmen einräumte. Die Städte des geächteten Volkes selbst wurden, im Widerspruche mit dem Grundgesetze des Bundes, zerstört, die noch übrigen Einwohner in einzeln liegende Dörfer zerstreut, die Rädelsführer aber, durch den tragischen Ausgang der Dinge von dem Daseyn und von der Rache der Götter

nun überzeugt, erlitten oder nahmen ſelbſt einen grauenvollen Tod (346 vor Chriſto).

Erſt nach dem der Phokäiſche Handel dieſe Wendung erhalten hatte, erkannten die Athener den großen begangenen Irrthum, daß ſie für einen Antheil an der Beute eine ſo wichtige griechiſche Stadt verkauft, mit ihr ein Bollwerk Griechenlands leichtſinnig zertrümmern geholfen und dem Feinde der politiſchen Selbſtſtändigkeit der Nation den Weg in das Herz derſelben durch den unverwehrten Eintritt in die Amphiktyonen, gebahnt hatten. Sie waren daher ſo eben entſchloſſen, den Geſandten Philipps, welche gekommen, die Einwilligung Athens zu den letzten Verhandlungen des Bundesrathes zu holen, abſchlägige Antwort zu ertheilen, und mit dem Könige zu brechen, als Demoſthenes ſie daran hinderte und hindern zu müſſen glaubte.

Demoſthenes hatte eingeſehen, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden nichts zu thun übrig ſey, ſondern ein glücklicherer Augenblick erſt abgewartet werden müſſe, um gegen den Uſurpator ſich zu erklären. Freimüthig ſchilderte er in der Volksverſammlung ſelbſt das verkehrte Syſtem, nach welchem ſeine Mitbürger, im Gegenſatze zu andern vernünftigen Menſchen, ihre meiſten Sachen nicht *vor* Vollbringung, ſondern erſt *nachher* zu berathen und diejenigen Sprecher mit dem größten Beifalle zu belohnen pflegten, welche ihre Feh-

ler und Irrthümer am heftigsten gerügt hatten. Denn bei dieser an und für sich löblichen Eigenschaft gehe doch, über dem vielen Gezänke und Getadel, der Augenblick des Handelns und der Gegenstand des Rathschlags selbst verloren. Darum bat er sie, trotz des jetzigen schlechten Zustandes der Dinge, mit Ruhe des Gemüthes seinen reiferwogenen Ansichten und patriotischen Vorschlägen Gehör zu schenken. Hierauf musterte der Redner die ganze Reihe ihrer Versehen mit scharfer Rüge, doch so, daß er ihnen stets die Veranlassungen und Triebfedern, aus welchen sie entsprungen waren, auseinander setzte, und seine früher gegebenen Rathschläge mit den Einwürfen der Gegner zusammenhielt.

Nachdem dieß geschehen, rieth er den Athenern, anfänglich zu ihrem nicht geringen Erstaunen, den mit Philippos eingegangenen Frieden auf keine Weise zu brechen, weder durch Verbindungen mit andern Staaten, noch durch Darleihen von Geldsummen, oder Sendung von Zuzug, oder auch nur durch Erlaubniß zu Werbungen auf ihrem Gebiete. Nicht deßhalb, als ob er selbst etwas auf den Frieden halte, und ihm eben viel daran gelegen wäre, und noch weniger, als ob er Athen besondere Ehre gebracht; allein so wie die Sachen ständen, würde es auf jeden Fall dienlicher gewesen seyn, diesen Frieden niemals eingegangen zu haben, als jetzt ihn zu brechen. Denn durch denselben waren

eine Menge von Vortheilen aufgegeben worden, die Athen früher beſeſſen, und mit denen es damals weit ſicherer den Krieg hätte fortſetzen können, als es jetzt zu thun im Stande war.

Durch dieſe Gründe beſtimmt, und nicht, als ob er die Sache etwa für rechtmäßig und es für keinen Schimpf hielte, daß ein Macedonier im Bunde der Griechen ſey, rieth er dem Volke, in des Königs Wünſche einzugehen. Denn ein Widerſtand in der gegenwärtigen Lage der Dinge könne leicht für Athen gefährlich werden, ſchon darum, weil Philippos einen Anlaß habe, ſämmtliche Hellenen wider Athen aufzureizen, welches nicht nur wenig thätige Freunde, ſondern leicht ſämmtliche Staaten zu Feinden haben dürfte, da beinahe jedem derſelben, dem einen dieſe, dem andern jene Urſache zum Mißvergnügen in der Nähe liege. Eine Weigerung, dem Beſchluſſe der Amphiktyonen beizupflichten, würde als Ungehorſam gegen die Oberherrlichkeit deſſelben ausgelegt werden. Der Titel entſcheide nichts mehr, weil Philippos die Macht habe und im Beſitz ſey, aus denen er ins Gebiet von Athen ungehindert und nach Gutdünken einrücken könne. — Und die Sache blieb beim Alten.

Philippos ſchien ſich aller Angelegenheiten in Hellas entſchlagen und blos gegen Illyrer und Thraker

ſeine Waffen gewendet zu haben, um die Länder von den vielen kleinen Zwingherren zu befreien, die ſeit längerer Zeit ſie verwüſtet hatten. Demoſthenes allein wußte, daß der Ehrgeiz eines Tyrannen nie ſchlafe. Er ahnete frühzeitig und faßte ganz des Königs eigentliche Plane in ihrem innern und äußern Zuſammenhange. Er rief demnach die ſchlauverhüllte Taktik des gefährlichen Feindes auf den geheimſten Wegen an, die ſie eingeſchlagen zu haben vermeinte. Auch unterließ er nicht, die Athener zu verſichern, daß die Gefahr und ein neuer Krieg mit Philipp näher ſey, als ſie wohl glauben möchten. Er ermahnte ſie dringend, den ſüßen Worten des Friedens nicht allzuſehr zu vertrauen, ſondern, nach redlicher Ordnung ihres Hausweſens, dem Tyrannen gerüſtet zu ſtehen. Nicht ihnen allein, der Freiheit des geſammten Hellas ſtelle der Macedonier Hinterhalte; er mache ſich anheiſchig, dies durch Zeugen und untrügliche Urkunden zu erhärten.

Durch ſolche Worte, die zugleich wie Feuerzungen durch das übrige Griechenland gingen, ſuchte Demoſthenes ſowohl ſeine Mitbürger aus einer peinlichen Verlegenheit über den Beſcheid zu ziehen, welcher den eben anweſenden Geſandten des Königs und denen der Meſſenier und Argiver gegeben werden mußte; als auch den gefährlichen Einfluß ſeines zwar geiſtreichen,

aber etwas feilen Nebenbuhlers, Aeſchines, in der öffentlichen Meinung zu ſchwächen *).

Philippos hatte dieſe Geſandtſchaft zu dem Ende nach Athen abgefertigt, um bei der Republik darüber Beſchwerde zu führen, daß man von Athen aus ihn durch ganz Griechenland als Lügner und Prahler anzuſchwärzen, ſich Umtriebe erlaube und ihn beſchuldige als habe er, was er gelobt und geſchworen, nicht gehalten. Da er den Athenern nichts verſprochen, könne bei ihm auch der Verdacht eines Treubruchs nicht ſtatt finden; die das Gegentheil behaupten würden, fordere er zum Beweiſe deſſen auf. Um eben dieſe Zeit hatten auch die Freiſtaaten von Meſſene und Argos vertraute Männer an die Athenienſer geſandt, um ſie zu Zerſtörung des Lacedemoniſchen Uebergewichts im Peloponneſe aufzufodern. Beide Gegenſtände ſetzten ſie einer ſehr mißlichen Wahl aus, denn wenn auch das Begehren jener Peloponneſiſchen Staaten ihnen gerecht und die Gewalt Sparta's, der alten Feindin ſehr gefährlich ſchien, ſo kam wiederum auf einer andern Seite die Rückſicht in Betrachtung, daß Argos und

*) So weit die ausführlichere Arbeit. Von da an läuft der Aufſatz nach der erſten Anlage bis zu Ende.

Messene mit Philipp in Verbündniß, sie selbst aber mit Lacedämon gerade damals in freundschaftlichen Verhältnissen standen. Des Königs argen Sinn erkannten sie zwar bald, aber sie fühlten sich zu schwach, jetzt eine entscheidende Sprache zu führen. Darum trat Demosthenes kühnen Herzens auf, und erbat sich die Erlaubniß, in ihrem Namen jedem den Bescheid ertheilen zu dürfen, den er den Umständen am angemessensten finden würde. Nebenbei säumte er auch nicht die Unwahrhaftigkeit und die niedrige Gesinnung des Aeschines zu schildern, welcher als der Hauptstimmführer für Philipp galt. Wenn er in den beiden ersten Punkten vielleicht weniger bewirkte, als die Zeitlage zu erheischen schien, so gelang ihm wenigstens bei dem dritten der Sieg auf längere Dauer; die Herzen der Athener wurden gänzlich von Aeschines abgewendet.

Den Kampf wider König Philippos fortzusetzen, bot sich Demosthenes sehr bald ein neuer Anlaß in dem Streite um den Besitz von Halonesos dar. Diese, unweit Magnesia gelegene Insel wurde von Ersterm einer Horde Seeräuber entrissen, und, unter dem Rechtstitel eines wohlerworbenen Eigenthums, in Besitz genommen. Dawider machten die Athener Einsprache, auf ein älteres Besitzrecht sich gründend. Philipp, um gegenwärtig eine noch nicht in seinem Plan gelegene Spannung zu vermeiden, erklärte sich bereit,

von ſeinen Anſprüchen abzuſtehn, jedoch aus Großmuth, nicht aus Ueberzeugung von dem Rechte Athens auf jenes Eiland. Daſſelbe verweigerte die Annahme unter ſolchen Bedingungen, und erklärte, dasjenige nicht als Geſchenk annehmen zu wollen, was er vermöge eines Rechtes als Eigenthum beſeſſen; auch Demoſthenes trat in dieſer Sache als Redner auf, doch ſprechen viele ihm denjenigen Aufſatz, als von ihm verfertigt, ab, der unter ſeinen Schriften mit der Ueberſchrift: „Rede vom Haloneſos“ gefunden wird, ſowohl des bittern Tones als des grellen Inhalts willen. Eine neue Fehde erhob ſich über die von Philipp, alten Bräuchen zuwider, entworfene Handelsordnung, über Amphipolis, und die Machtverhältniſſe im Cherſoneſos. Sie zogen gegen das feindlich geſinnte Kardia aus, und als Macedoniſche Truppen den Bewohnern dieſer Stadt zu Hülfe eilten, wurden dieſelben mit den Waffen zurückgetrieben. Jetzt klagte Philipp den Diopeithes, der dieſen Schritt gewagt, förmlich bei der Republik an, als Störer des Friedensvertrages. Seine Vertheidigung übernahm alſo Demoſthenes, und ſuchte den Athenern neuerdings über Philipps ſchwellende Macht und Eroberungsſucht die Augen zu öffnen, und zu zeigen, daß Athen ſelbſt ihr bald zum Opfer fallen müſſe, wenn nicht die kräftigſte Gegenwehr ohne Säumen entgegengeſtellt würde. Während er noch immer vor

den Gefahren der Zukunft warnte, zeigten ſich bereits in der Gegenwart die Vorboten, welche die Wahrheit ſeiner Prophezeihungen bekräftigten. Es erregte plötzlich der König auf Euböa einen Aufſtand wider die Athener und belagerte Perinthos. Phokion ward gegen ihn abgeſandt und vereitelte größtentheils ſeinen Plan; zugleich vertheidigten ſich die Perinthier auf das ehrenvollſte, und wurden in dem Glauben an ihre Tapferkeit durch die Hülfe geſtärkt, die Byzanz, und der Perſiſche König, eiferſüchtig auf des Macedoniers Fortſchritte, ihnen noch zur rechten Zeit zukommen ließen. Auf dieſes wandte ſich nun Philipp gegen Byzanz ſelbſt, voll Hoffnung, die von einem großen Theil ihrer Beſatzung verlaſſene Kolonie, leicht überrumpeln zu können. Er täuſchte ſich darin, und fand unerwarteten Widerſtand. Zugleich hatte Demoſthenes durch ſeine eifrigen Bemühungen es dahin gebracht, daß Athen der alten Unbilden vergaß, die es im bekannten Bundesgenoſſenkrieg von Byzanz und den mit ihm vereideten Pflanzſtädten erlitten hatte, um ſich nun mit ihnen gegen den gemeinſamen Feind zu vereinigen. Ein Heer ward zum Schutze von Byzanz entſendet; Chares war deſſelben Feldherr. Demoſthenes aber durchwanderte nun, als Geſandter ſeiner Vaterſtadt, ganz Hellas, und reizte auf der Tribune und in beſondern Unterredungen mit der ihm eigenen Unüberwindlichkeit alle Völker, mit

weniger Ausnahme, wider den fürchterlichen Feind, mit dem Erfolge auf, daß den Athenern, außer ihren Hauskruppen, an die 15000 Streiter zu Fuß, und 2000 Berittene zu Gebote ſtanden, und Geldes genug zu Verabreichung des Soldes mit übermacht wurde. Schon waren jetzt Euböa, Achaia, Korinth, Megara, Leukadien und Korcyra zu Athen getreten, und andere folgten täglich nach; die Augen aller Griechen waren voll Erwartung des Ausgangs; zu deſſen glücklichem Gelingen ſchien nur das Bündniß der Thebaner noch zu fehlen. Sie waren Athens nächſte Nachbarn, in Waffen trefflich geübt, durch eine große Anzahl Kriegsvolk ein Gegenſtand der Achtung; aber ſie waren auch noch friſch her vom Phokäiſchen Kriege dem Könige Philipp für gute Dienſte, die er ihnen erwieſen, tief verpflichtet; alte und neue Gränzwirren hatten die Flamme des Haſſes geweckt und geſchürt. Wie mochte man die Gemüther zu einem Kampf vereinen, welchen zu wagen kaum die bitterſte Noth, keineswegs aber die Idee der Freiheit, zu mehr, beſtimmen konnte?

Trotz dieſer Verlegenheit eröffnete ſich der Feldzug. Aber des Königs Fortſchritte waren bald reißend, und er bedrohte hart und nah die Gebiete ſeiner Gegner. Bei Amphiſſa Sieger, fiel er in Elatea ein, beſetzte er Phokis. Da entſank den Athenern der Muth, und großer Schrecken herrſchte in den Mauern, wo

einſt mit Miltiades und Themiſtokles kein Bürger ſich vor Darius und Xerres Schaaren gefürchtet. Die feilen Redner, den Abgrund vor ihrem Vaterland erblickend, verſtummten, und niemand wagte es, die Tribüne zu beſteigen. Demoſthenes allein hatte die Beſonnenheit ſeines Geiſtes und die Kraft ſeines Heldenwillens nicht verloren; er trat noch einmal kühnlich auf und ſprach eifrig vom Thebaniſchen Bündniß. Auch in die Uebrigen kehrte jetzt der Muth zurück; man beſchloß des Planes Urheber ſelbſt zu ſeiner Ausführung zu entſenden. Und Demoſthenes ging nach Theben, wo Philipps Gold bereits mehr als ein, dem Gegenſtand gewachſenes, Talent zum äußerſten Widerſtand gedungen hatte. Die Thebaner fühlten alle gar wohl das Gewicht der Gründe, welche Politik und Oekonomie in dem Munde der Macedoniſch Geſinnten geltend machten; aber die edlern Gefühle von Volksruhm, Freiheit und Rettung des Ganzen, die aus der Feuerſeele des Atheners, wie einſt die Blitze des Perikles, hervorgingen, überwältigten ſie. Sie ſahen zwar die brennenden Städte der Phokäer und die Schreckniſſe des kommenden Krieges in langer Reihe vor ſich; aber die Begeiſterung ſiegte über die kalte Berechnung. Der Bund kam zu Stande; die Verſammlungen beider Völker wurden durch Demoſthenes Geiſt gleich geleitet; der Kriegsrath handelte nach Planen, die er ent-

worfen. Die Hellenen, vom Abendrothe der untergehenden Begeiſterung noch einmal umglänzt, blickten bewunderungsvoll auf dies merkwürdige Schauſpiel hin. Aber das Geſchick war dennoch von Hellas nicht abzuwenden.

Der König ward durch die Nachricht von der Thebaner Uebertritt zu Athen aufs äußerſte überraſcht; er fühlte ſich einem ſolchen Bunde gegenüber nicht ſtark genug, und begehrte den Frieden. Umſonſt; die Sachen waren zu weit gediehen; alle Verſuche ſcheiterten an den Worten des Demoſthenes. Seine Seele war ſelbſt über gefahrverkündende Orakel und die düſtern Weiſſagungen mehr als eines Sehers erhaben; die Gegner deuteten, was er als höhere Nothwendigkeit erkannt, als ſtrafbaren Trotz wider der Götter Willen.

So zogen alſo, gerade um dieſelbe Zeit, als von Rom ein großer Aufſtand der Latiner unterdrückt wurde, die Heere der Hellenen und Macedonier gegen einander; in der Reihe der erſtern, um zu rathen und zu begeiſtern, Demoſthenes. Bei Chäronea ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung auf. Kraft und Muth waren bei beiden Theilen gleich; aber bei den Barbaren war geregeltere Taktik, Einheit des Willens, größere Uebung, des Feldherrn durchdringender Geiſt, und das aufkeimende Kriegsgenie ſeines Sohnes Alexandros. Lange Zeit ward mit zweifelhaftem Glück, mit

äußerſter Erbitterung gefochten. Den Griechen ſtanden die Erinnerungen früherer Zeit, den Macedoniern die Trophäen der Gegenwart und Zukunft bei; bei beiden galt es um Uebergewicht, Herrſchaft, Unabhängigkeit. Aber die unerfahrene Tapferkeit des Chares und Lyſikles konnte in die Länge doch nicht dem unwiderſtehlichen Heldenmuth des Jünglings Alexander Halt bieten, der auf dem rechten Flügel zuerſt die Reihen der Helleniſchen Schlachtordnung brach. Auch die heilige Schaar der Thebaner verblutete allmählig, Mann für Mann. Umſonſt hatte Demoſthenes Athener und Böotier an Perikles und den leuktriſchen Sieger gemahnt; nicht ihre Tapferkeit, ihr Glück hatte ſie verlaſſen. Ueber 1000 Athener, eben ſo viele Thebaner lagen auf der Wahlſtatt, noch mehrere wurden gefangen. Dieſe Schlacht, die Griechenlands Schickſal entſchied, und deren Folgen nie verjähren wollten, ward 33 Jahre nach der bei Leuktra geſchlagen.

Philippos überließ ſich der unmäßigſten Freude; von Sieg und Weine trunken, wiederholte er unaufhörlich die Anfangsworte jenes von Demoſthenes wider ihn entworfenen Geſetzes, das die große Heerrüſtung entſchieden hatte. Als aber die Macht des Weingeiſtes von ihm abgelaſſen, und er des folgenden Tages die Leichenhaufen der auf beiden Seiten Erſchlagenen betrachtete, da empfand er, wie Plutarchos meldet, tie-

ſes Grauen vor der Macht des Genies und der Beredſamkeit eines Einzelnen, die ihn gezwungen, ein Paar Stunden lang für Leben und Herrſchaft zu ſtreiten. Er erinnerte ſich, daß ſelbſt der größte König damaliger Zeiten, der Monarch von Perſien, vor dieſem Geiſte ſich gebeugt, und ſeinen Satrapen, dieſen Mann vor allen Griechen am meiſten zu ehren und zu beobachten befohlen, auch durch glänzende Geſchenke ihn zu gewinnen geſucht habe.

Groß war die Trauer durch ganz Griechenland über die Niederlage Athens und ſeiner Bundesgenoſſen; viele klagten auch wohl den eingeſchlafenen Heldenſinn und die Gleichgültigkeit Sparta's an, das in dem Augenblicke, wo es um allgemeine Freiheit und Nothwehr ſich gehandelt, entfernte Bundesgenoſſen, die Tarentiner, wider Lukanien zu unterſtützen vorgezogen hatte. Am meiſten aber entzündete das öffentliche Unglück den Parteihaß in Athen; die Gegner des Demoſthenes, frohlockend über die Todeswunde in der Bruſt des eigenen Vaterlandes, ſtanden nun in Maſſe auf, klagten ihn als den Urheber an, erdichteten Mährchen von feiger Flucht aus dem Kampfe, und forderten, daß er zur Rechenſchaft über das Geſchehene gezogen würde. Allein das Volk von Athen, in dieſen Tagen der Bedrängniß noch einmal von der Großartigkeit ſeiner Väter angeweht, und höher als ſein

Unglück, ſprach ihn von allen Beſchuldigungen frei; es erwies ihm die gleichen Auszeichnungen wie vorher, und wählte ihn ſogar dazu, den Gefallenen bei Chäronea die Leichenrede zu halten. Demoſthenes erfüllte, tiefergriffen von dieſem Vertrauen ſeiner Mitbürger, den erſchütternden Auftrag und endigte die Rede mit den Worten: „Dem Geſchlechte nach war zwar jeder Einzelne dem Einzelnen näher verwandt, aber Allen insgeſammt keiner näher als ich; und derſelbe, dem am meiſten daran lag, daß ſie glücklich und gerettet würden, empfand auch, als unerwünſchte Unfälle ſie trafen, um Aller willen den tiefſten Schmerz.“

König Philipp, ſo ſehr ihn in den erſten Augenblicken ſein unerwartetes Glück betäubt hatte, war doch bei reiferm Nachdenken zu klug, um nicht einzuſehen, daß ihm auch jetzt noch zur Sicherung der erhaltenen Uebermacht die größte Mäßigung und Schonung, namentlich der Athener, nothwendig ſey, und er mehr in der Eigenſchaft eines Protektors, als eines Beherrſchers, Hellas in ſeinem Willen erhalten könne. Darum zeigte er gegen Athen vor allen viele Großmuth; weniger gegen Theben, auf deſſen Unkoſten er, machiavelliſtiſch, das erſtere ſogar vergrößert hatte. Nunmehr ließ er ſich feierlich zum Oberfeldherrn des geſammten Hellas erklären, und trachtete, ſich die Neigung aller Völker deſſelben, durch die Erklärung und

Verheißung zu gewinnen, daß er an ihrer Spitze ausziehen werde, das Reich der Perser zu zerstören, und alte Unbilden, welche dieselben Griechenland jedoch wie Macedonien zugefügt, glänzend zu rächen. Der Tod überraschte ihn in Mitte dieser, man weiß nicht ob ganz ernstlich gemeinten, ob blos scheinbaren Entwürfe. Demosthenes frohlockte in seinem Herzen, als er diese Nachricht, wie es scheint, der ersten einer in Athen, erfuhr. Mit freudigem Gesicht, die Kunde noch listig verbergend, trat er vor den Rath und das Volk, und verkündete, daß er einen Traum gehabt, der den Athenern ein großes Glück bedeute. Es vergingen wenige Minuten, so kamen bereits Boten, welche den Hinscheid des Königs und Tyrannen meldeten. Alsbald opferte das Volk in ausgelassener Freude den Göttern Dankhekatomben, und beschloß, Pausanias, dem Mörder Philipps, eine Statue und Ehrenkrone. Als Demosthenes alle Geister in der Stimmung sah, die er sich wünschte, erschien er, obgleich ihm vor 8 Tagen erst seine geliebte Tochter gestorben war, festlich geschmückt *) auf der

*) Bitter ward ihm dies von Aeschines und andern Gegnern, als Fühllosigkeit gegen die Stimme der Natur, vorgeworfen; er aber meinte, daß einen Familienunfall zu beweinen den Weibern, ihm aber den frohen, heitern, thatigen Blick auf den Staat jetzt zu richten, vor allem gezieme.

Tribüne, ſchilderte den jetzigen Zeitpunkt, als den geeignetſten von den Göttern ſelbſt geſendeten, um unwürdige Feſſeln wieder zu ſprengen, und reizte aufs neue den Bund der Städte wider Macedonien, deſſen neuen König er einen unmündigen Knaben nannte. Während Alexander mit den aufgeſtandenen Illyriern und Triballern ſtritt, brachen Akarnaner, Ambrakioten und Thebaner wider die Macedoniſchen Beſatzungen, und einzelnen Heerabtheilungen auf; aber alle dieſe Bewegungen waren nur einzeln; die Rüſtungen verzogen ſich allzuſehr; es war keine Einheit in dem Befreiungsplan, noch Energie in ſeiner Ausführung.

Vor allen geriethen nun die Thebaner in Bedrängniß, und mußten ſchwer die Folgen ihrer Leichtgläubigkeit und ihres Leichtſinns büßen, durch den ſie, vielleicht ohne Noth, den Grimm Alexanders erregt. Sie tödteten die Hauptleute der Macedoniſchen Beſatzung in der Kadmeia, als dieſe ahnungslos aus der Burg getreten; drauf belagerten ſie die Beſatzung ſelbſt, und fertigten Geſandte rings an die Hellenen ab, mit flehender Bitte um beförderlichen Beiſtand. Zu dem allen hatte ſie die falſche Kunde von Alexanders Tode unter den Triballern ermuthigt. Demoſthenes, von immer ſchwellendem Haſſe wider das Macedoniſche Fürſtengeſchlecht getrieben, brachte es bei den Athenern

neuerdings dahin, daß ſchleuniger Zuzug an die Thebaner beſchloſſen wurde. Allein die plötzliche Erſcheinung des todtgeglaubten Alexanders auf dem Schauplatz hieß ſie die Wendung, welche die Sachen nehmen würden, noch ein wenig abwarten. Demoſthenes, tief zürnend dieſer falſchen, unedeln, ſelbſtverderblichen Politik, gedachte wenigſtens das Seinige zu thun, rüſtete mehrere Schaaren Kriegsvolk auf eigene Koſten, mit einem bedeutenden Waffenvorrath aus, und ſandte ſie dem Belagerungsheer vor Kadmeia zu, welches, die nahe Ankunft des Rächers fürchtend, ſeine Anſtrengungen verdoppelte.

Die Thebaner hatten ſich Hoffnung gemacht, von Peloponneſiſchen Völkern, beſonders den Arkadiern, ebenfalls Hülfe zu erhalten; allein der Einfluß eines bedächtigen, argwöhniſchen, geizigen Häuptlings, und die Macht des Macedoniſchen Goldes machten dieſe Hoffnung ſcheitern. Demoſthenes dagegen wirkte, ebenfalls durch Geld *), dahin, daß andere Truppen aus

*) Die Schlechtigkeit ſeiner Feinde und die Falſchheit mehr als eines halbhörigen Skriblers haben ſein Andenken durch den Vorwurf zu beflecken geſucht: er habe ſich von Perſien beſtechen laſſen und bedeutende Summen erhalten. Daß letzteres geſchehen, liegt außer allem Zweifel; daß er jedoch den edelſten Gebrauch, für das Vaterland, nicht für ſich, davon gemacht, iſt ebenfalls dargethan. Die Politik des

der Halbinsel wenigstens nicht gegen Theben und die Freiheit stritten.

Alexander näherte sich jetzt dem Gebiete seiner Feinde, denen er wirklich einige Bedenkzeit gegeben; Demosthenes, dem unversöhnlichen Gegner seines Hauses, der ihn erst einen Knaben, dann einen Jüngling genannt, ließ er bedeuten, er werde unter Athens Mauern ihm zeigen, daß er ein Mann sey. Dieser Ausdruck bitterer Empfindlichkeit ist eben so sehr eine Urkunde der Achtung, in welcher bei ihm sein Feind gestanden haben muß, als jene spätere Aeußerung des Königs, nachdem er Persien schon besiegt hatte, ein Denkmal des geistigen Ruhms, welchen Athen in der öffentlichen Meinung der damaligen Zeitgenossen besaß; nämlich: daß ihm bei allen, und den größten Thaten immer vor der Seele geschwebt: was werden wohl die Athener dazu sagen?

Die Thebaner glaubten inzwischen noch immer fest an Alexanders Tod, und hielten den gegen sie anrückenden für einen andern Alexander, entsprossen aus einer Seitenlinie des Macedonischen Königshauses.

Persers, und das Interesse der Hellenischen Freiheit trafen hier zufällig zusammen; Demosthenes benutzte den Umstand und that nur, was große Hellenen vor ihm einst auch gethan (Kenon, Agesilaus, u. s. w.)

Die Kriegspartei ſiegte daher ſtets in ihrer Stadt über die ohnmächtigen Verſuche derer, welche klarer ſahen, Unglück ahneten, und zum Frieden riethen. Zugleich hofften ſie auf Perſien, und erwarteten ſehnſüchtig Hülfsvölker von daher. Denn auch hier hatte Demosthenes neuerdings ſein ganzes Anſehen angewendet, um der Freiheit eine Stütze zu verſchaffen. Leider vollendete ſich der Thebaner Geſchick, ehe von den Sendſchreiben ihres Atheniſchen Freundes eine Wirkung erfolgen konnte. Der Macedonier lag bereits vor ihren Mauern. Muthvoll ſtanden die Bürger in der bald erfolgten Schlacht den Reihen des Perdikkas, verwundeten und trieben ihn zurück. Aber Alexander, mit der wunderbaren Phalanx, beſiegte ſie dennoch zuletzt; die Mauern wurden geſtürmt, während von der Kadmeia aus die Beſatzung ſie im Rücken überfallen hatte. Gräßlich war der Beſiegten Schickſal; was nicht getödtet war, wurde zu Sclaven verkauft, die Stadt bis auf die Tempel und Pindaros Wohnung zerſtört. Zu ſpät gereuete den König, wie oft erzählt worden iſt, Griechenland das eine Auge entriſſen zu haben.

Den Schreck, welcher durch alle Hellenen ob dieſer ſchauerlichen Rache ging, wollte der Sieger benutzen, um ſeine Feinde, und zumal die patriotiſche Partei, allenthalben zu vernichten, oder zu entwaffnen. Demnach befahl er zuerſt den Athenern: die Redner ſämmtlich

ihm auszuliefern, welche nicht müde würden, das Volk wider Macedonien aufzureizen; sollten sie unklug genug zögern, diesem Begehren zu willfahren, so hätten sie das gleiche Schicksal zu erwarten, das so eben die Thebaner getroffen.

Die Meinungen in der Versammlung der Athener schwankten. Ein großer Mann, gerecht und vaterländisch gesinnt, die Niederträchtigkeit der Zeit und seines Volkes eben so sehr mit Spott und Verachtung verfolgend, als Demosthenes sie zu tilgen und zu bessern bemüht war, jedoch aus Ueberzeugung von der Versunkenheit seiner Landsleute und ihrer moralischen Ohnmacht, stets nur Rathschlägen des Friedens zugethan, und eben darum politischer Meinungsgegner des feurigen Demosthenes, dieser Mann, Phokion, trat nun unter dem Volke auf, auf das er, seines rechtlichen Charakters wegen, sehr großen Einfluß übte, und ermahnte die Athener, den Zorn des Siegers nicht zu reizen, sondern die begehrten Männer ihm zuzuschicken, und durch das kleine Opfer größeres Unheil vom Staate abzuwenden. Zu den Rednern selbst sprach er: sie sollten das große Beispiel der Söhne des Laus und des Hyakinthos nachahmen, und nicht anstehn, für's Vaterland ihr Leben zu lassen. Dies mochte Phokion, der Macedonisch gesinnte, und darum sichere, wohl rathen; es ist aber leichter, Andere zur Resignation und zu Opfern zu begeistern, als selbst es

zu thun; und ein Mann, der seinen Werth gefühlt, und seiner Zeit Großes geleistet hat, giebt sich nicht leichten Kaufes seinem Schicksal Preis, blos damit entartetere Zeitgenossen in ihrer Ruhe und Behaglichkeit nicht gestört werden. Außer dieser Betrachtung war es aber selbst die Treue gegen das Vaterland, die in dem gegebenen Falle den bezeichneten Volksfreunden, ihre Selbsterhaltung zur Pflicht machte. Es erkannte Demosthenes, dem es vor Allen galt, was Alexander durch ihre Auslieferung bezwecke, und äußerte sich beim Volke unbefangen: die Athener irrten sich sehr, wenn sie glauben wollten, daß durch den Untergang einiger Weniger die Gefahr im Allgemeinen von ihnen abgewendet würde. Der schlaue Macedonier begehre nur diejenigen, deren Wachsamkeit und Tugend ihm am meisten verdächtig und verhaßt sey. Wären einmal die Wächter der öffentlichen Freiheit entfernt, so würden sie über den verwaisten, wehrlosen Staat, wie die Wölfe auf die von den Hunden verlassene Schaafe, herfallen. Ferner, so wie ein Kaufmann durch ein Paar Körner, die er als Muster zeige, den ganzen Getraidehaufen verkaufe, so würden auch die Athener durch Uebergabe Weniger sich alle übergeben. Demades, ein Redner der Macedonischen Faction, riß das Volk aus seiner Unentschlossenheit, und erbot sich gegen 5 Talente für Reisekosten und Bemühung bei Alexandern

für ſeine Kollegen Amneſtie zu erwirken. Sie gingen in den Vorſchlag ein, und Demades erreichte ſeinen Zweck bis auf Charidemos, auf deſſen Ueberlieferung der König beharrlich beſtand. Es entfloh aber derſelbe auf dem Wege, und begab ſich an den Hof des Darius, wo er nicht unbedeutende Dienſte leiſtete, bis in der Folge ihm ſeine böſe Zunge den Untergang dennoch bereitete.

Alexander trat ſeinen Zug gegen Aſien an, und verfolgte mit reißenden Fortſchritten ſeine Siege. Während dieſer Zeit lag Hellas in tiefe Apathie verſunken; die Redner in des Königs Sold herrſchten und walteten in Athen; Demoſthenes mußte verſtummen. Aber der Haß gegen den Tyrannen war nicht in ihm entſchlafen, er lauſchte nur auf einen günſtigen Augenblick, um neuerdings zur Freiheit zu vermahnen; und als ihm dieſer in dem Aufſtand des Sparterkönigs Agis gekommen zu ſeyn ſchien, erhob auch er ſich aus ſeinem Dunkel wieder, und ſuchte Hellas zur Theilnahme an dieſem kühnen Verſuche zu reizen. Leider unterlag Agis bald, und auch Demoſthenes mußte neuerdings mit gebrochenem Herzen ſich zurückziehn.

Deſſen ohngeachtet gab es in Athen immer noch Männer genug, welche in Demoſthenes das unſchätzbare Kleinod zu würdigen wußten, das die Helleniſche

Freiheit aus ihren Trümmern gerettet. Es brachte ein Mann von vielem Gewicht, Ctesiphon, einen schon vor 10 Jahren, vor der Schlacht bei Chäronea, entworfenen Vorschlag, oder Psephisma, abermal vor das Volk, welcher darauf antrug: Demosthenes, den Sohn des Demosthenes von Phäonien, mit einer goldenen Krone zu krönen, und, daß diese Auszeichnung ihm wirklich verliehen worden, am Feste des Bacchus, bei Vorstellung der an demselben veranstalteten Schauspiele, allem Volke bekannt zu machen; und zwar solches aus dem Grunde, weil Demosthenes zu allen Zeiten durch Rede und That die Wohlfahrt des gemeinen Wesens auf jede Weise zu fördern gestrebt habe. Zufällige Umstände hatten damals die Ausführung dieses Vorschlages verzögert. Er fand auch dießmal die größten Hindernisse, vorzüglich an den Anstrengungen des Aeschines, dem alten Ehrenfeinde und Meinungsgegner unseres Redners. In einer äußerst scharf durchdachten, meisterhaft ausgeführten und sehr langen Rede suchte er den Athern zu beweisen, daß Demosthenes Krönung den Gesetzen in mehr als einem Punkte widerstreite, und entwickelte zugleich das ganze System, Thun und Treiben dieses Patrioten, um denselben vor dem Volke aller ihm zuerkannten Verdienste bei diesem Anlasse zu entkleiden. Allein Demosthenes widerlegte seine Anschuldigungen Punkt für Punkt in einem

nicht minder meiſterhaften, glänzenden Vortrage, und beſiegte alle Herzen und Geiſter ſeiner Mitbürger dermaßen, daß trotz des heftigſten Widerſtandes von Seite der Macedoniſchen Parthei, und ohne die Furcht vor dem Könige zu berückſichtigen, er glorreich aus dem Kampfe ging, und die Krone ſich erwarb, während ſein Gegner nicht über ein Fünftheil Stimmen erhielt. Vernichtet in der öffentlichen Meinung, und ſchaamroth über dieſe Niederlage, verließ Aeſchines die Stadt, und begab ſich nach Rhodus und Jonien, um allda ſein Leben ruhmlos zu beſchließen.

Dem Demoſthenes verbitterten aber dieſen Triumphtag ſeines Lebens und Wirkens gar bald Tage der Bedrängniß und der Schmach, und er mußte ſeinen bisher tadelloſen Charakter durch den ſchwarzen Vorwurf der Beſtechung in den Augen eines großen Theiles der Athener befleckt ſehen. Ein verrätheriſcher Schatzmeiſter Alexanders, Harpalus mit Namen, welcher, in der Hoffnung, Alexander werde nimmermehr aus Indien kehren, auf das gewiſſenloſeſte die ihm anvertrauten Kaſſen verwaltet, und bei des Königes Rückkehr mit mehr als 5000 Talenten Geldes nach Athen ſich geflüchtet hatte, ſollte auch das Herz des Demoſthenes, der anfänglich auf ſeine Ausweiſung aus Athen angetragen, zuletzt doch noch gerührt, und denſelben zur Annahme großer Summen und prachtvoller Ge-

ſchenke verlockt haben. Man klagte daher den Redner mit mehreren Andern dieſes Vergehens an; als er aber öffentlich ſich vertheidigen wollte, weigerte man ſich, ihn anzuhören. Demoſthenes verlangte, daß ſeine Sache vor dem Areopag entſchieden werde; aber dieſe Behörde verdammte ihn, ebenfalls ohne hinlängliche Beweiſe, zu einer Strafe von 50 Talenten; während allenthalben Hausunterſuchung angeſtellt wurde, blieb blos die Wohnung des Kallikles, eines Neuvermählten, unangetaſtet. Bis die Summe bezahlt ſeyn würde, wurde Demoſthenes ins Gefängniß geworfen, und erſt als ſein Körper der feuchten Luft und dem Gram zu unterliegen drohte, ließ man ihn heimlich aus Athen entfliehen. (Andere ſagen, daß er die Sorgſamkeit der Wächter getäuſcht.) Als er kaum eine Strecke Weges in der Freiheit zurückgelegt hatte, gewahrte er plötzlich eine Anzahl Menſchen hinter ſeinem Rücken, die er bald für ſeine Feinde erkannte. Er erwartete Mißhandlungen, oder daß ſie ihn in den Kerker zurückſchleppen würden; allein wie ſehr erſtaunte er, als ſie ihn dringend baten, eine kleine Summe von ihnen als Reiſegeld anzunehmen, und zugleich Troſt und Muth in dieſem ſeinem Mißgeſchick ihm zuſprachen. In dieſem Augenblicke ſiegte das Gefühl der Natur über ihn, er weinte heftig und rief aus: Soll ich mein Schickſal nicht betrauern, das mich aus einer

Stadt verstößt, wo ich Feinde von solchen Gesinnungen habe, die ich nirgends anders unter Fremden mehr finden werde? Ein gemeiner Mensch nur kann, nach dieser Scene, Unedles von dem Character dieses Mannes glauben. Das Mährchenhafte der ihm gemachten Beschuldigungen springt auffallend in die Augen; wenn er von Harpalus so große Summen Goldes erhielt, warum konnte er denn die ihm auferlegte Strafe nicht bezahlen? Ferner: würden jene Bürger, seine Feinde, diesen ihr Gefühl so ehrenden Schritt gethan haben, wenn sie von seiner Unschuld und dem ihm zugefügten Unrecht nicht überzeugt gewesen wären? Endlich finden wir bei dem Schriftsteller Pausanias ausdrücklich bemerkt, daß Demosthenes seine Unschuld vollständig erwiesen habe, und auch von Andern der Ungrund des ihm vorgeworfenen Vergehens dargethan worden sey. Noch klarer spricht folgender Umstand für ihn: Als Harpalus in der Folge ermordet worden, fand man unter seinen Papieren ein vollständiges Verzeichniß aller der Personen, die von ihm Geschenke empfangen; Philorenos, ein persönlicher Feind des Demosthenes, schickte dieß wichtige Aktenstück nach Athen, aber nirgend war der Name des letzteren darauf zu lesen. So ist es also höchst wahrscheinlich, daß die Gegner von der Macedonischen Parthei dem unbeugbaren Bekämpfer ihrer Grundsätze und Umtriebe blos eine Falle gelegt hatten,

um ihm die Liebe des Volkes zu rauben, und zugleich ihn aus der Stadt ſelbſt zu entfernen.

Demoſthenes, als er das undankbare Athen verlaſſen, ſoll folgende Worte mit bitterm Gefühl ihm zugerufen haben: „O Minerva, Schutzgöttin dieſer Stadt! an drei ſchlimmen Thieren trägſt du Gefallen: an einer Eule, einem Drachen und dieſem Volke!“ Wir laſſen dieß dahingeſtellt, ob er ſich wirklich dieſe Aeußerung, die jedoch ſein Zuſtand und die erlittene Kränkung hinlänglich entſchuldigen würde, erlaubt, und begleiten ihn in ſein Exil nach Aegina und Trözene. Mit tiefem Schmerze ertrug er hier ſeine Verbannung, weniger, weil er Athens, als weil er des Wirkens für ſein Vaterland entbehren mußte; und oft ſah er mit Thränen heißer Sehnſucht nach der Gegend, über welche ſein Kaſſandrablick das Verderben immer drohender heranſchreiten ſah. Den Jünglingen, die ihn zu hören ſich berandrängten, rieth er, — (warum tadelt ihn deßhalb Plutarch?) mehr als einmal: im gegenwärtigen Augenblicke ſich nicht an das gemeine Weſen zu machen. Zwei Wege, ſagte er oft, ſtanden mir, als ich für die Republik zu wirken mich entſchloſſen hatte, offen: die Tribüne, und der Opfertod. Hätte ich die Uebel alle vorausgeſehen, die denjenigen treffen, welcher auf erſterer ſich um das gemeine Weſen mühet, und geahnet die Schrecken alle, die Schlingen des

Neides und der Verfolgung, ich würde den Weg gewählt haben, der mich zum Tode geführt.“ —

Aber auch ſein Abendhimmel ſchimmerte noch in den Stunden tiefſter Trauer von dem Lichte neuer Hoffnung und Freude. Der Welteroberer endigte plötzlich mitten in dem Jubelgefühl ſeiner Siege, und Verwirrung rüttelte allenthalben an das mit Nationenblut mühſam verkittete Werk der Univerſalmonarchie. Rings erwachte den Völkern der Muth. Alle Hellenen faßten neue Hoffnung für die Freiheit. Dazu hatte Demoſthenes noch aus der Verbannung großentheils mitgewirkt, und ſeinen Landsleuten folgendes geſchrieben: „Wer da glaubt, daß Alexander alles dem Glücke ſchuldig ſey, der denke an ſeine Thätigkeit, ſeine Anſtrengungen, ſeinen Muth, und daß er nicht beim Müßigſitzen ſo große Fortſchritte gemacht. Nach ſeinem Tode ſucht das Glück diejenigen, welche verdienen, daß es mit ihnen ſey; und dieſe mit Recht Glücklichen müßt ihr nun werden.“

Unmittelbar darauf geſellte er ſich den atheniſchen Geſandten zu, welche, um ein Bündniß der übrigen Hellenen mit ihrem Staate zu bewirken, herumreiſten; namentlich ſtimmte er die Arkadier zu dieſem Vorhaben. Die Athener aber ſäumten nicht, ihren großen, ja wohl größten Bürger, förmlich zurückzuberufen. Ein Dreiruder ging nach Aegina und nahm ihn auf; das ganze Volk

aber, (die Magiſtrate und Prieſter mitgerechnet, ja ſogar viele von der Gegenpartei,) ſtrömte zum Piräus, ihm entgegen, und begleitete ihn mit Jubel und unter den größten Feierlichkeiten in die Stadt zurück, die er als Flüchtiger und mit dem Scheine des Verbrechens belaſtet, verlaſſen hatte. Ohngeachtet Phokion, nach gewohnter Weiſe, den flüchtigen Aufflug der Begeiſterung verſpottete, ward der Krieg gegen die Macedonier erklärt. Zwar entzogen ſich Sparta, Arkadien und Achaia, ſo wie Korinth, theils durch Furcht bewogen, theils durch Umſtände beſtimmt, der gemeinſamen Sache; aber Argos, Sycion, Epidaurus, Trözene, Elis, Phliaſus, Dorien, Lokrien, Meſſenien, Akarnanien, Aetolien u. A. ſtanden feſt mit Athen zuſammen. Ein Heer von 30,000 Mann zog unter dem Oberbefehl des Leoſthenes aus. Es ſchlug den Antipater, der nach des Königs Tod in Hellas ſchaltete, bei den Thermopylen, und ſchloß ihn in der Feſtung Lamia ein. Antipater, in harter Bedrängniß, war geneigt, auf billiges Geding ſich zu ergeben; aber als die Griechen unbedingte Uebergabe verlangten, erwachte der Macedonierſtolz; jener ſuchte nun Zeit zu gewinnen, bis Entſatz herrannahe. Inzwiſchen fügte es Hellas böſer Dämon, daß Leoſthenes durch einen Steinwurf getödtet ward, und in Antiphilos, ſeinem Nachfolger, nicht der Geiſt, der

Muth und die Klugheit des frühern Feldherrn war. Plötzlich erschien, als gerade die größte Verwirrung in den Sachen der Athener herrschte, Leonatos mit neuen Truppen. Es kam zur Schlacht; beide Theile fochten mit äußerster Wuth; aber Leonatos ward geschlagen und getödtet, vorzüglich mit Hülfe thessalischer Reiterei. Der Rest vereinigte sich mit Antipaters Heer; dieser selbst hielt sich blos vertheidigungsweise, bis Kraterus anlangte. Nach der Vereinigung mit diesem General konnte nun Antipater eine Macht von 40,000 Mann Fußvolk, 5000 Reitern und 5000 Bogenschützen entgegen stellen: die Hellenen zählten nur noch 25,000 Bogenschützen und 2500 thessalische Reiter. Ein neues Treffen ward daher bei Kranon geliefert. Die Griechen siegten über die Reiterei; aber nicht ein gleiches Glück ward ihnen wider die Phalanx der Macedonier zu Theil. Muthlosigkeit, Verwirrung, Zuchtlosigkeit halfen außerdem nun ihre Niederlage bewirken. Deßhalb nahmen die meisten den Frieden, welchen Antipater bot, in das Regiment ihrer Städte aristokratische Reformen, in die Burgen Macedonische Besatzungen an. Sofort rückte ersterer gegen Athen, wo Anarchie und allgemeine Erstarrung aufs neue herrschten. Er nahm mit Wohlgefallen die Gesandtschaft der Redner Phokion und Demades auf, und stellte verschiedene Bedingungen, unter denen er die Stadt zu

verſchonen verhieß; eine der vorzüglichſten war die Auslieferung des Demoſthenes und Hyperides.

Der Erſtere hatte ſchon früher dieſe Wendung der Dinge geahnet, und bei ſich beſchloſſen, nicht durch Henkerstod, vor dem Angeſicht der ſiegjubelnden Feinde des Vaterlandes, zu ſterben, ſondern, wie es freien Männern ziemt, die durch ein großes Leben das Recht erkauft zu haben ſcheinen, es nach ihrem Willen endigen zu dürfen. Er floh mit ſeinen Freunden, noch ehe die Söldner des Antipater in Athen einrückten, nach der Inſel Kalauria, die gegenüber von Trözene liegt. Der feige Pöbel ſprach, auf den Vortrag des noch feilern Demades*), das Todesurtheil über den einzigen, der bisher noch der Hort ſeiner Freiheit geweſen. Im Tempel des Poſeidon fand ihn der Vollſtrecker der Sentenz, Archias; er aber brachte ihn weder durch Drohungen noch Verheißung aus der Freiſtatt des Gottes. Er nahm den Tod, wie Hannibal und Mithridates ihn genommen, durch Gift, das er ſeit län-

*) Der ſonſt gerechte Phokion hat bei der Nachwelt die ſchwere Anklage der Treuloſigkeit und des Undanks gegen Demoſthenes ſich zugezogen. Ihn, der früher mehrmals ſein kräftiger Freund war, ſeine Rückberufung aus der Verbannung bewirkt, und nicht wenig zu ſeiner Erhebung beigetragen hatte, ließ er hier, ohne etwas für ihn gewagt zu haben, fallen. Vergl. Kornel. Nepos „Phokion.“

gerer Zeit bei ſich getragen. Die würdigen und die unwürdigen Gegner raffte ein ſchmachvolleres Geſchick, wie zur Sühne für dieſen Herrlichen, nach kurzer Friſt, hinter einander weg. Phokion trank den Giftbecher, welchen gleicher Undank ſeinen Verdienſten gereicht; Demades fiel durch Kaſſanders Zorn; in tiefſtem Elend verſchmachtete Archias. Das Volk von Athen aber, ſelbſt in ſeiner ſchrecklichſten Entartung, fühlte den unerſetzlichen Verluſt, und ſeine tiefe Schande, und verſöhnte das Andenken des Geopferten durch Bildſäulen, Reden und Geſänge. Auf eine der erſten aber ward die Inſchrift geſetzt:

„Wärſt du, Demoſthenes, groß an Macht, wie an Willen geweſen,
Seufzete Hellas wohl nie in Macedoniens Joch.

Dieß iſt das ſchwache, unvollendete Bild eines der größten Menſchen, welche je auf Erden gelebt, und die Geiſter und Herzen von Tauſenden durch die edelſte Ueberlegenheit ſich dienſtbar gemacht haben; des feſteſten und letzten Bollwerks Helleniſcher Freiheit; und wir glauben nicht würdiger dieſe Skizze ſchließen zu können, als mit der Schilderung, die ein gleich geiſtvoller als gründlicher Hiſtoriker, *) der dieſen Helden mit

*) Fr. v. Raumer in ſeinen „Vorleſungen über alte Geſchichte" II. Thl.

Liebe und verdienter Wärme aufgefaßt, von ihm niederschrieb: „Niemals ſind größere Gedanken vollendeter ausgeſprochen worden; bloße Thorheit aber iſt es, Demoſthenes Reden von ſeinem öffentlichen Leben zu ſondern, oder ihm gar entgegenzuſetzen. Eines ſolchen Mannes Rede iſt ſein Thun, und ſein Thun iſt ſeine Rede; und durch das ganze Daſeyn hindurch bis zu ſeinem Opfertode offenbart ſich folgerecht, unwandelbar, ungetrübt, die Hoheit ſeines Gemüths, und die Würde der Geſinnung, welche Alles daran ſetzt, ſich und das Vaterland frei zu halten von fremder Sclaverei und von innerer Verderbniß. Demoſthenes hat gegen das moraliſche und ſittliche Veralten, welches die ganze Lage der Welt damals unabwendbar herbeiführte, wie ein Held angeſtrebt und gekämpft; er iſt verkannt und verſchmäht worden, nicht etwa, weil man Philippos und Alexander ohne Haß und Vorliebe begriff, ſondern weil der, welcher einen großen Mann recht verſtehen will, ſelbſt groß ſeyn muß, weil ſeine Größe die Abgeſchwächten drückte und verdroß, weil es leichter iſt, unbewieſene Kleinigkeiten über ihn zu behalten und nachzuſchwatzen, als ſeine Werke zu faſſen, und Erkenntniß des Geiſtes und Willens daraus zu ſchöpfen. Keiner würdigte Philipps Eigenſchaften ſo richtig, als Demoſthenes, und Philippos achtete wiederum dieſen Gegner höher, als alle feilen Schmeichler. Zur tüch-

tigen Gegenwirkung gehört ſo wenig blinder Haß, als zur Mitwirkung alberne Vorliebe; und die Größe und Kraft eines Helden der Geſchichte mißt und beſtimmt ſich ja erſt durch die Größe und Kraft des ihm Entgegenſtehenden.“ *)

---

*) Als Quellen ſind bei der erſten Anlage Demoſthenes Reden ſelbſt, Cicero, Plutarch, Pauſanias, Diodorus, Libanius und Photius benützt worden. Daß jedoch erſt bei dem zweiten Aufſatze der Verfaſſer über den großen Reichthum von kritiſchen Studien über ſeinen Helden aufgeklärt wurde, hat er in dem Vorworte von 1828 (bei Pölitz) ſelbſt geſtanden. Bekkers Literatur des Demoſthenes zeigt am beſten, was alles gethan und wie viel noch zu thun iſt.

V.

Ferdinand Wanker,

Professor der Moral

und

designirter Erzbischof von Freiburg.

(Geschrieben im Jahr 1830.)

Einleitung.

Ein neuer Fortſchritt der Humanität ſtellt ſich in der Richtung dar, welche der teutſche Katholicismus in einem bedeutenden Theil des teutſchen Vaterlandes, zumal aber im Süden, ſeit einer Reihe von Jahrzehnten genommen hat. Dieſelben teutſchen Gaue, wo einſt der Strom der ſiegreichen Reformation zuerſt ſich gebrochen, und, in Folge der Zwietracht unter den Bekennern der neuen Lehre ſelbſt, ſo wie des Unzuſammenhanges in den aufgeſtellten Dogmen und Doctrinen derſelben, die hart angefochtene Pabſtgewalt wiederum neue Mittel zur Behauptung ihrer Macht gefunden hatte, bilden nun das erhebende Schauſpiel einer freiwilligen, allmähligen, in ihrem eigenen Schooße vorgenommenen Reform; und nicht ohne tiefe Rührung

und ſichere Bürgſchaft für den Sieg des beſſern Principes kann man die reiche Summe alles deſſen überzählen, was ſeit den Zeiten Kaiſer Joſephs II., allen Hinderniſſen und Reactionen, und allen öffentlichen und geheimen Feinden zum Trotz, durch erleuchtete Männer der katholiſchen Kirche geſchehen und angeſtrebt worden iſt.

Der Parteigeiſt, von mehreren Seiten her in Fragen des Kirchthums vorherrſchend, und theils in allzu bitterer Verachtung der gegneriſchen Anſichten, theils in allzu leidender Indifferenz für die eigene Ehre und den eigenen Reichthum, hat das ſchöne Saatfeld überſehen, welches ſeit jener angedeuteten Periode aufgeſproſſen, und welches in den neueſten Tagen immer üppigere Halmen auftreibt; weder von Katholiken noch Proteſtanten iſt noch eine gründliche und umfaſſende Darſtellung der im Schooße der erſteren vorgegangenen geiſtigen Umwälzung geliefert worden, ſondern Alles, was bisher erſchienen, beſchränkt ſich meiſtens auf Bruchſtücke und einzelne Erſcheinungen, auf einige gröſſere Charaktere und Glanzpartieen. Dennoch würde ein ſolches Unternehmen wichtig und unſtreitig von größerem Segen begleitet ſeyn, als die vielen neuen Ausgaben einer zu Grabe getragenen Polemik, einer Wiederanregung der vom vorgeſchrittenen Zeitalter, dem geſunden Menſchenverſtand und der Ueberzeugung der beſſern längſt entſchiedenen Fragen, ſowohl kanoniſchen

als dogmatiſchen Inhaltes, und die Wiederanfachung von Kämpfen, wobei der Sieg nur traurig und die Niederlage nur ſchimpflich genannt werden können.

Die Katholiken berauben ſich eines großen Vortheils dadurch, daß ſie entweder den obſcuren Theil der Anwälte ihres Kirchthums ein tolles, ſie ſelbſt herabſetzendes Spiel, der Aufklärung zum Aerger und dem Charakter ihres eigenen beſſern Organismus zum Hohn, forttreiben laſſen; oder daß Viele, im Ueberdruß und Eckel vor ſolchen Dingen, und in der Troſtloſigkeit des Gemüthes über die Verwüſtung des Heiligen durch Aberglauben und Fanatismus, ſo wie in der Verzweiflung an zu bewerkſtelligenden Reformen, welche von den Hirten vergeblich erwartet worden, geradezu in das feindliche Lager übergehen. Während dort ſelbſt jedoch der Myſticismus und die Pietiſterei zu ähnlichen Scenen führen und die Reihen des Proteſtantismus durch Unſinn mannigfacher Art ſchwächen, führt der Jeſuitismus die denkenden Geiſter von der letzten Verbindung mit Rom ab, und der Rationalismus bemächtigt ſich der verlaſſenen Feuerſchlünde und zerſtört damit, was von poſitivem Glauben noch übrig geblieben. Wohl mag die philoſophiſche Ueberzeugung für den verlornen Kinderglauben Denjenigen Erſatz gewähren, welche in und zu Ideen erzogen worden, und welche die Urbilder der Wahrheit auch in anderen

Regionen zu finden meinen, als in ſolchen, wo die vergangene Zeit ſie zu ſuchen gewöhnt war; aber die Maſſen, welche dieſer reingeiſtigen Richtung nicht ſo ſchnell zu folgen vermögend ſind, welchen freundliche Bilder, begeiſternde Formen, einſchmeichelnde Gebräuche, ſüßduftende Liturgien, ſichere Normen des Gehorſams Bedürfniß geworden ſind, und noch lange es bleiben werden, dieſe kommen bei dem vorſchnellen Tauſche ſicherlich zu kurz, und es erzeugt ſich ſodann nach und nach eine Anarchie in Gefühlen und Sitten, welche nicht in der Aufklärung ſelbſt, ſondern in der ungeſchickten Anwendung der Poſtulate derſelben ihren Grund hat, und welche von ihren Feinden mit gewandter Liſt zu des Glaubens und der Freiheit gemeinſamem Nachtheil benutzt werden.

Unſers Bedünkens daher muß von den wahren und aufrichtigen Vertheidigern des Katholicismus in ſeiner Reinheit mit Läuterung der Begriffe von Religion, Kirche und Kirchenweſen rüſtig fortgeſchritten, dabei aber die Formen in ſo fern geſchont werden, als ſie noch die Möglichkeit eines Beſtandes nach vernünftigen Anſichten in ſich tragen; man muß dieſe Formen veredeln und läutern; man muß in dasjenige wiederum Geiſt und Bedeutung bringen, was durch den Lauf der Zeiten und die Einwirkung menſchlicher Leidenſchaften abgeſchmackt und ſchädlich geworden.

Dieſe wohlthätige und heilſame Richtung iſt ſchon zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts von verſtändigen Männern der katholiſchen Kirche, und zwar von Prälaten und Prieſtern, wie von Fürſten und Miniſtern, Schriftſtellern und Publiciſten, eingeſchlagen worden; aber die Hitze des Streites, welcher mit dem Ultramontanismus und der Ignoranz raſtlos fortgeſetzt werden mußte, erbitterte allmählig auch ſanftere Gemüther, und trieb manche Individuen weit über das anfänglich vorgeſetzte Ziel hinaus. Daſſelbe iſt in den neueſten Tagen abermals geſchehen, und die Hartnäckigkeit der Gegner reizt den Widerſpruch in ſolchem Grade, daß auch die letzte Hoffnung eines Vergleiches ſchwindet, und mit den Mißbräuchen des Kultus auch dieſer letztere ſelbſt in Gefahr des Unterganges geräth.

Solche rein negative und zerſtöreriſche Richtung iſt von unzuberechnenden Folgen begleitet, und ſtatt der kirchlichen Freiheit droht ein roher Materialismus auf den Trümmern des abgebrochenen Gebäudes Platz nehmen zu wollen. Zwei Feinde ſind alſo mit gleicher Macht abzuhalten, damit nicht das letzte Uebel ärger, als das erſte werde. Damit aber dieß geſchehen möge, haben die Beſſeren genau ſich unter einander zu verbinden, den Waizen von der Spreu zu ſondern, und durch Hinweiſung auf leuchtende Muſter und Zierden der Kirche die Begeiſterung des Volkes warm,

den Glauben in Achtung, den Kultus im Einklang mit dem Geiſte der Religion und der Kultur zu erhalten.

Nichts Zweckmäßigeres ſcheint uns hiefür, als wenn die gediegenen Schriften ausgezeichneter Katholiken in Sammlungen möglichſt weit verbreitet, und ihre Verfaſſer ſelbſt in ihrer edleren Wirkſamkeit, durch Biographien und Charakteriſtiken unter das Publikum gebracht, die gemeinen und rohen Erzeugniſſe der Leidenſchaft oder Unwiſſenheit dagegen nach und nach verdrängt werden. Eine Bibliothek des Vorzüglichſten, mit Zuſtimmung der einzelnen Verfaſſer und Verleger angelegt, würde gewiß mit Erfolg und Beifall ſich durchführen laſſen, und die Mehrzahl des Volkes, welchem die Auswahl ſchwierig, und die Leſung aller der verſchiedenen Schriften, ſelbſt der gutgeſchriebenen, unmöglich iſt, in den Stand geſetzt werden, ſelbſt ſich zu bilden und zu erheben.

Unter den ſüdteutſchen Katholiken ſteht der verſtorbene Wanker mit ſeinem literariſchen Nachlaſſe in der Vorderreihe, und es war ein glücklicher Gedanke des verdienſtvollen Herausgebers *), mit einer vollſtändigen Sammlung deſſelben vor das Publikum zu treten. Gerne unterzog ſich der Verfaſſer gegenwärtigen

*) Dr. Wilderich Weik. Sulzbach in der v. Seidel'ſchen Buchhandlung, in 4 Bänden.

Aufsatzes der Einladung zu Abfassung einer gedrängten Skizze von dem wichtigsten Lebensmomente, so wie eine Charakteristik der Schriften und Bestrebungen des trefflichen Mannes, in welchem er einst auch einen seiner Lehrer verehrt, und welchem ihn das Schicksal leider auf nur allzu kurze Zeit als Kollegen zugeführt hat. Gern hätte er gewünscht, daß einer seiner vertrauten Schüler oder langjährigen Freunde sich an die Sache gemacht; da dieß jedoch nicht geschehen und der Augenblick zu sehr drängte, um noch viele einzelne Materialien zu etwas Vollständigerem zu sammeln, so hat man sich hier nur auf ein kleines Miniaturgemälde beschränkt, welches die geliebten Züge des Verklärten so darstellt, wie sie aus einstigem, unmittelbarem Anschauen und aus einzelnen Erinnerungen nach sieben Jahren sich wieder dargestellt. Vorzügliche Notizen und Nachrichten liefern die Gedächtnißrede Hug's, von welchem zunächst eine umfassende Biographie seines Freundes erwartet werden mußte; mündliche Mittheilungen erhielt der Verfasser von der wackern Schwester Wanker's, so wie von dem als Arzt und Mensch ausgezeichneten Neffen, Hofrath von Wänker, und dessen Sohne, Dr. Ludwig von Wänker.*) Auf den

*) Es ist ein wesentlicher, von den Verwandten selbst bedauerter, Verlust für die Biographie Wanker's und viel-

ſchlimmſten Fall hat er ſeine Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, zu dem Ehrenſtein für eine der ehrwürdigſten Illuſtrationen der Freiburger Hochſchule und des katholiſchen Teutſchlands das Seinige beizutragen. Diejenigen, welche über den Verfaſſer Tadel auszuſprechen vielleicht am ehesten berechtigt und geneigt ſind, müſſen ihn für ſich ſelbſt behalten, da ihre Säumniß gegen das Andenken eines Mannes ſie anklagt, mit deſſen Freundſchaft ſie doch einſt ſo gerne ſich geſchmückt. Es iſt übrigens auch nicht durchaus nothwendig, daß gerade ein Prieſter den Kranz ihm winde; Wanker gehört dem Vaterlande und der Menſchheit an; alle Beſſeren, Laien wie Kleriker, haben an ihn ein gleiches Recht.*)

---

leicht die Literatur, daß bei ſeinem Tode keine genaue Sammlung und Sichtung ſeiner hinterlaſſenen Briefe und Manuſcripte vorgenommen ward. Dieſe Klage hat der Verf. mehr als einmal aus dem Munde von Verwandten vernommen.

*) Zu Vermeidung von Mißverſtändniſſen muß hier bemerkt werden, daß in keinem Falle hier auf ſeinen verehrten Freund, Herrn Schreiber, angeſpielt worden iſt.

Ferdinand Geminian Wanker wurde zu Freiburg im Breisgau den 1. Oktober des Jahres 1758 geboren, und zwar wegen eines gefährlichen Falles seiner Mutter, zu früh. Schon hatte man das Kind, als verloren, zur Seite gelegt und alle Sorgfalt ausschließlich auf Rettung der Mutter beschränkt; da regten sich an ihm Zeichen des Lebens wieder. Diese Umstände hatten jedoch auf sein Physisches einen bleibend nachtheiligen Einfluß, und es bedurfte vieler Anstrengung und Pflege, um den zarten, schwächlichen Körper weiter zu bringen. Desto rüstiger und kräftiger dehnte sich in der gebrechlichen Wohnung der Geist aus. Die Mutter, mit feinerem Blicke als der Vater begabt, hatte Wanker's vielverheißende Anlagen bald bemerkt und für einen wissenschaftlichen Beruf ihn bestimmt; der Vater hingegen, ein ehrlicher Bürger von altem Schrot und Korn, jedoch ohne allen Ehrgeiz und Schwung, hielt seine Profession, die Wachsspinnerei, für das höchste und nützlichste Ziel, beschäftigte den Jungen schon frühe mit in dieselbe schlagenden Arbeiten, und gestattete ihm nur mit Mühe den Besuch des Stadtgymnasiums auf so lange, bis die Kräfte des Söhnleins zum förmlichen Eintritt in seinen eigentlichen Beruf gehörig gekommen seyn würden. Die Fortschritte,

welche unſer Ferdinand auf jener Anſtalt gemacht, rechtfertigten der Mutter Anſicht und entwaffneten den Widerſtand des Vaters; „er billigte, ſchreibt Hug, ſtillſchweigend, was ſein ernſter Sinn zu loben ihm nicht erlaubte. Da er wegen ſeines Gewerbes zum Einkaufen beträchtliche Reiſen machen mußte, ſo erzählte er in den Abendſtunden dem wißbegierigen Knaben viel von den Städten und Ländern, die er geſehen hatte, die dieſer nun auf den Landkarten nachſuchte, ſo daß er ſeines Vaters ſämmtliche Reiſen zu erzählen wußte, Bücher darüber nachlas und eine Liebe zur Erdbeſchreibung erhielt, die ihm ſeine ganze Lebenszeit hindurch geblieben iſt. An Stärke und Gewandtheit weit hinter ſeinen Mitſchülern zurück, nahm er an ihren Spielen, ſo heiter er ſonſt war, wenig Antheil, ſaß zu Hauſe, trug von allen Seiten Bücher zuſammen, und wurde ſo auf ſeine eigene Weiſe des Lebens froh. Uebrigens ſtille, ſanft, aufrichtig, unfähig einer Lüge, wie ihn ſeine Zeitgenoſſen ſchildern, hing er mit großer Zärtlichkeit an ſeiner Mutter, die ihm eine beſonders liebreiche Sorge widmete. Von ſeinen Mitbürgern wie ein kleiner Lehrer geachtet, und bei den Preisaustheilungen immer ausgezeichnet, blieb er ſtets ohne Anſpruch. Als ihm einſt alle in ſeiner Klaſſe ausgeſetzten Preiſe zuerkannt wurden, getraute er ſich die letzten nicht mehr anzunehmen, ſondern verbarg ſich

ſchüchtern in der Menge der Zuſchauer und holte erſt des Abends den Ueberreſt der ſchönen Bücher ab."

Die Glücksgüter ſeiner Eltern kamen bald hierauf, wider ihr Verſchulden, ſehr in Abnahme, ein Umſtand, der auf den wißbegierigen Jüngling höchſt nachtheilig wirkte und ſeine fernere Geiſtesentwicklung durch die Sorgen des Lebens vielleicht für lange unterbrochen haben würde, wenn nicht der patriotiſche Sinn der Bewohner ſeiner Vaterſtadt bereits für ſolche Fälle Sorge getragen hätte. Es beſtand ein ſogenanntes Sapienz-Kollegium, worin Unbemittelte ohne Entgeld den Wiſſenſchaften ſich widmen konnten. Seine akademiſche Bildung wurde ſomit ohne fernere Störung fortgeſetzt und vollendet. Nach dieſem bezog er das Seminar und empfing darin, den 25. Mai 1782, die Prieſterweihe. Vorher hatte er alle ſchwere Prüfungen ſeiner Fakultät beſtanden und auch den theologiſchen Doctorhut empfangen. Nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt ſuchte er eine ſeinen Kenntniſſen und Beſtrebungen angemeſſene Stelle. Innerhalb des Zeitraums von 16 Monaten fand er vier für eine. Zuerſt wählte ihn die Familie des Herrn von Weſſenberg, welche zu Feldkirch, ein paar Stunden von Freiburg, ihre Grundherrſchaft beſitzt, zum Vikar in jenem Dorfe, ſodann eine adeliche Familie in Freiburg ihn zum Erzieher (Hofmeiſter) ihrer Söhne. Bald darauf

beförderte ihn die Universität zu Freiburg als Patronin zur Pfarre Wendelsheim; aber er bezog dieselbe gar nicht, denn eine vierte, besser zusagende Bestimmung folgte rasch auf die dritte; er sah sich nämlich zum ersten Subrektor des Kaiserl. Josephinischen Seminariums ernannt (3. October 1785). Wenn man sein geringes Alter für eine so wichtige und schwere Stelle in Betracht zog, so mußte die Wahl des jungen Priesters auffallend erscheinen, und merkwürdig genug sah er noch viel jünger aus, als er wirklich war. Allein Wankers Betragen und Kenntnisse verschafften ihm bei den jungen Männern, die er zu bewachen und zu leiten hatte, so viele Achtung und ein so unbedingtes Zutrauen, als nur immer der älteste und erfahrenste Mann hätte fordern können. Sein hervorstechendes Talent fand siegreiche Anerkennung, und manche Individuen, in welchen reiche Saaten des Edleren lagen, welche er mit pflegen und hegen half, haben ihm auch noch in späterer Zeit ein dankbares Andenken an diese Periode bewahrt.

In ebenderselben Zeit geschah es, daß er sein Lehrbuch der Pastoral entwarf. Leider waren es mehr die ersten Umrisse, welche er darin mitgetheilt, und er hatte es fest vor, mit Gunst der Umstände, das darin Angedeutete weiter zu entwickeln, und in einem größern Werke dereinst die Summe seiner An-

ſichten und Erfahrungen dem theologiſchen Publikum mitzutheilen. Allein ſpätere Lebensſorgen und gehäufte Berufsanſtrengungen hinderten ihn an der Ausführung dieſes Planes, welcher noch immer in die Reihe der von Katholiken am wenigſt glücklich behandelten Zweige gehört.

Auch die Grundzüge zu einem Lehrgebäude der chriſtlichen Moral wurden bereits um dieſe Zeit niedergelegt und manche andere glückliche Ideen verarbeitet, welche Wanker in der Folge, freilich mehr als Lehrer, denn als Schriftſteller, durchzuführen Gelegenheit fand. Alle übrige Zeit, die von den täglichen Geſchäften und von den wiſſenſchaftlichen Forſchungen ihm geblieben, wendete er fortan den Familienverhältniſſen zu, und beſonders war es die herzlichſte und ununterbrochenſte Aufmerkſamkeit für ſeine geliebte Mutter, ſeine erſte geiſtige Wohlthäterin, was ſein reiches ſchönes Herz erfüllt. „Sie war — ſagt Hug — eine beneidenswerthe Frau durch ihren vortrefflichen Sohn. Durch ihn genoß ſie Achtung, von ihm Troſt und Unterſtützung. Alles, was er nur möglicher Weiſe erübrigen konnte, trug er ihr zu, und drang er ihr mit liebreicher Freudigkeit auf: ihre letzten Tage ſind durch ihn die ſchönſten ihres Lebens geworden.“

Wie ehrenvoll auch die bisherige Stellung im G. Seminarium geweſen ſeyn mochte, ſo hatte ſie doch

für den anſtrebenden Mann viel Hemmendes und Abhängiges, was dem wiſſenſchaftlichen Aufſchwung bisweilen nicht ſehr zuträglich war; deſto begieriger ergriff er den Ausweg, welchen eine Berufung an die Univerſität Freiburg, in der Eigenſchaft als Profeſſor der Moral, ſich ihm erſchloſſen. Ein ſolches Amt war ſeit längerer Zeit das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche geweſen, und ſchon im Jahre 1788 ſah er ſie gewährt. Allem fernern Ehrgeiz, der gefährlichen Klippe ſo manches teutſchen Gelehrten, gern entſagend, lebte er von nun an ausſchließlich und mit ganzer Seele ſeinem neuen Berufe. Er brach darin für die theologiſche Welt eine neue ſegensvolle Bahn, ſowohl theoretiſch als praktiſch, und bildete eine reiche Zahl von Männern heran, welche gleich ihm dachten und fühlten, lehrten und handelten, welche mit der Kultur des religiöſen Gefühls zugleich die Entwicklung aller geiſtigen Fähigkeiten als erſte Pflicht eines echten chriſtlichen Prieſters zu verbinden ſuchten, welche den Kampf gegen Aberglauben und Unglauben, Unwiſſenheit und Selbſtüberſchätzung als Bedürfniß des Zeitalters und ihrer Sendung zugleich erkannten und welche beſonders dahin bemüht waren, dem theologiſchen Leben und Treiben, das in Südteutſchland durch den langen unheilvollen Einfluß des Jeſuitenthums ſo viel gelitten, Erhebung und Würde, und beſonders auch den

katholiſchen Univerſitäten, welche an literariſchem Verdienſt ſo weit unter ihren proteſtantiſchen Schweſtern ſtanden, zweckmäßige Reformen wiederum zu geben.

Die Anſtrengungen Wanker's, vereinigt mit denen einiger andern Kollegen, gingen nicht verloren, ſondern ſahen ſich von reichen Erfolgen gekrönt. Teutſchland zählt viele Schriftſteller, deren Namen gangbarer als der unſeres Mannes ſind; dennoch hat manche dieſer Celebritäten bedeutend weniger auf die Jugend ſeiner Zeit und den Geiſt, beſonders der katholiſchen Hochſchulen, in ſo hohem Grade gewirkt, als der Verewigte. Es ſtrömte mehr ſein *inneres* Leben, und zwar mit jedem Jahre neu und reicher, in das Herz und in den Verſtand einer Menge von Zuhörern, als daß er auf Maſſen von Papier, in die enge Form flüchtig und zahlreich hinter einander geſchriebenen Lehrbücher eingezwängt, die Meßkataloge ruhmredig geziert hätte. Doch blieb er auch von dieſer Seite nicht hinter den Pflichten eines jeden vorzüglicheren Lehrers; die Grundſätze ſeines Wirkens und Treibens der Mit- und Nachwelt zur Beurtheilung ſeines Werthes und zur Vermehrung des Beſitzthums der Wiſſenſchaft, der er gedient, zu überlaſſen.

Die öſterreichiſche Regierung, damals die Schutzherrin der Hochſchule und in dem Zenith ihrer reformatoriſchen Wirkſamkeit, ließ, nachdem die Albertina

von der tyrannischen Zudringlichkeit der Jünger Loyola's emancipirt worden, dringende Aufforderungen zu einem zweckmäßigen Lehrbuch der christlichen Moral in öffentlichen Reskripten ergehen, ein Lehrbuch, welches, ohne die Principien der heiligen Lehre selbst in irgend einem Punkte zu verletzen, doch mit der herrschenden Stimmung und der vorgeschrittenen Bildung des Jahrhunderts im Einklang wäre. Mehrere erschienen, aber das Wanker'sche erhielt den Vorzug. Es hat nachmals verschiedene Auflagen hinter einander erlebt, ohne daß dem Verfasser ein erheblicher Gewinn davon geworden wäre *). Jede der spätern Auflagen erschien vermehrt und vervollkommnet. Das Lehrbuch diente in der Hauptstadt des Kaiserreiches selbst als Grundriß bei Vorlesungen. Aber auch auf andern höhern Anstalten genoß es in der Folge eben desselben Vorzuges. An einer gänzlichen Umarbeitung, wozu Wanker sehr viele, gegenwärtig leider zerstreute oder verloren gegangene Materialien gesammelt, hinderte ihn der Tod.

---

*) Das Publikum würde staunen, wenn wir ihm das Maximum des Ehrensoldes mittheilten, welchen Wanker für ein so zahlreich verbreitetes Werk erhalten. Wir haben unsere Notizen hierüber aus einer mündlichen Aeußerung des Verstorbenen selbst.

Das Handbuch der christlichen Moral *) ist eines der schönsten und vollendetsten Denkmale der katholisch-theologischen Literatur, jedoch, sonderbar genug, im protestantischen Norden Deutschlands nur wenig bekannt, vermuthlich des geringen Verkehrs des österreichischen Buchhandels mit dem übrigen Teutschland wegen. Die Grundsätze sind mit der strengsten philosophischen Schärfe entwickelt; die Darstellung ist einfach, edel, klar, lichtvoll, populär, wie es die Wissenschaft selbst, von der hier die Rede, immerdar seyn sollte. Keines der früheren Systeme, keine der philosophischen Doktrinen sind dem Verfasser fremd geblieben. Mit bescheidener Freimüthigkeit liefert er die Geschichte und die Kritik Aller, und die eigene Ansicht, ohne Anmaßung und Anspruch auf Unfehlbarkeit, tritt als die Summe der Forschungen des Lebens und beharrlicher Sehnsucht nach dem Ideale der Wissenschaft auf. Doch würde es mehr als anziehend und wichtig seyn, die mündlichen Commentare zu jedem einzelnen Paragraphen mit dabei zu besitzen, da das Gedruckte selbst kaum über einen Drittheil des Abgehandelten bildet. Der verewigte liebte weder das zeitraubende Diktiren von seiner Seite, noch das skavische Nachschreiben von Seite der Zuhörer.

*) Wien bei Doll. Fast alle drei Auflagen, auf schlechtes Papier gedruckt, wimmeln von Druckfehlern.

Es wäre überflüssig, in die Einzelheiten jenes Wanker'schen Hauptwerkes einzugehen, da dem wissenschaftlich gebildeten Leser und dem Kenner vom Fache nichts neues gesagt werden kann, für die Uebrigen aber dasselbe zum Genuß und eigener Beurtheilung daliegt. So viel wir wissen, ist es fast überall mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und höchstens von einzelnen Zeloten einer übertriebenen Orthodoxie, und zwar aus keinen andern Gründen getadelt worden, als weil der Verfasser ein Professor der „auf der Hölle gebauten Universität Freiburg" und ein Zögling der so verschrieenen Josephinischen Periode war. Der Geist, der durch das Ganze weht, ist ein so ernster, echt philosophischer und frommchristlicher, daß es einer sehr boshaften, heuchlerischen oder verschrobenen Natur bedurft hätte, um darin Gift zu finden.

Nach dem Lehrbuch der christlichen Moral förderte Wanker, als Schriftsteller, nur Weniges mehr zu Tage. Wir finden ihn erst i. J. 1804 mit einer kleinen Abhandlung vor dem Publikum wieder, und zwar bei dem Anlasse, wo einem verdienstvollen, aufgeklärten Priester und Freunde, dem Stadtpfarrer J. N. Vannotti zu Rothenburg am Neckar, einer der Zierden des Katholicismus in Würtemberg, die theologische Doktorwürde ertheilt ward. Die Schrift führte den Namen: „Ueber Vernunft und Offenbarung,

mit Hinſicht auf die moraliſchen Bedürfniſſe der Menſchheit *). Anderwärts ſchon aufgeſtellte Beweiſe für die Gottheit Chriſti ſind hier mit noch größerer Ausführlichkeit entwickelt, und namentlich beſchäftigte ſich der Verfaſſer viel mit dem Faktum der Wiedererweckung des Lazarus, als dem „Creditiv, wodurch ſich Chriſtus als den Geſandten Gottes auf eine höchſt befriedigende Art legitimirte, und wodurch die auf dieſe Legitimation gegründete Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Offenbarung gegen alle Einwürfe der Spekulation feſtgeſetzt wird.“

Höchſt lehrreich war eine zweite kleine Schrift: Ueber die Verbindung der ſittlichen Kultur der Geiſtlichen mit der wiſſenſchaftlichen. Sie ward in dem von Weſſenberg herausgegebenen Archive des Bisthums Konſtanz **) eingerückt. Aus den darin aufgeſtellten Grundſätzen kann man am beſten die Größe der Forderungen entnehmen, welche der aufgeklärte Moraliſt an ſeine Standesgenoſſen machte und

*) Freiburg im Breisgau, bei Roſſet. 2te Auflage. Wien.

**) Freiburg im Breisgau bei Herder, Jahrg. 1806. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſe treffliche, in den meiſten Jahrgängen gänzlich vergriffene Zeitſchrift oder doch eine Auswahl der beſten ihrer Aufſätze in einer neuen Auflage erſchiene.

den Einklang, in welchem er mit den Ideen des Zeitalters ſtand.

Noch wichtiger ſcheint uns die dritte, im Jahr 1810 erſchienene: „Ueber das Band der Ehe, nach ihrer naturrechtlichen und reinmoraliſchen Anſicht *). Urſprung, Charakter, Rechte und Pflichten des zarteſten und folgenreichſten aller ſocialen Verhältniſſe ſind geſchichtlich hier nachgewieſen und der Beweis geliefert, wie die Zeiten und Völker, bei denen die Monogamie geherrſcht und die Heiligkeit der Ehe aufrecht erhalten worden, auch zugleich die ſittlich-tüchtigſten waren und ihre innere und äuſſere Lebenskraft am längſten erhielten; dagegen Polygamie und Concubinat ſtets nur auf bereits verdorbene Perioden und Nationen deuteten. Des Verfaſſers Sprache iſt ſo human in der Geſinnung und in der Rückſicht auf alle Gebrechlichkeiten der menſchlichen Natur, als ſeine Kenntniß reich in den mannigfachen Zügen und Falten des Herzens und in der Geſchichte der Leidenſchaften und Verirrungen deſſelben. Die vielen Beiſpiele und Beweisſtellen, welche er aus heidniſchen und chriſtlichen, älteren und neueren Schriften für jeden einzelnen Satz anführt, beurkundet eine tiefe Gelehr-

*) Ebendaſelbſt 1610. Vergl. die Vorrede zu dem IV. Bande der Wanker'ſchen Schriften.

ſamkeit und Beleſenheit, ſo wie ein immerwährendes Fortſchreiten mit allen beſſeren Zeitleiſtungen. Alles, was zu Gunſten der entgegengeſetzten Meinung geſagt werden konnte, iſt nicht vergeſſen, und der naturrechtliche Geſichtspunkt genau von dem ſittlich-chriſtlichen getrennt.

Vielleicht aber iſt die Krone von Wanker's Leiſtungen das nach ſeinem Tode erſt von einem Unbekannten herausgegebene Werk: „Vorleſungen über Religion nach Vernunft und Offenbarung, nach den Bedürfniſſen der Akademiker *). Bei dieſem Werke hält es auf jeden Fall etwas ſchwer, zu beſtimmen, was der Verfaſſer, wenn er die Ausgabe ſelbſt beſorgt hätte, Alles mit aufgenommen, ausgelaſſen oder hinzugeſetzt haben würde. Der Umſtand, daß er dieſe Vorleſungen, vielfacher Aufforderungen von Schülern, Freunden und Collegen ungeachtet, dem Drucke zu übergeben, immer ſich geweigert hat, gab nachmals der Vermuthung Raum, als ſey von ihm

*) Mainz bei Müller 1829. Man hat behauptet, daß es nicht ganz getreu nach den vollſtändigeren Manuſcript-Exemplaren abgedruckt worden; die Wanker'ſchen Hefte darüber variiren nämlich ſehr. So viel wir wiſſen, iſt dem Herausgeber der ſämmtlichen Schriften eines der ſicherſten zu Gebote geſtanden, oder vielmehr das von ihm ſelbſt aus Wanker's Munde niedergeſchrieben.

manche treffende, in seine Idee und in sein System passende Stelle aus andern Werken mit in die Hefte eingeflossen, und so viel uns bekannt, hat in einer Literaturzeitung vor noch nicht Langem ein in der Sache kompetenter Kritiker solches ausdrücklich angemerkt, und namentlich auf Kajetan Weiler hingewiesen, mit welchem Wanker allerdings bisweilen sehr auffallend, ja oft wörtlich übereinstimmt. Es wäre die Pflicht des voreiligen Herausgebers der Vorlesungen gewesen, genaue Vergleichungen darüber anzustellen, und die literarische Ehre seines Gefeierten besser zu wahren, durch Auslassung der aufgenommenen Stellen, oder wenigstens durch deren Bezeichnung und Angabe. Diesem Geschäfte hat der neue Herausgeber nachträglich sich unterzogen.

Wie dem auch sey, der größte Theil gehört unbestritten Wanker'n an, und nirgends sprach sich seine edle Seele so warm, seine Ueberzeugung so fest, sein Drang nach Wahrheit so lebendig, als in diesen, meist publice und vor einem äußerst zahlreichen Auditorium gehaltenen Vorlesungen aus. Es liegt ein wahrer Balsam geistigen Lebens darin, und kein unverdorbener Jüngling, ja Niemand, dem es mit dem Streben zum Bessern Ernst ist, wird ohne Rührung und Frucht sie jemals lesen und durchstudiren.

So viel von Wanker's Wirken, als Lehrer und

Schriftſteller der Moral im Allgemeinen. Wenn aber die Art und Weiſe des Vortrages jederzeit als eines der Hauptverdienſte eines akademiſchen Lehrers und eine der ſchwierigſten Aufgaben ſich darſtellt, welche beſonders in unſerem Teutſchland bei dem kontrakten Zuſtande, worin ſelbſt berühmte Männer über dem Schlendrian des Heftweſens allmählig den Geiſt verſchmoren laſſen, ſchwer zu löſen iſt und ſelten gelöst wird, ſo hat Wanker gerade in dieſer Hinſicht vor vielen Andern bedeutende Vorzüge beſeſſen. Aber hören wir darüber ſeinen Freund Hug, welcher in dieſer Sache der kompetenteſte Richter iſt, da ſein eigener Vortrag gleichfalls eben ſo ſehr durch äußere Annehmlichkeit, als der Inhalt durch gründliche Gelehrſamkeit ſich auszeichnet.

„Zuerſt beſtimmte W. jeden Begriff auf das Genaueſte, beleuchtete ihn ſodann von allen Seiten, begründete ihn dann einfach durch ſtandhafte Beweiſe; und nun erſt leitete er in ſtrenger logiſcher Ordnung alle daraus entſtehende Folgerungen mit Bedächtlichkeit und Umſicht ab. Nie hielt er etwas im Halbdunkel, oder nebelte um ſich her, um die Einbildungskraft aufzuregen, und unſichtbare Geſtalten hinter dem myſtiſchen Flor ahnen zu laſſen, die man dann mit hochklingenden Worten beſchwört, bis ſie auch von andern geſehen werden. Nein, auf dem lichten heitern Pfade der Erkenntniß führte er die Zöglinge Schritt für Schritt

in das Gebiet der Wiſſenſchaft ein, und bewirkte durch die Klarheit und den ſchulgerechten Gang ſeiner Vorträge bei ihnen Ueberzeugung. Wenn er aber ein Ziel erreicht, die Gerechtſame der chriſtlichen Pflicht und Tugend vor aller Augen dargethan hatte, dann ſprach er mit Innigefühl und Wärme, und belehrte nicht bloß, ſondern verbeſſerte und veredelte ſeine Zuhörer."

Davon iſt der Verfaſſer dieſer Skizze ſelbſt ein lebendiger Zeuge geweſen; niemals ging er ohne tiefinnere Begeiſterung aus dem Lehrſaale, in welchem er ſowohl die Vorleſungen über theologiſche Moral, als die über Religion nach Vernunft und Offenbarung beſuchte *). Ein beſonderes Feuer leuchtete aus den

*) Oftmals waren dieſelben von mehr als der Hälfte der akademiſchen Bürger aus allen Fakultäten beſucht. Keine Luſtbarkeit, keine Zerſtreuung, ja keine Ermüdung nach durchſchwärmter Nacht hielt ſelbſt ſolche Burſche oft von dem Donnerſtags-Collegium ab, bei welchen das ſogenannte Schwänzen der Vorleſungen Mode war. Es war eine Art Ehrenſache, hier gegenwärtig zu ſeyn. Während der Stunde herrſchte ungewöhnliche Ruhe; eine Bedingung übrigens, auf welche der ernſte Mann, welcher jederzeit ſtreng ſeine Würde bewahrt, ſehr genau zu halten wußte. Nicht ſelten hat der Verfaſſer auch auf rohen Geſichtern ſiegreiche Rührung erblickt und intereſſante phyſiognomiſche Betrachtungen angeſtellt. Die Herzen der Jugend ſind in der Gewalt tüchtiger Lehrer, welche auf Verſtand und Gemüth zugleich zu wirken wiſſen.

Augen des Trefflichen, wenn er die verſchiedenen Beweiſe von Gottes Daſeyn jedes Jahr mit neuen und verſchärften Unterſuchungen darüber entwickelte, oder wenn er die Liebe Jeſus zum Menſchengeſchlecht, die Göttlichkeit ſeiner Sendung, das Ideal der Tugend, die Hoffnung der Unſterblichkeit und die Wunder Gottes in der Natur ſchilderte. Sein ſchwäbiſcher Accent und ſeine feierlichlangſame Sprache, womit er jedem Worte einen beſondern Nachdruck zu geben wußte, hatten etwas ganz Eigenthümliches. Die Begeiſterung, welche ihn ſelbſt bei Durchführung ſeines Gegenſtandes ergriff, theilte ſich auch den Hörern mit.

Noch erinnert ſich der Verfaſſer, welche Gefühle in ihm die Betrachtungen des Lehrers über die Eitelkeit der Menſchen und ihr nichtiges Thun und Treiben und ihre thörichten Hoffnungen in ihm erregt. Kein Lehrbuch, keine Predigt, keine Katechese, kein Beichtſtuhlſermon kommentirten ihm das „Vanitas Vanitatum et omnia vanitas“ — ſo lebendig, und es war, als wäre ihm zum erſtenmal die Sonne recht aufgegangen und zum erſtenmal klang es wie ein tiefer, überirdiſcher Akkord in ſeiner Bruſt. Träumend zog er aus dem Lehrſaal auf den Friedhof, die Beweisſtellen dafür nachzuleſen. Seine ewige Dankbarkeit gegen dieſe geiſtige Einwirkung jenes Mannes auf ſeinen Verſtand und ſein Gemüth hat aber darin ihre völlige Rechtfertigung

und Erklärung gefunden, daß Wanker, trotz ſeiner Schilderung von der Unzureichenheit aller Menſchenkraft und von der Unmündigkeit irdiſcher Intelligenz durch alle Perioden der Weltgeſchichte, niemals zu feigſentimentaler Ergebung, noch knechtiſcher Ertragung der unabwendbar heranſtürmenden Uebel, ſondern zu ausdauernder Manneskraft, zu einem von Chriſtus ſelbſt aufgeſtellten Forſchungstrieb und Freiheitsſinn, zu aufgeklärter duldſamer Religioſität und ſtandhafter Bekämpfung alles Schlechten bei jedem Anlaß auffor-derte.

Oft zeigte ſich für den Verfaſſer Gelegenheit, Wanker'n, der in dieſer Hinſicht ſehr zugänglich war, auch zu Hauſe zu genießen, und von ſeinen ſo ſanftchriſtlichen, als hellphiloſophiſchen Anſichten über Vergangenheit und Gegenwart, Religion und Kirchthum, Politik und Moral, ſich zu überzeugen. Wanker's Leben ſelbſt, ſowohl im Familienkreis- und in dem der Freunde, als in der Verſammlung ſeiner Collegen und in den Berührungen, welche ſein mannichfach getheilter Beruf mit ſich brachte, bildete den praktiſchen Kommentar zu ſeiner Lehre. Am liebſten ſprach er über Philoſophie und Menſchenkunde; ein beſonderes anziehendes Thema bildeten ſeine vertrauten Mittheilungen über Spinoza und Kant, die er vor allen andern auszeichnete, wiewohl er ihnen, ſeinen Haupt-

grundſätzen nach, natürlicherweiſe nicht in allem beiſtimmen konnte. Er hatte es gern, wenn Gewiſſensſkrupel oder philoſophiſche Bedenken ihm eröffnet wurden, und er lächelte nicht ſelten über den künſtlichanſtudirten Unglauben ſeiner jungen Freunde, denen er die Ehrlichkeit dabei bald anſah; je heftiger man mit philoſophiſchen Einwürfen zuſetzte, deſto günſtigere Anſichten hegte er von dem Bildungsgang der nach Wahrheit Forſchenden. Ein junger Menſch — meinte er — muß alles kennen lernen und prüfen, was der menſchliche Forſchungsſinn, die Leidenſchaft, der Unſinn und der Uebermuth ausgeheckt; die Leuchte der Wiſſenſchaft und die Cynoſur des Glaubens würden dann ſchon in die Gährung und Finſterniß dasjenige bringen, was noth thue. Zwang und Gleißnerei, Verſtellung und Lüge, Serviliſmus und Wohldienerei verachtete er über die Maßen. Er ſah die Leute, welche damit ſich ihm näherten, mit ſcharfen durchdringenden Augen an. Gleichwohl hielt er viel auf Reſpekt und Gehorſam.

Auch kaſuiſtiſche Fälle pflegte er mit beſonderm Wohlgefallen zu behandeln und zu erklären. Sie waren gleichſam ſeine geiſtigen Lieblingsſpeiſen. Oft wurde er, und zwar in höchſt wichtigen Angelegenheiten und ſelbſt von fern her, zu Rathe gezogen; ſeine Gutachten trugen das Gepräge der ſtrengſten Sittlichkeit, aber auch der ſanfteſten Humanität; und während er für den

Himmel alles in Beſchlag nahm, was ihm zu gehören ſchien, räumte er auch der Erde ihre Rechte ein und das menſchliche Herz fand an ihm einen liebevollen und beredten Anwalt. Vielen Takt beſaß er in Allem, was die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur betraf, deren tiefe Bedeutung und hochwichtigen Einfluß auf die Sitten der ſcharfſinnige Anthropolog beſſer, als irgend ein anderer, zu erfaſſen und zu erklären wußte. Daher er denn auch von ausgezeichneten Frauen und liebenswürdigen Mädchen häufig als Seelenarzt in räthſelreichen Verwickelungen angegangen wurde. Seine ſtrenge Sittlichkeit, ſein väterlicher Ernſt und ſein gemüthvolles Weſen erzeugten ihm mit Recht das unbedingteſte Vertrauen, und Hunderte von Familien und Einzelnen haben bei ihm über innere Zuſtände Troſt und Beruhigung gefunden.

Merkwürdig iſt, daß er auch das berühmte Gutachten mit unterzeichnet, welches die theologiſche Fakultät der Freiburger-Hochſchule zu Gunſten des Prieſtereides auf die Konſtitution der franzöſiſchen Assemblée constituante ausgeſtellt. Wanker ſelbſt hat längere Zeit hindurch als Verfaſſer dieſes Aktenſtückes gegolten, und die Anſicht hat ihm, da Uebelwollende ſie mit Induſtrie in Rom geltend zu machen geſucht, in der letzten Angelegenheit ſeines Lebens einigermaßen geſchadet. Allein es iſt nunmehr erwieſen, daß ein an-

derer ſeiner Collegen das Gutachten redigirt, Wanker jedoch deſſen Inhalt vollkommen gebilligt und als damaliger Dekan der theol. Fakultät zuerſt unterſchrieben hat, wie jeder Vernünftige und Aufgeklärte damals es thun mußte *). Wie ſchon geſagt, haßte er am meiſten Einſeitigkeit; bei den Menſchen überhaupt, bei den Gelehrten aber doppelt. Ihm ſelbſt war kein Zweig des Wiſſens ganz fremd, und in Sprachen, in der Geſchichte, in der Länder- und Völkerkunde war er ganz vorzüglich zu Hauſe, ohne daß er jedoch dieſe Kenntniſſe ruhmredig auf der Kanzel auszupacken, Anläſſe geſucht hätte. Der Verfaſſer erſtaunte oftmals, auf Spaziergängen, die er mit dem Verewigten in der Umgegend von Freiburg zu machen das Vergnügen hatte, Wanker'n über alte und neue Zeit, über ganze Perioden und einzelne Völkergeſchichten bis in's kleinſte Detail, und in die örtlichſten Umſtände hinein, mit einer Gründlichkeit und Geläufigkeit ſprechen zu hören, um welche Manche ihn beneiden konnten.

So wenig er ſich als Politiker den Ereigniſſen

---

*) Vgl.: Gutachten der theol. Fakultät von Freiburg über die Amtsverrichtungen der franzöſiſchen katholiſchen Geiſtlichen, die den Verfaſſungseid leiſteten. Mit Einleitung, ungedruckten Aktenſtücken, Ueberſetzungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. H. Amann. Freiburg bei Groos 1832. 8.

des Tages anſchloß und öffentliches Beſprechen der damals äußerſt kitzlichen Gegenſtände des konſtitutionellen Lebens in ſeiner ſtillen, zurückgezogenen Weiſe liebte, ſo gern ſprach er unter vertrauten Perſonen über politiſche Materien, und zwar mit einem Feuer und mit einer Freimüthigkeit, die an ihm doppelt liebenswürdig und für den Unterredner eindringlich war. Nicht ohne Bitterkeit ſprach er von dem Benehmen der europäiſchen Diplomatie gegen die ſpaniſchen Cortes, mit der größten Bitterkeit aber von dem Syſtem gegen die Neugriechen, deren Aufſtand gerade in jene Tage gefallen, wo der Verf. am meiſten mit ſeinem ehemaligen Lehrer und ſpätern Collegen zuſammentraf *). Er prophezeite aus dieſem unchriſtlichen Verfahren große Uebel in der Zukunft, ſowohl politiſche als moraliſche, und die nächſte Folgezeit lehrte, wie richtig er prophezeit hatte.

---

*) Unter denen, welche über die Intriguen gegen des Verfaſſers Anſtellung an der Univerſität ebenfalls mit Indignation und zwar mehr als einmal ſich ausſprachen, befand ſich auch Wanker. Er beſeufzte von Herzen die inſidiöſe Leidenſchaftlichkeit von Männern, welche ihre grauen Haare noch nicht zur beſonnenen Ruhe und zu einiger Gerechtigkeit gegen jüngere Talente gebracht, und welche ſelbſt tiefe Gelehrſamkeit und ſtrahlenden Ruhm durch ungebändigten blinden Haß des Herzens verdunkelten. In Wanker's Herzen war kein Neid und kein Falſch.

Ueber die Art und Weiſe, wie Wanker, der in ſeinem ganzen Leben nie, oder nur ſelten, aus Freiburg herausgekommen war, dennoch alle neuern Ereigniſſe in der phyſiſchen und moraliſchen Welt, und eben ſo auch alle Revolutionen in dem Gebiete der Wiſſenſchaft aufzufaſſen und zu beurtheilen pflegte, ferner über einige andere entſcheidende Züge ſeines Privatcharakters erklärt ſein Leichenredner ſich, wie folgt:

„Sein Leben bis ins vier und zwanzigſte Jahr ging in ſtiller wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung dahin. In dieſer Zurückgezogenheit mehrte ſich ſein gelehrtes Erkenntniß, ohne daß er an Erfahrung viel gewonnen hätte. Aus ſeiner kleinen Umgebung beurtheilte er die ganze Welt. Er blieb daher bis in ſein männliches Alter kindlich einfach, zutraulich, gegen männiglich ſonder Argwohn, der beſte der Menſchen. Seine Vorſtellung von Verſchiedenheit der Denkweiſe und des menſchlichen Benehmens war mehr aus Büchern, als aus dem Leben genommen, ungefähr wie wir Merkwürdigkeiten entfernter Länder aus Reiſebeſchreibungen kennen. Ein Mann von weniger Geiſt hätte durch harte Warnungen verſtändigt werden, oder in ewiger Verweiſung aus der thätigen Welt bei den Büchern bleiben müſſen. Bei ihm bedurfte es nur der Umſtände und ihrer Andeutungen, um ſeine mehrſeitigen Fähigkeiten zu entwickeln.“

„So trat er als zweiter Vorſtand in das kaiſerliche Seminar, in einen größern Kreis ein; in eine Verſammlung junger Männer, von den verſchiedenſten Anlagen und Thätigkeiten, wo ihm das Mannigfaltige der menſchlichen Sinnesart und Richtung das erſtemal näher vor das Auge trat. Er ſollte ſie leiten, ohne ſie zu meiſtern. Wenige Fehlgriffe würden ihn um Achtung und Liebe gebracht haben. In dieſer Lage gewöhnte er ſich eine Ueberlegung und Umſicht an, die ihm in der Folge immer zur Seite ſtand, und unter ſeine bezeichnenden Züge gehört. Das Dringendſte war nun, jeden Einzelnen kennen zu lernen, um ihn ſeiner Eigenheit gemäß zu behandeln, damit er die Geſammtheit befriedige. Aber die Bewegungen des Lebens waren hier zu einfach und gleichförmig, als daß ſie ihm den Anblick verworrener geſellſchaftlicher Verhältniſſe hätten gewähren können; dennoch hat er hier den Grund zu den pſychologiſchen Einſichten gelegt, die ihn zum Lehren und Ausüben ausnehmend befähigt haben.“

„Seine in dieſe Umgebungen angeregte Beobachtungsgabe brachte er zum akademiſchen Lehramte, wie ſie ganz die Richtung des ihm gewordenen Berufes annahm. Jede auffallende Erſcheinung im Gebiete der Sitten ſuchte er aus vorhergehenden Umſtänden zu erklären, und ruhte nicht, bis ſie ihm aus pſychologiſchen Urſachen verſtändlich geworden war. Alles Aeußere

nahm er als Sittenlehre auf, und ſo wurde er ein gelehrter Beobachter der Menſchen und ihrer Handlungen, ohne eigentliche Verſchlimmerung oder böſliche Neugierde. Es war ihm blos darum zu thun, den Menſchen als ſittliches Weſen zu kennen."

Sein Eifer in Beobachtung ſolcher anthropologiſchen Züge verließ ihn in keiner Situation des Lebens und weder im Drange der Geſchäfte, noch in Stunden der Erholung. Selbſt beim Mahle wollte er geiſtig mitgenießen, und eine Vorleſung aus irgend einem Buch, das in ſeine Lieblingsfächer einſchlug, mußte daſſelbe würzen. Es gehörte — erzählte die wackere Gefährtin ſeiner einſamen Stunden, ſeine viele Jahre hindurch ihn pflegende Schweſter — zu ſeinen größten Annehmlichkeiten über alle möglichen Gegenſtände, beſonders aber was Sitten- und Menſchen-, Länder- und Völkerkunde betraf, während und nach dem Eſſen ſich auszugießen, und nie konnte man ohne tiefe Rührung ihn vernehmen, wenn er auf das herrliche Walten der Gottheit in der Natur und auf das Wiedererſcheinen eines und deſſelben Urtypus in den verſchiedenartigſten Eigenthümlichkeiten der Völker und Einzelnen zu ſprechen kam. Sehr häufig unternahm er einſame Gänge durch die blühende Gartenreihe und über die ſchönen Hügel, welche die Stadt umgeben, und bei denen meiſtens jene Schweſter oder ein Freund ihn

begleitete. Erſterer erklärte er ſodann Blume für Blume Frucht für Frucht, und knüpfte die geiſtreichſten Vergleichungen und ſalbungsvollſten Digreſſionen über Gegenſtände der ſittlichen Welt daran. Wenn ſein Thema ihn dann ergriffen, leuchtete oft ſein Antlitz wie das eines Verklärten, und man fühlte deutlich, wie er ſelbſt in inniger Gemeinſchaft mit demjenigen ſtand, deſſen Preis er verkündigte.

So war der Schriftſteller und der Lehrer der Moral in ſeinen öffentlichen und Privat-Verhältniſſen beſchaffen; ſo floß ſein Leben wie ein ſtiller Bach dahin, klar und geräuſchlos, ohne Schlangenwindungen und Krümmungen, aber beide Ufer mit Geiſtesblumen beſäet, die Wandelnden und Zuſchauenden erfriſchend und erhebend. Der Briefwechſel mit einer großen Zahl ehemaliger Schüler, darin manches treffliche Gutachten über verwickelte Fälle, die er entſcheiden ſollte, hielt ihn allein mit der literariſchen Außenwelt etwas in Verbindung. Mit den Bürgern ſeiner Vaterſtadt aber vereinigte ihn für und für und auf das innigſte eine Wirkſamkeit, welche wir noch zu beſchreiben haben, und welche ihm ein nicht minder ruhmvolles Denkmal geſetzt hat, als die reiche Summe der Leiſtungen ſeines gelehrten Berufes. Doch wir laſſen, ſtatt unſer, den feinauffaſſenden Hug darüber reden:

„Wanker ſelbſt gehört uns und zunächſt uns an;

von dieſem Standpunkte gingen ſeine Einflüſſe in das geſellſchaftliche und ſittliche Leben aus. Wenige Städte können ſich ſo vieler milden Stiftungen, aber keine kann ſich einer ſo wohl entworfenen Anſtalt rühmen, wie ſie Freiburg beſitzt. Es dankt ſie einem ſeiner Unvergeßlichen. Sein iſt der ſchöne Gedanke, die hülfloſe weibliche Jugend unter Aufſicht zu bringen, in allen Künſten des Haushaltens unterrichten zu laſſen, in ſonntäglichen Lehrſtunden ihr Herz zu bilden und ihre Sitten zu läutern, und Preiſe für ihr Wohlverhalten auszuſetzen, die von Jahr zu Jahr verzinslich aufbewahrt, ihnen als Eheſteuer in ihrem fünfundzwanzigſten Jahre gereicht werden. Dieſe Anſtalt, zunächſt für die Erziehung verſtändiger, treuer und ſittlicher Dienſtboten, beabſichtigt, indem ſie einerſeits auf das häusliche Wohl der Inwohnerſchaft zurückwirkt, rettete auf der andern Seite einen im Durchſchnitt verlorenen Theil der Geſellſchaft, der meiſtens auf Abwegen ſeinen Untergang findet. Sie kennen ihn Alle — ruft der Parentant die damals verſammelten Kollegen an — der ſo gedacht und mit ſeinem Vermögen die weiſen Entwürfe verwirklicht hat. Wir kennen dich und hören ſegnend deinen Namen, verklärter Heinrich Sautier!*)

*) Dieſes Inſtitut ſteht unter der Leitung des trefflichen Urſuliner-Erziehungsſtiftes, eine derjenigen pädagogiſchen

„Der ſegensreiche Erfolg dieſer gemeinnützigen Einrichtung zeigt ſich nicht allen in einer Menge gutgearteter Jünglinge und Mädchen, ſondern bereits in ſchätzbaren Bürgern und Bürgerinnen, von denen die Geſellſchaft wieder mit Zuverſicht einen Nachwuchs ihres Gleichen erwartet. Daran hat der ſelige Kollege einen bedeutenden Antheil; der Stifter gründete und pflanzte, Wanker aber wartete und pflegte mit Einſicht und unausſprechlichem Wohlwollen eilf Jahre hindurch den jungen Aufwuchs. Bald übernahm er mütterliche Pflichten, unterwies mit Zartheit das Mädchen, ſich zu bewahren, ſeine Jungfräulichkeit zu ehren, und ſeinen Werth durch Eingezogenheit zu erhöhen; bald drang er mit väterlichem Ernſt bei Mädchen und Jünglingen, wie es die Umſtände heiſchten, auf Anſtand und Sitten. Für das Wohl jedes Einzelnen beſorgt, ſuchte er oft Meiſter für die Knaben, Dienſte für die Mädchen nach ihren Geſchicklichkeiten, war immer bedacht, beide in Häuſern unterzubringen, wo ſie zu Ordnung und Ehrbarkeit angehalten wurden, erkundigte ſich von

---

Anſtalten, darauf nicht nur Baden, ſondern ganz Teutſchland ſtolz ſeyn kann, und vor der wir an einem andern Orte dereinſt reden werden. Als treuer Gehülfe Sautier's müſſen wir auch den penſionirten Domherrn Ph. B. v. Reibelt nennen, welchem die Stadt ebenfalls viel an philanthropiſchen Zwecken verdankt.

Zeit zu Zeit nach ihrem Betragen, kümmerte ſich um ihr Glück und Fortkommen, wie es nur ein guter Vater, eine liebende Mutter thun konnte, und verlor ſie nie aus den Augen, bis ſie ſeiner Sorge nicht weiter bedurften. Wie that es ſeinem Herzen ſo wehe, wenn er Unverbeſſerliche ausſtoßen mußte; wie freute er ſich mit ganzer Seele derjenigen, die ihm gute Hoffnungen gaben; wie war er entzückt, wenn er ſie glücklich zu ihrem Ziele geführt hatte! Wer hat ungerührt die Verklärung geſehen, die auf ſeinem Angeſichte lag am Tage der Preisaustheilung, oder wenn er den Mädchen jährlich ein kleines Feſt gab, und Zeuge ihrer unſchuldigen Fröhlichkeit war! Hier empfand er ſo recht alle Vaterfreuden und alle Wonne eines edlen Bewußtſeyns."

Ein Näheres enthält die von Wanker ſelbſt bei einem dieſer feierlichen Anläſſe (am 19. September 1819) gehaltene Rede. Sie führt den einfachgroßen, menſchenfreundlichen Mann mit ſeinen Anſichten und Hoffnungen von der genannten Stiftung beſſer vor die Augen ſeiner Zeitgenoſſen, als Parentant und Biograph es zu thun vermochten.

„Erfreulich iſt gewiß jedem Menſchenfreunde die Feier dieſes Abends; denn es iſt die Feier des Höchſten im Menſchen, der thätigen, alles aufopfernden Liebe: erfreulich beſonders am heutigen Tage, an dem

wir uns mit Dank gegen Gott erinnern, daß er unſer Inſtitut nun ſchon 20 Jahre erhalten, und daſſelbe nicht nur durch alle Stürme der Zeit unbeſchädigt durchgeführt, ſondern es mitten im Sturme erſtarken, und Blüthen und Früchte treiben ließ, die ſchon Hunderten ein fröhliches, bürgerliches und moraliſches Daſeyn gewährten."

Es war das ſchreckenvolle, für Freiburg ſo unglückbringende Jahr 1800, in welchem unſer verewigter Mitbürger, Profeſſor Heinrich Sautier, die Idee, die ſeinen Geiſt ſchon Jahre lang beſchäftigte, die Idee einer wirkſamen Abhülfe der jugendlichen Armuth, ins Leben treten ließ. Ich will hier nicht wiederholen, was über den Zweck unſers Inſtituts über den Plan und Einrichtung deſſelben, und über die Beweggründe, die den ſeligen Stifter dabei leiteten, ſchon öfter geſagt und geſchrieben worden. Auch darüber will ich dem ſeltenen Manne keine Lobrede halten, daß er bei dem Streben, der angeerbten Armuth ſeiner Zöglinge zu ſteuern, das einzig wirkſame Mittel ins Auge faßte, wodurch Armuth gehoben und Armuth verhütet werden kann, und welches ſich in dem Satze ausſpricht: Setze jeden in Stand, daß er ſeinen Unterhalt durch Arbeit redlich erwerben kann, und redlich erwerben will!

Das, worauf ich Sie, Hochverehrteſte! in dieſer halben Stunde aufmerkſam zu machen wünſche, ſind

die Schickſale unſers Inſtituts, eine kurze Darſtellung deſſen, was ſeit den 20 Jahren ſeines Fortbeſtandes Gutes und Nützliches geſchehen, wie es geſchehen, und welche Geſtaltung dadurch unſere Stiftung gegenwärtig gewonnen hat. Ich glaube eine ſolche Ueberſicht vorzüglich denjenigen ſchuldig zu ſeyn, welche unſere Bildungsanſtalt auf mancherlei Weiſe, durch Rath und That, und durch wiederholte reichliche Beiträge bisher unterſtützten; damit in ihnen die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit unſers Inſtituts immer mehr befeſtiget, und das Intereſſe dafür immer mehr belebt werde.

Es iſt ein allgemeines Naturgeſetz, daß auch die gemeinnützigſte Idee, die der Geiſt eines edeln Mannes auffaßt, nicht plötzlich und auf einmal, ſondern nur nach und nach und theilweiſe ins Leben trete; und es muß eine Reihe von Jahren vorübergehen, bis ſie, ſtets vorwärts ſchreitend und ſtets kämpfend mit mannichfaltigen Hinderniſſen, ſich endlich in ihrer ganzen Fülle offenbart. Dieß iſt der Inhalt der ganzen Weltgeſchichte: es iſt auch der Inhalt der Geſchichte unſrer Stiftung.

Mächtige Hinderniſſe traten dem edeln Stifter bei der Gründung ſeiner Anſtalt in den Weg, die erſt überwunden werden mußten, bevor er auf feſtem Fortbeſtand und reiche Früchte rechnen konnte. Die Zeit

hatte viel Treffliches zerstört, und was sie gab, waren leere Worte. Der Glaube an eine uneigennützige Hingebung für die leidende Menschheit war gestorben; das Vertrauen mußte erst erobert werden. Vielerlei Institute, womit der Menschheit aufgeholfen werden sollte, wurden vorher und nachhin in wortreichen Phrasen angekündet, und versprachen goldene Berge, und was sie leisteten, war Flittergold. Der ursprüngliche Fond war nur schwach. Der selige Stifter hatte zwar seinen Kindern Alles geopfert, selbst den letzten Löffel, den er entbehren konnte; demungeachtet mußten die Ausgaben äusserst beschränkt werden. Der zum Unterricht nöthige Apparat war dürftig; die Preise klein, und nur für Wenige; nur Ein Mädchen konnte jährlich ansehnlich begabt, nur für sechs bis sieben Knaben das Lehrgeld bezahlt werden. Selbst die Beschaffenheit der Mädchen, welche in die Stiftung aufgenommen werden konnten, war ihrem Fortschritte hinderlich. Sie mußten zum größern Theile von der Straße aufgegriffen werden; und da in dieser Periode die armen Kinder die öffentlichen Schulen nur kurze Zeit, oft noch sehr unfleißig besuchten, so brachten sie bei ihrem Eintritt in die Stiftung kaum die ersten Elementarkenntnisse mit. Dieser Mangel der Vorbereitung hielt den wohlthätigen Zweck unsers Instituts auf der untersten Stufe gefangen. Man mußte sich begnügen,

wenn ſelbſt die beſſern Zöglinge deutlich leſen und ſchreiben, etwas rechnen und erträglich ſpinnen, ſtricken und nähen konnten. An eine höhere Weihe und an ein wirkliches Einführen in die vielſeitige Haushaltungskunſt, dieſe eigenthümliche Beſtimmung des Weibes, war nicht zu denken. Höchſtens gab es von Haus zu Haus wandernde Nähemädchen, gerade das Schlechteſte, was ein Mädchen werden kann, dem Gott einen geſunden Verſtand und gerade Glieder gab.

Klein waren alſo und unſcheinbar die erſten Anfänge; langſam das Wirken der Anſtalt unſers Stifters; aber die Liebe hielt ihn feſt an ſeinem Werke. Was jetzt groß iſt, ſchrieb er in ſeinem jährlichen Bericht, war auch einſt klein. So wie der Landmann im fröhlichen Geſang die aufgehende Sonne begrüßt, obſchon ſie erſt nur einige höhere Punkte beleuchtet; ſo wie der Gärtner vergnügt bei ſeinem Blumenbeete ſtehen bleibt, wenn ſich auch nur da und dort einige Knoſpen öffnen: ſo war auch ein ſpärlicher Gewinn ſeinem Herzen Freude und Erquickung. Das Bäumchen, das er gepflanzt, gab doch einige Früchte, und unter dieſen waren wieder einige ganz reif und ſchmackhaft. Dieß bewies, daß der Baum von guter Art ſey, und erregte die Hoffnung einer reichlichen Ernte, beſonders weil mehrere Hinderniſſe, welche den Flor des Inſtituts aufgehalten, nach und nach beſeitigt wurden.

Strengere Geſetze nöthigten die armen Aeltern, ihre Kinder fleißig in die Schule zu ſchicken, und die ſieben und acht Jahre, welche dem Schulunterricht gewidmet werden mußten, waren mehr als hinreichend, ſie in denjenigen Vorkenntniſſen zu befeſtigen, an welche der ſittliche Unterricht und die ſittlichen Uebungen angereiht werden konnten. Die beſſern Fortſchritte erregten Theilnahme und Vertrauen. Die Liebe, die nie erſtirbt, entflammte die Herzen vieler Edlen; ſie legten für die Sache der Armuth, oft ganz verborgen, reichliche Opfer auf den Altar der Liebe. O! wie herzlich freute ſich Sautier über jede auch kleine Gabe. Jede hob ſeinen Muth und belebte ſeine Hoffnungen. Sein Geiſt ſchwang ſich hinüber in eine glücklichere Zukunft. Er ſah Schaaren von Jünglingen und Mädchen ſeinem Aſyl der Liebe zueilen, ſah ſie der Armuth und ihren Folgen entriſſen durch treue Pflege und kräftige Hülfe. Er ſah eine Reihe froher Bürgerfamilien, denen die Stiftung mit dem Satz ins Handwerk die Thüre zu ihrem Glücke öffnete, er ſah dieſelben ſich mehren von Geſchlecht zu Geſchlecht, und hinter vielen Geſchlechtern ein glückliches Freiburg, in welchem Niemand darbt, auſſer wer lieber darben, als arbeiten will.

O! nennen Sie dieſes keine leeren ſchönen Träume, aufgegriffen aus einer Zauberwelt! — Es war doch

auch kein leerer Traum, als der Erlöser am letzten Abend seines Lebens, umgeben von seinen Jüngern und im hohen Entzücken hinaus sah in eine neue Welt, wo die stolzesten Nationen vor dem jetzt Verschmähten ihre Knie bogen, wo gebietende Herren ihre Sklaven, und hochgeborne Damen ihre Mägde als gleiche Brüder und Schwestern begrüßten. Jesus sah es, ging hin und starb; und was er sah, verwirklichte sich nach wenigen Generationen. Auch Vater Gautier verließ diese Erde im Glauben an die Erfüllung seiner Hoffnungen; und sein Glaube ward nicht getäuscht. Sein Institut hat seitdem an Kraft, an innerem Leben, und an Einwirkung nach Außen viel gewonnen.

Unsere zwei unermüderen weiblichen Lehrinstitute, welche schon früher in Absicht auf die Schulkenntnisse der Stiftung so mächtig vorarbeiteten, haben uns durch ihre neu errichteten Spinn-, Strick- und Nähschulen einen weitern wichtigen Gewinn gebracht. Da diejenigen, welche in die Stiftung aufgenommen zu werden wünschen, jetzt schon vor ihrem Eintritt in dieselbe in diesen ersten aller weiblichen Kunstfertigkeiten unterrichtet werden, und ferner nur der Fortübung bedürfen, so können wir ihre Thätigkeit auf diejenigen Gegenstände richten, welche mit dem praktischen Leben in der Welt, und mit ihrem künftigen Berufe als Dienstbotin, Hausfrauen, Gattinnen und Mütter, in

einer nähern Verbindung ſtehen. Dieſe Weihe zu ihrem künftigen Berufe iſt nun der Hauptzweck unſerer Anſtalt, der Punkt, von dem alle ſtiftlichen Anordnungen ausgehen, und auf den ſie zurückkehren, iſt der Maßſtab, der in Vereinigung mit der Sittlichkeit die Größe der Belohnung beſtimmt. Vieles iſt hierin ſchon geſchehen, manches wird noch geſchehen. Gegenwärtig werden die Zöglinge der Reihe nach von zwei geſchickten und erfahrenen Lehrmeiſterinnen im Kochen und Backen unterrichtet und geübt. Der jährliche Bericht führt diejenigen auf, die ſich in dieſem Jahre in beiden Künſten durch gute Zeugniſſe und durch die That erprobt haben. Da ferner die künftige Beſtimmung des Jünglings wie der Jungfrau einen aufgeklärten Verſtand, richtige Begriffe von den Gegenſtänden, die in ihrer Sphäre liegen, eine geübte Urtheilskraft, Umſicht, Klugheit, Selbſt- und Menſchenkenntniß fordert; ſo benützen wir jede Stunde und jeden Anlaß, ſelbſt die Strick- und Näheſtunden, die Leſe-, Schreib- und Rechnungsübungen, ſie einzuführen in das Heiligthum der wahren Lebensweisheit, und ſie anzugewöhnen, das, was ihres Berufes iſt, nicht nur recht und pünktlich, ſondern auch zierlich und flink, mit Gewandtheit und Anmuth zu verrichten.

Was uns aber am nächſten liegt, iſt die Sorge für das Herz unſrer Zöglinge. Es iſt viel gewonnen,

wenn man dem Armen die Wege und Mittel öffnet, in einem gemeinnützigen Beruf ſeinen Unterhalt durch Arbeit erwerben zu können: aber er muß auch arbeiten wollen. Eben die, welche arbeiten können, aber nicht wollen, ſind es, welche das Mark des Landes verzehren, mit frecher Stirne die Armenvorſtände beſtürmen, durch tauſend Künſte Beiträge erſchleichen, und immer neue Heere von Bettlern erzeugen. Nur dem, der gern arbeiten will, iſt zu helfen. Dieß gern und freudig Wollen iſt aber nur die Frucht des wahren Ehrgefühls, ſo wie dieſes nur die Wirkung des Gefühls des wahren Menſchenwerthes iſt. Wen dieſes beſeelt, dem iſt Arbeit Bedürfniß; ihm ſchmeckt das Stückchen Brod nicht, das er nicht ſelbſt erworben; es iſt ihm verächtlich, ſich von andern füttern zu laſſen, ſo lang ihn ſeiner Hände Arbeit nähren kann, und ſein Stolz beſteht eben darin, Niemand beſchwerlich fallen zu müſſen. Was aber dieſen heiligen Stolz in uns zum Leben erweckt, iſt die Religion. Mit voller und lebendiger Gewißheit weiß der Chriſt, daß dem Menſchen nichts einen eigenthümlichen Werth vor den übrigen Geſchöpfen ertheile, als in ſofern er das Ebenbild Gottes, nach dem er geſchaffen iſt, an ſich trägt, und deßwegen ſeinen Endzweck im Weltall und ſeine Beſtimmung auf Erden darin ſetzt, daß er ſich als Ebenbild Gottes in ſeinem ganzen Thun und Laſſen beurkunde. Gott,

der ewig Thätige, regiert und leitet das Ganze. Ich, sein Bild, soll in der Stelle, die er mir angewiesen hat, ihn zum Muster nehmen und treu und fröhlich alles thun, was er mir zu thun gebietet und weil er es gebietet. Gott ist die Liebe, sie strömt aus auf Alle. Ich soll ihm diese Liebe ablernen und sie ausstrahlen lassen auf die, welche er meiner Sorge anvertraut hat. Christus setzte eine Ehre darin, das Tagewerk zu vollbringen, das ihm vom Vater aufgetragen wurde. Ich, in seiner Schule erzogen, will das mir bestimmte Tagewerk mit gleicher Treue vollführen. Dazu gab mir Gott Talente, Kraft und Kenntnisse; ich will sie gebrauchen und nutzbar anlegen, damit mich nicht der Wurm im Staub beschäme, der seine Bestimmung besser, als ich die meine erfülle.

So denkt der Christ, und im Hochgefühl seiner Bestimmung geht er freudig an sein Tagewerk, möge dieses der Kehrbesen oder das Staatsruder seyn. Nicht das Geschäft, das er treibt, adelt den Menschen, sondern die Gesinnung, mit der er es verrichtet. Vergeßt dieses nie, ihr mir anvertraute, meinem Herzen theure Söhne und Töchter unsers Instituts. Euer Loos in der Welt ist nicht glänzend, und es ist gut, daß es nicht glänzend ist. Die Vorsicht hat euch für die Klasse bestimmt, die sich der Verfasser der weisen Sprüche in seinem Gebete mit den Worten wünscht:

Herr, gib mir nicht Reichthum und nicht Armuth, ſondern nur einen beſcheidenen Theil. Dieſen beſcheidenen Theil reicht euch die Stiftung. Er iſt gering, wenn ihr ihn wägt auf der Goldwage: aber groß und bedeutend in Verbindung mit dem beſſern Kapital, den Kenntniſſen und Tugenden, und der ganzen innern und äuſſern Bildung, die ihr der Stiftung verdankt. In der Hand des geſchickten, thätigen, redlichen und mäßigen Künſtlers oder Handwerkers wuchert auch eine kleine Summe, und die erfahrene, emſige Hausfrau macht aus einem Gulden zwei. Selbſt wenn Geld und Gut in einem unglücklichen Zufall untergehen, iſt Geſchicklichkeit, Fleiß, feſter Wille und Redlichkeit der unverſiegbare Fond, um das, was in der Zeit untergegangen iſt, durch eigene inwohnende Kraft wieder herzuſtellen. Nur wo dieſe Kraft inwohnt, hat das Geld einen Werth, und trägt Früchte für Zeit und Ewigkeit. Darum nennt ſich unſere Anſtalt die Stiftung zur Ausbildung, und nur in ſo weit dieſe erreicht wird, — zur Ausſtattung. Darum iſt die Entwicklung des Geiſtes unſerer Zöglinge, ihr Starkſeyn in Gott, ihre Angewöhnung an das Dulden, Tragen und Entbehren, an unbeſtechliche Treue und ſtrenge Wahrhaftigkeit das höchſte Ziel aller ſittlichen Anordnungen. Darum, weil Tugend nur durch Gewohnheit feſt und dauernd wird, und die Gewohnheit eine lange Uebung

iſt, wird der erworbene Preis unſern Zöglingen nur dann zum unbedingten Eigenthum übergeben, wenn ſie die Güte und Feſtigkeit ihres Charakters bis auf das vollendete 25ſte Jahr erprobt haben.

Nach dieſen Grundſätzen haben wir nun ſeit den 20 Jahren 78 Jünglinge und 129 Jungfrauen ihrer Beſtimmung näher zu bringen geſucht. Es gelang uns nicht mit allen, und bisher ging kein Jahr vorüber, daß wir nicht einige übel gerathene Pflanzen wieder ausreißen mußten. Denn dieß iſt die Natur unſerer Bildungsanſtalt. Sie iſt eine freie Geſellſchaft, beſtehend aus Gliedern, welche ſich mit Freiheit zur Erreichung des ſchönen Zweckes vereinigen. Wer dieſen Zweck ſtören oder andere Zwecke verfolgen will, wird entfernt, andere Strafen kennt das Inſtitut nicht.

Wenn aber auch der Acker Gottes nicht rein blieb vom Unkraut, ſo war doch die Ernte von Jahr zu Jahr reicher und geſegneter. Sowohl unter den wirklichen Zöglingen, als denen, welche ſchon vollendet haben, zählen wir 47, welche als Haushälterinnen, Kammerjungfern, Köchinnen oder in andern Formen ihres Dienſtlebens ſich Brod und Beifall, der Stiftung Ruhm und Ehre bringen. Andere ſchon verehelichte ſind jetzt ihren Kindern das, was einſt die mütterliche Stiftung für ſie war. Sechs, die Gott mit beſondern Talenten ausgerüſtet hat, haben ſich der Mädchener-

ziehung in den Lehrinſtituten zu Freiburg, Wien, Konſtanz und Villingen gewidmet, und heute entlaſſen wir — nicht aus unſern Herzen, ſondern nach den Geſetzen aus der Reihe der Stiftlinge diejenige würdige, nun ſeit neun Jahren mir theure Tochter, welcher der Wohllöbliche Stadtmagiſtrat die Reform unſers Waiſenhauſes als Vorſteherin mit vollem Vertrauen übertrug. So wurzelt, grünt und blüht und erſtarkt der Baum, den der verewigte Stifter ſo mühſam pflanzte, und wenn ich dann zurück auf das ſehe, was ſchon geſchehen, und hinaus auf das, was noch geſchehen wird: wer wird mich tadeln, wenn ich im Hochgefühl meiner Hoffnungen und im Vertrauen auf die kräftige Mitwirkung meiner Mitbürger, wie Sautier ausrufe: „Du glückliches Freiburg! du näherſt dich der Zeit, wo keines deiner Kinder ferner darbt, als das, welches lieber darben, als arbeiten will.“

Daſſelbe ſchöne freundliche Gefühl, welches für die Sautier'ſche Stiftung ihn erfüllte, trieb W. auch in das Waiſenhaus zur kleinern Jugend, ihre Nahrung, Pflege und Geſundheitsanſtalten in Augenſchein zu nehmen, ihren ſittlichen Zuſtand zu beobachten, wo es nöthig ſchien, Verbeſſerungen einzuleiten oder die wohlentworfene Einrichtung zu handhaben.

Alſo war unſer Freund beſchaffen; alſo voll Ruhe und Reſignation, voll Liebe zu Gott und zu den Men-

ſchen, voll Eifer für die Wiſſenſchaft und Sehnſucht nach innerer Vervollkommnung, nicht nach äußerm Glanz; als gleichwohl am Abende ſeines Lebens eine unerwartete Ehre ihm zu Theil wurde.

Die Unterhandlungen der Kommiſſion der teutſchen (katholiſchen und paritätiſchen) Bundesſtaaten für Formation einer Nationalkirche und ein allgemeines Konkordat waren in Rauch aufgegangen, und nachdem Bayern und Preußen beſondere Verträge mit dem heiligen Stuhl abgeſchloſſen, den übrigen Staaten blos noch die Hoffnung für ebenfalls einen Metropolitan-Bisthumsverband gelaſſen worden. Die öffentliche Meinung hatte überall mit Nachdruck den Freiherrn von Weſſenberg zum Erzbiſchof bezeichnet und die Dekanate und Landkapitel auch vermöge ihres wohlbegründeten, konſtitutionellen Kirchenrechtes ihn hiezu gewählt; allein die Beſtätigung ſcheiterte, mehr an der Perſönlichkeit des verſtorbenen Großherzogs, als an der Hartnäckigkeit des römiſchen Hofes, indem durch die Erſcheinung Weſſenbergs in Rom ſelbſt dem Pabſte der ſchlagendſte Beweis ſeiner verſöhnlichen und unterwürfigen Geſinnungen gegeben worden. Nachdem der Freiherr, die Verhältniſſe wohl durchſchauend, freiwillig zurückgetreten, ſtand die öffentliche Meinung nicht lange an, wen ſie zum Nachfolger wählen ſollte; und da der Moraliſt von Freiburg keine jener Rückſichten

verletzt hatte, die der von Konſtanz ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, ſo nahm man auch zu Karlsruhe keinen Anſtand, Wanker'n zu beſtätigen.

Dieſe Nachricht war für alle wegen Weſſenberg's Entfernung tief betrübten und im innerſten Herzen verwundeten Katholiken des beſſern Schlages Troſt und Balſam. Jedermann rief unwillkührlich aus: Nach Weſſenberg gibt es keinen Würdigeren, dem die Stelle gebührt. Nur Wanker ſelbſt empfing das Bülletin ſeines Ruhmes mit Seufzen und Bangen. Er kannte die Vorgänge und Beweggründe, die Leidenſchaften des Hofes und die Gefühle der öffentlichen Meinung, die Ränke der Finſterlinge und die Hoffnungen des Kerns der Katholiken, er ſelbſt hatte den edlen von Weſſenberg perſönlich geliebt und verehrt: manches von dem, was nach oben und unten vorgegangen, und dem nun ſein unbefleckter Name zur Verhüllung dienen ſollte, mußte ihn mit Schmerz erfüllen; nun kam noch die Verantwortlichkeit, welche mit der ſchweren Würde verbunden war, in einer Zeit, wie die damalige. Endlich das Heraustreten aus dem Kreiſe ſeiner bisherigen Angewöhnungen und Neigungen und das Beſchreiten eines Pfades voll Unruhe und Arbeit, voll Kampf mit verſchiedenartigen Gegnern. So kam es denn wirklich, daß er nur unwillig und zögernd die Gunſt annahm, welcher Andere ſo viel, ja ſich ſelbſt

und ihr beſſeres Weſen geopfert hatten; ja daß er ſie für ein Unglück anſah, welches ihn zu Grunde richten werde, da er der Laſt nicht gewachſen ſey; nur die Rückſicht auf die Anforderungen des Vaterlandes und die Ausſicht, vielleicht Vieles nützen, Anderes verhüten zu können, gab ihm Muth und Kraft.

Aber der Genius ſeines Lebens ſah mild auf den Kampf widerſtreitender Gefühle in ſeinem Herzen, auf die Summe der Anſtrengungen für Beglückung und Tröſtung ſeiner Mitmenſchen, auf das Maß der noch vorhandenen Kräfte des trefflichen Mannes, und er brachte ihn zur ewigen Ruhe.

Noch ehe die mit Ungeduld erwartete Konfirmationsbulle (durch Pius VII. Tod unterbrochen) in F. eingetroffen war, faßte Wanker'n mit furchtbarer Gewalt eine Entzündung in den Gedärmen, und die überwältigte Natur unterlag den Schmerzen der Krankheit und dem zerriſſenen Organismus ſeines Körpers. Er behielt die Klarheit des Geiſtes bis in die letzten Stunden, wo dann Delirien und helle Zwiſchenräume mit einander abwechſelten. Als er einſt aus einem jener Fieberträume wieder erwacht, leuchtete ſein Antlitz, wie es in ſeinem ganzen Leben ſich niemals gezeigt, alle Züge hatten einen veredeltern Charakter angenommen, und er erklärte den Umſtehenden: Ihm ſey, als ob ihm eine Binde von den Augen und ein Alp vom

Herzen gefallen; alle Bilder wären ihm klarer, alle Gedanken größer, und er ſehe nun manche Dinge ſo vollſtändig im Zuſammenhang, daß es ihm dünke, er habe auf einmal den Schlüſſel dazu gefunden. Was er ſofort noch ſprach, waren wie Geiſterworte und machten auf alle Anweſenden einen unbeſchreiblichen Eindruck. Mit Gott und von Gott redend, ſchied er. Es war aber Nachts um 11 Uhr am 19. Januar 1824, daß er, im 66ſten Jahre ſeines Lebens, ſeinen Freunden und Mitbürgern, der Kirche und der Wiſſenſchaft entriſſen wurde.

Nie noch hat eines einzigen Mannes Tod in dem Umfange des Ortes, wo er gelebt, ſolche Allgemeinheit in Gefühlen der Trauer, und zwar eine ſo ungekünſtelte, und aus Herzens Grund geſtiegene, wie diejenige Wanker's zu Freiburg erregt. Sein Leichenzug war der zahlreichſte und prachtvollſte, den man in vielen Jahren geſehen, und Thränen floßen von Individuen aller Klaſſen der Bevölkerung reichlich; den tiefſten Schmerz, auſſer ſeinen perſönlichen Freunden, fühlten wohl die verlaſſenen Waiſen, denen er ſo lange Zeit väterlicher Leiter und Wohlthäter im edelſten Sinne des Wortes geweſen. Auch aus der Ferne brachte man ihm Nänien und Nachrufe dar, und feierte ſein Andenken in ſtiller Trauer.

Unter den Gaben, welche dankbare und liebende

Verehrung dem Unvergeßlichen gebracht, nennen wir vorzüglich die Phantaſie*) unſers ehemaligen Kollegen Zell, deſſen durch alte und neue Klaſſiker genährter Geſchmack nur eine der vielen Zierden eines reichen und für das Schöne und Gute erglühten Gemüthes iſt. Ein mittelmäßiger Künſtler hat wenigſtens einige der Züge Wanker's auf einem Kupferſtiche geliefert. Auf Anregung des Verfaſſers iſt endlich auch die Ausgabe ſeiner Schriften zu Stande gekommen. Leider fehlt dabei (das vielleicht Intereſſanteſte) der Briefwechſel.

---

*) Nachruf an Wanker's Grab. Er empfing dafür eine ſehr ſinnige Dankſagung in Verſen von befreundeter Hand und eben ſo Hug für die Leichenrede.

V. b)

Habsburg;

die

Schickſale der Burg und des Geſchlechts

in

gedrängtem Umriss.

Deine Burgen zerfallen zwar: doch getröſtet erblick ich
Nach Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.

Schiller.

Vorwort.

Dieſer Aufſatz war für Dalps Schweizerburgen geſchrieben und der im J. 1827 erſchienenen Sammlung einverleibt worden. Der Verf. hatte gewünſcht, die von ſeinen verehrten Freunden, dem Altſchultheißen Grafen Fr. von Mülinen in Bern und dem Archivrath Jul. Leichtlen in Freiburg ihm zugedachten kritiſchen Notizen und neue Materialien über einzelne Punkte, beſonders was die Genealogie betrifft, für eine zweite Bearbeitung benutzen zu können; allein der Tod Beider hat ihn dieſer angenehmen Hoffnung beraubt. Ebenſo iſt mir die von dem Hrn. Grafen in einem Briefe angekündigte Re-

zenſion meines Aufſatzes im Schw. Geſchichtfor-ſcher niemals zu Geſicht gekommen. Durch Rö-pels gediegene Preisſchrift über den Urſprung der Habsburger, ſo wie eine ähnliche, von den Freunden Leichtlens herausgegebene über die Entſtehung des Badiſchen Wappens u ſ. w. iſt übrigens das Vorhaben einer gänzlichen Um-ſchmelzung überflüſſig gemacht worden und der Verf. läßt ſomit ſeinen, nach den Anſichten und Reſultaten früherer Quellenſchriftſteller gefertig-ten Aufſatz in ſeiner alten Geſtalt, da die Auf-bewahrung dieſer Anſichten und Reſultate eben-falls ein hiſtoriſches Intereſſe hat und über man-ches noch der Streit unter dem Richter ſchwebt. Der Ton in der Einleitung drückt die durch mehrere Zeiterſcheinungen ſchmerzhaft angeregte Stimmung des Gemüthes aus. Der Verfaſſer glaubte im J. 1827 Allerlei noch feſt, worüber die Ereigniſſe ſeit 1830 ihm vielfach nun Zweifel erregt haben.

Habsburg.

Der Wanderer, welcher durch unheimliches Gebüsch und einsame Pfade mühesam den Hügel erklommen, wo Ruinen, von Epheu umdüstert und von Raubvögeln nur noch bewohnt, gleich längstvergessenen Meilenzeigern der Zeit, in stiller Erhabenheit hervorragen; wird, so er der früheren Tage gedenkt, die hier sich verlebt, häufig von Gefühlen ergriffen, die nicht zu den wohlthuendsten und die Geschichte der Menschheit bereichernden, gehören. Hier hauste einst — also stellet es seinem Sinn sich dar — die freche Gewalt des Schwertes, entfremdet aller Liebe und dem inneren Wesen der Religion und von ihren Schrecken nur erfaßt; Sklavin roher Aberglaubens, die hingegebene Selbstständigkeit des Willens durch desto härtere Bedrückung und unleidlichere Hoffart an den untergeordneten Kreisen der Gesellschaft rächend.

Und dennoch erklang wiederum zu anderen Tagen die Harfe ſo ſüß in den Gemächern der ſtolzen Ritterburg, und ſänftigte das wilde Gemüth zu allen edleren Empfindungen unſeres Geſchlechts. Begeiſternde Ziele für den Sieg des Glaubens, für die Ehre der Nation, für die Mehrung alterlichen Ruhms winkten zu Sturm und Schlacht hinaus, und die nämliche Kraft, welche oft roh verwüſtete, und in unbändiger Hoffart gegen ſich ſelbſt tobte, ſtarb ſodann für gegebenes Männerwort, ſtritt für die Freiheit, verblutete für die ſüße Herrſchaft der Liebe. Und auch im Irrthum wohnte Erhabenheit, und ſelbſt das Laſter milderte, durch die großen Kräfte der Seele, die ſich entwickelten, den Abſcheu vor ſeinen Thaten und Folgen.

Wer ſind *wir*, daß wir in ſtolzem Dünkel geläuterterer Vernunft auf den Trümmern der Vergangenheit rückſichtslos den Stab brechen über ſie? — Zwerge, die erſchaudern vor der Kraft, ſo oft ſie aus dem Buche ins Leben will; Verehrer der Freiheit, mitten in den Angewöhnungen der Knechtſchaft; Beſpötter der Unwiſſenheit, aber ohne Ermächtigung, ein mühſam und mit tauſend Opfern errungenes Wiſſen verkündigen zu dürfen. Die Burgen ſind gefallen; aber in dem Thale wohnt das Glück noch nicht. Keine *Leibeigenen* pflügen mehr das Feld des Herrn; aber wir ſind mit geſunden Sinnen und vollem Bewußtſeyn *Geiſt-*

eigene geworden. Solche Betrachtungen drängen oft dem Geſchichtſchreiber ſich auf, der auf Ueberreſten geprieſener Herrlichkeit den Blick herabſenket von den Höhen, wo Edle einſt gewaltet und gehauſet.

Von dieſen zwei gemiſchten Gefühlen bemeiſtert das wohlthätigere ſich unſeres Gemüthes, wenn wir von der Zinne der Burg in das blühende Gefilde ſchauen, wo Rudolf von Habsburg einſt zum Schirm der Freiheit ſich gewaffnet, und ſtattliche Ritter, in brüderlichem Vereine mit freien Bürgern und Bauern unter das Pannier des Ruhmes ſtrömten. Hier, bei der Wiege des mächtigſten europäiſchen Herrſchergeſchlechtes, breitet ſich aus vor uns, zunächſt der Eingang in das klaſſiſche Gebiet der Freiheit; und rings in die Ferne ſtellen ſich uns die jungfräulichen Firnen des Vaterlandes der ewigen Bünde dar, daſſelbe wie mit einer einzigen großen Eismauer umgürtend. Und rings zwiſchen demſelben ſchafft und wogt ein, von der allgemeinen Zeitnoth zwar ebenfalls, und vielfach verkümmertes, aber dennoch immerhin kräftiges und harmloſes Leben. Zerfallen ſieht das nun ſelbſt zierdeloſe Haus auf dem Wülpelsberg alle die reichen und ſtolzen Schweſterburgen in der Runde, aus denen einſt des Adels und der Fürſten Herrlichkeit gezogen; aber noch ſteht es, und ſtolzer, freudiger, zum ewigen Dom der Freiheit anfragen die Denkmale ſtill wirkenden Bür-

gerſinnes, aufopfernder Selbſtverläugnung und glorreicher Freiheitstode; und noch, wie zu den Tagen, da der Aargau an die Eidgenoſſen den Schwur der Treue geleiſtet, ſind Recht und Freiheit als die leitenden und ſchützenden Sterne der Heimath anerkannt. Und über Scenen der Erniedrigung, und über Wechſeln der Schickſale, und über Stürmen der Parteiung und über Gräueln des Krieges iſt dennoch wieder ein Theil der Kraft der Väter zurückgekehrt, oder zum mindeſten die Erkenntniß deſſen, was dieſe Kraft wiederum ſchaffen und ſieghaft zu machen im Stande iſt.

In ſolch' tiefer Bewegung der Seele über Vergangenheit und Gegenwart ſind die großen Schickſale jener berühmten Hochwarte und des aus ihr hervorgegangenen Geſchlechtes an uns vorübergeſchwebt. Wir theilen ſie, in kurzen Umriſſen geſchildert, dem Leſer mit, auf daß er, wenn ſeine Wanderung durch das Schweizerland ihn einſt an der berühmten Stelle vorüberführt, einen erläuternden Faden aus dem Irrgang genealogiſch-hiſtoriſcher Notizen zur Hand erhalte *).

---

*) Quellen und Hülfsmittel zur Kenntniß der Schickſale der Habsburg und des aus ihr hervorgegangenen Geſchlechtes ſind:

Marquard. Herrgott Geneal. dipl. Aug. Gent. Habsb. L. I.

Aegid. Tschudi, Chron. Helv. T. I. II.

Bis ins ſiebente Jahrhundert leiten die Habsburger ihr Geſchlecht zurück. Die Geſchichte meldet zuerſt von einem Ethiko, der im Elſaß Herzog, nach andern in Alemanien war, und im Jahr 690 ſtarb. Von dieſem darauf ſtammten Ethiko II., Adalbert Herzog zu Elſaß; darauf ein vom eigenen Vater erſchlagener Sohn unbekannten Namens; die heil. Ottilia, Aebtiſſin von Hohenburg; und endlich Graf Hugo I. Stifter eines neuen berühmten Geſchlechts.

Als Söhne und Töchter Adalberts treten auf: um das Jahr 720, Luitfried II.*) Herzog zu Elſaß; Graf Eberhard, der die Abtei Murbach geſtiftet; (ungef. 747) Eugenia, Aebtiſſin von Hohenburg (725); Attala, Aebtiſſin von St. Stephan zu Strasburg, (ungef. 718); Maſo, Gründer von Maſemünſter; Gundelinde, Aebtiſſin zu Hohenburg; endlich Luitgarde und Sabine aus zweiter Ehe.

Heer, Anonymus Murensis denudatus. 1750.
Leu, H. J., Allgem. Helvet. Lexikon. B. VIII.
Mutter B. I—V. (Tub. Ausg.)

*) Heer ſchließt mit Eccard, Herrgott u. A. aus der Benennung „Luitfried II.," daß ein anderer Luitfried, vielleicht derſelbe Leudeſianus, oder Leutherianus, der den Genealogen ſo viel zu ſchaffen gemacht, dieſem vorangegangen ſey. Es erſcheint auch wirklich bei Piſtorianus, dem Biographen der heil. Ottilie, ein Luitfried, als Sohn Ethikos II.

Von Luitfried II. entſproßten ſodann: Theobald, Herzog in Alemannien, und Luitfried III., Graf; († ungef. 800). Des letzteren Sohn, Luitfried IV., zeugte mit Hiltrud: die Grafen Leutbard und Hugo († ungef. 830 und 837), ſo wie die Ruadrut, welche als Aebtiſſin zu St. Stephan in Straßburg, ungefähr im Jahr 871 ſtarb.

Hugo I. ward Vater des Grafen Luitfried V., Adalard I., Hugo des Knaben, und der Hermingarde, Gemahlin Kaiſer Lothars I. Von Luitfried V. ſtammten ſofort: Hugo II., (nach Anderen der IV., († 880), und Luitfried VI. ungef. 884, Schirmvogt von St. Trudpert. Aus dieſen beiden ſtarb Hugo kinderlos hinweg. Luitfried aber hinterließ drei Söhne: Hunfried, Graf im Nordgau, (903); Luitfried VII., Graf im Sundgau, (912, 925); und Hugo III., Graf in Egisheim (903).

Die Schickſale der meiſten hier Aufgezählten ſind dunkel und ihre Namen durch keine beſondere Thaten ausgezeichnet. Erſt mit dem 10ten Jahrhundert, mit den Tagen Guntrams des Reichen, beginnt zugleich für Ruhm und Unglück eine merkwürdigere Periode, und die Geſchichte des Geſchlechtes klärt durch ſeinen tiefen Fall und ſeine allmählige Wiedergeburt ſich auf.

Zur Zeit, da die Tugend der Fürſten aus Heinrichs des Finklers Geſchlecht den Thron von Teuſchland ſtützte und verherrlichte, und die Macht von Burgund über einen großen Theil von Helvetien und Frankreich ſich erſtreckte; lebte im Elſaß Graf Guntram, Hunfrieds Sohn, einflußreich durch großen Beſitz an Land und Leuten, berühmt durch den Adel ſeines Geſchlechtes, das, wie ſchon angedeutet worden, Herzöge unter ſeinen Ahnen zählte, jedoch der Majeſtät widerwärtig, weil er ſeinen Hang zu Intriguen und Parteiung nicht bezwingen konnte. Als manche Erfahrungen ihn nicht abgehalten hatten, wider Kaiſer Otto ſich zu erheben und Ränke anzuzetteln: fiel er in des Reiches Acht und verlor alle ſeine Güter. Bald beſaß er nur noch wenige Reſte im Aargau, wohin er ſich denn auch im Unglück begab.

Zu Wohlen, unfern den Ufern der Reuß, ſtand ſeine unanſehnliche Wohnung. Nach einigen Jahren beſcheidenen Waltens unter Landleuten, denen er, gegen angemeſſenen Zins, ihr Eigenthum geſchützt, verführte das erneuerte Wachsthum ſeines Vermögens und der wieder aufgehende Sonnenſchein des Glückes ihn abermals zum alten Uebermuth, durch den er ſchon einmal in den Arm des Schickſals gefallen. Er handelte aber um ſo ungeſcheuter wider Recht und Billigkeit, als der parteiiſche Kaſtengeiſt der die Perſon des Königs

umlagernden Groſſen ſtets zu verhindern wußte, daß die Klagen der Bedrückten zu deſſelben Ohr gelangten.

So begann denn ſchon der Gründer dieſer Familie, oder vielmehr der Begründer ihres Reichthums und Einfluſſes in der Schweiz, mit jener Gewaltthat und Argliſt, welche nachmals dieſelbe daraus vertrieb. Guntram ſtarb nach dem Jahr 973.

In ſeinem Geiſte handelte auch der Sohn, Graf Lanzelin *). Selbſt freie Landleute, die weder für ihre Perſon Dienſte, noch für Güter Abgaben ihm ſchuldeten, blieben nicht vor ſeiner Vergewaltigung ſicher, die anarchiſche Stimmung des hohen Adels in Burgund begünſtigte fort und fort dieſes Weſen. Mit der Tochter eines Grafen Eberhard, Luitgarde, zeugte Lanzelin vier Söhne, Radbot, Werner, Rudolf und Lanzelin II. Auf der Altenburg, im Eigen, bei den Trümmern der alten Vindoniſſa, hatte Lanzelin ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Radbot, des Vaters Nachfolger und Ebenbild, wohnte zu Muri, in einem eigens erbauten Herrnhauſe. Durch die Vermählung mit Ida von Lothringen erhob er das Anſehen ſeines Hauſes von Neuem. Sie erhielt Muri zum Witthum. Aber als die gottesfürchtige Frau genauere Kunde empfangen über die Art und Weiſe, wie der Reich-

*) Auch Lanzelin, Lanthold genannt.

thum ihres Gemahls und ſeiner Brüder ſich gemehrt, eilte ſie, mit Gutheißung Biſchof Werners von Strasburg, ihres Schwagers, die ewige Gerechtigkeit, indem ſie ihr Witthum dem Namen des Apoſtels Paulus heiligte und ſchleunig ein Kloſter bei Muri erbaute, zu verſöhnen.

Die Umtriebe des Biſchofs aber, und Graf Radbots gegen die Macht König Heinrichs, ſo wie ihre Verbindung mit dem geächteten Herzog Gerhard von Lothringen, gaben jetzt die Veranlaſſung zur Gründung einer Veſte, welche die Majeſtätsverbrecher wider die bevorſtehende ſtrenge Ahndung ſchirmen ſollte.

Jener Prälat, ganz im Widerſpruch mit den Grundſätzen, welche die chriſtliche Kirche über die Verderbniß des Heidenthums einſt ſiegreich gemacht, hatte auf jegliche Weiſe ſich Geld zu verſchaffen, und durch Vertheilung erledigter Leben in ſeinem Sprengel an ſeine Brüder, zum großen Nachtheil der ihm anvertrauten Gotteshäuſer, die Macht des Hauſes Guntram zu verſtärken geſucht. In der Beſorgniß vor dem Ausgange dieſer Dinge, und in der Furcht vor den Wirkungen des kaiſerlichen Zornes, übermachte er ſeinem Bruder Radbot beträchtliche Summen, mit dem Auftrage, in dem gemeinſamen Erbgute Vindiſch eine ſtarke, befeſtigte Burg zu bauen, und zwar auf dem Bühel oder Hügel, welcher der Wülpelsberg hieß.

Dieſer kleine Berg iſt ein Zweig des Jura und beſteht aus Kalkſteinen. Von ihm wird nun fleiſchfarbener Marmor gebrochen und es reicht Gyps, welcher theils feinkörnig, theils dicht iſt. Das Schwefelwaſſer von Schinznach entſpringt ſehr wahrſcheinlich von dieſem Gyps. In den Kalkſteinen des Wülpelsberges finden ſich Verſteinerungen; z. B. Pinniten, Belemniten, Terebratuliten, Gryphiten, Ammonshörner u. ſ. w. *).

Der Brief, worin der Biſchof Graf Radbeten den Auftrag zur Erbauung der Veſte ertheilt, enthielt den Beiſatz: „er ſey geſinnt, ſein Leib, Hab' und Gut allda, als in einer ſtarken, ſichern Hab' in Nöthen zu bewahren.“ Dieſe Worte machen alle die vielen Deutungen überflüſſig, welche man über den Namen der

*) Als z. B. von Habentia von Habicht, (welche die Grafen zu Schildhaltern verwendet); von Hapt, Haupit und Habis, welches ſo viel als Haupt bedeuten ſollte, und dgl. Der Name des Schloſſes ſelbſt wurde auf die ſchrecklichſte Weiſe von unwiſſenden oder verweiſen Skriblern und Kopiſten verſtümmelt; als z. B. in Abespurch, Habespurch, Habelsburg, Habelspurk, Haveresborch, Habesbur, Habsburc, Habesburch, Habspurc, Habelsburch, Habelspura, Havesborc, Habelsburc, Habisburc, Havesburc, Habechesburc u. ſ. w. S. Leu, S. 381.

Habsburg auf eine oft ebenso undiplomatische, als widersinnige und lächerliche Weise angestellt hat *).

Graf Radbot machte ohne Säumen sich an das Werk. Bald stand die Veste aufgerichtet und wurde mit starken, dicken Mauern umfangen, welche wohl jede Gewalt von Außen abwehren mochte. Aber ihr Inneres ließ er unzierlich, und es fehlte alle die Herrlichkeit, auf die der Bischof zuversichtlich gerechnet hatte. Der verständige Ritter erwog nämlich bei sich, daß man in Nöthen nicht allein der Mauern, sondern auch der Vertheidiger bedürfe. Daher verwendete er den größten Theil der erhaltenen Baarschaft dazu, treue Diener und standhafte Bundesgenossen ihrem Hause anzuwerben, das derselben um so mehr benöthigt war, als die Erinnerung früherer Gewaltthätigkeit die Herzen des Volkes ihm abgewendet hatte.

Im ganzen Aargau somit, im Alemannenland, in den Waldstätten, im Zürichgau, Thurgau, Frickthal, Klettgau, Hegau und an dem Rhein, zog er einen großen Theil dienstlustigen Adels, so wie auch viel des gemeinen Volkes an sich und ließ sich selbst sowie seinen Brüdern Treue und hülfreichen Beistand in Tagen der Gefahr geloben.

---

*) In schweizerischer Mundart erzählt diese Sage sehr anmuthig Herr J. Rudolph Wyß d. J. in den Alpenrosen für 1824. S. 213—222.

Im Jahre 1020 fuhr Biſchof Werner herauf in den Aargau, nach der väterlichen Erbgrafſchaft, um den durch Radbot vollendeten Bau zu beſichtigen. Letzterer, von ſeiner Ankunft zuvor benachrichtigt, entbot eiligſt alle in Dienſt genommene Edle und Mannen auf den bezeichneten Tag nach dem Eigen, in die Nähe des Wülpelberges. Bei anbrechender Nacht hatten ſie Befehl, den Hügel von allen Seiten zu umlagern, auf daß ſie mit dem kommenden Morgen dem Biſchof vorgeſtellt werden könnten.

Solches geſchah, und Herr Werner ritt an Radbots Seite hinan zur Habsburg, fand ſich aber in ſeiner Erwartung ſehr getäuſcht und äußerte ſichtbar ſeinen Unwillen darüber, daß an eine ſchlechte, höchſt unzierliche Burg ſo viel Geld verſchwendet worden. Er begehrte von dem Bruder Aufſchluß über die Sache.

Der Graf vertröſtete ihn auf den kommenden Tag mit den Worten: „Herr Bruder, ich will Euer Würden auf Morgen guten Beſcheid und Bericht hierüber geben.“ Damit ſchieden ſie zur Ruhe, nachdem die Nacht angebrochen.

Als der Biſchof nun mit den erſten Strahlen der Sonne vom Lager ſich erhoben und unter ein Fenſter der Burg ſich gelegt hatte, erblickte er eine große Menge gerüſteten Volkes, welches rings auf der Ebene ſich um den Bühel gelagert hatte. Da erſchrack er

ſehr, denn er fürchtete, daß man ſeine Reiſe, die er ganz im Geheimen angetreten, nunmehr ausgekundet und der Kaiſer, oder einer ſeiner Statthalter, Bewaffnete entſendet habe, ihn und Graf Radbot gefangen zu nehmen. Da die Befeſtigungen der Burg noch nicht ganz vollendet waren, und ſolche demnach zur Zeit noch einen ſchlechten Halt bot, ſo beſorgte Herr Werner für ſich das Aeußerſte. Allein Radbot lächelte und ſprach: „Herr Bruder, ſeyd unerſchrocken und ohne Sorgen! Es ſind unſere Freunde, euere und meine Diener und Helfer, die ich aus dem Gut, ſo Ihr mir zum Bau gegeben, an uns gebracht und erworben habe. Denn was nützen Euch und mir und unſerem Bruder Lantzel, die veſten Mauern ohne Freunde und Helfer? Sollte der Kaiſer oder Andere uns bekriegen, ſo würden wir ohne Helfer doch nichts ſchaffen. Die Zargen unſerer Veſte ſind ſtark, und das Inngebäu kann man noch allwegen wohl zieren und ausſtatten.“

Sofort ließ der Graf die Edlen und alles Volk, das unten ſich gelagert, hinauf in die Veſte kommen. Sie bezeugten dem Biſchof ihre Ehrfurcht und Huldigung, und erboten ſich ihm und ſeinem Geſchlecht jeder Zeit getreu zu dienen.

Als nun Herr Werner ſo viele ſtattliche Ritter und Knechte um ſich ſah, ward er hocherfreut, dankte ihnen für ihr Erbieten, und lobte ſeinen Bruder um

der Vorsicht, daß er das empfangene Gut so wohl und nützlich angelegt. Von der Zeit an nannten sich auch sämmtliche Gebrüder „Grafen zu Habsburg," wie aus erhaltenen Urkunden mit Bestimmtheit zu ersehen ist.

Durch seinen Kampf wider die Burgunder, in welchem er gerade mit Hülfe jenes Adels und Kriegsvolkes, und im Bündniß mit dem alemannischen Herzoge siegte, gewann Radbot die Gnade des Kaisers wieder. Doch währte das gute Vernehmen nur kurze Zeit. Die Beeinträchtigung des Gotteshauses Ebermünster veranlaßte neue Irrungen mit Konrad II. Der im Jahr 1027 erfolgte Tod des Grafen erst machte denselben ein Ende.

Drei Söhne, sämmtlich minderjährig, Otto I., Albrecht I. oder Adelbert und Werner II. und eine Tochter Richenza, hatte er hinterlassen. Letztere ward mit Graf Ulrich von Lenzburg vermählt. Das Gut der Söhne verwaltete als Vormund Graf Lanzelin.

Inzwischen währte der Streit zwischen dem Erbauer der Habsburg und dem Abte zu Ebermünster ununterbrochen fort, und es erfüllte dieser letztere die Ohren des Kaisers mit so vielfachen beweglichen Klagen über des gräflichen Geschlechtes Gewaltthaten und die Beschwerungen seines Klosters, zumal von Seite

des Biſchofs, daß jener, während ſeiner Anweſenheit in Zürich, die Züchtigung des ränkevollen Prälaten alles Ernſtes beſchloß. Die Erinnerung an die alte Untreue deſſelben war überdieß lebendig in ihm zurückgekehrt. Um jedoch einem gefahrvollen Aufſtand, von Seite der den Habsburgern verwandten, oder befreundeten und dienſtbaren Edlen und Gemeinen zu begegnen, ſann der König auf eine Liſt, welche freilich mit der Staatsklugheit und der Noth des Augenblickes mehr, als mit ſtrengem Recht und königlicher Würde ſich vereinbaren ließ. Es wurde nämlich Herrn Werner gemeldet, daß das Vertrauen des Reichsoberhauptes ihm eine Geſandtſchaft nach Conſtantinopel, von ganz beſonderer Wichtigkeit, zugedacht und er demnach eilends ſich auf den Weg zu begeben habe. Der hochfahrende Mann, über den Verführungen des Ehrgeizes taub gegen alle Anzeigen, die vor der gefährlichen Ehre ihn warnen mochten, berief freudig ſeinen Bruder Lanzelin zu ſich, übergab ihm die Habsburg nebſt allen Erbrechten auf die Grafſchaft Windiſch, unter der Bedingung, daß er und ſeine Nachkommen, oder wer immer ihres Geſchlechtes die Veſte künftig als älteſter Mannerbe inne haben würde, auch zugleich des Gotteshauſes Muri Kaſtenvogt ſeyn ſollte. An dieſes Recht der Kaſtenvogtei war jedoch die Bedingung geknüpft, ſämmtliche Gefreitheiten, mit welchen er das von ihm mitgeſtiftete

Kloſter begabet, ungeſchmälert zu laſſen; wer dieſer Verfügung widerſtritte und dem Gotteshaus was immer für eine unleidliche Unterdrückung zufügen würde, ſollte, wenn er auf die dritte Warnung von der Vergewaltigung nicht abſtünde, der Kaſtenvogtei beraubt und ein anderer des Geſchlechtes, der zu Habsburg wohnhaft, ohne alle Widerrede an ſeiner Statt verordnet werden. Im Fall jedoch der Habsburgiſche Mannesſtamm erlöſchen und ein weiblicher Sproß nur noch vorhanden ſeyn würde, der laut Erbrecht Beſitzer der Stammburg ſey, ſo ſollte auch dieſer weibliche Sproß von dem Abt die Kaſtenvogtei empfangen. (Die Wahl des Vogtes nämlich wurde in die Hände des jeweiligen Abtes und ſeines Conventes gelegt.) Weder der König, noch irgend eine andere Perſon ſollte Macht haben, die Kaſtenvogtey zu verleihen; auch kein Abt befugt ſeyn, ſie jemanden als Lehen, ſondern blos und allein zum Schirm des Kloſters, zu übertragen. Die Güter des Gotteshauſes wurden überdieß als unveräußerlich erklärt *).

Nachdem der Biſchof dieſe und andere Anordnungen mehr getroffen und ſein Haus beſtellt hatte, begab er ſich den erſten des Weinmondes 1027 auf die Reiſe,

*) Der Stiftungsbrief iſt abgedruckt bei Tſchudi. T. I.

mit dem Uriasbriefe, der zu Hofe ihm übergeben worden. In demſelben war die Bitte an den griechiſchen Kaiſer ausgedrückt: „den Ueberbringer, einen Aufrührer gegen das Reich, entweder geradezu abzuthun, oder in ewiges Elend und in Gefangenſchaft zu verbannen.“ Der Kaiſer von Byzanz erfüllte buchſtäblich dieſen Wunſch König Konrads, nahm den Biſchof in Haft und ſchickte ihn nach einer einſamen Inſel, wo er im Gefängniß ſchon nach zwei Jahren eines kläglichen Todes ſtarb.

Nicht lange blieb, hinſichtlich Muri's, ſein Vermächtniß in Kraft. Schon im Jahre 1125, als Muri nebſt dem Kloſter Allerheiligen durch Biſchof Rumold von Bonſtetten die Weihung erhielt, wurde es durch Schaffhauſen, Hirſchau und St. Blaſien reformirt, und von der Erbkaſtenvogtey des Hauſes Habsburg freigeſprochen. Nur mit vieler Mühe rettete Graf Werner II. ſeinem Sohne zum mindeſten die Stelle eines Schirmvogts, durch die freie Wahl des Abtes jedoch, aus keiner Verpflichtung, ſondern in Folge anerkannter perſönlicher Eigenſchaften.

Im Jahre 1036, im ſechsten nach ſeines Bruders unglücklichem Ausgange, war auch Graf Lanzelin kinderlos mit Tod abgegangen. Radbots Söhne, Otto, Albrecht und Werner II. waren die nächſten Erben. Sie hatten nebſt dem von ihrem Vater

und deſſen Brüdern ihnen zugefallenen Beſitzthume auch die ganze Stiftung des Gotteshauſes Muri als Eigenthum unter ſich getheilt. Als beide erſtere ebenfalls ohne männliche Sproſſen hingeſchieden *), blieb das Ganze bei Werner II. Derſelbe übergab alles dem Gotteshauſe und verzichtete auf die Kaſtenvogtey. Nach mehreren Fehden mit den Söhnen ſeiner Schweſter **), den Grafen zu Lenzburg, ſtarb auch er, im J. 1096.

Sein Sohn, Otto II., kehrte ſich an die väterliche Verzichtleiſtung auf Muri nicht, ſondern bemächtigte ſich geradezu der Kaſtenvogtei von Neuem. Das Gleiche that, nachdem er durch den Söldner Erlinier (1140 oder 1141) ermordert worden, ſein Bruder Albrecht II. († 1140 oder 1141); und trotz wiederholt ertheilter Privilegien unter Kaiſer Heinrich IV. (1114), Otto's Sohn, Werner III. († 1163).

Dieſer, mit Ida von Homburg vermählt, hinterließ einen einzigen Sohn, Albrecht III. († 1199.) Mit demſelben ging für Muri eine glücklichere Zeit, für das Elſaß, über das er zum Landvogt geſetzt war, ein neuer Geiſt der Ordnung und des Rechtes auf. Obgleich er, nach dem Beiſpiele der Vorfahren, im

*) Otto, Graf zu Sundgau, ſt. den 28. Juni 1036; Albrecht den 12. Juli 1046, nach einer andern Nachricht aber 1056.

**) Richenza ſtarb den 27. Mai 1089.

Beſitze der Kaſtenvogtei ſich fort behauptete, ſo bewies er ſich dennoch mild und freigebig. Unter den vielen Gaben und Zeichen des Wohlwollens, die durch ihn den Vätern zu Muri geworden, wird das aus einem Elephantenzahn ſehr künſtlich ausgearbeitete Jägerhorn ganz beſonders gerühmt. Um für ausgezeichnete Dienſte ihn zu belohnen, ſchlug Kaiſer Friedrich der Rothbart Dietikon, Schlieren, Urdorf und mehrere andere Dörfer im Zürichgau und in der Grafſchaft Baden, als ewige Erblehen des Reiches, zu ſeiner Herrſchaft.

Bereits glänzte nun Habsburg vor den meiſten Adelsgeſchlechtern der teutſchen Schweiz durch perſönlichen Kredit hervor, und durfte bald mit Kyburg, als alleinigem Nebenbuhler, ja ſelbſt mit dem mächtigen Savoyen ſich meſſen.

Mittlerweile gingen aber für das Reich der Teutſchen wie für den größeren Theil Europa's überhaupt ſchwere Zeiten vorüber. Mit Macht bekämpften der Pabſt und die welfiſche Partei der Fürſten und Edlen das herrliche Geſchlecht der Hohenſtaufen. Erlaubte und unerlaubte Triebfedern ſetzten alle Leidenſchaften der Menſchen und der Völker in Bewegung, für begeiſterte Treue und für unverſöhnlichen Haß. Während Fürſten und Vaſallen ihre Lehenspflicht, Städte ihren Eid, Söhne die Bande der Natur brachen, und mit dem Segen der Kirche den Fluch des Vaters entkräf-

teten, hielten die Schweizer treu und mannlich an dem oberſten Herrn, in deſſen Schirm ſie freiwillig ſich begeben. Darüber ward der Zorn des welfiſchen Otto wider ſie rege, der als der vierte dieſes Namens Philipp von Schwaben widerſtritt. Als dieſer daher meuchleriſch umgekommen, und Otto allein in Deutſchland Herrſcher war, trachtete er vor allem die Habsburger zu Bezähmung des kühnen Trotzes der Schweizer zu verwenden, und dieſelben recht enge an das Intereſſe ſeines Hauſes zu feſſeln. Bald nach den Tagen, wo auf Veranlaſſung Walthers von Attinghauſen, Landammanns zu Uri, der alte Bund unter den Waldſtädten erneuert worden, ſetzte er Albrechts Sohn, Rudolf, zum Reichsvogt über ſie (1209).

Nicht ohne vieles Widerſtreben empfingen ihn die Schweizer, und erkannten ihn auch nicht eher an, bis ſämmtliche alte Freiheiten und Rechtſame zu ihren Gunſten beſtätigt worden. Sofort richtete Rudolf in den Waldſtätten über Leben und Tod, wachte über die öffentliche Sicherheit, ſchlichtete Fehden und Zwiſte. Aber er gewann darum die Herzen der Eidgenoſſen nicht mehr, und ſie ließen mit Beſchwerden und Vorſtellungen nicht ab, bis durch König Heinrich (Friedrichs II. Sohn und Reichsverweſer in Teutſchland) die Verwaltung des Landes dem Grafen entriſſen und wiederum zu Handen des Reichs geſtellt war. Rudolf,

von dem außer einigen Gütertauſchen und Entſchädigungsverträgen mit Engelberg und Münſter wenig Erhebliches ſonſt auf uns gekommen, ſtarb im Jahr 1232 und hinterließ von ſeiner Gemahlin, Agnes von Staufen, zwei Söhne, Albrecht und Rudolf, Stammväter der nunmehrigen zwei Hauptlinien des Geſchlechtes, von Habsburg-Habsburg und Habsburg-Lauffenburg.

Albrecht IV., Landgraf im Elſaß, „der aller Gefahr trotzende Ritter", ſtarb in demſelbigen Jahre (1240), wo die Erklärung des teutſchen Königs nach Helvetien gekommen war: „daß der Schirm des Reiches dem freien Willen der Schweizer überlaſſen ſey;" — während einer Wallfahrt, die er zur Beruhigung ſeiner durch Sünden und Reue verwirrten Seele unternommen hatte. Somit fiel ſein Erbantheil an den väterlichen Gütern dem älteſten Sohne, Rudolf, zu, und eben ſo die Anſprache auf Kyburg, aus welchem Hauſe ſeine Mutter Heilwig entſproſſen war. Von den Stammgütern ſelbſt hatte Rudolf, ſein Oheim und Stifter der anderen Linie, mit ſeinen fünf Söhnen inne.

So groß nun aber auch das Anſehen und der Einfluß der Habsburger um dieſe Zeiten war, ſo beruhten doch beide mehr auf dem Rufe, der ihrer Tapferkeit und ihrem Unternehmungsgeiſte voranging,

und auf den Verbindungen, in welchen ſie mit den bedeutenden Familien ſtunden, ſo wie auf perſönlichen Eigenſchaften, durch die ſie beim Volke, der anfänglichen Widerwärtigkeit, mit der man ſie aufgenommen, ungeachtet, ſich geltend gemacht, als auf großem Länderumfange. Der Hauptreichthum des Hauſes lag im jährlichen Ertrage der Güter. Denn viele der Beſitzungen, die ſie auch verwalteten, genoſſen ſo vieler Rechte und Gefreitheiten, daß die Gewalt der Grafen immerhin ſehr geſchmälert blieb. Die Landgrafſchaft im Elſaß war ein bloßer Titel. Ueber die Klöſter beſaßen ſie nur eine vorübergehende Kaſtenvogtey; über Städte eine ſehr abhängige Hauptmannſchaft, und durch die Zertheilung in zwei Linien war des Hauſes Geſammtkraft wiederum ſehr verringert worden.

Unter ſolchen Verhältniſſen trat Albrechts Sohn, Rudolf, auf den Schauplatz, welcher bald von dem engen Umkreis des Gutes Eigen und dem unanſehnlichen Rittersaal auf der Habsburg, zu einem weltbiſtoriſchen ſich erweitern, und den ſchweizeriſchen Edlen, im ſtolzen Kaiſerſaale mit den höchſten Würden der Chriſtenheit geziert, und bald darauf mit ungebeugtem Sinne die Kräfte Teutſchlands wiederum einigend, den Hochmuth der Widerſtrebenden brechend, und dem verachteten Herrſcherthum im Reich eine neue Periode des Glanzes bereiten ſollte. Ungeachtet auch nicht im

Entfernteſten die Ahnung ſolcher Größe damals über Rudolf gekommen war, ſo ſtrebte dennoch ſein Geiſt bereits in dieſen Tagen ſchon nach einem Ziele, das weit über dem Bereiche naturgemäßer Möglichkeiten lag. Darum ſtieß er denn auch vielfach auf hartnäckigen, oft kaum bezwingbaren Widerſtand. Aber das Glück und ſein Verdienſt trugen ihn ſtets wieder ſiegreich aus aller Widerwart und zu unverhofftem Gelingen empor.

Er hatte noch nicht das vierzigſte Lebensjahr erreicht, als ſchon der Haß ſeines Hauſes ſchwer ihn verfolgte. Der Bruder ſeiner Mutter enterbte ihn, und die Kirche ſchleuderte zweimal gegen ihn den Bann wegen Ungehorſam und ketzeriſcher Geſinnung.

Eine ſeiner erſten Fehden war gegen den Bruder ſeines Vaters, den Grafen von Lauffenburg gerichtet. Schmälerung in Familiengütern gab hierzu die Veranlaſſung. Er fand jedoch in ſeinem Vetter Gottfried, welcher die bedrohte Ruhe und Rechte ſeines greiſen Vaters ſchützte, einen ſolchen Gegner, daß der begonnene Streit faſt ihn gereuen mochte. Graf Rudolf der Aeltere, der zu Lauffenburg Haus hielt, war, als Wohlthäter mehrerer Klöſter und als warmer Verfechter welfiſch-kirchlicher Intereſſen, bei dem Pabſte in großen Kredit gekommen. Seine Fürſprache wendete, als Innocenz IV., der, als Sinibald von Fieſko des

Kaiſers Freund und Ghibelline geweſen, auf der Kirchenverſammlung zu Lyon aber Friedrich II. verflucht und jene Theile des Reichs, die mit dem letzteren feſt hielten, mit dem Interdikt belegt hatte, — dieſe Strafe der Kirche von Muri ab, und der Gottesdienſt durfte bei verſchloſſenen Thüren gehalten werden. Die Kirche nahm daher billig jetzt auch ſeine Bedrängniß durch den Neffen, zürnend ſich zu Herzen.

Gottfried zog wider Rudolf mit ſolchem Erfolg in den Streit, daß dieſer von der Habsburg aus die Flammen ſehen konnte, welche die ihm angehörige Stadt Brugk verzehrten. Der erbitterte Ohm übergab nun auch das auf dem romantiſchen Hügel Rammſtube am Wallſtädterſee (nach mehreren Nachrichten von ihm ſelbſt)*) erbaute Schloß Neuhabsburg**) dem Münſter U. L. Frau zu Zürich, als Eigenthum, ließ ſich von der Aebtiſſin, Frau Juditha, neuerdings damit belehnen und erſtattete an das Gotteshaus hiefür einen jährlichen Zins.

Gleiche Unvorſichtigkeit und den ganzen Ungeſtüm ſeines Gemüthes bewies Rudolf ſeinem mütterlichen Oheim, Graf Hartmann von Kyburg gegenüber.

---

*) S. Dr. Stadlin's Beſchreibung bei Datz. I.

**) Ueber Neu-Habsburg vergl. des Weitern Herrgott, Leu, Tſchudi u. A.

Nicht erwägend, daß er als ein ſo naher Sippe auf die reiche Erbſchaft des kinderloſen Greiſes die nächſte Hoffnung beſaß, ſchrieb er ihm, wiewohl ſeine Anſprüche Grund und Titel hatten, immerhin zur Unzeit, Kränkungen und Fehde zu. Da trat Graf Hartmann, welcher in ſeiner Forderung über Begehren ihn befriediget, das ganze Kyburgiſche und Lenzburgiſche Erbgut an den Biſchof zu Straßburg, Heinrich von Stahleck, einen ſeiner getreueſten Freunde, ab, und band ſich ſelbſt, für alle möglichen Fälle, die Hände zum Widerruf.

Seine unerſchütterliche Treue für den größten aller Hohenſtaufen brachte Rudolf auch nunmehr zum Ueberfluß noch in den Fluch der Kirche. Zu denſelben Tagen, da durch Ottos IV. Tod die Hoffnung und Macht der Ghibellinen wieder neu ſich gehoben, war Rudolf gerade geboren und von Friedrich II. aus der Taufe gehoben worden. Niemand ahnete wohl damals, daß dieſes Kind beſtimmt ſey, nach Erfüllung des Schickſals aller Hohenſtaufen, der von den Päbſten geſchändeten Krone des Reichs den alten Glanz wieder zu bringen. Ein Jahr nach dem Siege des Kaiſers bei Cortenuova (1238), befand ſich Rudolf im Gefolge deſſelben, mit bei den Feyerlichkeiten anweſend, die zu Ehren der Vermählung ſeiner ſchönen, natürlichen Tochter Selvaggia mit Ezzelino von Romano, angeſtellt worden. Bei dieſer Gelegenheit empfing er, außer anderen Aus-

zeichnungen, die ſeine gefälligen Sitten und ſeine ritterlichen Tüchtigkeiten ihm erworben, von der Hand des Kaiſers den Ritterſchlag.

Kaum einige Jahre waren über dem erſten Bann verfloſſen, ſo gerieth Rudolph, eines angezündeten Kloſters bei Baſel willen, zum zweitenmal in das päbſtliche Interdict. Zur Befreiung von demſelben machte er den Kreuzzug wider die Preußen mit. „Das Glück des Grafen aber — drückt Müller ſich aus — durch viele lebhafte und kühne Thaten weniger vergrößert, als erſchüttert, veränderte ſich, ſobald er, durch Widerwärtigkeiten klug, ſeine Leidenſchaft unterwarf; zum großen Zeugniß feuriger Jünglinge, inwohnende Kraft ihrer Seele vom Verdruß der Fehler ihres erſten Alters nicht niederſchlagen zu laſſen, ſondern mit unerſchütterlicher Hoffnung auf beſſere Zeiten anzuſtrengen.“ —

Die Ausſöhnung mit Lauffenburg ſowohl als mit Kyburg, erfolgte ſpäter dennoch. Graf Gottfried war durch Fortſetzung der Fehde mit dem ſo ſtreitbaren als vielgewandten Vetter arm geworden, und ſuchte in England ein neues Glück,*) nachdem er zuvor mit Rudolf noch Freundſchaft geſchloſſen. Hartmann aber, zu freundlichern Gefühlen gegen die Geſchlechtsver-

*) Nach Müller ſaßen Abkömmlinge Gottfrieds nach manchen Jahrhunderten noch im engliſchen Parlamente.

wandten bewegt, hatte die übereilte Vergebung des Kyburgiſchen Erbes zurückzuerhalten geſucht: die Unterhandlungen und die Waffen ſeines Neffen brachten, trotz des Biſchofs von Straßburg anfänglichem Widerſtreben, die Sache endlich zu befriedigendem Ziel. Und als gerade Rudolf die dem greiſen Ohm von Winterthur zugefügte Kränkung zu rächen herbeieilte, ward ihm die Kunde von deſſelben Tod gebracht. Er empfing von allen Vaſallen und Dienſtmannen Kyburgs die Huldigung (1264). Der Reichthum und die Macht Habsburgs war nun bereits zu nieverhofftem Grade geſtiegen. Noch Glänzenderes brachte eine nahe Zukunft.

Es gehört nicht zum Zwecke dieſes Aufſatzes, eine Schilderung von dem vielſeitigen Wirken und den zahlreichen Thaten des großen Mannes zu entwerfen, welche in Gedenkbüchern und Geſchichtwerken größeren Umfangs hinreichend aufgezeichnet und geprieſen zu finden ſind. Nur auf die Schickſale des merkwürdigen Geſchlechtes, das von der Habsburg ausgegangen, im Allgemeinen aufmerkſam zu machen, iſt dermal unſere Aufgabe.

So begnügen wir uns denn zu ſagen, daß Graf Rudolf, nachdem das heftige Feuer ſeiner erſten, thatengierigen Jugend ſich gemildert, durch Verſtand, Klugheit, Biederſinn und Liebe des Rechtes bei den Eid-

genoſſen, deren Schirmvogt er wurde, allgemeine Achtung, Liebe und Zutrauen ſich erwarb; daß er, wie den Feinden ſeines Hauſes, alſo auch den Unterdrückern der Freiheit, furchtbar, den Schwachen ein Hort, den Kriegern eine Zuverſicht und der Bürger, deren Sitten er liebte und annahm, Stolz und Freude ward.

Mitten in Rachegedanken wider Baſels gewaltſamen Biſchof, überraſchte ihn die große Botſchaft, welche ihn zum König der Teutſchen, ſeiner großen Jugend und Weisheit willen, gewählt, vor den Mauern der raurachiſchen Stadt begrüßte. Auf der Habsburg und zu Brugg traf er alle Verwandte, Freunde und Diener, mit aufrichtigen Glückwünſchen ſeiner harrend. Allen blieb er auch im neuen Stande, was er ihnen im alten geweſen. Die Eidgenoſſen hatten in ihm während der ganzen Dauer ſeines Lebens den erſten Freund.

Nachdem er alles Nöthige in ſeinen Beſitzungen und im Lande der Schweizer beſtmöglichſt geordnet, zog er der neuen Beſtimmung entgegen, welche er glänzend, wie wenige Kaiſer vor und nach ihm, erfüllte.

Er nahm die Bündniſſe der Städte gegen räuberiſche Edle und große Vaſallen in Schutz. Er wollte — nach der richtigen Anſicht eines verdienſtvollen teut-

ſchen Gelehrten *) aus dem Städtebund eine Art von Unterhaus in Teutſchland bilden, was den Vaſallen anfänglich das Gleichgewicht gehalten, nach der Hand aber die anarchiſche Ariſtokratie der Großen gebändigt haben würde. Wäre ihm ſein großer Plan gelungen, ſo würde ſich die Nationalmacht aus dem dritten Stande wieder erhoben, und die Reichskrone wieder jene Würde erhalten haben, welche ihr Karl der Große zu geben wußte. Das teutſche Reich wäre unter den Oeſterreichern eine eingeſchränkte Monarchie geworden, wodurch Freiheit von Innen und Anſehen von Außen geherrſcht hätten. Rudolf ſtarb zu frühe, um dieſen Plan ausführen zu können. Seine Nachfolger erhoben wieder die Ariſtokratie, und ſo erhielt das Reich, ſtatt einem Unterhauſe und einer gemäßigten Verfaſſung, eine goldene Bulle, welche der Grund aller künftigen Anarchie blieb. — Nach Vollbringung der größten oder wenigſtens der großartigſten Thaten, ſtarb der Kaiſer im Jahr 1291 zu Germersheim **).

---

*) Nikolaus Vogt in ſeinem Werke, die Schickſale der teutſchen Nation," deſſen ziemlich unteutſche Tendenz im Allgemeinen wir jedoch keineswegs billigen.

**) Eine treffliche Biographie Rudolfs ehe er Kaiſer der Teutſchen geworden, ſomit beſonders wichtig für die Geſchlechtsgeſchichte, lieferte J. Bader in C. Munchs Alethea. Jahrg. 1829.

Die Töchter, die er mit ſeiner erſten Gemahlin, Gertrud, gezeugt, wurden an mächtige Fürſten vermählt, und dieſe Verbindungen dienten dazu, die Macht und den Einfluß des neuen Herrſchergeſchlechtes dauernd zu ſichern. Söhne hatte er nur drei; von dieſen kam der älteſte, Albrecht, zur Regierung des Landes Oeſterreich, und nachmals auf den Thron der Teutſchen; der zweite, Hartmann, wurde, noch bei Lebzeiten des Vaters, bei einer Luſtfahrt von den Fluthen des Rheins verſchlungen (1281); der dritte aber, Rudolf, Vater des unglückſeligen Parricida, ſtarb als Herzog zu Oeſterreich und König von Böhmen (1296).

Albrecht, Erbe des väterlichen Glückes, doch nicht des väterlichen Großſinnes und Ruhmes, entfremdete durch gewaltthätiges Weſen und unerſättlichen Geiz in Teutſchland ſich die Fürſten, in der Schweiz die Bürger und Landleute. Tyrannei erzeugte Freiheit; Unrecht an Verwandten, blutigen Mord. Ein furchtbares Beiſpiel unzeitiger Strenge und Gemüthshärte, aber gleichwohl an Regentenvorzügen nicht ſo arm als er gewöhnlich hingeſtellt wird, ſank durch rächeriſche Dolche der unglückſelige Kaiſer am erſten Mai 1308 auf dem alten Windiſchfelde *). Die Habsburg ſah

*) Wolfg. Menzel in ſeinem Handbuch der teutſchen Geſchichte nimmt Albrechts Regierungsſyſtem als dasjenige

den Frevel; doch sah sie auch eine der schrecklichsten Blutrachen, in ihren so lange Zeit friedlichen Gemächern ausgebrütet und beschlossen. Aus Albrechts Ehebett aber waren folgende Sprossen hervorgegangen:

Rudolf, König von Böhmen († 1307); Friedrich der Schöne, durch seine für die teutsche Nation so verderbliche Wahl zum Kaiser, und sein Unglück gegen Ludwig den Baiern, wie durch die teutsche Treue und Tugendgröße, welche beide Feinde wieder vereinigte, berühmt, starb 1330, mit Hinterlassung von zwei einzigen Töchtern; und Leopold der Kriegerische, der so treu an dem Bruder neben ihm noch treuer am Interesse seines Hauses hing. Die Männer aus den Waldstätten fürchteten aber weder den Trutz seines ungestümen Geistes, noch die gewaltige Waffenmacht, mit der er der Freiheit, voll unzeitiger Verachtung, drohte. Auf dem Morgarten verbleichte sein Siegesstern († 1326). Durch heiteres Wesen und freundliche Sitten glänzte Otto der Kühne († 1339) hervor; frühe starben die zwei Söhne, die er gezeugt. Sein Ruhm selbst reichte nicht an den seines Bruders. Zwei fernere Söhne des unklugen und hartherzigen Königs waren: Albrecht II. genannt der Weise († 1358), und Heinrich der

---

an, dem alle österreichischen Regenten, mit alleiniger Ausnahme Maximilians II. und Josephs II., gehuldigt.

Gütige († 1327). Die Namen mehrerer Töchter übergehen wir.

Von diesen Söhnen pflanzte das Geschlecht nur Albrecht II. weiter fort. Und es erscheint zuvörderst Rudolf IV. der Geistreiche († 1365); sodann Friedrich der Prachtvolle († 1362); Albrecht III. († 1395); Leopold der Gerechte († 1386); endlich mehrere Töchter.

Unter den Aufgezählten erscheinen ebenfalls wiederum nur zwei als Stammhalter: Leopold und Albrecht. Ersterer, Stifter der Tyroler-, letzterer der eigentlichen Oesterreichischen Linie.

Der Sohn Albrechts III., Albrecht IV., erhielt von der Zeitgenossen übertriebener Bewunderung den Zunamen des Weltwunders, († 1404). Albrecht V., unter den Kaisern der zweite, starb zu frühe für das Wohl seiner Länder und die Hoffnungen der Welt (1442). Ladislaus Posthumus, sein einziger unmündiger Erbe, in Ungarn und Böhmen König, erregte schon in der Wiege bitteren Streit und Bürgerkrieg. Mit seinem thatenlosen Leben erlosch die Linie. († 1438).

Die Tyroler Linie ward durch Leopolds III. Söhne, Wilhelm den Ehrgeizigen, oder den Hofmann († 1406); Friedrich IV. mit der leeren Tasche, († 1439) und dessen Sohn Sigmund

(† 1396); ferner durch Leopold IV., den Stolzen (1411), Ernſt den Aeußern und drei Töchter, Eliſabeth, Margarethe und Katharina fortgepflanzt. Auf ſie kam Friedrich der Friedfertige und der ritterliche Maximilian, ein Fürſt, an Größe des Geiſtes und Kühnheit der Regentenplane Friedrich II. von Hohenſtaufen und Joſeph II. ebenbürtig.

Die Namen der Herrſcher aus der habsburgſpaniſchen und den folgenden verſchiedenen Nebenlinien bis zum dermaligen Regenten Oeſterreichs aus der Dynaſtie von Lothringen übergehen wir und verweiſen auf die Geſchichten jenes Hauſes *).

Noch bleibt aus der Geſchichte Friedrichs mit der leeren Taſche die Schilderung, wie die Stammburg des Geſchlechtes an die Eidgenoſſenſchaft gekommen iſt, nachzutragen.

Zu Konſtanz waren, im Jahre 1414, die Väter der Kirche in feierlicher Verſammlung geſeſſen, um den Gebrechen derſelben an Haupt und Gliedern, nach langen Tagen der Schmach, der Unordnung und Parteiung, abzuhelfen. Unter die vorzüglichſten Hinderniſſe des allgemeinen Kirchenfriedens hatte der Pabſt Johann XXII'. gehört, der es vom Seeräuber und Kupp-

*) Es ſind deßhalb auch die Notizen über die unmittelbaren Nachkommen Rudolfs von Habsburg hier gedrangter, als bei der Lauffenburgiſchen Linie gegeben.

ler zur höchſten und heiligſten Würde der Chriſtenheit durch ſonderbare Fügung der Umſtände gebracht. Als er nach erzwungener Abdankung, wider die Abrede, von der Statt des Konzils entflohen war, in der Hoffnung, mit Hülfe der Italiener und anderer Anhänger die alten Rechte neuerdings geltend zu machen, und Herzog Friedrich zu Oeſterreich, durch Rückſichten der Freundſchaft bewogen, deſſen Flucht unklug ſchützte, kam über dieſen letzteren des Kaiſers Zorn und die Acht des Reiches. Es erging darum auch an die Eidgenoſſen die Mahnung, in die Erblande Friedrichs, den Thurgau, Aargau u. ſ. f. erobernd einzufallen. Der Einbruch geſchah, als die Noth und die Umſtände ſcheinbar über Rückſichten der Ehre und Beſtimmungen beſchworner Verträge ſiegten. Nach und mit vielen Städten und Schlöſſern traf auch die Habsburg die Reihe. — „An Umfang damals wie immer, weit unter ſeinem Namen, wiewohl für König Rudolf einſt ein nicht unwichtiger Theil des väterlichen Erbes, den Herzogen lehensmäßig, ward Habsburg von Heinrich von Wohlen gehütet, deſſen Unterdrückung die erſte That iſt, welche man von den Grafen zu Habsburg weiß. Er ſchwur mit Habsburg zu Handen des Reichs der Stadt Bern. Von dieſer Zeit an iſt die Geſchichte des Schloſſes mit der ſeines neuen Herrn unzertrennlich verwoben. Der Name

ſelbſt, nachdem Rudolfs Geſchlecht mit kaiſerlichen, königlichen und fürſtlichen Titeln und Würden ſich geziert, lebte ebenfalls nur kurze Zeit noch in der andern Linie fort, deren Sproſſen und Schickſale wir hier, gleich der bisher beſchriebenen, in Kürze aufführen.

Von den Söhnen Graf Rudolfs des Verſchwiegenen († 1246 oder 1249), der die Lauffenburgiſche Linie der Habsburger gegründet, wird als der älteſte angeführt, Werner († 1253), Wohlthäter der Abtei Wettingen, in deren Mauern auch ſeine Leiche begraben liegt. Hierauf: Gottfried, der rüſtige Verfechter des väterlichen Anſehens wider Rudolfs Angriffe und Gewaltſamkeit. Von ſeiner Verarmung und Verſöhnung mit dem geſippten Feind, und von der Fahrt nach England iſt bereits gemeldet worden. Die Kaſtenvogtei über Glarus hatte er, während ſeines Waltens im Schweizerlande, als Lehensmann des Frauenſtiftes Säckingen an ſein Haus gebracht. Eine harte Fehde mit Bern koſtete dieſem letzteren die Vorſtädte und vielen Bürgern, bei Ausfällen, das Leben. Als das Todesjahr Gottfrieds giebt man 1271 an.

Der dritte Sohn, Rudolf, zierte den biſchöflichen Stuhl von Conſtanz († 1293); der vierte, Otto, ſtarb ſchon im Jahr 1253, der fünfte endlich, Graf Eberhard, gründete durch ſeine Vermählung mit

der einzigen Tochter Hartmanns des Jüngern eine neue Linie von Kyburg, und ſein Geſchlecht vertauſchte in der Folge den zeitherigen Stammnamen. Burgdorf, Thun und viele andere Beſitzthümer kamen um dieſe Zeit an daſſelbe. Nicht ohne vielen Streit inzwiſchen ſchlichteten ſich dieſe Sachen, da die Wittwe Graf Hartmanns des Aeltern, Margarethe von Savoyen, gegen den Verkauf der Rechte über Freiburg an Eberhard, heftig ſich beſchwerte, und in ihrem Antheil an den Einkünften dieſer Stadt, der vor langen Jahren als Morgengabe ihr ausgeſetzt worden war, ſich, wider den klaren Inhalt der Verträge, geſchmälert ſah.

Da alle übrigen Brüder ohne männliche Sproſſen verſtorben waren, die Nachkommen Eberhards aber einen neuen Stammnamen ſich beigelegt hatten, ſo pflanzte Gottfrieds einziger Sohn, Rudolf, die Laufenburgiſche Linie allein noch fort. Seiner Jugend nahm ſich mit redlichem Eifer der Ohm, Biſchof Rudolf von Conſtanz, an. Es vertheidigte derſelbe die Güter des Neffen nicht ohne große Ausdauer und Geſchicklichkeit gegen die zudringlichen Anmaßungen Herzog Albrechts, von Oeſterreich, welcher die Abtretung der dem jungen Grafen gehörenden Landſchaften auf jede Weiſe zu erwirken ſuchte. Später jedoch zog Rudolf dem Kaiſer, als ſolchen, bereitwillig in ſeinen

Kriegen zu. Durch Eliſabeth, die Tochter des letzten Grafen von Rapperswyl, und Wittwe Graf Ludwigs von Homburg. gewann er die Stadt Neu-Rapperswyl, nebſt allem Zugehör, am rechten Ufer des Zürcherſees, und nannte ſich von nun an nach dieſer Landſchaft. Um Grynau kämpfte er mit Tockenburg und bedachte mild und freigebig, zum Heil ſeiner Seele, die Gotteshäuſer. Er gelangte zu großen Ehren bei König Heinrich VII. Als Reichsvogt waltete er im Aargau, Thurgau, in den Waldſtätten und in den Landſchaften am Oberrhein und Bodenſee. Mit dem Jahr 1312 jedoch hörte ſein Einfluß auf. Ein Anderer kam an die ſo eben genannte Stelle, und Graf Rudolf ſtarb, unmuthvoll und im Innerſten ſeiner Seele verwundet, nur wenige Jahre darauf, zu Mümpelgard, in einer Art freiwilliger Verbannung. Auch er wurde zu Wettingen, an der Seite mehrerer ſeines Stammes, beigeſetzt.

Von den zwei hinterlaſſenen Söhnen, Rudolf und Hans, erhielt erſterer bei der Erbtheilung Rapperswyl, nebſt Zugehör; der andere aber Lauffenburg. Das Schwert der Eidgenoſſen raffte bei Morgarten, mit vielen anderen Edlen, auch Graf Rudolfen weg, und dem überlebenden Bruder fielen ſomit alle väterlichen Erbgüter ungetheilt zu. Seine Macht vergrößerte ſich in einem Zeitraum von kaum fünfzehn Jahren ſehr bedeutend; denn auch der Enkel Ludwigs von Homburg, und der

Sohn ſeines väterlichen Stiefoheims ſtarben kinderlos (1530), und Alt-Rapperswyl, die March, Wäggi und die Wartenberge bei Baſel, nebſt vielen anderen Gütern mehr, wurden erſt den Herzogen Otto und Albrecht von Oeſterreich überantwortet, ſodann aber von dieſen dem Grafen Johann zu Lehen gegeben. Dankbar verhieß derſelbe dafür in ihrem Kriege wider Schwyz und Glarus ſeinen Beiſtand. Er leiſtete ſolchen auch der Partei Friedrichs des Schönen wider König Ludwig den Baiern. Obgleich mit Zürich verburgrechtet, gewährte er dennoch den daſelbſt geächteten Verſchwörern gegen die von Rudolf Brun eingeführte neue Ordnung der Dinge, Schutz zu Rapperswyl und reizte dadurch der Bürger Zorn und ihre Waffen vor die Mauern dieſer Stadt. Zwar leiſtete dieſelbe den Belagerern mehrere Tage hindurch Widerſtand; allein, als Graf Johann zur Hülfe Tockenburgs, ſeines Freundes, gen Grynau eilte, wurde er in dem daſelbſt gelieferten Gefecht erſchlagen, (1337). Von ihm war Fahrwangen an die Hallwyler, der Biberſtein aber an den Orden vom heil. Johann übergeben worden.

Er hinterließ drei Söhne und eine Tochter. Der erſte von jenen, **Johann II.**, vermählt mit Eliſabeth von Nidau, folgte in der Regierung von Neu-Rapperswyl. Zwiſchen ihm und ſeinen übrigen Brüdern, **Rudolf** († 1383) und der Stadt Zürich vermittelten Kö-

nig Ludwig IV. und Herzog Albrecht zu Oeſterreich noch in demſelben Jahre einen Frieden. Johann II. bekleidete nunmehr, durch den Abt Herman hiezu ernannt, auch die Stelle eines Landvogtes von St. Gallen, befehdete in dieſer Eigenſchaft das Stift Einſiedeln auf das Heftigſte und vertrieb den Abt aus Pfäffikon. Doch erfolgte im Jahr 1348 der Friede, und der Graf, ſo wie ſeine beiden übrigen Brüder, nahmen von da an jenes Stift ſogar förmlich in ihren Schutz.

Bald jedoch kam neues großes Unglück über das Haus Habsburg-Rapperswyl. Verleitet durch die flüchtigen Aufrührer oder Verbannten von Zürich, welche noch immer, gegen den Inhalt des Vergleiches, gehegt und gepflegt, in der Grafſchaft verweilten und in beſtändigem Verkehr mit den übrigen Mißvergnügten der Stadt, über Anſchlägen der Rache brüteten, ließ Johann in jene unglückliche Verſchwörung ſich ein, welche das Anſehen des verhaßten Bürgermeiſters und ſeine, im Geiſte des Demokratismus, unternommenen Neuerungen nur mehr zu befeſtigen diente. Außer der ihm von Natur ſchon eigenen Kühnheit und der Hoffnung, die Schulden zu tilgen, mit welchen er der Stadt Zürich verhaftet war, trieb ihn noch ganz beſonders die Begierde, ſeinen bei Grünau ertödteten Vater zu rächen. Nachdem ſomit Graf Johann auch ſeinen Freund und Vetter Ulrich von Bonſtetten und andere

Edle zur Theilnahme vermocht, ſchiffte er unter dem Vorwand eines Verſöhnungswerkes nach Zürich, und eine bedeutende Zahl Bewaffneter folgte, welche ſofort auf Fahrzeugen in die Nähe der Stadt gebracht wurden. Die berühmte Mordnacht brach an. Der Verrath ward durch Zufall entdeckt, und der Graf kam, als er auf der Flucht in einen Graben geſtürzt, in die Gewalt ſeiner Feinde. Ueber dritthalb Jahre ſaß er als Gefangener in dem Wallenthurm. Die Liebe nur und die Dichtung verſüßten ihm ſein herbes Geſchick. Mit Rührung lieſt man jetzt noch das „Lied von dem gefangenen Grafen.“

Inzwiſchen wurden die Veſten Alt- und Neu-Rapperswyl durch der Züricher rächeriſchen Arm gebrochen und die Güter Johanns ſämmtlich auf das furchtbarſte verwüſtet. Zur Wiedervergeltung für das angedrohte Verderben und nach den Geſetzen der Nothwehr ging die Stadt Neu-Rapperswyl ſelbſt in Flammen auf. Die Stimme der Gerechtigkeit verſtummte vor dringendern Rückſichten der Politik, welche das neue Werk des Tages von allen Seiten ſicher zu ſtellen für unerläßlich anſah.

Auch die elſäßiſchen Edlen von Sulz wurden durch die Brüder des Gefangenen, welche aber gerade nicht am eifrigſten für ſeine Löſung bedacht waren, in den Kampf verwickelt. Ebenſo darauf Baſel und Straßburg.

Da zog Herzog Albrecht von Oeſterreich, mit welchem, als ihrem Lehensherrn, die Grafen Gottfried und Rudolf bei Gelegenheit der rückſichtlich ihres Bruders durch Brun angeknüpften Unterhandlungen ſich entſchuldigt hatten, und welcher vergebens für den in ſeinen lehenbaren Städten und Burgen zugefügten Schaden von Zürich Erſatz begehrt hatte, vor daſſelbe und belagerte es.

Die Begeiſterung der Einwohner trotzte ſeinen Anſtrengungen; die Uebermacht reichte wider den kühnen Geiſt der Freiheit und den hohen Vaterlandsſinn, welchen ſelbſt die Frauen theilten, nicht aus. Die Königin Agnes vermittelte zwar nun für eine Zeitlang den Streit. Als aber aus verſchiedenen, gewichtigen Gründen Graf Johanns Freiheit von Zürich verweigert wurde, dauerte er noch bis zum Jahre 1352 fort. Jetzt erſt kam Friede zu Stande; für die Grafen wie für den Herzog unter ſehr beſchwerlichen und demüthigenden Bedingungen.

Nicht lange ward die feierliche Zuſage gehalten. Als auf Herzog Albrechts Anſtiften König Karl die Stadt Zürich neuerdings belagerte, nahm auch Graf Johann Theil an dieſem Handel, nebſt ſeinen übrigen Brüdern, nachdem er Albrechten zuvor Rapperswyl als Eigenthum übergeben, um vor möglichen Gefahren ſich zu ſchützen, (1354). Dafür erhielt er nachmals

von Biſchof Johann zu Baſel den Siſsgau zu Lehen (1365). Auch er ruht bei ſeinen Stammverwandten in Wettingen. († 1380).

Sein Bruder Rudolf hinterließ ein, weniger durch eigene, ritterliche Unternehmungen, als durch die treue Hülfe, welche er Hanſen und Gottfried bei den ihrigen geleiſtet, ehrenvolles Andenken in den Annalen des Geſchlechtes. Lauffenburg und ein Theil des Siſsgaues gehörten zu ſeiner Herrſchaft; von Oeſterreichs Herzog war er über den Aargau und den Thurgau als Vogt geſetzt. Die Wagniſſe der Brüder ſtürzten ihn häufig in Schuldenlaſt, und einſt mußte ihm die Stadt Baſel durch ein Darleihen bedeutender Summen aushelfen. († 1388).

Bei der Erbtheilung war dem dritten, Gottfried, Alt Rapperswyl, die March, Wäggis, Rheinau, Homberg und anderes mehr zugefallen. Allein aus Haß gegen die Eidgenoſſen veräußerte der Graf Alt Rapperswyl nebſt allem Zugehör an Oeſterreich, um die Summe von 1100 Mark Silbers. Von Lauffenburg aus unternahm er auch zahlreiche Streifzüge, und plünderte ſchweizeriſche Kaufleute. Der Unglimpf, welchen er an den Scheitlern aus dem Lande Uri verübt, hatte zur Folge, daß dieſe ihn während einer Pilgerfahrt gen Einſiedeln aufhoben, und auf dringliche Vorſtellungen des Abtes erſt dann wieder freigaben, nachdem er alles Geraubte wiedererſtattet, 200 Gulden an die Kaſten

bezahlt und gegen die Eidgenoſſen zu ewigem Frieden ſich verpflichtet hatte. († 1375).

Johann II. hinterließ einen einzigen Sohn, Johann III., welcher ohne Erben ſtarb, (1395); dagegen pflanzte Rudolfs Sohn, Johann IV. († 1408), in zwei Töchtern, Agnes und Urſula, weiblicher Seits noch für eine Zeitlang das Geſchlecht der Habsburg-Rapperswyler fort, bis er durch Urſula's Vermählung mit Graf Rudolf von Sulz gänzlich erloſch.

Wir kehren daher zu dem letzten Zweige der Laufenburgiſchen Linie, der neuen Kyburger, zurück. Es hatte Eberhard, der fünfte Sohn Rudolfs des Verſchwiegenen, wie wir ſchon oben erzählt, Hartmanns des Jüngern von Kyburg Tochter geeblicht und Burgdorf, nebſt vielen andern Beſitzungen in Kleinburgund an ſich gebracht. Nach ſeinem Tode († ohngef. 1283) theilten ſich ſeine Söhne Hartmann und Eberhard in die Verlaſſenſchaft. Der erſtere fiel durch einen Meuchelmörder, der in die Zahl der Diener ſeines eigenen Bruders gehörte, (1322) nachdem er mit Eliſabeth von Froburg in einer glücklichen Ehe gelebt; der andere, vermählt mit der Tochter Landgraf Heinrichs von Burgund, Bertha, ſtarb im J. 1355. Außer den beiden finden wir noch zwei Töchter Eberhards, Eliſabeth und Katharina, angeführt. Hartmann der I. hatte keine, wenigſtens mannbare Er-

ben hinterlaſſen. Dagegen blieben von ſeinem Bruder folgende drei Söhne zurück: Hartmann II. Graf von Kyburg, Landgraf zu Burgund, vermählt mit Anna von Nidau, († 1380); Rudolf, mit demſelben Titel, († 1383); endlich Berchthold, Graf von Kyburg, († 1401). Es muß jedoch bemerkt werden, daß in der Genealogie der beiden Brüder allerlei Zweifel, und verſchiedene Angaben ſtatt finden, und ſelbſt über Anna von Nidau, ob ſie Hartmanns oder Rudolfs Gattin geweſen ſey, zweierlei Meinungen vorhanden ſind. Auch zählt, auf Tſchudi geſtützt, Guillemain außer den drei Brüdern noch einen vierten, Eberhard, Domherr zu Baſel, und einen fünften, Johann Probſt in St. Stephans Münſter zu Straßburg. Als Hartmanns Söhne, erzeugt mit Anna von Nidau, werden aufgeführt: Egon, Graf von Kyburg, für deſſen Todesjahr man 1320 annimmt. Anna von Vechburg war ſeine Gemalin; ferner: Berthold, der noch vor dem älteren Bruder geſtorben zu ſeyn ſcheint. Dieſen Beiden, welche bald für Hartmanns, bald für Rudolfs Söhne gelten, ſchiebt man noch einen andern Bruder, Heinrich, und eine Schweſter, Verena, zu. Doch ſchweigen von ihnen alle Denkmale. Mit Egon und Berthold erloſch auch die jüngere Linie von Kyburg und ſomit der letzte Zweig der Hauptlinie von Lauffenburg.

VI.

Stefano Porcaro.

Quellen: Leonis Baptistae Alberti Commentarius de Conjuratione Porcaria. (Murator. rer. Ital. T. XXV.) Stefano Infessura: Diario; (Murat. T. III.) Machiavelli: Istoria Fiorentina. L. VI. Raynald. ad Baronium. Aeneas Sylvius de Europa. c. 58. Gobellini Commentar. — Gibbon, Hist. of the decline and fall of the Rom empire. Cap. 70.

Das Beiſpiel des wunderbaren Cola di Rienzo,*) welcher um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ſemit neununddreißig Jahre ſeit der Stiftung des ewigen Bundes der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſen, die Herſtellung der römiſchen Republik verſucht, und zum Erſtaunen der Welt für eine Zeit lang dieß Unternehmen ausgeführt, bis es am Geiſte der Zeit, an den Anſtrengungen einer tief gekränkten Ariſtokratie und an der unklugen Großmuth des Urhebers ſcheiterte,

---

*) Der Verfaſſer hat eine aus Quellen bearbeitete Biographie des letzten Tribuns bald nach der Julirevolution an einen der erſten teutſchen Buchhändler, als den vertragsmäßigen Verleger, abgeliefert, deren Abdruck jedoch erſt durch eine Revolution, ſodann durch Krankheit und endlich den Tod des Prinzipals der Buchhandlung, verzögert worden. Seitdem iſt er durch Bulwer's hiſtoriſchen Roman über denſelben Gegenſtand überraſcht worden.

— hatte, noch lange nach der traurigen Kataſtrophe, die den Tribun geſtürzt, in vielen kühnern Gemüthern mächtig fortgewirkt, und die Begierde nach ähnlichen Verſuchen rege erhalten. Allein keiner derſelben kam jemals zur Ausführung, ſondern jede Bewegung der Freiheit ward, nicht ſowohl durch der Widerſacher Eintracht und die Stärke der den Aufſtand bekämpfenden Ideen, als durch die Planloſigkeit der Unternehmer und die Unreifheit des Volkes für jeden politiſchen Aufſchwung, unterdrückt. Es ſtürzten jene Männer meiſt ſich ſelber nur und ihre Freunde in's Unglück, und dienten blos dazu, die bisher ſchlaffe und feige Tyrannei zu größerer Wachſamkeit und Strenge zu reizen, auch ihr mehr Syſtem und Konſequenz zu geben.

In der Reihe jener Männer und Jünglinge, die als bedauernswerthe Opfer der politiſchen Lage ihres Vaterlandes, und des Strebens für die Mündigung deſſelben, unterginngen, muß vorzüglich Stefano Porcaro aufgeführt werden. Wir haben uns bemüht, aus den wenigen vorhandenen Nachrichten über deſſen That und deren Ausgang eine klare und geeignete Darſtellung zu liefern, indem außer Machiavelli und Gibbon noch kein neuerer Geſchichtſchreiber, und auch die beiden Ebengenannten nur kurz, den anziehenden Stoff bearbeitet haben. Die handelnden Perſonen erſcheinen hier — zur Vermeidung aller Mißverſtänd-

niſſe — im Geiſte ihrer Zeit, die von Herrſchaft, Freiheit und Aufſtand nicht ſelten von unſern Anſichten völlig verſchiedene gehegt.

Stefano Porcaro, geborner Römer, aus einem berühmten Rittergeſchlechte, durch treffliche Naturanlagen und eine ſorgfältig wiſſenſchaftliche Erziehung über die Unwiſſenheit ſeiner Kaſte in jenen finſtern Zeiten weit erhaben, verrieth von früher Jugend an ein ungeſtümes Weſen, einen feurigen Hang zur Selbſtſtändigkeit und eine edle patriotiſche Schwärmerei, welcher kein Gedanke zu rieſenhaft, kein Plan zu unausführbar ſchien, wenn es die Ehre Roms und den Nationalſtolz der Italiener betraf. Die Thaten der Alten und die Erinnerungen an Rienzo trieben ihn unaufhörlich nach einem Ziele, das vielleicht einige Zeit früher nicht ſo ganz, aber unter den damaligen Umſtänden allerdings unerreichbar war. Der Pabſt hatte damals wieder ſeinen Sitz in der ewigen Stadt; der Ausgang des Basler Conciliums durch Piccolomini's Politik und Friedrichs IV. Indolenz die gemäßigſten Erwartungen der Völker täuſchend, war für deſſen geiſtliches und politiſches Anſehen eher von Vortheil als Nachtheil geweſen. Die Verhältniſſe der Stadt Rom zu dem heiligen Stuhl zeigten ſich in Bezug auf Verfaſſung und Geſetzgebung geordneter, als mehrere Jahrhunderte hindurch. Die Ariſtokratie, durch mannig-

ſache Erfahrungen belehrt, ſah ſich entweder durch die päbſtliche Regierung ihrer kräftigſten Waffen beraubt, oder ſie hatte dieſelben, zufrieden mit dem Glanze, welchen der Thron als Abfindungsſumme ihr gleichſam zuwarf, an denſelben freiwillig abgegeben, und weder die Idee der Freiheit, das Eigenthum einer kleinen Anzahl Patrioten, noch viel weniger die Nothdurft des Volkes im engern Sinne, konnten in ihr den Wunſch zum Umſturz der Verfaſſung erregen. Auf einer andern Seite war der Pöbel, mißtrauiſch gegen das Gute, welches von Seite ſeiner bisherigen Unterdrücker kam, durchaus wider alle Bewegungen geſtimmt, an deren Spitze ſich Edle befanden; indem die gegenwärtige Lage der Dinge und die Demüthigung der Großen, ſomit die Gleichheit der Knechtſchaft, ſeinem Geſchmacke mehr, als eine durch ariſtokratiſchen Beiſtand geförderte Freiheit, zuſagte. Das Panem et Circenses zeigte ſich auch jetzt noch in der alten Allgewalt bei den Nachkommen der Brutus, Camillus und der Scipionen, und zwar immer mehr und mehr, je höher die Entartung des Volkscharakters und die Ueppigkeit der Sitten ſtieg.

Alle dieſe Umſtände wurden jedoch von dem kühnen Porcaro nicht erwogen, welchem Tag und Nacht als unerläßliche Aufgabe das Eine vorſchwebte: ſein unglückliches Vaterland aus den Händen der Prieſter

zu erretten, die er für die Hauptquelle des drückenden Uebels anſah, und dem Zuſtande ſeiner alten Freiheit es zurückzugeben, welche es in der Urzeit und zum Theil ſelbſt im Mittelalter längere Zeit hindurch genoſſen. Er war gewiß, den Titel eines „neuen Gründers und zweiten Vaters von Rom“ ſich zu erwerben, und unabläßig begeiſterte ihn, der den Inhalt zuverſichtlich auf ſich ſelbſt übertrug, die unſterbliche Canzone Petrarca's, welche von dieſem ein Jahrhundert früher zu Ehren des Befreiers Rienzo gedichtet worden war *).

Porcaro, überzeugt, daß Dichter oft von einem Geiſte der Weiſſage erfüllt ſind, hielt um ſo mehr zu Vollführung der in jenem herrlichen Denkmal von Vaterlandsbegeiſterung angedeuteten Dinge ſich berufen, als keiner der übrigen Römer in Hinſicht auf Rednertalent, wiſſenſchaftliche Bildung, Reichthum, Freundezahl und Familienverbindungen eine Vergleichung eingehen konnte **)

Sein Haupthaß war, wie wir bereits angedeutet, gegen die Prieſter gerichtet, und hierin unterſchied ſich ſeine Tendenz weſentlich von der ſeines Vorgängers Rienzo, welcher, als Plebejer, die Edlen vor Allen

*) Rime di Petrarca. Canz. VI. „Spirito gentil“ etc.
**) Macchiavelli.

als Gegenstand der Rache sich ausgeschieden und den Klerus mit ins Interesse zu ziehen gesucht hatte. Allein desto gefährlicher war das Wagniß, das er vorbereitete, und desto unvermeidlicher der Untergang, wenn er mißlingen sollte.

Porcaro that den ersten Schritt gleich bei Gelegenheit der Leichenfeier Eugens IV. Eine sehr heftige, zur Empörung einladende Rede ward an die zusammengeströmte Menge gehalten, und die Erinnerung an Roms alten Namen und Ruhm auf allerlei Weise rege gemacht. Die Köpfe begannen bereits sich zu erhitzen, und nur die beredten Gegenvorstellungen des Lälius Balejo verhinderten ernsthafte Auftritte. Der neue Pabst, Nicolaus V., erfuhr den Hergang, und es stand bei ihm, den Buchstaben des Gesetzes, welches über Hochverräther Tod verhängte, schon jetzt erfüllen zu lassen. Gleichwohl, und der Meinung aller seiner Räthe entgegen, ließ er für diesmal Gnade über den Schuldigen ergehen. Seinem menschenfreundlichen Herzen widerstrebte, gleich im Anfange seiner Regierung solche Strenge zu handhaben. Auch ließ ihn eine sonst richtige Politik glauben, daß Großmuth und Milde nicht nur die Gemüther der Menge, sondern auch der mißvergnügten Großen ihm desto sicherer gewinnen dürfte. Dieser Milde fügte er noch unerwartete Wohlthaten bei; denn, nicht ohne einige Hoch-

achtung vor den Talenten und dem Charakter Porcaro's, welcher blos in ſeiner Richtung ſich verirrt zu haben ſchien, ernannte er denſelben zum Podeſta von Anagni.

Allein die patriotiſche Schwärmerei iſt mächtiger, als alle übrigen Rückſichten und Gefühle. Porcaro fühlte in ſeinem Gewiſſen ſich beängſtigt, von dem Manne, in welchem er den Tyrannen oder wenigſtens Verhinderer der Glückſeligkeit ſeines Vaterlandes erſah, Wohlthaten empfangen zu haben oder noch ferner zu genießen, und, unverändert in ſeiner Geſinnung, kam er nach Rom zurück. Er brütete von nun an ohne Unterlaß über Empörung.

Bei Gelegenheit der öffentlichen Spiele, wahrſcheinlich zur Karnevalszeit, die in ganz Italien und in Rom zumal, ſtets auf ſo ungebundene und ausſchweifende Weiſe begangen wird, ergab ſich zwiſchen jungen Leuten und Handwerkern Streit. Porcaro benutzte die Sache alſogleich zu ſeinem Zwecke, und ſprach, den Partheihaß künſtlich fortnährend, gegen die beſtehende Ordnung der Dinge und gegen die öffentlichen Behörden mit ſolch giftiger Beredtſamkeit ſich aus — und Mienen, Geberden und Declamation ſtimmten ſo genau mit einander überein — daß ein Aufſtand abermal nahe war, Viele bereits zu den Waffen griffen, und Nicolaus nunmehr auf ernſtere Maßregeln

gegen den Unruheſtifter bedacht ſeyn mußte. Aber auch dießmal jedoch zog der edle Pabſt den gelindern Weg dem ſtrengern vor. Porcaro ward blos nach Bologna verbannt, und der genauen Aufſicht des Senates daſelbſt empfohlen, mit dem ausdrücklichen Befehle jedoch, daß es ihm an keiner Nothdurft gebrechen ſollte.

Trotz der Quarantaine, in welche die Wirkſamkeit des feurigen Mannes jetzt verſetzt, und trotz der ſcharfen Aufſicht, unter welcher er gehalten war (jeden Abend mußte er ſich dem Befehlshaber von Bologna perſönlich ſtellen), fand Porcaro dennoch Wege genug, ſeinen Freunden und Anhängern ſich mitzutheilen, und er war entſchloſſen, den alten Plan um jeden Preis durchzuſetzen, ſelbſt auf die Gefahr ſeines Lebens hin. Dankbarkeit gegen den Unterdrücker hielt er, mit ſophiſtiſcher Deutelei, für Verbrechen und das Vaterland höher als den Wohlthäter. Die Zahl der Verſchwornen mehrte ſich mit jedem Tage. Obenan ſtand ſein Neffe, ein Jüngling von gleichem Weſen, wie er ſelbſt, in ſeine Plane ſeit Längerm eingeweiht, und bereitwillig zu dem Verwegenſten und Blutigſten. Er ſchickte dieſen voraus nach Rom, um Soldaten zu werben und auch ſonſt noch Gehilfen zu dem Unternehmen zu gewinnen. Es gelang mit beiden; denn die Hoffnung großen Ruhmes und reicher Beute ſpornte.

Nachdem alles Nöthige eingeleitet war, machte Stefano ſich ſelbſt in ſtiller Nacht auf den Weg, und verfügte ſich in ſein väterliches Haus. Daſſelbe war angefüllt von Verſchwornen, die der Abrede gemäß ſeiner dort harrten. Und nun trat er, angethan mit purpurnem, golddurchwirktem Gewande und koſtbaren Ketten, in ihre Mitte, und hielt eine, mehrere Tage zuvor ausgearbeitete und einſtudirte Rede, mit ſolcher Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und mit ſo großem Beifall der Zuhörer, daß nichts als die beſtimmte Zeit zur Ausführung des gemeinſamen Planes zu fehlen ſchien. Er begann zu ſprechen von der alten Glorie Roms und dem Verluſte der alten Freiheit, und verwünſchte die Unbilden der Zeit, welche es nicht geſtatteten, den letzten Reſt von ehevoriger Kraft und Tugend in kühnern Männerherzen ans Tageslicht hervortreten zu laſſen. „Was mich betrifft," äußerte er unter Anderm, „ſo reuet mich durchaus nichts von allem dem, was ich gelitten und gethan, um meinen Mitbürgern zu beweiſen, daß ich wenigſtens derjenige ſey, der ihren Ruhm will. Uebrigens zweifle ich keineswegs, daß nicht Alle, die hier gegenwärtig ſind, und die ich als tapfere Männer erkenne, häufig das mit Sehnſucht gewünſcht, was den Tapfern gezieme. Manchen gebrach es blos an Gelegenheit; manche wurden durch Hinderniſſe verſchiedener Art abgehalten, dem öffent-

lichen Wohle mehr, als ihrem Privatintereſſe ſich zu weihen. Nunmehr aber halte ich es für ganz gewiß, daß, falls die von mir vorbereitete Sache nur einmal offenkundig geworden, nicht nur in allen Anweſenden, ſondern auch in denen, welche ſpäter erſt zu ihrer Erkenntniß gelangen, ein Gefühl vorherrſchen werde; ſie müßten anders ſich ja ganz des Gedankens, Römer, ja ſelbſt nur Menſchen zu ſeyn, entſchlagen. Gleichwohl thun alle die Dinge noth, die ich jetzt mit kurzen Worten anzeigen will. Zuvörderſt entſchloſſene Geſinnung und unbedingte Bereitwilligkeit, nicht nur dasjenige anzuhören, was geſchehen ſoll. — Jeder von euch konnte ſchon nach eigenem klugen Ermeſſen und nach dem Zuſtand des drängenden Uebels dieß wiſſen — ſondern auch kraftvoll auszuführen, was das Wohl der gemeinſamen Sache und der ewig bleibende Nachruhm von euch fordern."

Hier hielt der Redner plötzlich einige Minuten inne, und drückte nur durch Mienen, Geberden und Seufzer den tiefen Schmerz der Seele aus. Darauf hielt er die Rechte vor, blickte umher und frug mit feſter Stimme: ob wohl in der großen Zahl ſo vieler trefflicher und hochverdienter Mitbürger einer ſich befinde, der mit ſeiner eigenen Lage und der des Vaterlandes auf irgend eine Weiſe zufrieden zu ſeyn Urſache habe? Ferner: ob es einen gebe, welcher die gemein-

ſamen Drangſale aufzuzählen vermöge, ohne bittere Thränen zu vergießen? Ueberall ſehe man nur Dürftigkeit, Knechtſchaft, Schmach, Kränkung. Und alle dieſe Uebel ſeyen bereits ſo einheimiſch geworden, daß man es bisher noch für ein Glück gehalten, wenigſtens im Vaterlande, wenn auch mitten unter dieſen Drangſalen, bleiben zu dürfen. Nun aber hätten jene, welche ſich die Allerheiligſten ſchelten ließen, noch eine neue Art von Grauſamkeit erfunden; nämlich gewiſſe Perſonen würden gehindert, Bürger zu ſeyn. Man ächte, verweiſe und tödte Schuldloſe. Ganz Italien ſey angefüllt von Schaaren ſolcher Unglücklicher. Die Stadt Rom ſelbſt ſey leer geworden an Bürgern; bald ſehe man Niemanden mehr in der Stadt, als Barbaren. Wer die Kühnheit beſitze, für ſein Vaterland recht heiße Liebe zu tragen, werde als Verbrecher angeſehen.

Dieſes und Anderes mehr erörterte Porcaro umſtändlich. Und nun folgte ein noch grelleres Gemälde von der Tyrannei öffentlicher Behörden; was zu Tadel und Beſchuldigungen nur immer Stoff reichen konnte, war hier geſammelt und aufgehäuft. Er machte gehaßt und verächtlich Diejenigen, welche durch jede Art Schutz und Unwürdigkeit ſich berüchtigt, und dennoch gleich Göttern verehrt ſeyn wollten. Dieſelben mißbrauchten, nach ſeiner Behauptung, ihren Ueberfluß an Reichthum auf die ausſchweifendſte Weiſe, während

Bürger, die eines beſſern Schickſals würdig, gleichſam vom Almoſen leben müßten. Die Schuld jedoch an einer ſo unerträglichen Ordnung der Dinge müſſe nicht auf Andere, ſondern auf ſie ſelbſt gewälzt werden, welche aus Feigheit eine Reihe von Uebeln immer willliger ertrügen. Möchte man doch gedenken, was Tugend vermöge, und welch Glück es ſey, nicht als Knecht zu leben.

Nach dieſem lenkte Porcaro auf die jetzt zu faſſenden Entſchlüſſe hin. Den Verſchwornen ward auseinander geſetzt, wie alle Mittel zur Selbſthülfe im Ueberfluß vorhanden. So habe man in der Stadt 300 Mann gemietheter Krieger; außerdem eine tapfere Schaar von 400 Geächteten. Viele andere ſtreitbare Männer mehr würden zu dieſen ſtoßen. Uebrigens ſey zur Ausführung des vorhandenen Planes die Mitwirkung auch von wenigern, als gegenwärtig vorhanden, hinreichend. Der Himmel ſelbſt werde die Sache begünſtigen; des Volkes Beifall ſie ſtützen; der Erdkreis aber ihre Tapferkeit bewundern, und bei allen Geſchlechtern ihr Name ein Gegenſtand des Ruhmes bleiben. Dagegen ſeyen ihre Gegner Gott und den Menſchen verhaßt, unter ſich entzweit, müßig, durch Ueppigkeit entnervt und durchaus nicht auf ihrer Hut. Kurz, es gebe nichts anders mehr zu thun, als die Früchte des Sieges zu ſammeln. Der Kampf, durch

den derſelbe zu erringen, ſey ſchon geſämpft, wenn man nur alle dieſe Dinge reiflich und gediegen berathen werde; und er verlange blos noch für kleine Weile, was man ſchon ſo lange gezeiget, Geduld. Nur noch ein Tag ſey zwiſchen dem Sieg und dem Preis des Sieges. Möchten ſie daher ihre Freude mit Mäßigung tragen und zum Empfang: aufgehäufter Reichthümer ſich bereit halten. Eine Million Goldgulden werde die nächſte Nacht eintragen. Sich ſelbſt ſprach Porcaro völlig frei von allem Eigennutze, und von alleiniger Liebe der Freiheit, des Ruhmes und des Vaterlandes bewegt. Er nahm davon Anlaß, zu gleicher Tugend auch ſeine Genoſſen zu begeiſtern, und ſie eben ſo zur Beſonnenheit und Eintracht, als Tapferkeit und Selbſtaufopferung zu vermahnen.

Leider erfuhr jedoch der Pabſt gleich nach gehaltener Verſammlung alles, was vorgefallen, oder wenigſtens was ſich brüte, durch einen Verräther aus der Zahl der Verſchwornen, der, ſeines Handwerks ein Späher oder geheimer Anzeiger, vermuthlich blos zum Schein der Sache beigetreten war, in der Abſicht, den Zuſammenhang deſto gründlicher zu erforſchen, und die Fäden der Verſchwörung deſto ſicherer in Handen zu haben. Daß ſolche Menſchen gleich bei Porcaro's Rückkehr aus Anagni ſich an ihn gedrängt und unter der Maske patriotiſcher Wahlverwandtſchaft ſeines Her-

zens Gedanken erforscht haben werden, läßt sich aus der Natur der Sache schließen.

Der Pabst beschloß, diese Nacht noch zuzuwarten, in der Hoffnung — wie Leo Alberti behauptet — daß Viele, die zur Nachtzeit vielleicht ungescheuter herbeigeeilt, bei Tage sich ruhig verhalten würden. Des folgenden Morgens aber sandte der Senator, auf erhaltene Nachricht von dem Verschwörungsplane, Bewaffnete aus, die das Haus Porcaro's umringten. Eine Anzahl noch darin befindlicher Genossen wurde alsbald verhaftet; nur der Neffe schlug mitten durch die Feinde mit dem Schwerte sich durch. Den Anführer selbst fanden sie erst in folgender Nacht; seine Schwester hatte ihn in einer Kiste verborgen gehalten.

Nach kurzem Verhör erhielten die Richter alle Geständnisse, die sie begehrten. Der nächste Plan der Verschwornen war folgender gewesen: Am Feste der heil. Dreikönige pflegt der Pabst, umgeben von den Kardinälen, dem Senator und dem übrigen Klerus, in der Hauptkirche den feierlichen Gottesdienst zu halten. Dieser Anlaß sollte für den großen Schlag benutzt, in die umliegenden päbstlichen Gebäude Feuer geworfen, und die ganze Versammlung, wenn sie, wie zu erwarten war, zur Hülfe hinausströmte, verhaftet, oder nöthigenfalls am Altare selber festgehalten und nach der Engelburg abgeführt werden, woselbst man,

durch ſeine und ſeines Bruders Perſon leicht den Zugang zu erhalten hoffte. Während dieß hier geſchehen, hätte man ſich, verkleidet als Vorſteher der Wächter, und unter dem Vorwand, Gefangene hineinzubringen, ohne Blutvergießen auch des Capitoliums bemächtigt, in deſſen Umkreis der öffentliche Kerker gelegen. Darf man den Berichten erbitterter Gegner glauben, ſo war den vornehmſten Prälaten, ja der geſammten Kleriſey, Tod geſchworen, damit — wie Porcaro ſich ausgedrückt haben ſoll — auf ewige Zeiten alle Furcht vor den Zähnen des abgeſchlagenen Kopfes getilgt würde. Die Häuſer der Geopferten ſelbſt waren der Plünderung geweiht. Man wollte überdieß bei einigen der Häupter Ketten gefunden haben, die für den Pabſt beſtimmt geweſen. Die Beute, die den Theilnehmern zugefallen, war alſo berechnet: 200,000 Dukaten ſollten genommen werden aus der Wohnung des Pabſtes; 200,000 aus dem Collegium der Kardinäle; eben ſo viel aus den Kaufläden und Dikaſterien; eine Summe von 100,000 Goldgulden aber aus den Kaſſen der öffentlichen Gefällverwaltung und jenen der feindlichgeſinnten Bürger.

Porcaro, nebſt neun andern Verſchwornen, wurde von dem Gericht zum Strange verurtheilt, und die

Sentenz, da dießmal die Gnade Nicolaus V. verſtummte, auch wirklich vollzogen, ohne daß man ſelbſt nur die Wohlthat der Sakramente den Schuldigen noch verſtattet hätte. Dieſe Verſchärfung war als Schreckmittel für die Zukunft bei ähnlichen Verſuchen berechnet. Als er zum Tode gieng, rief er aus: „Um drei Stunden nur habt ihr mich überraſcht; in dem Vorhofe der Nacht erwartete uns der Sieg *)!“ **)

In den Gemüthern vieler edlen Römer bewegte ſich tiefe Trauer ob des Falles dieſer Männer, welche mit außerordentlicher Standhaftigkeit ihr Geſchick erfüllten, und es gab ſich dieſe Trauer, beinahe vor

---

*) Ueber die periculosissima conjuratio in Pontificis ac Cardinalium vitam detecta läßt Raynald, welcher beſonders den Aeneas Sylvius, Gobelin und Innocenz Maretti anführt, ſich alſo aus: Numen coelesti visu ostendisse periculum, quod a proditoribus immineba t, divinaque providentia discussum iri. Sexto, inquit, pontificatus sui anno et Romae in cubiculo suo dormitanti, Stephanus Porcarius, civis romanus, qui cum aliquibus aliis nefariis hominibus ac perditis sicariis crudeliter in caput suum, ad necem conjuraverat, baculum quendam dextra manu tenens apparuit, atque eo baculo brachium suum ita percutere videbatur, detecta paulo post conjuratione et conspiratione capitis ac ultimo, ut merebantur, supplicio affectis, in lucem venit. T. ad ann. 1453.

**) Machiavelli. — Gibbon.

den Augen der Richter, auf ziemlich fühlbare Weiſe kund [oo]). Es iſt für den politiſchen Pſychologen nicht unintereſſant, den Anflug von Begeiſterung in dem Staatsmann Machiavelli zu belauſchen, welcher, allen politiſchen Träumereien ſonſt ſo abhold und fremde, dennoch vor Porcaro's Bilde mit einer Art Rührung verweilt.

Von der Zeit an erſtand Niemand mehr in der Siebenhügelſtadt, welcher an die alten Zeiten und Rechte der Republik zu erinnern wagte; und alle Empörungen des Pöbels und alle Aufruhre der Edlen waren gewöhnlich nur ehrgeiziger oder habſüchtiger Natur, und ohne daß irgend ein großartiger Zweck, oder irgend eine Idee von Recht oder Freiheit dabei vorangeleuchtet hätte. Die Ariſtokratie, welche in Italien bis zu den neuern Zeiten allein noch die Bewahrerin einer Art von Nationalität geblieben, wie ſie es auch in andern Ländern, wo der Theokratismus den Sieg gewann, als z. B. in Spanien und Portugal, es wiederum werden muß, verblutete langſam in einzelnen Bürgerkriegen, unter ſich ſelbſt, und gegen die Gewalt geführt, beſonders aber unter dem eiſernen Scepter des unerbittlichen Sixtus V. in den merkwürdigen Aechter- und Banditenfehden. Endlich war der letzte Ueberreſt von Gefreiheiten ver-

ſchwunden, mit denen Rom im Mittelalter noch ſo lange die Bewegungen der Kaiſer und Päbſte paralyſirt hatte, und auf die erdrückte Ariſtokratie und auf die mißhandelte Menge trat mit gleicher Härte der Fuß des Abſolutismus.

VII.

Vittoria Accoramboni.

Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Schiller.

Vittoria Accoramboni.

Vittoria Accoramboni ſtammte aus dem edlen Hauſe der Agubbios *) und zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch außerordentliche Reize des Körpers aus, ſo daß ſie von Künſtlern und Dichtern als Ideal weiblicher Schönheit geprieſen wurde; aber noch mehr gewann ſie die allgemeine Bewunderung durch hohe Vorzüge des Geiſtes. Niemand näherte ſich dieſem lieblichen Weſen, ohne von ſeiner Anmuth hingeriſſen, von dem kunſtlosrührenden Vortrage entzückt zu werden; und Niemand verließ ſie, ohne von ihren gründlichen Kenntniſſen, die ſie, theils in Folge glücklicher

*) Man findet verſchiedene ausgezeichnete Gelehrte, wie den Arzt Jeronimo, den Naturhiſtoriker Fabio, und den Juriſten Felice Accoramboni. Iſelin Supplement I.

Naturanlagen, theils ſorgfältiger Erziehung, ſich eigen gemacht, und mit einer ſeltenen Beſcheidenheit zu entwickeln verſtand, reiche Belehrung geſchöpft zu haben. Die angeſehenſten Gelehrten rechneten es ſich zur Ehre, ihres Umganges gewürdigt zu werden, oder ſie beneideten die Glücklichen, denen er zu Theil geworden.

Ihr ſüßes, bezauberndes Lächeln verbreitete über die gewöhnlichſten Gegenſtände einen neuen Reiz und ihr klarer geſunder Verſtand bereicherte da, wo die Bücher aufgehört, Bronnen der Erkenntniß zu bilden, mit ungeahneten Aufſchlüſſen.

Es war voraus zu ſehen, welch' eine Menge von Freiern ſich um ſie bewerben würde, da ſelbſt Familien, deren Adel älter und berühmter als der ihrige war und deren Beſitzſtand denjenigen der Eltern Vittoria's bei weitem überwog, durch den Gedanken einer Verbindung mit der gefeierten jungen Dame ſich geſchmeichelt finden konnte. Vittoria, von übertriebener Tugendſpröde wie von weiblicher Sucht zu glänzen, gleich fern, obwohl anderſeits ihres Werthes ſich nicht unbewußt, hielt eine anſtändige Mittelſtraße und entzog ſich längere Zeit dieſen Zudringlichkeiten, bis Verhältniſſe und wie es ſchien, perſönliche Neigung ſie beſtimmten, dem Francesco Peretti vor allen andern die Hand zu reichen. Dieſer Peretti war ein Sohn des Giovanni Mignucci und der Camilla Pe-

retti von Montalto, einer Schweſter des Kardinals gleichen Namens, welcher, wie aus ſeiner Lebensgeſchichte wohl bekannt iſt, von beſonderer Zärtlichkeit für ſie noch vor ſeiner Erhebung erfüllt, alsbald nach derſelben ſie mit Schätzen überhäufte und ihre Kinder zu ſich in's Haus nahm, zu ſeinen dereinſtigen Erben ſie erklärte und ſie ſchon jetzt ſeinen Namen und ſein Wappen führen ließ. Der Kardinal pflegte die Beiden, Maria Felicita und Francesco, mit väterlicher Sorgfalt und ſie ſahen, wenn auch ihr Oheim keine beſtimmten Ausſichten für eine noch erhabenere Würde hatte, doch immerhin einer ſo glänzenden, als glücklichen Zukunft entgegen.

Vittoria Accoramboni fand an ihrem Gatten Peretti nicht nur einen ſehr aufmerkſamen und zärtlichen Liebhaber, ſondern auch einen mit ihren innern Vorzügen genau vertrauten Verehrer, der ſie auf den Händen trug und ihr alles gewährte, was nur das Herz verlangen konnte. Der Kardinal ſah mit Selbſtgefühl und Zufriedenheit auf dieſe Verbindung, die er großentheils als ſein Werk betrachtete; auch er theilte die Verehrung ſeines Neffen und des Publikums für Vittoria und überhäufte, ihr zu Liebe, auch ihre ſämmtlichen Brüder mit Wohlwollen und Gunſtbezeigungen. Ottaviano, mit Talent und Tugenden begabt, erhielt auf ſeine Fürſprache bei dem Pabſte Gregor XIII. das

Bisthum Fossombrone; Marcello, ein lebensfroher, unruhiger und vermessener Kopf, entging auf eben demselben Wege der ungünstigen Entscheidung eines Gerichtes, vor welches er, begangener Uebereilungen willen, gestellt worden war; der dritte, Giulio Flaminio, von verschlagenem ehrgeizigen Wesen, kam in die Dienste des Kardinals Sforza und gewann über diesen binnen kurzer Zeit einen unbedingten Einfluß. Alle Verhältnisse dieser Familie schienen so glücklich sich gestaltet zu haben, daß nichts zu wünschen übrig schien. Und dennoch ward dasjenige, was als Summe von irdischer Glückseligkeit betrachtet werden konnte, zur Quelle namenlosen Unglückes und Jammers für mehr als ein edles Haus.

Eines Abends, als Francesco Peretti mit seiner Gemahlin sich schon zu Bette gelegt hatte, pochte es so heftig an der Thüre des Pallastes, daß ersterer aufgeweckt wurde und nachzusehen befahl. Eine der Dienerinnen erschien alsbald mit einem Briefe, welchen nach ihrer Versicherung Domenigo d'Aquavive, genannt Mancino, aus Fermo, ein im Hause Peretti's wohlbekannter Mann, gebracht hatte. Peretti erkannte aus der Adresse die Schriftzüge seines Schwagers Marcello, dem er, seiner Schwester willen, bisher aufrichtig zugethan gewesen war. Marcello, von Rom wegen obberührter Dinge einfach verbannt, statt daß auf dem stren-

gen Wege Rechtens der Kopf ihm hätte fallen müſſen, hatte ihn nichts deſto weniger von Zeit zu Zeit heimlich beſucht und neue Beweiſe ſeiner Gunſt und ſeines Zutrauens empfangen. Gegenwärtig bat er ihn dringendſt, in Eile nach Montecavallo an einen Ort zu kommen, wo er ihm über höchſt wichtige Angelegenheiten etwas zu eröffnen habe.

Peretti, welcher nicht den geringſten Argwohn ſchöpfte, theilte den Brief ſeiner Gemahlin mit, warf ſich raſch in die Kleider und ſchickte ſich an, bewaffnet mit einem Dolche und begleitet von einem Diener, welcher Fackeln trug, das Haus zu verlaſſen; als ſeine Mutter, ſeine Gattin und die Kammerfrauen derſelben ſich in flehentlichen Bitten vereinigten, daß er in dieſer Stunde nicht ausgehen möchte; ja ſie fielen ihm zuletzt zu Füßen und vergoſſen bittere Thränen. Eine düſtere Ahnung ſchien ſich ihrer Seelen bemächtigt zu haben, und ſchon der Umſtand, daß Peretti dießmal gegen die Gewohnheit von Marcello bei ſeiner Ankunft in Rom gerufen worden ſeyn ſollte, ſchien ihnen etwas verdächtig vorgekommen zu ſeyn. Die Zeit, in der ſie lebten, war überdieß fruchtbar an Abentheuern und Gräuelthaten, wenn man ſich nur der berüchtigten Banditen und Aechterfehden durch Alfonſo Piccolomini, Marc Antonio Colonna, Marco de Sciarra, die Orſini's u. A. angeregt, erinnern will, und ver-

doppelte Vorſicht blieb daher unumgänglich nothwendig. Zu allem dem kam noch der ſeltſame Umſtand, daß man den Boten, der den Brief gebracht, nicht mehr fand, als Peretti ihn perſönlich zu ſprechen gewünſcht hatte.

Franceſco jedoch, welcher auf den bloßen Namen des vielgebrauchten Mancino vertraute, ließ ſich durch keine Vorſtellungen, noch Bitten und Thränen der Seinigen zurückhalten, ſondern nahm eiligſt Abſchied von ihnen und begab ſich nach dem Montecavallo. Es war eine finſtere, ſtürmiſche Nacht und nur mühſam unterhielt der Diener die Fackel, welche er ſeinem Herrn vortrug.

Kaum war dieſer an Ort und Stelle angekommen, als die Fackel verlöſchte, ein gellendes Pfeifen ertönte und mehrere Flintenſchüſſe ihn niederſtreckten. Die Meuchler begnügten ſich hiemit keineswegs, ſondern ſie eilten herbei und ſtachen ihn mit Dolchen und Degen noch vollends todt, worauf ſie erſt die Flucht nach den ververabredeten Schlupfwinkeln ergriffen.

Als Peretti viel zu lange ausgeblieben war, um nicht die Beſorgniſſe der Seinigen vor einem ſchweren Unglücke zu beſtärken, ſandte Vittoria noch ehe es Tag geworden, einige andere Diener nach dem Cavallo und hier fanden dieſe den Gebieter im Blute ſchwimmend und entſeelt.

Ein herzzerreißender Jammer erfüllte nun das Haus, welches kurz zuvor noch ein Tempel der Freude und Heiterkeit geweſen; Vittoria, wie ihre Schwiegermutter, überließen ſich der Verzweiflung. Nur der Kardinal, welchem noch in derſelben Stunde das Geſchehene gemeldet wurde, veränderte, in ſeltſamem Kontraſte zu den Uebrigen, keine Miene bei der Schreckensnachricht. Er kleidete ſich ruhig an, empfahl ſeine Seele Gott und verfügte ſich zu den Frauen, um ſie zu tröſten, ſodann aber zu der Leiche, welche er kalt und ſtarr betrachtete, ohne einen Laut auszuſtoßen; alles Nöthige wurde ſofort zu ihrer Beſtattung vorgekehrt. Auch bei dieſem Anlaß behielt Montalto ſeine ganze Faſſung bei, und zügelte ſelbſt den Schmerz ſeiner Dienſtleute, daß er nicht allzu laut ſich kund gab.

Für den folgenden Tag war ein geheimes Konſiſtorium der Kardinäle angeſagt worden, welches über allerlei wichtige Dinge zu verhandeln hatte. Niemand glaubte, daß Montalto dabei erſcheinen und den Jammer ſeiner Familie der Neugier preisgeben würde. Allein man betrog ſich. Er fand einer der erſten ſich ein und gab auf die Anreden ſeiner Kollegen, welche ihn zu tröſten ſich bemühten, ſo philoſophiſch-ruhige Antworten, daß ſie in nicht geringes Erſtaunen geriethen und er ſogar dem Vorwurf der Unempfindlichkeit ſich ausſetzte. Nur einige Wenige glaubten richtiger

zu urtheilen, wenn ſie eine tiefe Verſtellung in dieſer Sache, welches ſein Innerſtes verwundet, ihm beilegten und dieſe Verſtellung durch die Nothwendigkeit erklärten, auf zahlreiche Familienverbindungen und Einflüſſe des vielleicht von ihm bereits entdeckten Mörders Rückſicht nehmen zu müſſen.

Bei weitem die Mehrheit der Bevölkerung jedoch und darunter ſelbſt aus den höchſten Ständen, überließ ſich bloß der Verwunderung über den ungewöhnlichen Stoicismus des Prälaten, da ſie ſeine warme Liebe für den Ertödteten gekannt und daher ſich nicht entſchließen konnten, Gleichgültigkeit bei ihm wahrzunehmen; jener Stoicismus kam ſomit auf Rechnung ſeiner Philoſophie und ſeiner religiöſen Grundſätze. Der Pabſt ſelbſt theilte dieſe Anſicht und indem er mehrfach Thränen über die traurige Geſchichte vergoß, verhieß er Montalto die ſtrengſte Unterſuchung und Beſtrafung der verübten Frevelthat. Der Kardinal dankte demüthig und bat Sr. Heiligkeit, doch ja dieß nicht zu thun, da ſeiner Familie willen Niemand in Unglück und Schmach gerathen ſolle; er ſelbſt habe dem Urheber oder den Urhebern des Mordes in chriſtlicher Liebe verziehen. Dabei verzog er keine Miene, wie ſcharfſichtig auch die umſtehenden Hofleute ihn beobachteten und ebenſo ruhig, wenn gleich oft durch Geſpräche über das Vorgefallene unterbrochen, arbeitete

er darauf mit dem heiligen Vater, ſo daß dieſer nach beendigter Sitzung des Konſiſtoriums zu einem der Kardinäle ganz gutmüthig ſagte: „In Wahrheit, dieß iſt ein großer Frate!“ worin ein Kompliment zugleich und eine Ironie lag. Daſſelbe Benehmen ſetzte Montalto auch ſpäter fort, und ohne zu klagen und zu ſeufzen, erwiederte er die Beleidsbezeigungen der Kardinäle und Prälaten, welche ihn beſuchten, mit allgemeinen Phraſen über die Nichtigkeit des menſchlichen Glückes, über die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur u. d. gl., wobei er zugleich lebhaft bedauerte, daß ſolche unangenehme Materien nur einen Augenblick die Thätigkeit ſeiner Kollegen von wichtigern Dingen, die das Allgemeine beträfen, abgezogen hätten.

Am meiſten wunderte man ſich über ſeine Ruhe und Gelaſſenheit gegenüber von Paolo Giordano Orſini, Herzog von Bracciano, einem der ſtolzeſten und trotzigſten Vaſallen des Kirchenſtaates, welcher geübt in Gewaltſtreichen mancherlei Art, zuerſt den Verdacht wider ſich erregt hatte, als ſey der Mord an Peretti durch ihn veranlaßt worden. Die beiden Männer aber behandelten ſich mit ſolch' feiner Höflichkeit und mit ſo heiterer Miene, daß die Leute, welche aus dieſem Beſuche etwas über ihr Verhältniß zu entdecken gehofft hatten, ſich ſehr täuſchten und der verſchmitzte Orſini ſelbſt zu einem ſeiner Vertrauten,

die Worte des Pabſtes traveſtirend, nachſprach: „Ja in Wahrheit, dieß iſt ein groſſer Frate!“

Da die Ehe des Peretti mit Vittoria Accoramboni kinderlos geweſen, ſo mußte man die Wittwe in das Haus ihrer Eltern zurückbringen. Montalto that es alsbald, machte ihr jedoch, wozu er nach den römiſchen Geſetzen nicht verpflichtet war, alles von Franceſco und ihm, dem Kardinal ſelbſt, in Folge dieſer Ehe Erhaltene, darunter zumal Geld und Koſtbarkeiten, zum Geſchenke.

Seltſam genug, begab ſich Vittoria ſchon am dritten Tage nach dem gewaltſamen Tode ihres Gemahls, gemeinſam mit ihrer Mutter, in den Pallaſt des Paolo Giordano Urſini und zwar, wie verbreitet wurde, aus der Urſache, daß ſie dieſe berühmte und hochangeſehene Familie dadurch vor der Anſchuldigung des Publikums, welches ihr den Mord Peretti's beimaß, ſo wie vor einer Unterſuchung, welche in Folge dieſer feſtgehaltenen Gerüchte ſie zuletzt doch getroffen haben würde, ſicher ſtellen wollte; oder auch zur Sicherheit ihrer eigenen Perſonen, indem man auf die Accoramboni ſelbſt Verdacht geſchöpft und es nicht unbekannt geblieben war, daß Urſini früher eine heftige Leidenſchaft für Vittoria gefaßt und bei derſelben einen ſolchen Eindruck gemacht hatte, daß ſie ihm, nach dem Tode ihres Gemahls, ihre Hand zum voraus ver-

ſprach. Dieſer Entſchluß ward theils durch die Perſönlichkeit des Herzogs ſelbſt, welcher trotz vorgerückten Alters und ſeine etwas unbehülfliche Leibesbeſchaffenheit einen den Damen imponirenden Geiſt und ein entſchloſſenes energiſches Weſen geltend zu machen verſtand, theils durch die Verſuchungen des Ehrgeizes der Accorambonis motivirt, welchen die Verbindung mit einer Familie, unter der die ihrige ſo weit ſtand, höchſt erwünſchlich ſeyn mußte. Der Mutter Vittoria's und dem ohnehin leichtfertigen Marcello ward übrigens ganz beſonders mißtraut; zumal, da jene ſich wenige Tage nach der Ermordung ihres Eidams von Rom wegbegeben hatte; kurz, es waren ſo manche, bald leiſere, bald ſtärkere Anzeichen vorhanden, daß das Verbrechen in der Mitte derjenigen ſelbſt Anklang, oder Mitwirkung, oder doch Entſchuldigung und Verzeihung gefunden, welche doch die meiſte Urſache gehabt hätten, durch daſſelbe, als durch das furchtbarſte Unglück, niedergeworfen ſich zu fühlen.

Wenige Tage nach der That war zwar ein im Namen Ceſaré Valentini's, eines übel berufenen und deßhalb aus Rom ebenfalls verbannten jungen Menſchen, verfaßter Brief an den Governadore eingeſendet worden, worin jener dieſem bedeutete: man möge ſich mit Unterſuchungen nicht weiter bemühen; er ſelbſt ſey der Urheber des Verübten, und zwar ſey es aus

Rache geſchehen, da er mit Peretti verdrießliche Händel gehabt und von ihm allerlei Kränkungen erlitten habe, wofür er ihn zu bezahlen gedacht. Allein man glaubte dieſen Verſicherungen nicht recht und das Tribunal, welches der Pabſt niederſetzte, um den Handel zu unterſuchen, richtete die Augen zuerſt auf den obenangeführten Vertrauten des Hauſes Accoramboni, Mancino, welcher den ſchickſalvollen Brief in jener Nacht gebracht. Derſelbe, mit der Folter bedroht, bekannte ſchon im zweiten Verhöre: die Mutter Vittoria's wiſſe um das Verbrechen und habe ſich deßhalb auch gleich nach der That gen Bracciano geflüchtet; die Dienerin, welche den Brief überbracht, als das Ehepaar Peretti bereits zu Bette gelegen, ſey mit im Vertrauen geweſen. Als die Werkzeuge des Mordes gab er Melchior von Agobbio und Paolo Brava aus Bracciano an, welche ein vornehmer Herr hiezu gedungen. Der Name dieſes Herrn ward von Mancino zwar ausgeſprochen, aber aus Rückſicht vor der Familie im Protokolle nicht bemerkt.

Der Kardinal Montalto ſtellte ſich ganz überraſcht und verlegen über dieſe Ausſagen und bat inſtändig, daß man eine Sache, über die doch immerhin noch großes Dunkel herrſche, welches zu durchdringen ſchwer halten dürfte, nicht weiter verfolge. Seine Vorſtellungen fanden Gehör; die Unterſuchung ward aufgegeben

und ſelbſt Mancino gegen Urphede, das römiſche Gebiet bei Lebensſtrafe nicht wieder zu betreten, nach ſeiner Heimath entlaſſen, Vittoria, welche eine zeitlang auf die Engelsburg, jedoch in ehrenvolle Haft, geſetzt worden war, erhielt ihre Freiheit wieder und ſetzte die Verbindung mit dem Herzoge fort. Gleichwohl gab der Pabſt Gregor XIV. nicht zu, daß die Heirath zwiſchen Orſini und Vittoria vollzogen würde und alle Verſuche des Erſtern und ſeiner Freunde ſtießen auf unbeſieglichen Widerſtand, zumal da die Familie Orſini dieſes Syſtem kräftig unterſtützte. Orſini, obgleich voll Verachtung gegen den Hof, getraute ſich, ſo lange der Pabſt noch am Leben, nicht, den ſehnlich gewünſchten Schritt zu thun; kaum aber hatte jener die Augen geſchloſſen, als er mit einigen Rechtsanwälten ſich berieth und, beruhigt durch ihre Verſicherungen: mit dem Tode des Pabſtes ſey das Verbot zu Ende und er habe bloß zur Vorſicht, noch vor geſchehener Wahl des neuen Pabſtes, ſeine Vermählung zu bewerkſtelligen, — die Einwilligung der Brüder Vittoria's einholte, von denen der Biſchof Ottavio allein ſie verweigerte. Noch am Tage der Ernennung Montalto's ward die ſchöne Wittwe mit großer Feierlichkeit in das Brautgemach des Herzogs eingeführt.

Der Kardinal Montalto, ſeinem Syſteme getreu, hatte wegen ſeines verſöhnlichen, gemäßigten, durch

die ſchwerſten Unbilden nicht zu reizenden Charakters die Neigung und das Zutrauen der entſchiedenen Mehrheit des Conclave's ſich erworben, und durch den Umſtand, daß er allenthalben ſeinen zerbrechlichen Körper und ſeinen abgemüdeten Geiſt zur Schau trug, die Ueberzeugung erregt, daß er unter allen Kandidaten für die Pabſtwürde dereinſt am leichteſten zu behandeln ſeyn werde. Die glühende Blutrache für den geliebten Neffen opferte er mit einer Selbſtbeherrſchung ohne Gleichen den höhern Rückſichten des Ehrgeizes auf. So kam denn endlich die Tiare, das geheime Ziel ſeiner brennendſten Wünſche, auf ſein Haupt. In allen Kirchengeſchichten und in allen Biographieen Sixtus V. iſt erzählt, wie er, als ſeine Ernennung ausgeſprochen und er ſeiner Sache ſicher war, die Krücken, an denen er in der letzten Zeit ſich herumgeſchleppt, weit von ſich warf und mit hell tönender Stimme das Veni Creator Spiritus anſtimmte. Als die römiſchen Großen vor ihm erſchienen, ihm den Fuß zu küſſen, und aus ſeinen Mienen das Prognoſticon deſſen zu erhalten, weſſen ſie ſich für die Zukunft von ihm zu verſehen hätten, zeigte er ſich feſten und ſtolzen Blickes, und auf Orſini's Glückwünſche ſchwieg er, mit einer eiſigen und ſchneidenden Verächtlichkeit ihn über die Achſel betrachtend. Orſini, etwas verſchüchtert, erwuhte ſich durch die Vermittlung des Kardinals Ferdinando

de Medici eine Audienz bei Sixtus V. und ſuchte dieſen in einer gut abgefaßten und einſtudirten Rede von der Anhänglichkeit an ſeine Perſon dem Künftigen in allen ſeinen Pflichten, als Vaſall des römiſchen Kirchenſtaates, zu überzeugen. Sixtus hörte ihn ernſt und ruhig an, und gab ihm, als er geendet, zur Antwort: Niemand könnte eifriger, als er, den Wunſch hegen, daß das Leben und Treiben Paolo Giordano Orſini's würdig des Geblütes ſich erwähre, von dem derſelbe den Namen trage. Wie er bisher gegen den heiligen Stuhl, gegen das Haus Montalto und gegen ſeine eigene Perſon ſich benommen, werde ihm am beſten ſein eigenes Gewiſſen ſagen. Wenn er ihm aber auch durchaus alles verzeihe, was dem Ritter Francesco de Montalto zugefügt worden, ſo werde er doch nichts von demjenigen ihm vergeben, was er gegen den Pabſt Sixtus ſich erlauben dürfte. Die Wegſchaffung ſämmtlicher Banditen und Miſſethäter aus ſeinem Gebiete ſey die erſte Bürgſchaft ſeiner verbeſſerten Geſinnung, die er von ihm verlange. Bei dieſen Worten leuchteten die tiefliegenden, gedankenreichen Augen Sixti ſo unheimlich, und ſeine ſonore, kräftige Stimme tönte ſo furchtbar, daß ſie Orſini, welcher bisher nur wenig ſich aus den Päbſten gemacht, und ihrer Gewalt ſo oft getrotzt hatte, wie Blitze und Donnerſchläge vorkamen, wie er nachmals ſelbſt geſtanden hat, und er,

zum erſtenmal erbleichend und erzitternd, mit ſeinem Freunde Medici ſich über das Fernere beſprach.

Der Kardinal gab ihm den Rath, den Befehl des Pabſtes, deſſen eigentlicher Charakter ihm und ſeinen Kollegen bereits nur allzu klar geworden war, Genüge zu leiſten, und jene berüchtigten Leute aus dem Gebiete ſeiner Herrſchaft zu entfernen, dabei aber zugleich auf ſeine perſönliche Sicherheit bedacht zu ſeyn, indem mit Sixtus durchaus nicht zu ſcherzen ſey. Orſini folgte, und nahm ſeine Geſundheitsumſtände, welche wirklich um dieſe Zeit nicht die beſten waren, zum Vorwand, um in's Venetianiſche, als zum Gebrauche der Meerbäder, ſich zu begeben, wo er, aus Achtung gegen die Familie, welche ſich um die Republik Verdienſte erworben hatte, gaſtliche Aufnahme fand, und drei Paläſte, zwei in Venedig ſelbſt, den dritten aber in Salo am Gardaſee, miethete. Er hatte in Venedig ſo viele mächtige Verbindungen, daß ihm ſelbſt ehrenvolle Anträge gemacht wurden, die er jedoch, als bereits in Dienſten des Königs von Spanien ſtehend, nicht annahm.

Vielleicht mag es vielen auffallen, daß Sixtus, der das Andenken Peretti's noch immer beweinte und ſeinen Mörder von Grund der Seele haßte, denſelben ſo leichten Kaufes entließ, nachdem der Beſitz der höchſten Würde ihm doch Macht genug gegeben hatte,

eine exemplariſche Rache an ihm zu nehmen. Allein ſo ſehr auch dieß der perſönliche Wunſch des Pabſtes geweſen ſeyn mochte, ſo beſtimmte ihn doch ſeine Stellung als Regent, eine ſo einflußreiche und mächtige Familie, wie die der Orſini's, nicht gleich zu Anfang ſeiner Regierung wider ſich in offene Feindſchaft zu bringen, dadurch, daß er eine, immerhin noch nicht genug aufgehellte That peinlich unterſuchen ließ; und eben ſo mochte, je mehr er vielleicht von dem ganzen innern Zuſammenhang der einzelnen Umſtände genaue Kenntniß hatte, die Rückſicht auf den Scandal, der ſeine eigene Familienehre mit berührt haben würde, ihn beſtimmt haben, auf dasjenige zu verzichten, wozu die unverſöhnten Manen ſeines Lieblings ihn antrieben.

Die Weigerung des Herzogs von Bracciano, Dienſte bei der Republik zu nehmen, erzeugte bei der Signoria, welche ſich dadurch beleidigt fand, einige Spannung und zuletzt gänzliche Kälte gegen ihren Gaſt. Er bekümmerte ſich aber, ſtolz und hochfahrend, wie er war, wenig darum, und vertauſchte gern den Aufenthalt daſelbſt in derjenigen Jahreszeit, die er nicht an dem reizenden Garda verlebte, mit dem in Padua.

Vittoria, die er fortwährend auf das Zärtlichſte liebte und anbetete, fühlte ſich gleichwohl nicht behaglich unter den obwaltenden Umſtänden. Ihr Gemüth war von allerlei ſtürmiſchen Bewegungen ergriffen und

die Bilder der Vergangenheit ſchienen ſchreckend ſie zu umſchweben. Faſt unglaublich ſcheint es, daß ſie ſelbſt die That Paolo Giordani's an ihrem erſten Gemahl gebilligt, oder dieſelbe auch nur geahnt. Doch mußte während der letzten Zeit ihrer Ehe mit Peretti etwas in ihrem Innern vorgegangen ſeyn, was ſie beſtimmen konnte, dem Urheber des Mordes die Hand zu reichen; vielleicht auch war ſie durch ſeine Ueberredungskünſte von der Lügenhaftigkeit des wider ihn ausgeſtreuten Gerüchtes überzeugt, und deßhalb bloß des Entſchluſſes fähig, in ſeinen Pallaſt ſich zu flüchten. Daß ſie dem Herzoge ſchon vor der Kataſtrophe gut geweſen, geht nirgendwo beſtimmt erwieſen hervor; doch die moraliſche Möglichkeit, ſo bald nach der vorgegangenen Kataſtrophe zu einem neuen Ehebette ſich zu verſtehen, zeugt etwas wider ſie; war aber diejenige, welche als Muſter weiblicher Tugend und Vortrefflichkeit in allen früheren Lebenslagen geglänzt, und auf die auch der Neid nicht den Schatten eines Fehles bringen gekonnt, eines Verrathes an Demjenigen fähig, den ſie ſeither geliebt hatte, von dem ſie ſelbſt innig geliebt worden war, und welcher, — nicht zu rechnen den Umſtand, daß er ein Glied der Familie Montalto und Erbe des Kardinals war, ſomit die Vortheile des Zufalls von vorn herein für ſich geltend machen konnte, — auch noch durch Vorzüge der Perſon,

nämlich jugendliche Schönheit und Rüſtigkeit, ſo wie durch Geiſt zugleich ſeinen Nachfolger weit übertraf; ſo muß geſtanden werden, daß hier ein pſychologiſches Räthſel erſten Ranges mehr vorliegt, welches entweder blos durch den heftigſten Ehrgeiz, oder durch die glühendſte, in Auswahl des Gegenſtandes (bei dem geheimnißvollen Humorismus der weiblichen Natur) oft ſeltſam ſich gebehrdende Leidenſchaft erklärt werden kann.

Wie dem aber auch ſey, ſo mußte die Gemahlin Paolo Giordano's wohl ſehr um dieſe Zeit leiden, ſo oft ſie über ihre Lage ernſthafter nachdachte, und wenn auch weder Vorwürfe des Gewiſſens ſie, als eine Strafbare, beunruhigten, noch das Gefühl; mit einem ihres früheren Weſens unwürdigen Leichtſinn die Urtheile der Welt, welche Orſini als Mörder ihres erſten Gatten anklagte, verachtet oder allzu gleichgültig hingenommen zu haben, ſie mit Schaamröthe übergoß, ſo mußte ſie doch den Rückſichten auf ihre Selbſterhaltung einige Rechnung tragen. Sie beſaß Kenntniß der menſchlichen Zuſtände genug, um über die Abnahme der Geſundheit ihres Gemahls und die Nähe ſeines Verluſtes im Klaren zu ſeyn. Die Städte waren ihr zuwider; ſie bewog ihn, für bleibend in Salo ſich niederzulaſſen und in ländlicher Stille den Reſt des Lebens zu genießen; ja ſie machte ſelbſt Plane, ihn zu einer Reiſe nach der Schweiz und zu einem längern

Aufenthalt in dieſem Lande zu beſtimmen, nicht ohne die Abſicht, im Falle ſeines Abſterbens daſelbſt ſich und ihr Vermögen in Sicherheit zu ſtellen; denn die Zukunft ſtellte ſich ihr immer mehr und mehr mit düſtern Farben dar. Obgleich Paolo Giordano dem Ideale ſeines Herzens keinen Wunſch verſagen konnte, und die ehemals wilde und zerſtöreriſche Natur in Allem demüthig und hingegeben unter den Willen dieſer ſchönen Frau ſich ſchmiegte, ſo geſtatteten doch die Verhältniſſe, und zumal die phyſiſchen Umſtände, des Herzogs, die ihn an jeder Bewegung hinderten, die Ausführung des größeren Reiſeplanes nicht. Er ſelbſt, dem allmählig ſein Zuſtand kein Geheimniß mehr geblieben, ſah nicht ohne tiefes Mitleid auf das zarte Weib, welches ſeine Jugend, ſeine Ehre, ja vielleicht ihr Gewiſſen ihm geopfert hatte. Noch blühete Vittoria in üppiger Jugendfülle, und ihre Schönheit hatte durch alle erlittenen, äußeren und inneren Stürme nichts gelitten. Ueberall, wo ſie erſchien, glaubte man eines jener unſterblichen Werke helleniſcher Kunſt, zur Lebenswärme erwacht, herumwandeln zu ſehen. Aber das Vermögen, das ſie aus dem elterlichen Hauſe und jenem der Montalto's mitgebracht, reichte nicht zu einem anſtändigen Unterhalte hin und die Familie Orſini, auf welche durch Paolo Giordano in Folge der Wirren mit den Montalto's und des ſchweren Verdachtes we-

gen Peretti's Ermordung, mannigfacher Schimpf gekommen war, trug ihr tödtlichen Haß. Der Herzog errichtete daher aus eigener Bewegung einen Letztwillen, worin Vittorien 100,000 Scudi und ſämmtliche Möbel und Koſtbarkeiten, Pferde und Wagen u. ſ. w., ſo er auf der Reiſe gebraucht, vermacht wurden, und auch das Recht eingeräumt ward, in Rom, oder wo ſie immer es vorzöge, ſich einen Pallaſt und eine Villa um die Summe von 10,000 Scudi anzukaufen, ſo wie ferner, einen Hofſtaat von 40 Perſonen und eben ſo vielen Pferden ſich zu halten. Er wollte, daß das Weib ſeiner Wahl auch nach ſeinem Tode geehrt vor der Welt aufträte. Zwei der berühmteſten Rechtsgelehrten Padua's, Pancirolli und Menochi, hatten die Urkunde abgefaßt; die Herzoge von Ferrara, Florenz und Urbino, ſo wie die Kardinäle von Eſte, Farneſe und Medici waren zu Exekutoren des Teſtaments beſtellt. Allein gerade der Umſtand, daß die Wittwe ſo reichlich und ehrenvoll bedacht war, trug das Meiſte zu ihrem baldigen Verderben bei.

Der Herzog verſchied plötzlich an einem Steckfluſſe, nach Andern an einem Fieber. Seine getroffenen Verfügungen waren ſo klar und beſtimmt, daß die Wittwe durchaus ſorgenlos geſtellt ſchien und ruhig ein Leben nun führen konnte, wie ſie es ſich gewünſcht hatte.

Allein nur zu bald ſtieß ſie auf einen furchtbaren Widerſacher, der den ganzen Haß der Orſini gegen ſie repräſentirte, und ſchon früher ſeine und der Seinigen ſchlimme Geſinnung der armen Frau zu erkennen gegeben hatte. Ein Vetter Paolo Giordano's, Luigi Orſini, verweilte ſeit längerer Zeit ebenfalls in Venedig, wo er ſich, trotz ſeines ſchlechten Rufes, den er von Rom aus als Theilnehmer an den Aechter- und Banditenfehden und als Wüſtling mitgebracht hatte, dennoch in das Vertrauen des Senates einzuſchleichen und eine bedeutende Militärſtelle auf Korfu zu erhalten wußte. Schon damals, als er blos noch privatiſirte, ja ſelbſt bei Lebzeiten des Herzogs von Bracciano, hatte er keinen Anlaß unbenützt gelaſſen, der Accoramboni wehe zu thun, durch deren eigenmächtige Aufnahme in den Kreis eines an Ahnen ſo hochberühmten Hauſes er dieſes letztere für entehrt hielt, obgleich die Annalen der Orſini's von wenig mehr, denn von Mordthaten, Räubereien und hochverrätheriſch-gewaltſamen Thaten, bald gegen die Päbſte, bald gegen das römiſche Volk, erzählen, und er hatte Spott und Verläumdung abwechſelnd mit Verachtung über ſie ausgegoſſen.

Ueberall umlauerten Vittoria ſeine Späher. Daſſelbe geſchah übrigens auch von Seite des Pabſtes, welcher zwar nicht die Abſicht hatte, ihr ſelbſt etwas

zu Leide zu thun, ungeachtet er mit Bitterkeit wider ſie, in Erinnerung an das Geſchehene, erfüllt war, wohl aber die Schritte und Tritte ihres Gemahles genau beobachten ließ, immer noch der Hoffnung, in irgend einer Felonie, als gleichſam in einem Netze, den verhaßten Orſini zu fangen, und unter geſetzlichem Vorwande die nur mühſam verſchmerzte und verſagte Blutrache für Peretti dennoch nehmen zu können.

Kaum hatte Luigi Orſini den Tod ſeines Vetters mittelſt eines Schreibens von Vittoria ſelbſt, erfahren, als er ſeine Abreiſe nach Korfu verſchob und mit der Poſt nach Salo ſich begab, um im Namen des Virginio Orſini, als einzigen Sohnes von Paolo Giordano aus deſſen erſter Ehe mit einer Schweſter des Großherzogs Don Francesco von Florenz, folglich als nunmehr allein rechtmäßigen Erben, von ſämmtlichen Gütern des Verſtorbenen Beſitz zu nehmen, und das Teſtament deſſelben für ungültig zu erklären. Der Graf gebehrdete ſich dabei mit vieler Rohheit und drohete ſogar, ſich an all' denjenigen zu rächen, welche nur auf irgend eine Weiſe den Herzog von Bracciano zu Gunſten der Vittoria bei Niederſetzung jenes Letztwillens verleitet haben konnten.

Orſini empfing zwar von Vittoria allerlei Edelſteine und Koſtbarkeiten zu Handen des Virginio; allein das Reſultat entſprach ſeinen habſüchtigen Er-

wartungen nicht, und in der Ueberzeugung, daß die ſchlaue Wittwe bei weitem das Meiſte unterſchlagen habe, und von dem Herzoge während ſeiner früheren Aechterfeldzüge unermeßliche Schätze geſammelt worden, drang er in ſie ſo lange, Alles auszuliefern, was ſie von Orſiniſchem Beſitzthume noch habe, während er zugleich die von ſeiner Familie genoſſenen Wohlthaten ihr vorhielt, daß Vittoria, um der Quälerei los zu werden, wirklich hergab, was ſie noch von dem Verſtorbenen beſaß, und ſelbſt von ihrem Eigenen zufügte. Luigi war gegen ſie ſo brutal verfahren, daß ſie mehr als einmal bitterlich weinte und ſogar einſt eine Piſtole ergriff, um ſich ſelbſt das Leben zu nehmen; nur mit Mühe hatten die Umſtehenden ſie daran verhindern gekonnt. Pabſt Sixtus, als man ihm ſolches meldete, fühlte ſich durch ihre Lage gerührt und bot ihr 500 Scudi an, wenn ſie in ein Kloſter gehen und daſelbſt ihre Tage beſchließen wollte. Allein hiezu verſpürte Vittoria zur Zeit noch keine Luſt und ſie zog eine der Wiſſenſchaft und Kunſt gewidmete Einſamkeit dieſem monotonen Stillleben müßiger Andacht vor.

Mit dem gewaltſamen Weſen der Orſini's wohl vertraut, hielt ſie ſich jedoch auch jetzt, nachdem ſie Luigi's Willen erfüllt, nicht für ſicher, ſondern ſchrieb an den Senat und flehete den Schutz der Republik für ſich und ihren Bruder an. Kaum war hierüber be-

ruhigende Antwort ihr zugekommen, als ſie mit ihrem Bruder Flaminio, dem auch bald darauf Marcello folgte, nach Padua reiſte und daſelbſt den Pallaſt Cavalli bezog. Zugleich ſuchte ſie durch Rechtsanwälte, welche einen begründeten Ruf genoſſen, die Gültigkeit des Teſtamentes aufrecht zu erhalten.

Alle Anzeichen ſprachen dafür, daß der Handel, welcher vor den Gerichten nun verfolgt wurde, zu ihren Gunſten ſich entſcheiden dürfte, beſonders da auch der Herzog von Ferrara, Alfonſo II. von Eſte, ſich eifrigſt ihrer annahm. Allein die ſchwarze Seele des Luigi wartete dieſe Entſcheidung nicht ab, und ein neues entſetzliches Verbrechen mehr ward zu den übrigen, von dieſer Familie bereits verübten, gefügt.

Am 22. Dezember 1585 war Vittoria, überaus trauriger Stimmung und von düſteren Ahnungen verfolgt, in ihrem Pallaſte Cavalli ſo eben im Begriffe geweſen, ſich zu Bette zu legen und hatte ſich, von ihren Brüdern Marcello und Flaminio Abſchied nehmend, noch einmal vor das Cruzifix auf ihrem Hausaltare niedergeworfen, um ihr gewöhnliches Gebet zu verrichten. Plötzlich ward die Thüre des Gemaches geſprengt und eine ganze Reihe von Männern, völlig vermummt und mit Dolchen verſehen, ſtürmte herein und gegen ſie an. Der eine von ihnen rief ihr zu: „Jetzt, Madama, iſt es Zeit zu ſterben!“ Vittoria

warf ſich vor ihnen nieder und bat, wenn man ſie auch nicht verſchonen wollte, ihr doch zum Mindeſten einige Friſt zum Beichten zu verſtatten. Allein dieß war umſonſt; der Wortführer der Bande befahl ihr, die Bruſt zu entblößen, um die Stiche deſto ſicherer führen zu können. Nach einigem Widerſtreben gehorchte Vittoria, und das Reizendſte und Schönſte, was die Natur in dem an Schönheit und Phantaſie ſo reichen Lande geſchaffen, war den rohen Blicken erſchloſſen und ſchien die Mörder um Erbarmen anzuflehen. Umſonſt; man durchſtach das Meiſterwerk der Schöpfung, und zwar, mit teufliſcher Abſichtlichkeit, langſam und mit dem Eiſen in dem ſchönen Körper herumwühlend, bis man, wie Jene ſelbſt erklärten, das Herz gefunden hatte. Vittoria beſaß noch Kraft genug, die Meuchler zu verſichern, daß daſſelbe bereits getroffen ſey, und man von dem Ueberflüſſigen doch ablaſſen, auch ſie zum Mindeſten angekleidet ſterben laſſen möchte. Die Miſſethäter hörten nicht mit Stechen und Wühlen auf, bis ſie kein Lebenszeichen mehr gab. Vor ihren Augen ward auch ihr Liebling Flaminio, der auf das entſtandene Getöſe in ihr Gemach geflüchtet war, oder daſſelbe vielleicht noch nicht verlaſſen hatte, niedergeſtochen, nach Andern in Stücken gehauen. Marcello dagegen gelang es, zu entfliehen, und in der Stadt Lärm zu ſchlagen. Nachdem die Mörder ihrer Sache gewiß, zer-

ſtreuten ſich die Thäter, bepackt mit Kleinodien, Geld und Silberzeug, ſämmtlich Eigenthum der Ermordeten, und ließen die Leichen auf dem Boden liegen. Der Pallaſt wiederhallte vom Jammer und Klagegeſchrei der Diener und Dienerinnen.

Alsbald auf erhaltene Kunde von dem gräßlichen Bubenſtücke, ließen die Rektoren der Stadt Padua eine Legalinſpektion vornehmen und berichteten die Sache nach Venedig. Das Publikum aber ſtrömte in Schaaren herbei, die Leichen zu betrachten. Auch im Tode noch zierte ein ungewöhnlicher Reiz die unglückſelige Vittoria und viele Thränen floßen ihr zu, während der allgemeine Abſcheu die unbekannten Mörder verfluchte. Da dem Luigi Orſini, als nächſtem Verwandten der Herzogin von Bracciano, die Anordnungen zu ihrer Beerdigung zukamen, ſo mußte deſſen Willen: daß Alles ohne Gepräng und Geräuſch geſchehen ſollte, geradezu erfüllt werden. In der Kirche St. Jeronimo wurden daher beide Todten beigeſetzt, und zwar ſpät Abends, um eine größere Menge von Zuſchauern abzuleiten.

Allein die öffentliche Meinung, welche den Orſini, als ihren bisherigen Widerſacher, zunächſt als Urheber des Verbrechens bezeichnete, machte ſich bald ſo heftig geltend, daß der Proveditore ihn vor ſich rufen ließ. Luigi erſchien, jedoch mit einem Gefolge von 40—50

Bewaffneten, welche er aus der nach Corfu beſtimmten Mannſchaft genommen hatte. Da man ihm bedeutete, daß dieß ſo unziemlich als unzuläſſig ſey, und er höchſtens mit ein paar Begleitern in den Hof einzutreten habe, ſo nahm Jener zwar nur drei Perſonen mit, allein die übrigen ſprengten die Wache und das Thor, und drangen ebenfalls mit in den Saal.

Hier ſpielte Orſini nicht nur den Unſchuldigen, ſondern ſelbſt den Ungebehrdigen, und zeigte ſich ſehr entrüſtet über eine Beſchimpfung, die ihm noch nimals widerfahren und die ihm weder ein König noch der Pabſt ſelbſt zugefügt haben würden. Befragt: ob er etwas von dem traurigen Begebniß mit der Herzogin von Bracciano wiſſe? — erklärte er: wohl habe er etwas hievon erfahren, und alsbald der Behörde die Sache anzuzeigen befehlen. Als man aber weiter in ihn drang, dieſe ſeine Ausſage zu Protokoll zu geben, ſo erklärte er mit ariſtokratiſcher Unverſchämtheit: Leute ſeines Standes wären zu dergleichen nicht gehalten, und er würde ſich auch zu keinem Verhöre bequemen. Gleichwohl erbat er ſich vom Provveditore die Erlaubniß, einen Boten nach Florenz ſenden zu dürfen, um die Verwandten daſelbſt von dem Vorgefallenen, ſo wie von dem Verlaufe ſeines Prozeſſes, falls man einen ſolchen wirklich wider ihn einzuleiten entſchloſſen ſeyn ſollte, in Kenntniß zu ſetzen. Dieß

ward ihm geſtattet; da man jedoch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnete, daß der trotzige Mann ſich durch ſeine eigenen Worte auf die eine oder andere Weiſe verfangen werde, ſo lauerte man dem Boten außerhalb des Thores auf und fand bei ihm auſſer dem Briefe, welchen Orſini dem Provveditore vorgezeigt, noch einen andern, welcher in dem einen Stiefel verſteckt worden war.

In dieſem zweiten machte jener ſich luſtig über die Behörden, die er „geäffte Tropfen“ nannte, und geſtand mit ziemlich nackten Worten, daß er perſönlich die That, welche er zum Verdienſte ſich rechnete, an der Herzogin verübt. Eben ſo bat er, der Verabredung gemäß, einige Leute zu ſchicken, die man wohl wiſſen werde.

Der Provveditore ſchickte den Brief unverzüglich an den Senat und die Geſtändniſſe einiger auf die Folter gebrachten Spione Orſini's, welche im Hauſe der Dame aufgegriffen worden, vermehrten die Gewißheit und klärten über die wichtigſten Umſtände auf. Man ließ jetzt die Thore der Stadt ſchlieſſen und dieſelben, ſo wie die Mauern ſtark beſetzen. Strenge Befehle und Strafandrohungen ergingen wider alle die, welche Kenntniß von etwas auf das Verbrechen Bezüglichem hätten und es anzuzeigen verſäumten. Auf die Entdeckung des Mörders ward ein beträchtlicher

Preis gesetzt und er sollte selbst nebst voller Begnadigung demjenigen der Mitverschwornen zukommen, welcher hiezu sich verstehen würde.

Der Senat in Venedig war durch die Berichte des im Pallaste Canalli vollbrachten Gräuels mit ungemeiner Entrüstung erfüllt und zu dem Entschlusse bestimmt worden, ein Beispiel zu statuiren, um das Ansehen der Gesetze und des Asylrechtes, welche trotz seines der Herzogin von Bracciano gewährten Schutzes, so schimpflich verhöhnt worden, zu rächen. Der Avogador Bragadino traf gegen Abend des Weihnachtfestes in Padua ein mit unumschränkter Vollmacht, den Orsini nebst seinen Spiessgesellen um jeden Preis todt oder lebendig in seine Gewalt zu bringen. Der Avogador, der Capitano und der Podesta begaben sich daher mit ihrem ganzen Gefolge in's Kastell und liessen gleich darauf hier, so wie in allen Kirchthürmen Sturm läuten. Die Miliz und die ordentlichen Reiter hatten den Befehl, bei Strafe des Strangs, sich der ziemlich befestigten Wohnung Orsini's, welche nicht weit vom Kastelle lag, sich zu bemächtigen.

Sobald der Tag angebrochen, ritt ein Herold durch alle Straßen der Stadt und rief alle wehrfähigen Bürger und Unterthanen der Republik unter die Waffen; wer keine besaß, erhielt sie aus dem Zeughause des Kastells. Auf den Kopf des Orsini ward ein Preis

von 2000 Dukaten und auf den jedes ſeiner Genoſſen 500 Scudi feſtgeſetzt. Auch die Orte rings in der Nachbarſchaft von Padua wurden bewaffnet und über ihr Benehmen, im Falle Orſini die Flucht aus der Stadt gelingen ſollte, genau unterrichtet.

Von allen Seiten her traf man ſofort Maßregeln zu einer förmlichen Belagerung des feſten Hauſes, in welchem Luigi mit ſeiner Mannſchaft bis auf's äußerſte ſich zu wehren, entſchloſſen war; und nicht nur ſah man Geſchützſtücke auf den Mauern zunächſt dieſem Hauſe und dem Kaſtelle aufgepflanzt, ſondern auch die Straßen verbarrikadirt und Barken auf der Brenta mit Bewaffneten gefüllt, um die Operationen kräftig zu unterſtützen.

Die Verſuche, Orſini zu freiwilliger Uebergabe zu beſtimmen, mißlangen, da kein Theil die Bedingungen des andern annehmen wollte und die Unterhandlungen, welche durch das Organ einiger venetianiſchen Edlen, mit ihm ſtatt fanden, hatten keinen Erfolg. Die Beſchießung begann daher auf das lebhafteſte und nach einigen Stunden waren die äußeren Säulen und die vordere Mauer bereits niedergeworfen, bis an den Speicher, von welchem aus die Belagerten ein heftiges Gegenfeuer unterhielten, das aber nur geringen Schaden verurſachte. Luigi fühlte ſich ganz in ſeinem alten Elemente wie zur Zeit ſeiner verzweifeltſten Abenteuer

im Kampfe gegen die geſetzliche Ordnung; er ſchrie, wuthentbrannt und die Seinigen anfeuernd, in einem Athem: „Schlacht! Schlacht! Krieg! Krieg!“ Aus Tellern und dem Blei der Fenſterſcheiben wurden Kugeln gegoſſen und nach einer Weile bereitete er ſich ſelbſt zu einem Ausfalle vor. Die Belagerer machten Gegenanſtalten und ließen noch mehr und größeres Geſchütz aufführen. Ein bedeutendes Stück des Hauſes fiel endlich und in den Trümmern ward einer der Hauptwerkzeuge von Orſini's Verbrechen, Pandolfo Leoncetti von Camerino, ein im Meuchelmorde lang geübter Aechter, erſchlagen und ſein Haupt den Behörden überbracht.

Mit einem zweiten Stücke fiel der Graf v. Montemelino, gänzlich zerſchmettert von Kanonenkugeln, welcher Verluſt Orſini ſehr zu Herzen ging. Bald folgte ein dritter, Lorenzo de Nobili, in dem Augenblicke, wo er ſeine Flinte losſchießen wollte, von einem Schelaren aus Santo Daniele darniedergeſtreckt; auch dieſem wurden alle Koſtbarkeiten abgenommen und das Haupt abgeſchnitten, um die Belohnung zu verdienen.

Nunmehr täuſchte ſich Orſini über ſeine hoffnungsloſe Lage nicht länger, zumal da der Fall ſeiner Theuerſten den Muth ihm gebrochen. Sein Hausſhofmeiſter Filelfo gab mit einem weißen Tuche ein Zeichen zum Fenſter hinaus, daß man unterhandeln und ſich erge-

ben wolle. Wirklich kam er, vom unerträglichen Trümmer-
rauch und Pulverdampfe faſt erſtickt, zum Hauſe hinaus
und wurde von den Truppen der Behörden in Empfang
genommen. Der Lieutenant Anſelmo Suardo führte den
Grafen unter dem Arme bis in das Kaſtell, unter zahl-
reicher Escorte, welche Mühe genug hatte, das wü-
thende Volk, welches ihn in Stücke zu zerreißen geſon-
nen war, abzuhalten und deren Anführer Marcello Ac-
coramboni war. Vor die Richter geſtellt, betheuerte er
fortwährend ſeine Unſchuld an dem Morde der Her-
zogin und gab auch ſowohl die Zahl, als die Namen
ſeines gewöhnlichen Gefolges falſch an. Er erklärte
lächelnd, daß wenn er hätte fortfechten wollen, Nie-
mand wohl in ſeine Gewalt ihn bekommen haben
würde. Der Treue dieſes Edelmanns, Suardo, allein
habe er ſich anvertraut; alles Geſchehene könne nicht
auf ſeine Rechnung kommen; er habe nimmermehr da-
rein gewilligt.

Nachdem ihm das Seitengewehr abgenommen wor-
den, ſchnitt er ſich vornehm nachläßig mit einer Scheere,
die er zufällig liegen fand, die Nägel an den Fingern,
beklagte mit großer Zärtlichkeit den Tod ſeiner gefalle-
nen Freunde, zumal Montemellino's und beſchenkte
Suardo ſowohl mit einem koſtbaren Ringe, als mit
den Waffen, die man in ſeinem Hauſe finden würde,
und die er ihn zu ſeiner Erinnerung zu tragen bat,

als Edelmann und Soldat, und nicht als Häſcher der Polizei.

Die Seinigen hatten mit der Vertheidigung des halbzerſchoſſenen Hauſes, der getroffenen Abrede gemäß, ſo lange fortgefahren, bis ein Schreiben von ſeiner Hand den beſtimmten Befehl ihnen ertheilte, ſich an die Republik zu ergeben. Die Soldaten und die Häſcher drangen nun zu gleicher Zeit ein und letztere führten ſämmtliche vorgefundene Leute Orſini's, Paar und Paar feſtgebunden, in die öffentlichen Gefängniſſe ab. Die Leichen der Erſchlagenen ungefähr 31 an der Zahl überließ man den Hunden und dem Gevögel. Darauf erſtattete Bragadino umſtändlichen Bericht an die Signoria.

Es ſtellte ſich jedoch bei Vergleichung der eingeſandten Protokolle mit den früher verführten Akten und den ſonſt erhaltenen Papieren über dieſe Angelegenheit heraus, daß noch nicht alle Anhänger und Dienſtleute Orſini's eingefangen worden und daher wurden ſowohl zu Padua ſelbſt, als in Venedig ſtrenge Hausunterſuchungen angeſtellt und alle die mit dem Strange und der Vermögenskonfiskation und der Niederreißung ihrer Wohnungen bedroht, welche immer einen der Rebellen und Meuchler beherbergen oder der Ahndung des Geſetzes entziehen würden. Selbſt auf Candia und an andern Orten, wo venetianiſche Truppen ſtanden, zog man Freunde des Orſini ein oder nahm man Abſetzun-

gen von Angeſtellten vor, die man einer Gemeinſchaft mit ihm für verdächtig hielt.

Sofort wurden die Urtheile über die Verhafteten gefällt und augenblicklich vollzogen. Luigi Orſini ward erdroſſelt und ſtarb mit vieler Geiſtesgegenwart. Seine Leiche wurde, nicht ohne Pracht, in einer der Hauptkirchen Padua's zur Schau ausgeſtellt und, ſeinem letzten Wunſche gemäß, nach Venedig gebracht und daſelbſt begraben. Drei von ſeinem Gefolge erlitten den Tod durch den Strang. Am 30. traf daſſelbe Loos dreizehn andere Perſonen, meiſt vornehmen, oder doch angeſehenen Geſchlechtes, nämlich: Matteo Trento, Graf von Camerino, Domenigo di Citta di Caſtello, Florio Savorgnagno von Udine, Agrippa Tartaro von Montefalcone, Valerio Paulucci, von Camerino, Evandro Campelli, Alidarco Gentiletti, Tribucio Reſedida, von Spoleto, Ptolomeo Visconti von Recanati, Andrea von Lodi, Francesco Graciano v. Borgo St. Sepolcro, Fabricio de Cicoli von Bologna, Pompilio Cerri von Sangineſe, Horatio Piſani von Relvedone, Armonido Floridi von Coſperti.

Dagegen wurden mit Verſchärfungen hingerichtet, nämlich zuerſt mit glühenden Zangen gezwickt, gevierttheilt und auf dem Galgen aufgeſteckt: Graf Pignatello, Ubaldi von Arrezzo, Graf von Montemellino, und der Capitain Splendiano Adami von Fermo. Pa-

ganelli ward auf etwas empfinderiſche Weiſe gemartert, da es ſich herausfand, daß Orſini den Ruhm, Vittoria den tödtlichen Stich gegeben zu haben, mit Unrecht und bloß zu dem Ende in Anſpruch genommen hatte, um bei ſeinem Neffen Virginio ſich in deſto größere Gunſt zu ſetzen, indem vielmehr Paganelli es geweſen war, der in dem ſchönen Buſen des Opfers ſo langſam mitleidlos gewühlt hatte. Er erhielt daher auch bei der Hinrichtung von dem Henker wiederholt Stiche auf die linke Bruſt, bis das Herz getroffen wurde, gerade ſo, wie er es ſelbſt mit der Herzogin von Bracciano gemacht; aus der Wunde floß ſo entſetzlich viel Blut heraus und Paganelli hatte bei ſeiner rüſtigen Körperkraft und Geſundheitsfülle ſo ungewöhnlich lange mit dem Tode zu kämpfen, daß Jedermann darüber ſich erſtaunte.

Auch an den Leichnamen der in Vertheidigung des Hauſes Umgekommenen wurden entehrende Strafen vollzogen. Einige andere, darunter der Haushofmeiſter Filelfo, behielten das Leben, jedoch nur, um es eine Reihe von Jahren hindurch in Gefängniſſen oder auf Galeeren zu vertrauern. Die ſubalternen Leute und auch die Bedienten, Köche u. ſ. w. Orſini's wurden völlig freigeſprochen.

Eine ſo furchtbare Strenge hatte die Juſtiz der Republik ſchon lange nicht mehr gegeben und ſie über-

raſchte um ſo mehr, als auf die vielen edlen Häuſer, denen die Verbrecher angehörten, gar keine Rückſicht genommen worden war.

Die Hochachtung, welche man gegen Vittoria in Venedig bezeigte und die auch nach dem Tode ihres Gemahles fortſetzte, ſo wie dieſe ſchnelle und furchtbare Juſtiz gegen ihre Mörder, ſpricht zum Theil nicht wenig für ſie und ihre ſittliche Haltung und Stellung in der Meinung des Publikums; denn hätte ſie wirklich als Mitwiſſende an dem Tode des erſten Gemahls gegolten, ſo würde ſicherlich nach dem Tode des zweiten die Theilnahme an ihrem Schickſal, ſowohl vor als nach ihrer Ermordung nicht ſo bedeutend geweſen ſeyn. Auch wird von den meiſten Berichterſtattern, um noch einmal auf dieſen Punkt zurückzukommen, ſelbſt dieſer Vorwurf nicht ſo faſt direkt ihr gemacht, als aus dem Umſtande, daß ſie ſo ſchnell denjenigen ehelichte, der als der Urheber jener Kataſtrophe galt, gefolgert, während mehrere geradezu erklären, daß ſie unſchuldig erfunden worden. Es blieb nun immerhin möglich, daß der Herzog von Bracciano ſich in ihren Augen ebenfalls weiß zu waſchen gewußt und ſie ſomit, ohne innere Skrupel und ſeinen Schwüren vertrauend, zur zweiten Ehe, ſchon aus dem Beweggrunde der Sicherheit ſich hingegeben hatte.

Sixtus V. war nun doppelt gerächt; doch hatte

er bei der Nachricht von Vittoria's Ermordung einen tiefen Schauer empfunden und in den sieben Kirchen Roms für ihre Seele zu Gott gebetet. Ihn beherrschte dabei ganz das Gefühl, welches Schiller in der Braut von Messina ausgesprochen hat:

„Sagt mir! ich kann's nicht fassen und deuten,
Wie es so schnell sich erfüllend genaht.
Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen
Da sie vorhanden ist und geschehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen
Was ich in ahnender Furcht nur geseh'n.
All mein Blut in den Adern erstarrt
Vor der gräßlich entschiedenen Gegenwart*)."

*) Quellen Die zwei Manuscripte: Relazione delle felicità ed infelice fine di Vittoria Accoramboni und Relazione della morte della Signora Vittoria Accoramboni, moglie del Signor D. Paolo Giordano Duca di Bracciano. 1585. welche auch Lebret auszugweise mitgetheilt hat. Istorici delle Cose Veneziane V. Vol. — Mauroceni (Morosini Histor. Venetae. — Cesare Campana: dell'Historie del mondo. — Leti, Vita di P. Sixto V. Aus einer überaus interessanten Sammlung von handschriftlichen Relationen und Gesandtschaftsberichten, wovon ich mir Abschriften verschafft, werde ich noch eine ganze Reihe von Gemälden, welche das römische Hof-, Staats-, Volks- und Kirchenleben und die große Verderbniß der Zeit beleuchten, in einzelnen Zwischenräumen, zumal die Biographie der unglücklichen Beatrice Cenci, liefern.

VIII.

Beiträge

zur

Geschichte der Meerfahrt

König Philipps des Schönen

im Jahr 1506.

Vorwort.

Pontus Heuterus, van der Vynkt und andere niederländiſche Hiſtoriker haben über die unwillkührliche Reiſe König Philipps des Schönen im Jänner 1506 nach England, welche nach Spanien gehen ſollte, beſchrieben und eine ausführliche Darſtellung findet man in der Geſchichte des Hauſes Fürſtenberg (I. B.) von dem Verfaſſer. Die Herausgeber der Scriptores rerum Belgicarum, welches Unternehmen durch König Wilhelm, und nicht, wie neulich die öffentlichen Blätter gemeldet, durch die gegenwärtige Regierung in Belgien vorbereitet und begründet worden iſt, kündigten ſchon im J. 1829 das Daſeyn und die Aufnahme eines Reiſetagebuchs

von König Philipp, als einer ſo wichtigen als anziehenden Quelle in jener großen Sammlung an, welche uns jedoch noch nicht zu Geſicht gekommen iſt. Wir ſind inzwiſchen ſo glücklich geweſen, ebenfalls einen ſchätzbaren Fund, enthaltend die ungedruckten Briefe des Grafen Wolfgang von Fürſtenberg (Hofmeiſter des jungen Königes, und von den belgiſchen Schriftſtellern ſelbſt ein durch Herzens- und Geiſtesgaben ausgezeichneter Mann genannt) hier mitzutheilen. Sie geben über die abentheuerreiche Fahrt beſſer, als jede hiſtoriſche Schilderung Aufſchluß, und liefern zugleich für die Perſönlichkeit des Schreibers ſehr charakteriſtiſche Züge.

I.

Wolfgang von Fürſtenberg an ſeine Gattin Eliſabeth.

Herz lieb gemalen mir zuiffelt nyt du habeſt wol
wiſſen jn was wngnaden vnd laſt vnßer baider ſun
gen wirttenberg vnd anderiſt iſt bin bit an dich du
welleſt kain beſchuerd dar ab haben, ſunder daß got
befellen der wirt jn wnzuiffel jn nyt verlaſſen den
ich vnd al die min eß wm wirttenberg nie verdent
haben wirttenberg iſt och wibel an myr vnd ſchrivt
beß brief von myr darab ſolt och kain er ſchrecken
haben ſunder ain fred den ich eß nit verdent hab vnd
och mich ilain beſchuerd ſunder ain fred vnd geſchvech
mir vnd mim ſun jcz lieber den zu ender zit den wyr
baid von goz genaden ſo von muiglich lybſ vnd anderſ
ſend daß wir bayd vnſ deſ wol wellen er weren dar
wm zuich ich mit dem kuing da hin der mich vnd
nin ſun in ſuz vnd ſchirm genomen hat deſ gelichen

der remſ kuing och darwm lieb huſſiuw biß frelich vnd beſlich es got vnd byt got daſ er wns al befellen hab vnd duo daß beſt alz mir mit zuiffelt daß wil ich och duon damit war dich vnd vnſ al der almechtig got min hant mittenburg jn ſclant mentag nach dem hailligen tag XV vnd jm finft jar

W. g. z. furſtenberg.

A lergo.

Miner herz lieben gemalel elzbetten greffe zu furſtenberg jn jr hand.

1505.

II.

Furſtenbergs Hofmeiſter, Hildebrand Fuchs an den Kammermeiſter Hans Ratthaler.

Min willigl. grucs vnd was ich vermag- wiſt zuvor an lieber kamermeiſter noo es üch vnd cuwer hausfrowen wol gieng ſehe ich vaſt gern Ich loß üch wiſſen vor nammrer als wir mit vnſerem Herre konig aüß ſclandt vffs waſſer kamen nach ſpanien zu reiſen do haben wir von Samßtag nach der Heilig. dryer kong tag gut. wint gehabt bis vf den dinſtag zu nacht da hub ſich ein Sturwint vnd werret bis am donerſtag zu nacht, da blib Her floris von vſſelſtein vnd min gue-

diger Her graff wolff mit iren ſchiffen am dinſtag zu nacht bis vmb drey nach mitternacht by dem konig hallten mit gewalt geg. dem wint da ward ſo groß das wir den konig verloren vnd alle ſchiff vnd ward So vinſter liden groſe not vfm waſſer vnd konden kein landt erkennen Am mitwoch vmb 6 hor jm tag da funden wir den Hafen fallamue jn engellant mit großer not vnd funden niemant dar jnn dan den von yſſelſtein mit ſinem ſchiff vnd hetten dry tag jm haffen vaſt großen wint das wir groß ſorg hatten vnſer ſchiff wurd ſich zerſtoßen am landt vnd die ancker würd nit mogen halten vnd hatten den kong ir tag verlorn vnd vil ſchiff dar nach fand man den könig wol lvj meyl hinderſich Jn einen haffen allain vnd kein ander ſchiff bey jm vnd iſt der konig erſt am donerſtag zu nacht an das landt kommen vnd iſt ein tag vnd ein nacht jn allen ſturmwindt lenger geweſen dan alle ſchiff die man funden hat vnd hat die groſte not gelitten vnd iſt vil waſſers jn ſin ſchiff komen, vnd hat alle ſinnt gewart vmb zu vertrinken vnd ſin Mtſchiff ſtieß vff ein felſs vnd ſich ganz erwegen zuuertrinken der konig vnd alle die jm ſchiff picht. vnd die konigin jm jm nachen zu fueßen gefallen vnd ſich ergeben het willigklich mit Jm zu ſterben vnd ſich der konig gar manlich hat gehalt. jn ſiner not, vnd do ſich ſein Mt hatt verweg. zuuertrinken hat ſin Mt offenlich geſprochen

ſin ſel gott bevolen darnach geſagt Nun rauwen mich mein ileine kind vnd meine landt die werden nach meinem todt jn groſe not komen vnd darnach rawet mich mein fromc ritterſchaft die ich mit mir verfuert hab hat jn ſiner Mt not ſer wenſlich gerett das hab ich úch als minen gut. fründ nit wellen verhaltten. Es hat mir min gnediger her groſ wolff benollen euch zu ſchriben jm die brief ſo er úch hiermit ſchickt von ſtund heim zu ſchicken ſinen gemahel oder ſinem Son der ein weib hat da bit ich úch von mins gnedigen Herren wegen ir welte alß außrichten vnd ein brief iſt darvnder an Ro. kn. Mt. das der bey großer botſchaft ſeiner Mt. geuertiget wert vnd úch Sie g. Son Graf laßt bevollen ſein, vnd ob er etwas noturfftig würdt vj den ſumen von cleidern oder Hemder wollts Jm beſtellen ſoll úch ſchon bezahlt werd, grüeſt mir cuwer Hüßfrowen vnd ſagt graf fridrich mein willig dienſt vnd das die frow jn wol tanzen lerre damit ſpar euch got geſundt geben zu fallamne jm hafen den rrir tag rvc vnd vj Jarre

Hyllprant fuchs
Hoffmeiſter

III.

Wolfgang von Fürſtenberg an ſeine Gattin.

Herz lieber gemalel ich laß dich wiſſen daß der koing vnd wir al mit jm am erſten tag nach der hailig trig kuing tag zu flißingen jn ſe lant jn die ſchif geſenſen ſind vnd haben wol iiir tag guot wint gehapt vnd mit demſelben wind ſend wir wol vf halben weg gefaren da iſt ain wind an vns kumen ain groß ſturm wind jn der nach vnd hat die ganz nacht vnd tag gewerd vnd iſt ſo groſ geweßen daſ wir al vns vnßer leben ver wegen haben ich bin jn mime ſchif jn den netten mit mim ſolick die ich wol bi mir gehapt hab 'crrr paar ſannen daß vnſer kainer anderſ ſich verſenen hat den daß er ſterben ſol doch hat vnſ vnd noch ain ſchif mit mir got jn ain Haffen geworffen das wir al vn ſchaiden dar von kumen ſend vnd jn den Haffen da wir kumen ſend iſt deß kuing von engellant vnd haſt das laut Korwallen vnd lit an jerlant do die luit haiden ſend vnd kain ilaid tragen doch do wir jez ſend iſt iſt kriſten jn kuirz warden am ander tag ſend wol Xviiij ſchif zu vns jn den haffen kumen doch iſt der kuing mit darvnder geweßen den haben wir al ver leren biß an den X tag da iſt botſchaft kumen daß der kuing jn ain ander haffen kumen iſt wol I myl von den haffen do wir ligen da lit der

kuing vnd wartten wen guot wind kum damit er fur-
faren mug, deß gelichen ligen wir och vnd wartten vf
guot wind, wen der kumpt ſo wellen wir vnß fuirtter
vf den weg machen wir ſend erſt den halben weg ju
juſpany gefaren got geb vns beßer geluit den wir biß
hieher gehapt habe eß mangel noch X ſchif darvnder
weißen wir al daß iiij ertruncken ſend wie eß den ander
gat waß got ich hab Xyc knecht in die ſchif geduon
hab ich al biß an ve wo die ſend was got wir al ha-
ben groß not gelytten aber vn die ſchif die gar er-
trunken ſend ſo hat der kuing und die kuinge die jnn
am ſchiff geweſen ſend am meiſten not gelytten vn
ganz ſterben haben ſy mit großer net nit liden mugen
der kuing hat ſich ſo vil er zuamal wigt mit ſilber
gen ſant Jacob vnd vnßer fruowen juſpani verhaßen
al des kuingß luit vnd die juſſknecht haben groß wal-
fart verhaßen vnd an dail edelluit daß ſy lardnißer
werden wellen an dal kain flaiß ni mer eßen ich kan
dir nit ſchriben waß jederman verhaßen hat ſo vil
haben ſy verhaßen ich hab eß nit wellen duon ſunder
mich dem almechtigen got befollen vnd mich williglich
jn den tot geben den ich mich kaynßweg kummes mich
verſenen het vnd alle die bi mir waren vnd die greſt
beſchwerd die ich gehapt hab jn mim ſterben iſt ge-
weßen du vnd vnße baide kinder vnd min frum vnd
getruw luit daß jn jn warhait min greſt beſchuerd ge-

weßen, daß ich geſuecht hab nach mim tot jn al jn groß not mechten kumen daß iſt jn mim herzſen min greſt clag geweßen doch hab ich daß nemen geſagt ſunder ſtill geſchwigen vnd al ogenblick gewartten wen daß ſchif vndergang daß iſt och min troſt geweßen daß ich ain guot ſchif vnd ſchifmann gehept hab der waß al weg guoth troſt ich wil dir nit mer ſchriben dar von den daß wir al in großen gangſt und netten geweßen ſend vnd hilpſt mir got von dem waßer ſo hab ich dafür daß mich kayn menſt mer vf dis waßer pring doch hab ich es nit vernet wir haben noch wohl ije mil bin witer zu faren got helf vns al hin witer daß alleſ hab ich dir nit wellen verhaltten damit du vnd die mir verwant ſend wißen wie eſ vnſ allen bis vf diſen tag gangen iſt den ich wol waiß daß man ſagen ſol daß wir al ertrugen ſegen ich ſuecht wir haben greßen ſchaiden genumen den wir al noch wißen da mit liß got vnd ſinner liebe muotter befollen deß gelichen al min luit vnd ob got wil ſo wil ich balt wider zu dir kumen deſ wil ich mich flißen waß mir och witter begeget wil ich dich wißen laßen tatum zu ſallenmuett jn des kuing von engellant den leſten tag januarii Anno sexto

W. G. z. furſtenberg.

IV.

Wolfgang von Fürſtenberg an Ebendieſelbe.

Herz lieber gemalel ich laß dich wißen das ich friſt vnd geſunt bin von goz genaden in Hofnung zu dem almechtigen got du ſegeſt mit ſampt vnßer baider kinder och friſt vnd geſund vnd laß dich dabv wiſſen daß der kunig vnd wir al mit jm noch in kornwallen ligen vnd nit haben mugen dar vß kumen ſunder daß wetter ſo beſ iſt daß wir vns nit deren vf das waßer wagen vnd wartten al tag guoz wetters wen das kumpt ſo faren wir hin jn ſpange vnd ich hab ganz dar fur daß wir jn v tagen nach tattum diß brief vf ſyn werden vnd jn juſpange faren werden deß alles hab ich dir nit wellen verhalten vnd bitt dich dar vf gar fruntlich du welleſt daheim das beſt duon alz mir an dir nit zuiffelt das wil ich wn zuiffel och duon vnd mich vf deß belteſt ſo mir muiglich iſt wider haim fuegen vnd mich dar nach ſo vil mir muiglich iſt da heim beliben daß ſolt du jnnen werden ich bin ſer von dir got helf vns baiden mit freden wider zuſamen damit bewar dich got min hant tattum jm haffen jn kornwallen frittag nach mit faſten jn xcvj jar

W. g. z. furſtenberg ꝛc.

N.S.

vnſ baider ſun friderrich halt ſich wol nit waiß

ich wie eſ willem gat vnd wie er ſich halt daß alles laß mich wißen vnd wie es dir gang.

V.

An Ebendieſelbe.

Herz liebrr gemalel ich hab dir zu dickermal geſchriben und dir verkunt daß ich friſt und geſunt bin vnd mir von goz genaden wol gat jn hofnung zu got eß ſol dir och wol gang vnd daß du och geſunt biſt vnd laß dich wißen daß der kung vnd wir al hie zu ſant jackop ſent vnd morgen der kuing vnd wir al hie weg zween jn daß kuingrich ſpan zween in Hofnug der kuing werd ſyn ſach halt wßrichten ſo wil ich ob got wil mit freden vnd erren halt zu dir kumme ich hab mim ſum wilhalm vnd werdenberg guot brif jez geſchriben vnd ſtat jr baider ſach deß ich hoff gang wol den warlich der kuing wirt ſy nit verlaßen wie ich dir wol ſagen wil ich laß och dich wißen daß eß friderrich imſem baider ſun ganz wol gat vnd lert ganz wol welſch vnd ſuſt vil guotter ſinck vnd halt ſich ganz wol vnd recht. ſyn her hat jn ſo lieb daß wunder iſt, ich kan dir nit ſchriben jn was weßen ich bin' eß iſt groß ich hab och ain groß laſt vf mir aber von goz genaden gat es mir wol jn Hofnung zu got ich wel eſ wol vßpringen dar vm biß frelich vnd duo das biſt

alz mir nit zuiffelt ſo ſollt du wn zuiffel ſin ich wil mich ſo halten bi dem kuig daß es vnßer baider kinder vnd dir vnd mir zu vil guottem kummen daß du balt junen werden ſolt da mit bewar dich got' vnd alleß das vns zu ſtat min hant dattum zu ſant jackob in galiz am iiij juni und Xvc vnd vj jar.

W. g. z. fürſtenberg.

Wolgebornnen Eliſabeth Greſin von .... greſin zu fürſten.... einer hertz lieben jn jr hannbt.

VI.

Eliſabeth von Fürſtenberg an ihren Sohn, Graf Wilhelm.

Wolgebornner früntlicher herz lieber Sune, wiß myn mutterlich truw, vnd als min vermägen alzit zuvor. Ich hab din ſchriben geleſen, vnd laß dich wiſſen, das der Zweng veltin ſchrib Jörg ſchnider hannß wagner vnd Ander, von mym lieben herrn vnd gemahel dim vatter In engenlandt, gezogen, da ſagendt Sy, er hab Sy abgeverttigt, den nechſten zu mir haim zu ziehen, ſin zu wartten, hoff er wöll er by mir ſin, dan Sy, vnd mir kain geſchrift noch nichts van jm bracht, das mich verwundert, doch So iſt es vß ſin geſchäften, dero vil ſint, vnder wegen pliben, als ich

es acht, er wölt ſelb der bat ſin, vnd wart ſin all ſtundt, ꝛc.

Jn dem iſt laider got erbarms der zu vall des abgangs des edlen kunigs, dem got Jmer gnedig ſin wöll beſchehen das ich darfur hab, jm ain verhinderung bring jn trûrikait vnd vil hendeln, Sidt bar iſt der jung von höwen, der ſchowenburger Anßhelm vnd Ander mit den hengſten vnd eſeln mir auch zu Huß kom die ſagendt Sy ſölt. zu Schif mym Hern nach gevarn ſin, do möchten Sy zu ſchiff nitkomen, ſonder Sint Sy durch frankenrich Harvß zogen ꝛc. wißen auch aigenlich nichts von mym Herren zu ſagen ꝛc.

Aber zwen glophafft knecht vß dem ampt ortenberg die erſt Harof komen ſint, und Suſt noch ainer Sagendt by Jhrer Höchſten warhait, das Sy Min Hern zu mecheln Jm Niderlandt geſehen geſundt vnd friſch vnd das er den knechten gern helffen wöllt, das Sy von den Niderlendiſchen ſtetten, beſtellt würd in vnd er hab vil geſchefft, Rit von Ainer Statt zu der andern was ſin handel Syg, nieman zu wißen, vnd So er an dem landt Sin ſoll, Beſorg ich er kome er zu dir, dann mir. Jch wölt ye gern, das er am erſten zu mir kemme, vnd wer mir lieber, das ich dir das botten brot Anvardern ſolt, doch kämpt er vor zu dir das ſolttu mir nit verhalten, Es ſint gar hipſch genitur komen, davon dir auch zwen gehören ſöllen.

Mich verwundert das du doch mir nit mit ſchri-beſt, was min herz liebe töchter din gemahel tuge, wie es jr vnd dir gännge ꝛc. Auch jr mutter, Sampt Gräff velir gemahel vnd alle die vch lieb ſint, dann ſo es vch allen glücklich vnd wol gat, Iſt mir doch ain ſonnder herzlich fröde ꝛc.

Vnd So ich Inen allen, auch dir, jn allen truwen liebe, vnd genaigter fruntſchaft erſchlieſſen kündt oder möcht wält ich gar willig vnd ſonder gevliſſen ſyn, dat. ſondag nach martini ꝛc. Aorve vnd jm Sechſtſh jare.

Eliſabeth Graffin zu Für-ſtenberg Gebornn von Solmß.

Auch herz lieber lieber ſün Ich ſüg dir zu wießen daz mir nachz in der eilſten ſtund lenzenkräzer ware botſchaft hat bracht daz myn l. h. v. gemahel vff hut ſontag nach martbini vmb mitag zu ſtraßbörg in ge-rietten ſy da hat er jn geſehen vnd darvmb verkünden ich dir ſolichs jn freüden darvmb wolleſt bald mit di-nem lieben gemahel zu vnß komen vnd freud mit vnß haben vnd welleſt myner herz lieben docht dim gema-heln myn mutterlicher druwe vnd vil guter ſagen hie mit befvlch ich üch alle ſant Annen ſelb drit.

Dem wolgebornnen wylhelm graffen zu fürſten-berg mynem fruntlich lieben ſon.

IX.

Floris von Montmorency,

Herr von Montigny.

(Nach niederländiſchen Quellen bearbeitet.)

Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten.
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

Schiller.

In der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und des Prozeſſes wider die Grafen von Egmont und Hoorn iſt der gemeinſchaftlichen Sendung des Markgrafen von Berghen (op-Zoom) und des Barons von Montigny nach Spanien, in Angelegenheiten der Niederlande Erwähnung geſchehen. Unſer unſterblicher Dichter und Geſchichtſchreiber Schiller hat den traurigen Ausgang jener beiden Edlen nach einer in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Aktenſammlung dargeſtellt; es dürfte jedoch für das größere Publikum von Intereſſe ſeyn, auch das Schickſal der zwei andern, in niederländiſchen Geſchichten vielgenannten Männer, zu erfahren, zumal da, wenigſtens unſeres Wiſſens, noch kein teutſcher Geſchichtſchreiber ihre Kataſtrophe behandelt hat.

Bekanntermaßen wurden der Markgraf von Bergen, Jan van Glimes, und der Herr v. Montigny an den König abgeſchickt. Beide hatten der Sendung nur mit äußerſtem Widerwillen ſich unterzogen, da

allerlei üble Vorbedeutungen ihr vorangingen und erſterer folgte ſeinem Freunde erſt ſpäter nach, als alle Vorwände zu längerer Verzögerung verbraucht waren. Allein die Berichte über die Bilderſtürmerei hatten den König ſo ſehr erbittert, daß er nicht nur mehrere Monate lang ſich weigerte, die Botſchaft der Notabeln in Audienz zu empfangen, ſondern ſelbſt die Unterredungen mit den Miniſtern ihnen ſehr erſchwert wurden. Sie ſchrieben hierüber ſehr troſtloſe Briefe nach Brüſſel. Jeden Tag lauteten die Erklärungen dunkler, düſterer, oder, wie Montigny ſich ausdrückt — klarer und offenbarer in feindlichem Sinne für die niederländiſche Sache.

Als es im ferneren Laufe der Ereigniſſe um die Mittel ſich handelte, dem Geiſte der Neuerung und des Aufſtandes am beſten zu ſteuern, ſchlugen Bergen und Montigny die perſönliche Gegenwart des Monarchen in den Niederlanden als das einzig erſprießliche und zum Ziele führende Mittel vor. Es iſt nicht unwichtig, aus den Geſandtſchaftsberichten die Gründe zu erfahren, welche Philipp II. abhielten, dieſem Rathe zu folgen, und die Gegengründe, durch welche die zwei Edlen erſtere zu entkräften geſucht haben. Manches dient, die allzuleidenſchaftlichen Urtheile über den perſönlichen Charakter des Königs zu widerlegen, während es zugleich dem Gerechtigkeitsſinn und dem klaren

Blicke der Unterhändler große Ehre macht. Montigny, die edle und zur Gelindigkeit sich hinneigende Gemüthsart rühmend, schilderte den Zweikampf der Gefühle im Innern des Monarchen mit der Feinheit eines Psychologen, und doch gestand er, daß der hohe spanische Muth in Philipp etwas mehr, als in seinem verstorbenen Vater herrschte. Von den Verhandlungen des Staatsrathes und den motivirten Gutachten der einzelnen einflußreichen Mitglieder desselben lieferte er höchst anziehende und inhaltreiche Berichte.

Als die Sachen die bekannte schlimme Wendung genommen, welche Bergen und Montigny längst vorausgesehen, suchten sie wenigstens die Erlaubniß zu ihrer Heimkehr zu erwirken, denn der Aufenthalt in Spanien ward ihnen von Tag zu Tage unheimlicher. Allein man fand allerlei Vorwände, sie aufzuzögern und Bergen starb zuletzt, nach vielfach erlittenen Widerwärtigkeiten und Drangsalen (Mai 1567). Man hat behauptet, daß er vergiftet worden sey. Nach seinem Tode wurde sein ganzes Benehmen einer gerichtlichen Untersuchung unterstellt und die Sentenz, welche ihn für des Hochverrathes an dem Könige schuldig erklärte, sprach seine Güter dem Fiskus zu, obgleich seine Gemahlin, Marie de Lannoy Mollendair, alles gethan hatte, um aus dem Gebiete ihrer Herrschaft

zu entfernen, was nur dem Könige Anſtoß oder Verdacht erregen konnte.

Montigny ließ inzwiſchen nicht ab, den König mit Bitten zu beſtürmen, ihn nach der Heimath zu entlaſſen, woſelbſt, zumal er in Spanien nichts mehr zu verrichten habe, ſeine Gegenwart unter den obwaltenden Umſtänden am nöthigſten ſeyn dürfte. Philipp blickte ihn bei einer ſolchen, wiederholt angeſuchten und verwilligten, Audienz mit jenem eigenthümlichen Lächeln an, welches demjenigen, ſo es galt, durch die Seele drang, und welches, da dieſer Fürſt in der Regel niemals lachte, ſtets der Vorbote irgend eines Unglückes zu ſeyn pflegte. Er ermahnte ihn noch eine Weile Geduld zu tragen, bis er ſelbſt die Reiſe nach den Niederlanden antreten würde. Dieſe Reiſe ward von vielen Leuten immer noch für möglich gehalten, auch hatten die Agenten Philipps, der ſeine tiefern Plane ſorgfältig zu verbergen liebte, durch ganz Italien ſie als unzweifelhaft verbreitet, ſo zwar, daß ſelbſt der Pabſt daran glaubte und ein feierliches Hochamt mit allerlei Prozeſſionen abhalten ließ, um den Segen Gottes für den hohen Wanderer zu erflehen. Allein ſchon aus der Aeußerung des bekannten Mendoza, der damals zu verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen von Wichtigkeit gebraucht wurde, konnte man entnehmen, wie wenig es dem Könige mit ſeinem Vorhaben Ernſt

ſey; denn auf die Frage, wo er hinginge? — antwortete jener ſpöttiſch-aufrichtig und mit einem Tone, welcher auszudrücken ſchien, als halte man es kaum noch der Mühe werth, die Ironie zu verbergen: „Ich gehe, die Welt zu verſpotten und zu täuſchen.“

Montigny überzeugte ſich endlich ebenfalls von der Wahrheit dieſes Letzteren, und bemerkte an allerlei Dingen die Abnahme der königlichen Gunſt, welche bisher zum mindeſten ſeiner Perſon noch geworden war. Auf ſeine unterthänigſten Vorſtellungen und Beſorgniſſe, die er zu eröffnen wagte, erhielt er ſtets den ſtereotypen Beſcheid: der König hege von ihm die beſte Anſicht und ſey geneigt ihm alle Gnade zu erweiſen. Gleichwohl ſah er, wie die Augen der Höflinge mit einer Art Mitleid auf ihm ruheten und ſie wiederum ſcheu ſich von ihm wendeten, ſo oft er irgend eine vertrauliche Berührung mit ihnen ſuchte; auch erfuhr er zuletzt aus ſicherer Quelle, daß der König bei ſchwerer Strafe verboten habe, ihm Pferde zu leihen, oder ſeinem Gefolge freies Geleit zu verſchaffen.

Die Nachricht von der Verhaftung und dem Prozeſſe ſeines Freundes, Graf Egmont, ſo wie ſeines Bruders, Graf Hoorn, beſtürzte den Freiherrn ſehr und klärte ihn über ſein eigenes, muthmaßliches Schickſal in der nächſten Zukunft auf. Doch verwarf er zur Zeit noch, ritterlich und edel wie er war, jeden Ge-

danken und Vorſchlag zur Flucht, welche damals ihm noch möglich geworden ſeyn würde, um nicht dadurch ſeinen Gegnern ſelbſt Stoff zur Anklage wider ſich darzureichen.

Es ging nicht lange, ſo ward ſeine Ahnung zur vollen Gewißheit; der Obriſt der königlichen Leibwache, Sellens, ein geborner Holländer, trat mit verſtörten Blicken in ſein Gemach, und kündigte ihm an, daß er mit dem traurigen Befehl belaſtet ſey, ihn in ſeinem Zimmer zu bewachen und die Waffen ihm abzunehmen. Nach einigen Augenblicken der Ueberraſchung von der einen und des Bedauerns von der andern Seite, ſtellte man Montigny frei, welche von den beiden Citadellen, zu Toledo und Segovia, er zum Orte ſeiner Haft ſich wählen wolle. Der Freiherr, aus Furcht vor der Inquiſition, die in Toledo einen ihrer Hauptſitze hatte, zog die letztere vor. Die Abführung ging noch in derſelben Stunde vor ſich, ohne daß man dem Gefangenen erlaubt hätte, zuvor noch Abſchied von ſeinen Freunden zu nehmen, welche auch aus Furcht vor der Rache der Hofpartei keinen Verſuch zu ſeinen Gunſten wagten. Sellens begleitete ihn in einem verſchloſſenen Wagen bis Segovia und übergab ihn daſelbſt dem Kommandanten des Schloſſes.

Dieſer Offizier hatte die genaueſte Ordre über Alles, was ſeinen Gefangenen betraf, erhalten. Mon-

tigny ward zuoberſt im Thurme in ein ziemlich kleines Gemach gebracht; acht Soldaten bewachten ihn hier noch überdieß (im Vorzimmer) und geſtatteten dem einzigen Diener, welchen man zu ihm ließ, weder auszugehen noch mit Jemanden zu ſprechen, ausgenommen in ihrer Gegenwart. Als der Gefangene von den vielen heftigen Eindrücken über den plötzlichen Schickſalswechſel überwältigt, bald darauf in eine hitzige Krankheit verfiel und ein Arzt ihm nicht verweigert werden konnte, durfte er gleichwohl mit dieſem keine Sylbe wechſeln, ohne dieſelbe widerwärtige Geſellſchaft. Alle Briefe, ſelbſt die an den König gerichteten, wurden zuerſt von dem Kerkermeiſter geleſen.

Uebrigens fruchteten auch dieſe Briefe ſehr wenig oder nichts, und die Beſchwerden, welche der Freiherr über ſeine ſo ungeſetzliche als unverſchuldete Haft darin geltend machte und welche er beſonders dadurch kräftig zu machen gedacht hatte, daß er als Ritter des goldenen Vließes von keinem andern Gerichte, als dem Ordenskapitel deſſelben, außer in dem Falle erwieſenen Verrathes und erwieſener Ketzerei, unterſucht werden könne, dienten mehr dazu, den König zu reizen, ſtatt zu ihren Gunſten auf ihn einzuwirken.

Nach und nach lernte er ſich in ſein Schickſal finden und beruhigte ſich durch die Hoffnung, wenigſtens bald verhört und in die Lage verſetzt zu werden,

ſeine Unſchuld vertheidigen und der Welt bekannt machen zu können. Allein auch hierin täuſchte er ſich ſehr. Mehrere Monate verſtrichen und noch war er nicht einmal vor ſeine Richter geſtellt worden. Mit Mühe gewann er es über den Befehlshaber der Feſte, daß ihm geſtattet wurde, an einige ſeiner Freunde zu ſchreiben, durch deren Einfluß bei Hof er die Vornahme ſeines Prozeſſes und die ſchriftliche oder mündliche Vertheidigung auf eine ſchriftlich verfaßte Anklage zu erwirken trachtete.

In einem dieſer Bittſchreiben wurde dem Könige vorgeſtellt, daß die Reiſe nach Spanien einzig und allein im Intereſſe der Monarchie unternommen worden ſey; keine andere Rückſicht hätte ihn, den Gefangenen, beſtimmen können, ſich den damit verbundenen Beſchwerlichkeiten und Gefahren preis zu geben und aus den Armen einer jungen Gemahlin ſich zu reißen, mit welcher er erſt kurz zuvor ſich verbunden und welche nun einſam, troſtlos und kummervoll ihre Tage dahin bringe. Welches auch immer die Miſſethaten wären, die man ihm zur Laſt lege, ſo möchte man wenigſtens geruhen, ihn vor Gericht zu ſtellen. Der Freiherr beklagte ſich ſehr über das Ungemach, welches er in ſeinem Gefängniß auszuſtehen habe, ſo wie über den Muthwillen der ihn bewachenden Kriegsknechte. Solchem möchte man ſteuern und auch den

Briefverkehr mit ſeinen Freunden im Niederlande ihm geſtatten.

Diejenigen ſeiner Diener, welche nicht zu ihm gelaſſen worden, jedoch in der Nähe ſich aufhielten, und denen dieſe Schreiben mit vieler Mühe zugeſpielt wurden, übernahmen es, in Madrid ſie an Behörde zu bringen; allein ohne glücklichern Erfolg für ihren Herren. Der König blieb ſtumm und taub, und wenn er vielleicht auch für ſeine Perſon zur Milde geneigt ſich zeigte, ſo redete ihm die Parthei, welche im Staatsrath und bei Hofe für ein Schreckensſyſtem gegen alle in niederländiſche Angelegenheit verwickelten Perſonen ſtimmte, bald wieder ſeinen Vorſatz aus.

Montigny erſah jetzt kein anderes Mittel mehr, um ſich zu helfen, als die Flucht. Einmal in Freiheit hoffte er den Monarchen, wie das Publikum, von ſeiner völligen Unſchuld zu überzeugen. Allein die Flucht aus dem Verwahrungsorte, in welchem Er ſich befand, gehörte nicht zu den leichteſten Dingen. Die Citadelle von Segovia liegt auf einem hohen Felſen gebaut und iſt von nicht weniger denn drei Mauern umgeben. Nun befand er ſich noch gar in dem oberſten Stockwerke des Hauptthurmes, faſt unmittelbar unter dem Glockenthurme und das Fenſter ſeines engen Gemaches war zu allem Ueberfluß mit eiſernen Gittern verſehen.

Die Verzweiflung jedoch machte ihn erfinderiſch

und er wagte zuerſt einen Angriff mit Gold auf das Dienſtgewiſſen ſeiner Hüter. Sie widerſtanden ſolch gründlichen Vorſtellungen nicht, und ſo ſah er ſich im Stande, einen Brief in die Hände des Hofmeiſters zu bringen, welcher in der Regel ihm ſeine Nahrung beſtellte; dieſen Brief hatte er in ein Tuch gewunden und daſſelbe durch eben jene Hüter ihm einhändigen laſſen. Der Hofmeiſter ward darin von ſeiner troſtloſen Lage, ſo wie von dem rechtswidrigen Verfahren gegen ihn in Kenntniß geſetzt und dringend aufgefordert, ihm zur Flucht zu verhelfen, wofür er Zeitlebens ihm ſeine Dankbarkeit bezeugen würde. Mit einem ſeiner Diener, dem Geheimſchreiber Anton van der Beck, einem ſehr verſtändigen und ihm treu ergebenen Jüngling, möchte er Rathſchlag über die Art und Weiſe pflegen, wie die Flucht zu bewerkſtelligen. Alsbald nach erhaltener Freiheit gedächte er ſeine Unſchuld vor Jedermann darzuthun und die Verläumdungen Lügen zu ſtrafen, mit welchen man ihn überhäuft.

Van der Beck ging gleich mit Freude in den Plan ein; weniger raſch dagegen zeigte ſich der Hofmeiſter. Er ſchilderte in der Antwort an Montigny die Größe der Gefahr, nicht zwar für den Gefangenen ſelbſt, dem ſolches nicht verargt werden würde, wohl aber für diejenigen, ſo ſich ihm als Werkzeuge hergegeben; er erinnerte an die ſo häufige Erfahrung, die man in der

Welt ſchon gemacht habe, daß vornehme Herren die Dienſte ihrer Diener zu vergeſſen pflegten, und während ſie oft der leichteſten Beleidigung tief eingedenk blieben, die Treue vieler Jahre nicht beachteten. Aus dieſen und andern Gründen begehrte er die Stipulation einer beſtimmten Belohnung, damit jene Gefahr nicht umſonſt gewagt würde.

Montigny ward zwar im Innerſten betrübt über ſolch' unedle und habſüchtige Geſinnung dieſes Menſchen gegenüber einem unglücklichen Gefangenen; doch willfahrte er, nothgedrungen, ſeinem Begehren, bat ihn jedoch, künftig die Briefe, welche an ihn gerichtet wären, nicht mehr durch den Gefängnißwärter ihm zukommen zu laſſen, ſondern in den Taig des Brodes zu ſtecken, das mit dem Eſſen ihm gewöhnlich gebracht wurde; ſein Geheimſchreiber ſollte dann jedesmal ſelbſt die Sache beſorgen. Dieſes Brod, auf niederländiſche Weiſe zubereitet, verdankte Montigny der Gunſt des gewonnenen Thürmers, welchem er vorgegeben hatte, ſein Magen könne ſich an die ſpaniſche Zubereitung nicht gewöhnen. Die Beiden brachten ihm nun auch kleine Feilen zu, welche in Madrid gekauft und in ein Tuch mit der Adreſſe „Gelber" gepackt und verſiegelt an ihn gerichtet wurden.

Der Geheimſchreiber, ein geborner Lütticher, war ein ſehr gewandter und verſchmitzter Geſelle, und wußte

durch allerlei Freundlichkeit und Großmuth die Soldaten, welche ohnehin an Langeweile und Ueberdruß litten, durch Essen und Trinken, wie durch Kartenspiel, wozu er sie fleißig nöthigte, so zu beschäftigen, daß sie das Geräusch der Feilen überhörten, mit denen der Freiherr die Stäbe seines Gitters durchschnitt. Dieß ward jedoch nur allmählig und auf solche Weise vorgenommen, daß man nichts von der Arbeit gewahrte, indem der Kerbe mit Wachs von Eisenfarbe verstrichen und die Lücken künstlich ausgefüllt wurden. Kamen dann auch bisweilen die Hüter unversehens in sein Gemach, was ihnen zu jeder Stunde freistand, so bedeckte der Gefangene mit der Hand oder mit seinem Leibe die bearbeiteten Stellen des Gitters und zwar mit einer Unbefangenheit und Absichtslosigkeit, daß nicht der geringste Verdacht in ihnen aufstieg.

Mittlerweile hatte der Hofmeister den Auftrag erhalten, ein zweites Eisengitter verfertigen zu lassen, wozu er ihm einen Stock gab, an welchem er das Maaß genommen. Es glich dem alten so genau, daß man beide von einander nicht unterscheiden konnte. In den Steinkohlen, welche zur Feuerung des Kamins im Gemache Montigny gebracht wurden, schwärzte man die Sache glücklich hinein und nun feilte jener vollends weg, was noch übrig geblieben, hob das alte Eisen aus und setzte das neue an dessen Stelle, mit einer

Kunſtfertigkeit, daß er, ſobald es ihm thunlich war, es leicht wieder herausnehmen konnte. Nunmehr mußten Leitern verfertigt werden, auf eine Weiſe zuſammengeſchlagen und aneinander gefügt, und ebenſo von ſolcher Leichtigkeit, daß man ganz bequem ſie zu tragen im Stande war. Endlich auch kaufte man zwei Pferde und zwei Mauleſel, welche zu raſchem Ritte geeignet ſchienen; deßgleichen wurde die zur Reiſe nöthige Summe Geldes zuſammengebracht.

Allein in dem Gefangenen ſelbſt entſtand nun plötzlich Zweifel, wohin er denn eigentlich fliehen ſollte. Er hatte nur zwiſchen Frankreich und Portugal die Wahl; da jedoch um der verwandtſchaftlichen Verhältniſſe beider Höfe willen letzteres Land das weniger ſichere ſchien, ſo mußte er ſich für Frankreich entſcheiden; nur trat hier der fatale Umſtand ein, daß der Weg viel weiter und daher auch mit mehreren, großentheils noch unbekannten, Gefahren verbunden war und die Aufmerkſamkeit der Poſten und der Behörden ſich in gleichem Grade, wie die Lebhaftigkeit des Verbrechens ſich geſteigert hatte. Auch befürchtete Montigny, der vielen Perſonen in Frankreich ſehr bekannt war, an dem einen und andern Orte allzubald erkannt und in dieſem Falle von gemeiner Habſucht an den König von Spanien ausgeliefert zu werden.

Nichts deſtoweniger würde alles glücklich ſich ge-

ſtaltet und bewerkſtelligt haben, wenn nicht ein plötzlicher Uebermuth, in Folge unverhoffter Wohlbehaglichkeit Gewalt über ihn gewonnen und der Beſitz von Summen, welche die Beſtimmung hatten, den Gefangenen zu befreien, ihn verleitet hätte, den größten Theil davon (in mehr als 100 Dukaten beſtehend) und was noch uneinbringlicher war, die koſtbare Zeit, in Praſſerei und Frauengenuß zu vergeuden.

Drei Monate waren ſomit über den Anſtalten zur Flucht verſtrichen. Eines Abends, als Montigny, immer ſehnſüchtiger nach Freiheit, an dem Gitter ſeines Fenſters ſtand und die ruhig dahin wandernden Sterne betrachtete, vernahm er plötzlich Geräuſch auf der Straße und Guitarren und Leyer ertönten zu einem von Bänkelſängern verfertigten Liede. Wie groß war nicht ſein Erſtaunen und ſein Schmerz, als er ganz deutlich und vollſtändig die tragiſche Geſchichte der Hinrichtung ſeiner Freunde Egmont und Hoorn darin erhielt.

Der König hatte zwar ſtrenge verboten, ihm die Nachricht von dieſem Ereigniſſe mitzutheilen; allein ſey es, daß bereits die Volkspoeſie des Gegenſtandes ſich bemächtigt hatte, oder ſeine Bekannten ſelbſt ihn auf dieſe mittelbare Weiſe — die Sänger waren Pilgrime geweſen — in Kenntniß ſetzen gewollt — kurz, der arme Baron vergoß einen Strom von Thränen

und ward von ſolcher Verzweiflung erfaßt, daß ſeine ſäumigen Leute durch den Anblick ſeines Jammers friſch angetrieben wurden, ſeine Rettung endlich in's Werk zu ſetzen.

Ein paar Tage zuvor war ein Mann aus Hennegau, Namens Prutenus, erſchienen, deſſen Familie vom Hrn. v. Montigny früher viele Wohlthaten empfangen hatte. Dieſen wollte er jetzt benützen, und er ward mit in den Plan gezogen. Dem zufolge reiste er voraus nach Ernani, unweit der franzöſiſchen Gränze, um daſelbſt weitere Vorkehrungen zu treffen und den Freiherrn zu erwarten. Als völlig unbekannt im Lande ſchien er ganz zu nützlichen Dienſten geeignet.

Alles war nun gehörig eingeleitet und es blieb nichts mehr übrig, als daß der Hofmeiſter, wenn der geeignete Tag zur Flucht angebrochen und alles ſicher ſeyn würde, das verabredete Zeichen gab, welches darin beſtand, daß er in der Niederung unter der Burg gegen zwei Uhr Nachmittags mit einem Sacktuche hin und her wandeln, und damit, als wollte er Kühlung ſich zuwehen, das Angeſicht fächeln ſollte. Hierauf hatte Montigny zur Nachtszeit geradezu herunter zu ſteigen, und es blieb Hoffnung, daß er Zeit bis gegen Mittag des folgenden Tages gewinnen würde, indem der Hofmeiſter mit den Hütern es ausgemacht hatte, nicht vor eilf Uhr in das Gemach ſeines Herrn zu

treten, welcher den größten Theil der Nacht gewöhnlich ſchlaflos zubringe, und gegen Tag erſt einigermaßen zur Ruhe komme. Dieſen ſeinen koſtbaren, balſamiſchen Schlaf ihm zu ſtören, würde das Schädlichſte ſeyn, was ihm zugefügt werden könnte.

Der Geheimſchreiber hatte das Wort gegeben, nach vollbrachter Flucht des Herrn ſo lange noch an Ort und Stelle verbleiben und die Hüter hinhalten zu wollen, als nur immer möglich, um Jenem die nöthige Friſt zum Vorſprung zu verſchaffen. Er achtete dabei die Gefahren nicht, welchen er ſich ſelbſt als Theilnehmer an dem Entweichungswerke preisgebe.

Allein alle dieſe trefflichen Anſtalten und alle Bemühungen des eifrigen van der Beek ſcheiterten an der beiſpielloſen Säumniß und Kopfloſigkeit des Hofmeiſters. Er ſchrieb noch an den Freiherrn einen langen Brief gerade zur Unzeit, und blos zu dem Zwecke, um ihm die Abreiſe des Hennegauers mitzutheilen, als wenn dieſe Notiz ſo ganz beſondere Eile gehabt hätte, und zwar that er dieß Alles ſo breit und deutlich, daß kaum der Name verſchwiegen ward; ſodann ſchickte er das Brod, worin der Brief eingewickelt worden, durch einen Jungen nach der Burg, ſtatt ihn, der alten Uebereinkunft zufolge, an den Geheimſchreiber abzuliefern. Der dumme Teufel aber, den er mit der Brodſendung beauftragt, legte das Erhaltene in den Brodkaſten un-

ter andere Laibe und kehrte alsbald wieder um, andern Dingen nachzugehen. Der Hofmeiſter ſelbſt ging, irgend einen Gegenſtand frivoler Luſt aufzuſuchen, in die Kirche, unbekümmert, in wie weit an einem ſo entſcheidungsvollen Tage das Allernothwendigſte geſchehen oder nicht.

Der Junge war nicht ſo bald weggegangen, als der Befehlshaber der Citadelle, ſeiner Gewohnheit gemäß, luſtwandelnd dem Backhauſe zuging, um ſich zu überzeugen, ob das für die Gefangenen beſtimmte Brod auch gut gebacken und ſchmackhaft ſey. Er zerſchnitt daher den nächſten beſten Laib, welcher ihm in die Hände kam, in zwei Theile; und ſiehe da, der Unſtern wollte es, daß gerade derjenige es war, in welchen der Brief an Montigny geſteckt worden. Alsbald witterte er Verrath, machte Lärm und gab gemeſſenen Befehl, keinen von den Dienern des Barons aus dem Schloſſe zu laſſen. Da der Brief in franzöſiſcher Sprache geſchrieben war, ſo holte man einen Dollmetſcher herbei, erkannte alsbald den Inhalt und ſendete das Original dem Könige zu.

Als der Hofmeiſter nach eingenommenem Mittagsmahl, ohne zu wiſſen, noch zu ahnen, was vorgefallen, wieder in die Citadelle kam, ward er ſogleich feſt gepackt und ins Gefängniß geworfen; daſſelbe geſchah mit den übrigen Dienern. Ein Specialrichter

erſchien bei ihnen ſchon nach wenigen Tagen, unterſuchte die Sache ſcharf und erfuhr, nachdem der Hofmeiſter anfänglich Alles zu läugnen verſucht, jedoch auf die Drohung mit der Folter hin den Muth und die Beſinnung verloren hatte, aus ſeinem Munde den ganzen Zuſammenhang. Seine Geſtändniſſe ſchützten ihn gleichwohl nicht vor der peinlichen Frage; man wollte noch allerlei andere Namen herausbringen; allein der Hüter, welcher ſich durch Gold hatte beſtechen laſſen, und der Schmied, bei dem die Feilen und das Eiſengitter verfertigt worden, waren die einzigen, die mit in den fatalen Handel verwickelt werden konnten; auch ſie wurden gefänglich eingebracht.

Der Herr v. Montigny ward durch die Nachricht von dem Mißlingen des Fluchtplanes ſehr erſchüttert, aber noch mehr durch die Betrachtung des Unglückes, in welches er ſeine Dienſtleute und die anderen Perſonen, welche ſich für ihn brauchen ließen, nunmehr geſtürzt hatte. Er ſchickte einen Boten an den Richter, bat ihn um mildes Verfahren gegen die Seinigen, als ſolche, die ſchuldlos an der Sache wären, blos auf Befehl gehandelt hätten; er ſelbſt wolle die Strafe, die auf das Vorgefallene ſtehe, geduldig erleiden, ſo man anders nur jene Leute ſchonen würde. Daſſelbe ward an den König geſchrieben.

Allein obgleich Philipp dieſe Vorſtellung wirklich

zu Handen erhielt, so hemmte dieß doch den Lauf des Rechtes nicht. Die Urtheile wurden rasch gefällt und der Kriegsknecht, welcher zuerst für den Gefangenen gewonnen worden war, eröffnete auch den Reihen bei dem Vollzuge. Nachdem er seine Beicht verrichtet und noch eine Messe gehört, steckte man ihn in ein weißes Kleid und setzte ihm einen Hut mit vier rothen Kreuzen auf, und führte ihn auf einem Esel durch die Straßen, während ein Herold mit lauter Stimme dem Volke seine Verbrechen, der Dienstuntreue, des Hochverraths und der Beschützung eines Ketzers, bekannt machte; darauf ward er durch den Strang hingerichtet. Der Koch, welcher die Speisen geliefert, mittelst welcher die Correspondenz des Gefangenen eingeschwärzt worden, erlitt eine geringere, aber immerhin sehr empfindliche Strafe; er ward nämlich erst an Händen und Füßen gebunden vom Henker herumgeschleppt und erhielt hierauf mit einer zwei Finger breiten, mit Knoten versehenen ledernen Karbatsche 200 Hiebe mit solch' schonungsloser Härte, daß selbst die rohen Soldaten Mitleid mit ihm empfanden; nach diesem kam er für fünf Jahre auf die Galeeren. Der Mann, welcher zum Wegweiser dienen sollte, ward auf ewige Zeiten des Landes verwiesen. Der Eisenschmied kam für zwei Jahre in Fesseln und mußte noch eine Geldstrafe von 40 Dukaten erlegen. Der Hofmeister und der Geheim-

ſchreiber endlich wurden zum Tode verurtheilt und auf den Richtplatz geführt, um enthauptet zu werden; doch erhielten ſie, auf eine bewegliche Berufung van der Beeks an den König Gnade, jedoch nur, um in einem finſtern Loche voll Ungeziefer zu ſchmachten und ſtündlich unter dem Schrecken des Nachrichters zu ſchweben, da ihnen mit Abſicht von dem Gefangenwärter von Zeit zu Zeit ihr Tod als dennoch ſehr wahrſcheinlich und dermal blos aufgeſchoben geſchildert wurde; oder auch entſetzte ſie der Schloßvogt, auf ſolche Weiſe zehnfach ſie moraliſch ertödtend, durch die Drohung: er werde ſie über kurz oder lang Hungers ſterben laſſen.

Der Herr v. Montigny war auf die unglückliche Geſchichte hin alsbald in engern Gewahrſam gebracht und aller Verkehr nach außen ihm fortan abgeſchnitten worden. Ihn kümmerte aber die Lage der Seinigen mehr, als die eigene, und er verſchwendete daher ſowohl an den König, als an den Biſchof von Segovia, auf deſſen Menſchlichkeit und Einfluß er rechnete, die rührendſten Bitten zur Erleichterung ihres Schickſals, jedoch ergebnißlos. Eben ſo ließ er nicht ab, ihnen auf dem Wege, den man hiezu geſtattete, Troſt zuzuſprechen und reiche Entſchädigung für die Zukunft ihnen zu ſichern, falls Gott je ihn wieder zum Genuß der Freiheit gelangen laſſen würde.

Das Einzige, was er durch ſeine unermüdlichen

ſo viel Aufſehen gemacht, ſo fanden ſich dienſtfertige Leute genug, welche einen ſeiner Winke verſtanden und es hieß plötzlich eines Tages: Montigny ſey an einem hitzigen Fieber geſtorben. Der Krankheitsſtoff lag aber, wie zum mindeſten die Niederländiſchen, freilich in dieſem Punkte oft nicht ſehr zurückhaltenden Berichterſtatter verſichern, in einem vergifteten Pulver, welches dem zuerſt noch von Segovia weg und in das Schloß Samincas gebrachten Gefangenen in die Suppe geſchüttet worden. Nach einer Behauptung war es ſein eigener Page geweſen, den man durch Todesdrohung zu ſolcher That vermocht hatte. Sie ſchadete aber, ob wirklich vollbracht, ob von dem Publikum blos geglaubt, dem moraliſchen Rufe Philipps II. ungemein und half die Reihe der gehäſſigen Anſchuldigungen vermehren, durch welche die Revolution der Niederländer vor Europa ſich zu rechtfertigen nicht geſäumt hat.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Denkwürdigkeiten

zur

politiſchen, Reformations-

und

Sitten-Geſchichte

der

drei letzten Jahrhunderte

mit beſonderer Rückſicht auf die Auswüchſe der Inſtitute des römiſchen Pabſtthums, des Jeſuitismus und der Mönchserei.

Von

E. Münch.

Stuttgart.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHASII

Vorwort.

Ein Reihe von biographiſch-hiſtoriſchen Aufſätzen, welche zugleich als eine Fortſetzung der früher, bei demſelben Verleger, erſchienenen „Studien“ gelten kann, abgefaßt in verſchiedenen Jahren und Stimmungen, wird hier dem Publikum mitgetheilt. Der größere Theil davon bezieht ſich auf kirchliche Gegenſtände und damit zuſammenhängende Inſtitute und Erſcheinungen. Wen die Freimüthigkeit des Inhalts und der Darſtellung in einigen dieſer Aufſätze vielleicht überraſcht, oder wer das Eine und Andere lieber mit dem Schleier der chriſtlichen Liebe bedeckt wünſchen möchte, der bedenke, daß es gerade jetzt an der Zeit iſt, dieſen Schleier ein wenig ruhen zu laſſen und in Ernſt und Scherz gegen ſo manches mit großer Befliſſenheit und Conſequenz aus den geſchichtlichen Schreinen hervorgeholte Gift der Feinde religiöſer Aufklärung und Störer des Kirchenfriedens in Teutſch-

land Gegengift bereit zu halten, und daß um so weniger Scheu vor Berührung der Schaden Josephs gehegt werden darf, als viele der hier berührten Sachen sich immer mehr und mehr wiederholen, und man, im Interesse einer gewissen Partei, selbst die Geschichte zu verfälschen und schwarz für weiß und weiß für schwarz uns vorzumachen, kein Bedenken trägt.

M.

I.

Don Antonio de Guevara

und

die Comuneros

im ſechszehnten Jahrhundert.

Insignis scriptor, audax fictor, confidens narrator, magnus exhortator
clarus doctor, utilis consolator, disertus concionator.

C. Barth. ad lib. IV. V. Thebaid.

Vorwort.

Kein einziger von den Geſchichtſchreibern, welche mit Spanien im ſechszehnten Jahrhundert und dem Leben Kaiſer Karls V. insbeſondere ſich beſchäftigt, haben eines Mannes erwähnt, welcher nicht nur in der Literaturgeſchichte des Landes eine bedeutende Stelle, wenn gleich auf eigenthümliche Art, einnimmt, ſondern welcher auch politiſch vielfach eingewirkt und auf die Entſchließungen des Kaiſers, ſo wie auf die Schickſale der bewaffneten Oppoſition während der erſten Regierungsjahre Karls entſcheidenden Einfluß geübt hatte. Dieſer Mann iſt Don Antonio de Guevara.

Als ich vor acht Jahren mit einem angeſehenen Spanier, welcher damals in der Verbannung lebte und ſpäter durch Maria Chriſtina auf einen Miniſter-Poſten berufen worden iſt, über ſpaniſche Geſchichte mich vielfach unterhielt, machte

mich derſelbe auf den großen geſchichtlichen Werth der Briefe Guevara's für die richtigere Kenntniß der politiſchen Zuſtände und Wirren Spaniens zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts aufmerkſam. Ich entſchloß mich nach einiger Zeit, dieſe Briefe, nebſt den Berichten Sandovals, den Memoiren des Pier Martire von Anghiera und einigen andern weniger benützten Materialien, in ſo fern ſie die Wagniſſe und Schickſale der Comuneros von Caſtilien und der Germanadas von Valencia berühren, zu einem größern, hiſtoriſchen Gemälde zu verwenden. Allein andere Dinge ſind mittlerweile hemmend dazwiſchen getreten, und ſo beſchränke ich mich auf die Mittheilung einiger Nachrichten über Guevara und jener Briefe in teutſcher Sprache, einem Glücklichern die Löſung der Aufgabe überlaſſend *).

*) Quellen: Aldereti Antiquitates. C. 4. A. Agustini Dialogi antiq. X. P. Rhua: Theologici Loci. Luc. Wadding. Bibliotheca. — Arcturi a Monasterio Franciscanor. Martyrologium. — Antonii Bibliotheca nova Hispaniae. Sodann und hauptſächlich Bayle: Dictionn. histor. et critique II. und Guevara's Briefe und Reden ſelbſt.

Antonio Guevara ſtammte aus einer ſehr angeſehenen Familie der ſpaniſchen Provinz Alava. Seine Eltern waren Bertrando de Guevara, zweiter Sohn des Grafen Escalante, gleichen Namens, und Elvira de Noronia-Calderon. Er erhielt ſeine Erziehung am königlichen Hofe zu Madrid, wohin er ſchon im zwölften Jahre mitgenommen worden, trat jedoch, nach dem Tode der Königin Iſabella, in den Mönchsorden vom heiligen Franziskus, (nach Einigen in Neapel, nach Andern in Spanien ſelbſt) und zeichnete ſich durch gelehrte Kenntniſſe, Feinheit des Betragens und eine gewiſſe imponirende Haltung, ebenſo auch durch Beredſamkeit und Geiſt, ja theilweiſe ſelbſt durch Witz aus. Als Lehrer der Theologie erregte er nach und nach die öffentliche Aufmerkſamkeit, und die Regentſchaft (erſt von Ximenes, ſodann von Adrian von Utrecht), welche während Karls V. Minderjährigkeit die Angelegenheiten Spaniens verwaltet, glaubte in ihm ein großes Licht, ja eine neue Stütze des monarchiſchen Anſehens zu erblicken. Aus dieſem Grunde ernannte ihn dieſelbe zum Hofprediger des jungen Königs, und ſpäter erhielt er ſogar den Titel und Rang eines „Chronikanten oder Hiſtoriographen Sr. Kathol. Majeſtät.“

Welche Chroniken und Annalen, zur Bereicherung der hiſtoriſchen Kenntniß ſeines Landes, Guevara herausgegeben, iſt uns nicht recht bekannt; in allen Editionen ſeiner Werke mangeln die nähern Notizen darüber, ſo wie überhaupt auch in Betreff der Einzelnheiten ſeines ſchriftſtelleriſchen und Privatlebens. Erſt, als er anfing, geſchichtliche Arbeiten aus ſeiner eigenen Feder ins Publikum treten zu laſſen, und in Bezug auf dieſe allein beſchäftigte ſich die Kritik lebhaft mit ihm; ſie zeigte ſich ihm jedoch nicht immer beſonders günſtig; in ſpäterer Zeit ſogar überaus feindſelig, ſowohl in Hinſicht auf den Styl, als auf den Inhalt ſeiner Schriften und die darin ausgeſprochene Geſinnung.

Nach einer Nachricht in Antonio's Bibliothek ſcheint es, daß er eine Geſchichte Karls V. zu ſchreiben übernommen hatte, aber, wie ſpäter angeführt werden wird, wegen verſchiedener Hinderniſſe nicht vollendete.

Zum Biſchof von Cadix und ſodann von Mondonedo ernannt, begleitete Guevara den König und nachmaligen Kaiſer auf den meiſten ſeiner Reiſen und Kriegszüge durch verſchiedene Länder Europa's und beſaß deſſen ganz beſondere Gunſt, ja ſelbſt ſein unbedingtes Vertrauen. Als Schriftſteller erwarb er ſich bei ihm den meiſten Kredit durch das ſogenannte „Horologium Principis“ oder den Relox de Principes ó Marco Aurelio, von welchem die erſte Ausgabe, wie man bisweilen annahm, im Jahr 1529 erſchien und von ihm ſelbſt beſorgt wurde. Doch geſteht der Verfaſſer ſelbſt dieß nicht zu, ſondern behauptet, das Manuſcript (im Jahr 1518 begonnen und erſt im Jahr 1524 vollſtändig beendigt) ſey von ihm ſtets ſehr geheim gehalten und die Herausgabe der noch mangelhaften, unvollendeten und unkorrigirten Arbeit wider ſeinen Willen, auf allerhöchſten Befehl, unternommen worden. Während einer Fieberkrankheit nämlich, in welcher Karl V. ſehr durch Hypochondrie und Lang-

weile geplagt geweſen, habe dieſer ihn gebeten, das Werk, von welchem er bereits vieles gehört haben mußte, herbeizuholen und ihm vorzuleſen. Der Inhalt und die Ausführung zogen den Kaiſer in ſolchem Grade an, daß er es, ohne auf die Einſprache und dringenden Vorſtellungen ſeines Hiſtoriographen zu achten, auch andern ſeiner Vertrauten mittheilte. Dieſe ließen nun Abſchriften davon beſorgen, welche einige Zeit in Spanien herumwanderten, bis endlich eine ſehr fehlerhafte Ausgabe in Sevilla, ſodann eine zweite in Portugal, und endlich eine dritte und vierte in Saragoſſa erſchien, eine von größern Fehlern mehr wimmelnd als die andere, nach des Verfaſſers Erklärung. Durch ſolche Diebe und Räuber, wie Guevara die Urheber dieſer Editionen zu nennen beliebt, kam er um die Frucht ſeiner Arbeit und einen großen Theil des erhofften Ruhmes zugleich.

Der Verfaſſer hatte ſich die freilich ſchon oft gebrauchte Liſt erlaubt, zu behaupten: der Relox de Principes ſey die Ueberſetzung eines Werkes, von welchem die Handſchrift ihm aus Florenz zugeſchickt worden. Natürlich habe er dieſelbe keineswegs buchſtäblich beſorgt, ſondern ſehr viele Sachen hinzugefügt u. ſ. w. Das Leben des berühmten Kaiſers Markus Aurelius Antoninus, angeblich aus Quellen geſchöpft, ſollte bei dem Relox de Principes das Gebäude des Ganzen bilden; die Regierungsgrundſätze, das Moralſyſtem und die Politik aber, welche Guevara von allen chriſtlichen Fürſten und zumal dem Kaiſer befolgt wiſſen wollte, waren bald eingeſtreut, bald machten ſie die Verzierung der einzelnen Abſchnitte und Stellen aus. Allein, wenn gleich der Verfaſſer einen Theil des vorhandenen hiſtoriſchen Materials über den großen Kaiſer benützt hat, ſo hat er dennoch keine wirkliche Lebens- und Regierungsgeſchichte deſſelben geliefert, noch auch nur es verſtanden, — was ihm doch ſo nahe lag — die Zeugniſſe und Denkmale des Alterthums, M. Aurel und

ſeine Zeit betreffend, mit den Selbſtbetrachtungen und Tagebüchern, welche den Namen des gekrönten Philoſophen tragen, in ein ſchönes harmoniſches Ganzes zu verſchmelzen; vielmehr amalgamirte er mit ſeltſamem Geſchmack und Eigenſinn die Ergebniſſe ſeiner Studien und die Lehren ſeiner eigenen Weisheit mit den Prinzipien und Maximen Mark Aurels, und Heidniſches und Chriſtliches, Römiſch-Griechiſches und Mittelalter-Modernes auf ſo unangenehme Weiſe, daß ein großer Theil des zu bewirkenden Eindruckes verloren gehen mußte. Dazu kam noch die ärgerlichſte Entſtellung und Verſtümmelung der Thatſachen und eine wahre hiſtoriſche Falſchmünzerei, während zugleich Guevara den Satz geltend machen wollte: den Berichten der Alten ſey durchaus nicht zu trauen, und alle geſchichtlichen Zeugniſſe, die der heiligen Schrift allein ausgenommen, trügen ſämmtlich den Charakter der Zweifelhaftigkeit an ſich.

Sowohl dieſer hiſtoriſche Pyrrhonismus, als die Art und Weiſe der Behandlung der Alten und ſeine eigene Geſchichtſchreibung fanden bei den ausgezeichnetſten Männern Spaniens das Schickſal, welches ſie verdienten. Man warf nun auch überdieß ſeinem Style Weitſchweifigkeit, Schwulſt, Unnatur, Sucht nach Antitheſen, Spielerei mit Witzen und ſchimmernden Bildern, Phraſenprunk und affektirten Pathos vor. Seine hiſtoriſchen Arbeiten galten für ſchlecht geſchriebene Romane und Zeugniſſe der gröbſten Unredlichkeit zugleich; noch Andere nannten ſie ſeichtes Geſchwätz, und den Verfaſſer mehr des Mitleids als des Zornes einer unbefangenen Kritik werth. Die bitterſten Spöttereien, an denen ſelbſt der große Montaigne und der ſcharfſinnige Bayle Theil nahmen, wurden über ihn ausgegoſſen *), und ebenſo über

*) Ganz unverſchämt und wirklich unwürdig geht Gundling (vollſt. Hiſtorie der Gelahrtheit II. Thl.) mit ihm um.

die abgeſchmackte und lächerliche Manie der Zeit, das Horologium in alle europäiſche Sprachen zu überſetzen.

Merkwürdig genug nämlich erlebte ein ſo ſchlimm geſchildertes Werk gleichwohl einen Beifall und ein Glück, deſſen ſich die der beſten Schriftſteller der ſpaniſchen Nation und Anderer nicht zu erfreuen gehabt haben. Es wanderte bald in den Uebertragungen, bald im Original, an den Höfen aller Fürſten herum, welche auf Bildung Anſpruch machten, und beſonders thaten es darin die Franzoſen und Teutſchen (dieſe laſen es meiſt in lateiniſcher Sprache von Wankel) Allen zuvor. Das Erſtaunen der feindlich geſinnten Kritiker wird überflüſſig, und der ungeheure Beifall des Werkes erklärt ſich, wenn man bedenkt, daß die wirkliche Geſchichte oder die Selbſtbetrachtungen und Selbſtgeſtändniſſe M. Aurels zur Zeit, als Guevara auftrat, noch nicht bekannt geweſen waren. K. Geßner gab ſie zuerſt aus einer Handſchrift der Heidelberger Bibliothek griechiſch, Wilhelm Xylander aber in lateiniſcher Ueberſetzung heraus; worauf ſpäter Mericus Caſaubonus, der Sohn des großen Iſaak noch eine neuere Edition mit bedeutenden Verbeſſerungen und Erläuterungen beſorgte *). Guevara hatte demnach ein freies Feld, und da er, der vielleicht einen Blick in die eine oder andere Handſchrift der Selbſtbetrachtungen oder Me-

*) Eine ſpätere Ausgabe erſchien von Thomas Gataker, zu Cambridge 1652 Griechiſch und Lateiniſch mit den Noten des Voſſius. Italieniſch aber überſetzte das Werk der Kardinal Francesco Barberini (Rom bei Dragondelli 1675). Im Verlaufe der Zeit wurden die Studien über Mark Aurel fleißig fortgeſetzt und noch im Jahr 1828 war Prof. Jul. Schneller mit einer Editio polyglotta in ſieben Sprachen beſchäftigt, von welchen v. Hammer-Purgſtall die arabiſche übernommen und ſeither auch einzeln (nachdem der Tod den Herausgeber des Ganzen überraſcht) dem Drucke übergeben hat.

meiren des Kaisers geworfen, Geschichtskenntniß genug besaß, um etwas, was der Wahrheit ähnlich sah, auftischen zu können, so entdeckte sich der wahre Verhalt der Sache erst später. Der Eindruck des Werkes aber war bereits in das Publikum übergegangen und die wirkliche Geschichte, längere Zeit bloß in den Händen der Gelehrten, konnte erst spät den Roman verdrängen, nicht aber gänzlich den Genuß, welcher daraus geschöpft worden. Mericus, der das Machwerk Guevara's „widerstreitend mit der Pflicht eines rechtschaffenen Menschen und insbesondere mit der Würde eines Bischofs" nennt, deutet selbst in einer Stelle seiner Einleitung darauf hin und scheint sich zu ärgern, daß dem Verfasser des apokryphen Buches sein Betrug also glücklich gelungen, daß man ihn, besonders auch wegen der vielen Aphorismen und Moralsätzen, die Guevara einverwoben, gleichsam als einen zweiten Tacitus angesehen habe.

Ein anderer Berichterstatter beschreibt auch den in der Literatur unerhörten Grad von Frechheit, mit welcher der Verfasser des Relox selbst gebildete Männer zu täuschen gewußt, indem er Namen und Zeugnisse von Schriftstellern erdacht, die niemals existirt hatten. Sogar Caspar Barth, ein geistreicher und feiner Behandler spanischer Literatur, nannte ihn „das herrlichste Gestirn spanischer Wissenschaft."

Der Name Guevara's war jedoch auch noch — und dieser Umstand trug zu solch' glänzenden Eroberungen, welche das Hauptwerk machte, nicht wenig bei — durch verschiedene andere Traktate, politisch-moralischen Inhalts, so wie durch eine Sammlung von Briefen zu Ansehen gekommen, welche in verschiedenen Perioden, theils an den Kaiser selbst, theils an spanische Große oder andere ausgezeichnete Personen geschrieben worden waren, und häufig sich entweder auf geschichtliche Gegenstände aus älterer Zeit oder auf Ereignisse und Verhältnisse der Gegen-

wart bezogen. Unter diesen stehen die Beglückwünschungs-Rede an Karl V. nach der Schlacht bei Pavia, der an die Liga der Comuneros bei Villa-Braxrima gehaltene Vortrag, so wie die mit verschiedenen Häuptern des Bundes während der berühmten Revolution geführte Korrespondenz oben an. Sie haben, wie schon bemerkt, einen hohen historischen Werth, der bis auf diesen Tag zu wenig beachtet worden ist, indem eine Reihe neuer Züge zur Charakteristik der Parteien und der handelnden Hauptpersonen, so wie viele unbekannte Aufschlüsse und Thatsachen aus jener merkwürdigen Zeit darin zu treffen sind.

Vor Allem aber geht der wichtige Antheil, welche ihr Verfasser selbst an dem Kampf und Ausgang der Comuneros und ihrer Schilderhebung, als bald geheimer, bald offener Hauptagent der königl. Partei, gehabt hat, sehr anschaulich daraus hervor. Guevara erscheint darin mit allen Fehlern und Schwächen eines Mönchs, dem, auch in der Hoftracht Manches sich nicht abstreifen läßt, mit aller Schlauheit und Kunst eines in Intriguen gewandten Höflings, mit aller Feinheit eines auf das bekannte „Divide et impera" bedachten Diplomaten, und sodann wieder mit der ganzen Niederträchtigkeit und Gemeinheit eines bezahlten Historiographen und Schmeichlers der blinden Gewalt, sowie der an ihren Schlepptau sich hängenden, hohen Aristokratie. Dabei gibt er oft so manche vernünftige Lehre, so manchen warnenden Wink, so manche schlagende Andeutung, auf Bedürfnisse der Gegenwart, wie auf die Verhältnisse der Zukunft im Vaterlande, daß man wohl begreifen mag, wie ihm das Spiel mit einigen eiteln Häuptlingen des Tages und Werkzeugen der Partei so gut gelungen.

Höchst interessant ist sein Zorn gegen den trotzigen Bischof von Zamora, gegen den ritterlichen Juan de Padilla und die edle, hochherzige Maria de Pacheco, welche er bald mit übel gelungener Galanterie, bald mit pfäffi-

ſcher Grobheit behandelt, unempfänglich gegen die Erhabenheit eines Charakters, wie der dieſer Dame, und die ſelbſtaufopfernde Geſinnung, die ſie und ihren Gemahl, während deß, gewiß in mancher Hinſicht gerechten Kampfes erfüllt hatte.

Guevara, mit einer ihm ſelber inwohnenden Kleinheit der Geſinnung, erblickt überall nur Ehrgeiz und Habſucht, Verkäuflichkeit und Feilheit, Vermeſſenheit und Trotz; Triebfedern, die allerdings einem großen Theile der Parteichefs wie der Werkzeuge jener, urſprünglich zum Schutz der bedrohten Landesfreiheiten begonnenen, Inſurrektion nicht fremd waren, neben welchen aber auch reichſtrahlende Tugenden und Talente wirkten und begeiſterten. Man ſieht übrigens gleichwohl, wie er den Werth der eben angeführten Frau und ihren überwiegenden Einfluß anerkennt, während er ihr die ſchärfſte Züchtigung, ja nicht undeutlich den Galgen ſelbſt, anwünſchte. Don Pedro Girone, deſſen Verführung und Abfall durch die vermeſſenen Caballeros G. nicht genug beklagen konnte, welchen er jedoch auch ſpäter wieder zum Wanken gebracht zu haben, ſcheint unter allen Opfern der Reaktion der einzige geweſen zu ſeyn, welcher ſeiner Fürſprache und fernern Gewogenheit ſich erfreute. Vielleicht verdankte es auch Girone dieſem Umſtande, daß er mit Verbannung nach Oran davon kam, während die meiſten ſeiner alten Freunde hingerichtet wurden. Dahin ſandte ihm Don Antonio in der Folge einen höchſt phraſenreichen und wenig aufheiternden Troſtbrief zu, nebſt einer Art Abhandlung über die Privilegien der Exilirten. Die erſten Ausgaben der Epistolas familiares, in drei Büchern, erſchienen zu Pincia 1539 bei Juan de Villaquiran und zu Complut. Eine italieniſche Ueberſetzung in 4. im J. 1600 zu Venedig durch Domenigo Gazulo; ſodann 1545 in 8. Ebendaſ. 1564 in 4.

Das dritte Buch überſetzte ſpäter Alfonſo Ulloa 1585 ins Lateiniſche.

Die zwei erſten Bücher fanden einen franzöſiſchen Ueberſetzer an Jean de Guterry; das dritte an Antoine Pinet. (Lyon 1560 bei Barth. Molin in 4.) Das vierte und fünfte an Jean de Vattand. Paris (bei Rob. le Fizalier 1584. 8.)

Die neueſte Ausgabe erſchien unter dem Titel: Epistolas familiares, traduciones y razonamientos. Madrid. 1732. 4. Womit zu verbinden und zu vergleichen: Pt. Rhua cartas censorias sobre las epistolas y obras historicas de Ant. de Guevara. Madr. 1736. 4. Ebenſo iſt die ſehr ſeltene Brüſſeler Edition v. J. 1702. 8. nicht zu überſehen.

Die hiſtoriſchen Briefe Guevara's, mit denen wir uns vorzugsweiſe beſchäftigen, ſind freilich ebenfalls nicht ganz frei von entſtellten Thatſachen und unrichtigen Angaben; doch geſtanden ihnen billige Kritiker im Allgemeinen mehr Zuverläſſigkeit, als den übrigen Schriften, und einen Reichthum von nützlichen und unterhaltenden Materien zu. Dieſe ſind der Reihe nach folgende:

Prologo solenno en que el autor toca muchas historias.

Una decada de las vidas de los X. Cesares Emperadores Romanos desde Trajano á Alexandro.

Del Menos precio de la Corte, y alabanca de la Aldea. Dem Könige Dom Jvão III. von Portugal zugeeignet. Es erſchien davon die erſte Ausgabe zu Complut, 1592 in 8. Der Verfaſſer geſteht, hierauf mehr Gelehrſamkeit und Redekunſt, als auf alle übrigen Produkte ſeines Geiſtes verwendet zu haben. Das Büchlein ward hinter einander gleich den Briefen, ins Franzöſiſche, Italieniſche und Teutſche überſetzt. Die Genfer Ausgabe in 12. iſt ſehr niedlich.

Aviso de Privados, y doctrina de Cortesanos. An Francisco de los Cobos, Komthur des Ordens von Santjago di Compostella, gerichtet. Ausgaben und Uebersetzungen erschienen davon zu Complut, Venedig und Antwerpen. (1562. 1592. 1605.)

De los Inventores del marear y de muchos trabajos, que se passan en las galeras. Dieser Abhandlung werden zugleich Gründlichkeit und Witz zuerkannt. Antoine Pinet gab sie (mit den Briefen) in einer französischen Uebersetzung zu Lyon 1560 heraus.

Gesammtausgaben aller bisher aufgezählten Schriften erschienen zu Pincia (bei Joaquin de Villaquiran) 1539, zu Valladolid 1545 in Fol., sodann zu Madrid 1673. in 4. (bei der Wittwe von Melchior Alegre). Lateinisch: Frankfurt a. M. bei J. B. Schönwetter 1671. in 4.

Noch finden sich aber auch Arbeiten geistlichen Inhalts aus Guevara's Feder aufgezeichnet, als:

Monte Calvario oder über die Mysterien des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi, in 2 Theilen. Salamanka 1542, 1545, 1582, später zu Complut 1563 mit gehaltvollen Anmerkungen Alfonso's de Arazo (oder Horazo); italienisch zu Venedig 1563. in 4. (bei Vincenzo Valgrizi) 1567, 1575, 1605. bei Sebastiano Combi. Alfonso de Ulloa und Pietro Lauro gaben die beiden Theile mit Erläuterungen ebenfalls zu Venedig 1570 und 1571 in 4. und in 8. heraus. Französisch dagegen (von Fr. Belleforest) erschienen sie zu Paris 1571 in 8. und zu Lyon in 12.; endlich (von Gervais Mallot) ebenfalls zu Paris 1575 in 8. Dasselbe Werk ist von unachtsamen Kritikern bisweilen mit andern, ähnlichen Inhalts, verwechselt, oder unter falschen Titeln aufgeführt worden.

Oratorio de Religiosos, y exercicio de virtuosos. Pincia bei Villaquiran 1542. Salmantika 1574. in 4. und bei Juan Periar 1570. in 8. Italienisch zu Venedig bei Jacopo Giolito 1567. 1605. französisch in 16.

Mehrere Werke, ebenfalls ins Gebiet der Theologie einſchlagend, welche Antonio de Guevara zugeſchrieben werden, gehören einem andern Gelehrten gleichen Vor- und Geſchlecht-Namens an.

Nunmehr mögen die Briefe an die Communeros folgen.

I.

An Don Antonio de Acenguа, Biſchof von Zamora.

Hochwürdiger Biſchof! aufgeblaſener Prälat! der Obriſt der Reiterei Salobrenna, hat mir Euer Schreiben überliefert. So nachläßig und verworren auch der Styl war, dergeſtalt, daß ich anfänglich im Leſen ſtecken blieb, brachte ich doch ſo viel heraus, daß es nicht ſowohl eine Epiſtel, als eine Kriegserklärung ſey, worin der Biſchof von Zamora mir die Freundſchaft aufkündigt und meinem Leben den Untergang androht. Als Grund Eurer Feindſeligkeit führt Ihr an, daß ich neulich zu Villabrarrima den Don Pedro Girone von Eurer Partei abgezogen und überredet habe, lieber dem Könige zu dienen, als zu Euch zu halten. Ich hebe, wenn Ihr ſo wollt, den Fehdehandſchuh auf, und will mich von Euch als Feind behandeln laſſen, jedoch mit der Bedingung, daß Keiner den Andern umbringe, ſondern bloß zu Rede ſtelle; daß wir nicht mit dem Schwerte, ſondern mit Gründen uns bekämpfen: worauf es ſich ſodann herausſtellen wird, welcher von uns Beiden die meiſte Schuld trage, ob ich, als Anhänger, oder Ihr, als Verwirrer des Reichs?

Ich erinnere mich, noch als Knabe zu Treceno mei-

nen Oheim und meinen Vater in Trauerkleidern wegen des Ablebens Eures Vaters gesehen zu haben. Als ich aber neulich Euch, nicht nur von Krieger-Rotten umringt, sondern selbst in vollem Harnisch erblickte, dachte ich bei mir selbst: es wäre wohl billiger, um das Leben des Sohnes, als um den Tod des Vaters zu trauern. Der göttliche Plato sagte einst: er wisse nicht, was mehr zu beklagen sey, ob der Tod der Guten, oder das Leben der Schlechten? Denn für brave Männer ist es ein trauriger Anblick, wenn Gute vor der Zeit vom Tod hingerafft werden, Schlechte hingegen bis ins eisgraue Alter leben. Ein griechischer Philosoph erwiederte auf die Frage: warum er so viel Thränen über Sokrates Tod vergieße? — er sey nicht sowohl über Sokrates Tod, als über Alcibiades Leben betrübt, das selbst den Göttern verhaßt und den Menschen zum Schaden und Aergerniß seyn werde.

Don Juan Guazzo, Ritter von Medina, hat mir ehemals schon erzählt, er habe als Intendant am Hof Eures Vaters in nicht ganz einem halben Jahr vier Ammen für Euch gemiethet, so wild und ungestüm seyd Ihr schon als Säugling gewesen. Wenn Ihr, Herr Bischof, in Eurer Kindheit schon so wild und ungeberdig, und in Eurer Jugend so trotzig waret, so hättet Ihr billig im hohen Alter endlich einen sanftern Charakter annehmen sollen; und da Ihr nahe an siebenzig seyd, so würdet Ihr, meiner Meinung nach, wohl thun, jetzt, nachdem Ihr die Blüthe Eures besten Alters der Welt geopfert, Gott wenigstens nicht auch die Hefe abzuzehlen. Die Erndte und die Weinlese Eures Lebens ist vorüber; nur der traurige Winter bleibt Euch noch. Angemessener für Euch dürfte es gewesen seyn, die Verschuldungen und Sünden Eures frühern Lebens zu erkennen und gut zu machen, als daß Ihr Euch an die Spitze der Aufrührer stellt, und dadurch eine Schuld, größer, als alle Eure übrigen Verbrechen, auf Euch ladet. Wenn Ihr dem Vorbilde Gottes und

unſeres Heilands, Eures Schöpfers und Erlöſers, nicht folgen mögt, ſo tretet wenigſtens in die Fußſtapfen Eures Vaters, Don Luis d'Accugna, vor deſſen Thüre täglich viele Arme geſpeiſt wurden, da hingegen vor Euren Pforten keine Arme, ſondern Kriegsleute gelagert ſind, und nicht Lobſprüche auf Gott, ſondern Flüche und Läſterungen gehört werden. Daß aus Kriegsleuten manchmal Geiſtliche werden, kann man hingehen laſſen, aber daß Geiſtliche zu Soldaten werden, das iſt meines Erachtens nicht nur gegen den guten Anſtand, ſondern ſelbſt gegen Vernunft und Religion. Darin habt Ihr Euch um ſo ſchwerer vergangen, weil Ihr nicht nur ſelbſt Soldat wurdet, ſondern auch noch dreihundert Geiſtliche aus Eurer Diöceſe nach Tordeſillas geführt habt, nicht um die Leute der Königin beichten zu hören und zu abſolviren, ſondern um die Stadt gegen den König in Wehre zu ſetzen. Um aber den Nachreden und Schmähungen Uebelwollender auszuweichen, und die Seelen auf einen leichtern Weg des Heils zu führen, zogt Ihr ſie am Sonntage Quadrageſimä von Zamora weg, und entbandet ſie, als ein guter Hirt und Prälat, vom Beichtvateramt, um ihnen das Fechterhandwerk zu übertragen. In dem neulichen Scharmützel bei Tordeſillas ſah ich mit eigenen Augen einen Prieſter hinter einem Baum, der mit einer Flinte eilf Mann nach einander tödtete. Beſonders ſchön, ja faſt lächerlich war mir der Anblick, wie er die Flinte vorher kreuzweiſe formirte, und die Leute benedicirte, ehe er ſie niederſchoß. Denſelben Prieſter ſah ich noch vor Ausgang des Gefechts durch einen Schuß an der Stirne niedergeſtreckt, ohne Beichte und Benediction plötzlich den Geiſt aufgeben. Wie, meint Ihr, wird ſich die Seele eines Biſchofs, der dieſen Geiſtlichen von der Kirche abgeführt hat, wie die Seele eines Geiſtlichen, der ſo viele Menſchen getödtet hat, vor Gott und Welt verantworten?

Der hat nicht recht gethan, der Euch anrieth, den Soldatenstand zu verlassen; aber wer Euch in den geistlichen Stand einführte, der hat nach meiner Meinung eine schwere Sünde auf sich liegen, deßhalb, daß er einen unruhigen, tobsüchtigen Menschen in einen so heiligen Stand hereinbrachte, der sich nichts daraus macht, aus demselben zu treten, die Unterthanen aufzuwiegeln, ein Heer anzuwerben, den Aufrührern sich nicht nur anzuschließen, sondern zum Führer herzugeben, endlich sich selbst und Andere ins Verderben zu bringen. Ich kann aber keine andere Ursache finden, als Euren häßlichen Ehrgeiz, von welchem getrieben, Ihr nach dem Erzbisthum von Toledo trachtet, und dasjenige, was Ihr durch Verdienst nicht zu erlangen vermöget, durch Gewalt zu erreichen suchet. Wenn wir aber gerecht vor Gott und Welt urtheilen wollen, so wird die Entscheidung die seyn, daß es billiger sey, Euch das Bisthum, das Ihr habt, zu nehmen, als das Erzbisthum, das Ihr gerne hättet, zu geben. Kirchenwürden sind nicht für solche bestimmt, die darum buhlen, sondern für diejenigen, die sich dagegen sträuben, indem einer um so würdiger ist, Seelenhirte zu seyn, je unwürdiger er sich selbst fühlt und bekennt. Um das Erzbisthum von Toledo zu erlangen, müßt Ihr, gestrenger Herr! nicht Blut, sondern Thränen vergießen; nicht im Feld und in der Schlacht, sondern im Tempel Euch herumtummeln; nicht Soldaten, sondern Priester zur Leibwache wählen; nicht den Staat beunruhigen, sondern die kanonischen Horas beten. Wißt Ihr nicht, daß Ihr von Gott zum Bischof, nicht aber zum Kriegsobersten erwählt seyd; erwählt, der Kirche, nicht dem Soldatenstande zu dienen; nicht um zu fechten, sondern um zu predigen; nicht um Euch in Waffen, sondern im Priestergewand zu zeigen; den Waisen und Wittwen zu Hülfe zu kommen, den Armen Almosen, nicht den Soldaten Sold auszu-

theilen; nicht eine Schlacht zu ordnen, ſondern die Kirche zu regieren?

Der erſte und vornehmſte aller Biſchöfe in der Welt, der h. Petrus, hatte nur zwei Schwerter, um Chriſtus zu vertheidigen; Ihr aber habt, um den Staat zu verwüſten und umzukehren, tauſend Flinten in Euerm Hauſe. Und ob Ihr gleich ein Biſchof ſeyn wollt, ſo gebt Ihr Euch doch nie mit Büchern, ſondern immer nur mit Waffen ab.

Maldonato, Euer Klient, und mein Freund, ſagte mir neulich, er habe eine geiſtliche Pfründe von Euch mit zweihundert Dukaten jährlicher Einkünfte zum Geſchenk erhalten. Auf meine Frage: ob er ſeine Horen wiſſe? erwiederte er: da ſeyd Ihr ganz irrig, Herr Doktor! im Hauſe unſers Biſchofs gibt ſich niemand mit Horaz beten, ſondern blos mit den Waffen ab!

Schämt Ihr Euch nicht, Herr Biſchof? Wißt Ihr nicht, daß das Haus eines frommen Prälaten eine Tugendſchule, nicht eine Fechtſchule ſeyn, — daß Lügen, Huren, Spielen, Faullenzen, daß Schandgeſchwätz, Hochmuth Ehrgeiz fern davon ſeyn ſoll? Muſtert man aber Euer Haus, ſo wird man kaum Einen finden, der nicht ein lüderliches Leben führt, und ſich noch öffentlich damit brüſtet. Als ich neulich nach Villabrarrima kam, um im Namen der Regierung mit den Verſchwornen über Frieden zu unterhandeln, und Ew. biſchöfliche Hochwürden ganz im Harniſch, umringt von Soldaten, und anhaltend im Vollauf von Geſchäften ſah, erſtaunte ich ſo ſehr, daß ich mich bedachte, ob nicht der berüchtigte Orpes, der Störer und Tyrann unſers Vaterlandes, wieder auferſtanden oder im Traum mir erſchienen ſey. Wer wird behaupten, daß dieß, ich ſage nicht, einem Prälaten oder einem vaterlandsliebenden Bürger, ſondern einem Chriſtenmenſchen überhaupt anſtehe? Kümmert Ihr Euch auch nicht hierum, ſo bedenket wenigſtens Eure Herkunft. Ich fürchte

aber in der That, wenn Ihr in solcher Weise fortfahret, so wird man Euch allgemein statt Osorius einen Osor, einen Vaterlandsfeind nennen, und Ihr werdet den allgemeinen Haß auf Euch laden. Ich beklage wahrhaftig Euer Loos, weil Ihr Waffen gebraucht, nicht wie ein Vernünftiger, sondern wie ein Tollkopf; nicht zur Schutzwehr, sondern zum Angriff; nicht auf Eingebung der Vernunft, sondern der Leidenschaft. Denn ich sehe daraus Euren gewissen Untergang, weil Ihr Euren Willen und Euren Neigungen blindlings folget, nicht der Stimme der Vernunft Gehör gebt, und die von Gott empfangenen Gaben mißbraucht, in welchem Fall der Untergang niemals fern seyn kann.

Wohl gefallen hat mir, was mir Muscoso erzählt hat: Ihr brächet nämlich oft nicht ohne Seufzer in die Worte aus: „Gibt es denn Keinen, der mir den Guevara ausliefert, damit ich ihn hängen lassen kann, von darum, daß er mir den Pedro Girone verführt hat?" Ich läugne nicht, daß ich Girone abwendig gemacht; ich bekenne sogar, ihm gerathen zu haben, auf's schleunigste Eure Partei zu verlassen, und es schmeichelt mir, ihn dazu überredet zu haben. Auf jeden Fall hoffe ich, wird er so wenig, als ich, meinen Rath bereuen.

Ihr werdet Euch wohl noch erinnern, Herr Bischof! daß ich von Oberst Larezio vor Euch geführt, und derb von Euch angefahren wurde; dessen ungeachtet ermahnte ich Euch alle, auf Befehl und im Namen der Regierung, dringend, den Krieg aufzugeben, und den billigen Frieden, der Euch angeboten wurde, anzunehmen; Ihr aber ließet meinen Rath und meine Ermahnungen nicht nur nicht stattfinden, sondern begegnetet mir mit Hohn. Ihr wißt, welche Beschimpfungen und Beleidigungen ich von Eurer Seite damals bei meinem Abgang erfuhr, aus keinem andern Grund, als weil ich des Königs Partei hielt, und Frieden und Vaterland, ja Euer eigenes Heil

mir zum Hauptaugenmerk machte. Damals und sonst predigte und prägte ich Euch nichts anderes ein, als reumüthige Unterwerfung, der Regierung aber rieth ich nichts anderes an, als Milde, da das Reich nicht anders vom Untergang zu retten sey, als dadurch, daß der eine Theil sich der Gnade unterwerfe, der andere auf Bitten sie nicht verweigere.

Der ist ein Erzfeind der öffentlichen Ordnung, der das Vaterland mit Mord und Brand zu verheeren und alles zu verkehren sich kein Gewissen machte. Es scheint mir, Ihr habt nicht die Bücher des heil. Augustin von der christlichen Religionslehre, sondern Vegetius oder einen andern Strategiker gelesen, um so mehr, da ich Euch oft mit dem Speer, nie mit einem Buch in der Hand, oder die Stola auf der Schulter, noch gesehen. Ergötzlich kam mir die Anekdote vor, die man von Euch erzählt. Ihr hättet nämlich Eure Kriegsleute bei der Belagerung der Burg Empudia angefeuert, tapfer zu fechten, und den Tod in einer so gerechten Sache nicht zu fürchten; unter anderem hättet Ihr auch gesagt: Ihr wäret bereit, Euer Leben mit aufzuopfern. Ihr wißt aber wohl, Herr Bischof! daß die dort gefallenen Soldaten vom Papst excommunicirt, — daß sie Verräther des Königs, Verwüster des Reichs, Räuber, Kirchenschänder, Aufrührer Feinde Gottes und des Staates sind. Was soll man nun von einem Bischof denken und sagen, der eine solche Lästerung auszusprechen sich erfrechte, und mit ruchlosen Soldaten zu sterben wünschte? Freilich ist es kein Wunder, daß einer als Soldat zu sterben wünscht, der nie gestrebt hat, als Bischof zu leben!

Wollt Ihr sagen, Ihr habt diesen Krieg in der Absicht unternommen, die Staatsverfassung zu reformiren, und das Vaterland von Bedrückungen zu befreien, so sage ich Euch: Ihr hascht bloß nach einem Vorwand; Grund habt Ihr keinen. Auf allen Barbierstuben weiß man,

daß Ihr gegen den König die Waffen ergriffen habt, nicht um das Heil des Reichs zu verfechten, ſondern um ein fettes Bisthum zu erbeuten, und den Grafen von Alba de Liſta aus Zamora zu werfen. Was die Urſache dieſes Kriegs ſey, läßt ſich leicht an den Urhebern und Theilnehmern erkennen; bei genauer Betrachtung derſelben wird ſogleich Jedermann urtheilen, daß es hier nicht auf das Gemeinwohl, ſondern auf Privatintereſſen und Leidenſchaften ankomme. Ich weiß insbeſondere, was Ihr alle bezwecket. Pedro Girone macht Jagd auf Medina Sidonia; der Graf von Salvatierra ſucht eine erträglichere Stelle; Fernando d'Avalos will ſeine Rache kühlen, Juan de Padilla will Oberſt der Reuterei zu St. Jago ſeyn; Pedro Laſſo begehrt die Alleinherrſchaft zu Toledo; Fernando de Ulloa ſucht ſeinen Bruder von Toro zu vertreiben; Pedro Pimentello lauert auf Salamanca; der Abt von Compluto buhlt um das Bisthum von Zamora; der Licentiat Bernardino um das Akademiamt zu Valladolid; Ramiro Nugnez um die Präfectur von Leon; Carlos de Arregliano will Soria und Vorabia unter ſeine Herrſchaft bringen; und Ihr, Herr Biſchof, habt Euch das Erzbisthum von Toledo vorbehalten.

Mit Wahrheit ſagt ein Weiſer: Wer von einem Freunde ſich abziehen will, ſucht Ausflüchte. Dieß läßt ſich auch von Euch und Eurem Anhang ſagen; indem Ihr den Warnungen von Freunden zum Trotz nur darauf umgehet, Eure längſt zum Verderben des Vaterlandes gefaßten Plane ins Werk zu ſetzen, und die höchſte Gewalt an Euch zu reißen. Ich weiß nicht, ſoll man dabei mehr über Eure Frechheit oder über die Leichtfertigkeit der Bürger erſtaunen, da es allbekannt iſt, daß die größten Städte: Toledo, Burgos, Valladolid, Leon, Salamanca, Avila und Segovia zu Eurer Partei übergegangen ſind, durch die Hoffnung von Freiheit getäuſcht, indem Ihr ihnen vorgeſpiegelt habt, ſie würden, wie

Venedig, Genua, Siena, Lucca, freie Republiken werden, und keine königlichen Gubernatoren mehr, ſondern Konſuln und Schöffen zur Regierung erhalten.

Bei dieſer Betrachtung war ich lange zweifelhaft, was ich thun ſollte, und hatte ſogar beſchloſſen, einen ſo auffallenden Schwindel der Großen und den unerhörten Leichtſinn der Bürger völlig zu ignoriren. Denn das bin ich feſt überzeugt, daß Euer Zweck dahin geht, nicht die Städte in Freiheit zu ſetzen, ſondern die Bürger zu unterjochen, und die Regierung ſowie die Staatseinkünfte an Euch zu ziehen. Leute, die etwas an ſich Ungerechtes und Gefährliches unternehmen, müſſen nicht ſowohl auf den Vorwand, als auf den Erfolg ſehen. Die ſchlechteſte Sache läßt ſich durch einen guten Vorwand bemänteln. Sulla, Marius, Catilina bereiteten, unter dem Vorwand, Rom von ſchlechten Gewalthabern zu befreien, der Republik Knechtſchaft und Untergang. Es iſt doch beſſer, manchmal die Fehler einer Regierung zu ertragen, als mit den Waffen ſie zu rächen. Denn es liegt in der Natur des Kriegs, daß er, wenn auch für einen guten Zweck unternommen, doch alle möglichen Uebel im Gefolge hat. Alexander der Große antwortete auf die Frage: warum er nach der Weltherrſchaft ſtrebe? die drei Haupturſachen aller Zwiſtigkeiten und Kriege unter den Völkern ſeyen die, daß ſie verſchiedene Religionen, Verfaſſungen und Regierungen hätten; er bezwecke daher eine Univerſalmonarchie, damit Ein Gott unter Einem König verehrt werde, und Eine Verfaſſung allenthalben gelte. Wenn man nun Euch, mein Herr! mit Alexander dem Großen vergleicht, und ihn als König, Euch als Biſchof, ihn als Heiden, Euch als Chriſten, ihn im Krieg, Euch in der Kirche erzogen, ihn ohne Erkenntniß des wahren Gottes, Euch als beeidigt zur Wahrung des Evangeliums betrachtet, wem ſollte es nicht auffallen, daß jener nur Einen Monarchen in der Welt haben wollte,

Ihr aber ſtatt Eines Königs von Caſtilien allein ſieben Könige aufzudringen ſucht. Ehemals entſetzte der Adel, um Einen König zu haben, die übrigen Gewalthaber; jetzt wollen Verräther, um mehrere Könige zugleich zu haben, den rechten König entſetzen. Weder ich, noch ſonſt ein Gutgeſinnter will einen andern Gott und Heiland als Chriſtus, ein anderes Geſetz als das Evangelium, einen andern König als Don Carlos haben und über ſich dulden. Wenn Ihr mit Euren Anhängern ein anderes Geſetz und andere Könige wünſchet, ſo rathe ich, geht zum Pfarrer von Mediana, der faſt jeden Sonntag Könige in Caſtilien ab- und neue einſetzt.

Zur Erklärung will ich Euch ein artiges Geſchichtchen erzählen.

Mediana iſt ein Dorf, nicht weit von Palomera. Der Prediger dort war ein Dummkopf, der für Euren Anführer, Juan de Padilla, ſo eifrig Partie genommen hatte, daß er in der gewöhnlichen Verkündigung von der Kanzel den Aufruf gebrauchte: „Betet, meine Zuhörer! für die heilige Liga, daß ſie nicht aufgelöst werde. Betet auch für Se. Königl. Majeſtät Juan de Padilla, und ſeine Gemahlin Donna Maria von Padilla, unſere durchlauchtige Königin, daß Gott ſie uns erhalten möge, als die einzige wahre und legitime Herrſchaft, da alle bisherige Regenten lauter Tyrannen waren!“ Als er dieſe Gebete drei Wochen lang gebraucht und wiederholt hatte, begab es ſich, daß einige Truppen Padilla's und der Aufrührer ſich in dem Dorf einquartierten, die Soldaten leerten nach ihrer Gewohnheit dem guten Pfarrer ſeine Speiſekammer, und ſeinen Wein, und entführten ihm ſogar ſeine Köchin. Am nächſten Sonntag ſprach er daher zum Volk wieder von der Kanzel: „Ihr wißt, meine lieben Zuhörer! daß die Soldaten Padilla's neulich hieher marſchirt ſind, ſie haben meine Hühner erwürgt, meinen Speiſevorrath aufgezehrt, meinen Wein ausge-

leert, und ſogar meine Köchin mit fortgenommen. Ich befehle daher, daß ihr künftig nicht mehr für ihn und ſeine Gemahlin, ſondern für Don Carlos und Donna Juanna, meine rechtmäßige Herrſchaft, betet, und alle jene Könige von Toledo zum Teufel gehen heißet!" Daraus könnt Ihr ſehen, Herr Biſchof! daß dieſer Prediger mächtiger iſt, als Ew. Hochwürden, da er in drei Wochen Könige ein- und abgeſetzt hat, was Ihr mit allen Euren Leuten bisher in acht Monaten nicht vermochtet. Ihr laßt Euch das zur Prophezeihung geſagt ſeyn, daß die Regierung desjenigen, den ihr zum König von Caſtilien machen wollt, ſo kurz und hinfällig ſeyn wird, als die des Königs, den dieſer Prediger von Medina ſchuf. Hiemit gehabt Euch wohl! Ich bitte Gott, daß er mit dem Geiſt ſeiner Gnade Euer Herz auf vernünftigere Geſinnungen lenken möge!

Medina, 20. Dec. 1521.

II.

An Ebendenſelben.

Aus Quintanilla's Schreiben an mich habe ich' erſehen, wie tief Euch mein letztes Schreiben zu Herzen gieng. Er ſagt, ſo bald Ihr in den Brief hineingeſehen und zu leſen angefangen habt, ſeyd Ihr ſogleich entrüſtet in die Worte ausgebrochen: Alſo ſoll Antonio Guevara's Zunge mehr vermögen, als meine Lanze, und er begnügt ſich nicht damit, Pedro Girone von mir abgewendet zu haben, ſondern will mich auch noch mit ſeiner Zunge geißeln und ſchmäh'n. Mich freut jetzt jenes Schreiben um ſo mehr, weil ich ſehe, daß ſeine Schärfe Euch die Galle aufgeregt, und das Herz gleichſam in Brand geſteckt hat. Denn ich habe nicht geſchrieben, blos um geleſen

zu werden, ſondern Ihr ſolltet auch fühlen das Geſchriebene. Fühlen ſoll der Kranke die Bitterkeit der Arznei, um zu geneſen. Glaubet aber ſicherlich, mein Schreiben wird Euch nicht viel helfen, wenn Ihr Euere Verirrung zwar daraus erkennt, aber nicht auch gut macht.

Eure Herkunft aus dem Oſoriſchen Hauſe, Eure Würde als Biſchof, Euern Rang als Großer des Reichs, Euern Glauben als Chriſt habe ich immer hochgeſchätzt, und achte ich noch; aber wenn ich Euer ungeordnetes Betragen, Eure verwirrten Pläne, Eure ungerechte Beſchwerden, Eure eiteln Drohungen anſehe, ſo vermag ich's Euch nicht zu beſchreiben, wie ſehr Ihr mir, und nicht mir allein, ſondern allen Gutgeſinnten mißfalle, und wie wenig ich Euch ferner achten kann. Bedenkt doch, daß ein Gott lebt, der über ſeinen Knechten waltet, und ein Regent, der die Ungetreuen ſtraft, die Getreuen belohnt. Ich rathe Euch nicht ab, ein Kriegsmann zu ſeyn, und gewaffnet einherzugehen; nur möget Ihr ſolcher Waffen Euch bedienen, von denen der heilige Apoſtel ſchreibt: „die Waffen unſerer Ritterſchaft ſind nicht fleiſchlich, ſondern geiſtlich. Nicht mit Menſchen, ſondern mit Laſtern ſollen wir kämpfen.“ Nach Seneca erwarb ſich Cato durch Verbannung der Laſter aus Rom mehr Lorbeeren, als Scipio durch Ueberwindung der Carthager in Afrika. Wenn Ihr Euch zum Zweck ſetztet, Krieg zu führen, und das ganze Reich Caſtilien in Unruhe zu bringen, nur um Rache an Eurem Feind, dem Grafen Alba de Liſta, zu nehmen, was hat denn der König und die Königin verſchuldet? Vielen um eines Einzigen willen verzeihen, iſt chriſtlich, aber wegen Verfechtung eines Einzigen viele büßen zu laſſen, und in unerſetzliche Nachtheile zu bringen, iſt mehr als tyranniſch. Wer ſoll nun nicht ſagen, daß Ihr nicht ſowohl Biſchof von Zamora, als vielmehr ein Tyrann des Staats ſeyd?

Oft denke ich bei mir ſelber nach, was Euch doch hauptſächlich veranlaßt haben möchte, allen Gehorſam gegen den König unter die Füße zu treten. Wenn ich nun nichts anderes that, und wegen Vermittlung des Friedens ſo viele Bemühungen verſchwendete und Gefahren mich preisgab, warum beſchuldigt Ihr mich des Verraths? warum ſtellt Ihr mir nach dem Leben? warum möchtet Ihr mich gehängt ſehen? mich, der ich Euch nicht am Galgen, ſondern wieder auf dem rechten Weg erblicken möchte?

Titus Livius erzählt, zu Rom ſey einmal ein Patrizier geweſen, ein ehrſüchtiger Menſch, aber ein Taugenichts, der den Gedanken gehabt habe, die Schatzkammer des Volks durch Brand zu vernichten. Auf die Frage: was ſein Beweggrund zu einem ſo ungeheuren Frevel geweſen ſey? habe er geantwortet, er wünſche, daß ſein Name in den Geſchichtsbüchern genannt werde, und hätte ſich darin gefallen, der einzige Mann zu ſeyn, der nur die Hand gerührt habe, um das Produkt des Fleißes ſo vieler Menſchen und eines ſo langen Zeitraums in Einem Augenblick in Nichts zu verwandeln. Dieſe Anekdote führe ich in der Abſicht an, die Erwartung in Euch zu erregen, daß ich in der Eigenſchaft als königlicher Hiſtoriograph in meinen Schriften oder Annalen Eure Perſon keineswegs vergeſſen, Euch aber nicht als Vater des Vaterlandes und Friedensfürſt, ſondern als Revolutionär und Rebellenhaupt bezeichnen werde. Denn wie könnte ich den Aufſtand in Toledo, den Tod des königlichen Gobernador's zu Segovia, die Einnahme der Stadt Tordeſillas, die Gefangennehmung des königlichen Raths, die Belagerung von Alahegios, die Verſchwörung zu Avila, den Brand zu Medina, die Unruhen von Valladolid, den Skandal zu Burgos, die Einnahme von Toro, Zamora, Salamanka mit Wahrheit beſchreiben, ohne auch Ew. Hochwürden nach Verdienſt Erwähnung zu thun?

Wie könnte ich erzählen, was zu Medina der Tuchſcheerer Bobadigla, zu Burgos der Schloſſer Vera, zu Avila ein Weber, zu Burgos ein Gerber, zu Salamanca ein Pelzhändler und andere Revolutionsmänner anderswo thaten, ohne daß einer ſo wichtigen und ehrenwerthen Sippſchaft auch Euer Name beigeſetzt ſtände? Würde ich Euch mit einem ſolchen Zeugniß belaſten, wenn ich in meinen Schriften ſagen werde: ich ſah zu Villabrarrima Euer Haus mit Kriegswerkzeugen und Schießbedarf wohl verſehen, alle Zugänge ſtark bewacht, Eure Tafel zahlreich von Hauptleuten und Rebellenanführern beſetzt, Euer geheimes Cabinet gährend von Planen gegen König und Reich, ich hörte Soldatenrotten einſtimmig Euch zurufen: „Es lebe, es lebe der Biſchof von Zamora!“ Wenn ich das Alles, was ich als Augen- und Ohrenzeuge ſah und hörte, zum Gedächtniß der Nachwelt und zu Eurer ewigen Schande geſchichtlich aufzeichne, werde ich Euch Unrecht thun? Das alles wollt ich lieber in ewige Vergeſſenheit begraben, wenn zu hoffen wäre, daß Ihr zur Vernunft kämet, und Eure Schuld durch pflichtmäßige Handlungen und gebührenden Gehorſam gegen den König wieder gut machtet. Aber ich kenne Euren Trotz, daß Ihr lieber das Leben, als Euer Vorhaben aufgebet.

Als ich Euch jüngſt mit Rebellen aus Salamanca, mit Bauernvolk aus Santiago, mit Geächteten aus Avila, mit Mördern aus Leon, mit Aufrührern aus Zamora, mit Trödlern aus Segovia, mit Schuhflickern aus Toledo, mit Kalkbrennern aus Valladolid, mit Faßbindern aus Medina und anderem ſolchen gemeinen und verworfenen Geſindel umringt und umlagert ſah, bedauerte ich Euch unausſprechlich, beſonders bei der Bemerkung, daß Ihr die Gunſt dieſer Leute kümmerlich an Euch feſſeln und ängſtlich Euch zu erhalten ſuchen müſſet, während ſie Euern Befehl nur obenhin achten, und alles thun, was ſie wollen. Denn die tollen und nichtswürdigen

Menſchen, die jetzt Eure Partei ausmachen, folgten Euch auf erlaſſene Drohungen. Mit Bitten werden ſie hingehalten, mit Verſprechungen genährt, auf Hoffnung leben ſie, mit Argwohn treiben ſie ſich um, ſind gedungen um Lohn, ſchätzen das Gegenwärtige gering, wiehern nach Zukünftigem, ſind nie zu ſättigen, und gehen nicht der gerechten Sache, ſondern einem fettern Sold und ſicherer Beute nach.

Das iſt der Unterſchied zwiſchen Unſerer und Eurer Partei: wir, auf Seite des Königs, haben Gnade und Belohnung vor Augen, Ihr aber habt Strafe zu fürchten, wenn Ihr gleich inzwiſchen Euch mit leerer Hoffnung ſpeiſet. Denn wir wiſſen wohl, daß Ihr das Erzbisthum Toledo, Juan de Padilla die Komthurei des Ritterordens von St. Jago, der Abt von Compluto das Bisthum von Zamora, der Prior von Valladolid das Bisthum von Palencia ſchon im Geiſt verſchlungen habt. Wir wiſſen auch, daß Pedro Pimentello, Maldonato, Quintanilla, Sarabia, der Licentiat Bernardino und der Doctor Cabeça de Vacca ſich alljährliche Einkünfte von vielen Tauſenden verſprechen. Wir wiſſen, daß Ramiro Nugnez und Juan Bravo ſchon „Excellenzen" heißen wollen, von denen bereits der eine ſich Graf de Chinchon, der andere de Luna dünkt. Ich fürchte aber, der eine oder der andere, oder beide möchten eher den Kopf verlieren, als ihren Wunſch erreichen. Um aber auf Euch zurückzukommen, Herr Biſchof! ſo ermahne ich Euch dringend, den Ernſt der Sache beſſer zu erwägen, Eure Schuld nicht nur zu verabſcheuen, ſondern auch gut zu machen, und zu bedenken, daß das Reich Caſtilien immer eine ſolche Anhänglichkeit an ſeine Könige hatte, daß es nicht mehr, als Einen König dulden kann, und nur Recht und Gewalt eines einzigen anerkennt.

Tordeſillas, 10. März 1521.

III.

An Don Juan de Padilla.

Großmächtiger Herr! berühmter Caballero!*)

Euer eigenhändiges Schreiben hat mir Montalban, Euer Geſchäftsträger zu Medina, zugeſtellt, womit er zugleich ſeine Geſandtſchaft beglaubigte, und ſeine Aufträge eröffnete. So ſehr mich der erſte Anblick Euers Schreibens erfreute, ſo betrübt war es mir, aus dem Inhalt und den Aeußerungen Eures Geſchäftsträgers zu vernehmen, daß Ihr darauf beharrt, den Staat und Euch ſelbſt zu Grunde zu richten. Ich kann daher nicht umhin, Euch in dieſem Schreiben ins Andenken zurückzurufen, was Ihr ſchon früher zu Avila von mir mündlich vernommen habt, daß man Euch ſchändlich hintergehe und täuſche, indem Euch Fernando de Avalos und Don Pedro Girone, der Biſchof von Zamora und andere Verſchworene zu überreden ſuchten, und, wie es ſcheint, auch überredet haben, dieſer Krieg ſey von ihnen von Staatswegen unternommen worden, da doch Privatrachſucht und Ehrgeiz die wahren Triebfedern davon ſind. Ihr vernahmet damals von mir, daß das Anſinnen des Rebellenhaufens, welches er in derſelben Verſammlung zu Avila an den Königlichen Rath ſtellte, ganz widerſinnig und unvernünftig ſey, das Anſinnen: alle Bürger von Caſtilien ſollen gleiche Rechte haben; keiner ſoll von Steuern und andern Laſten frei ſeyn; die Städte ſollten künftig eine republikaniſche Verfaſſung, wie die in Italien haben, was ſich ohne Aergerniß nicht hören, geſchweige ſagen laſſe; denn ſo wenig der Leib ohne Hände ſich regieren kann, eben ſo wenig kann das Königreich Caſtilien ohne

*) Dieſer Eingang fehlt in mehreren Ausgaben und in der lateiniſchen und italieniſchen Ueberſetzung. D. H.

Adel ſich im Stand erhalten. Ihr vernahmet damals von mir, daß Ihr von ſo edler Herkunft, von ſtarker Leibeskonſtitution, in den Waffen geübt, von lebhaftem Geiſt, einnehmend an Sitten, an Jahren jung ſeyd, würde es vortheilhafter für Euch ſeyn, in Belgien für den König zu kämpfen, als Caſtilien gegen den König aufzuwiegeln, und durch Aufſtand zu beunruhigen. Ihr vernahmet von mir, daß die höchſte Gewalt in dieſem Reich dem Admiral und dem Connetable neuerdings übertragen worden ſey: die mit dem größten Theil des ſpaniſchen Adels zu Medina de Rio-Secco einen Congreß veranſtalten, und Maßregeln treffen, das Schloß von Tordeſillas zu zerſtören, und die Rebellen von Villabrarrima zur Strafe zu ziehen, und ich rieth Euch an, lieber Mitkämpfer in der Reihe des Adels, als Anführer der Rebellen zu ſeyn. Ihr vernahmet von mir, daß auf Befehl der Regierung öffentlich eine Bühne errichtet worden ſey, von welcher der Herold nächſtens den ganzen ſpaniſchen Adel im Namen des Königs zum Krieg aufrufen, denen aber, welche innerhalb fünfzehn Tagen nicht mit Waffen und Pferden unter der königlichen Fahne erſcheinen, die Strafe des Hochverraths ankündigen werde; weswegen ich Euch abermals ermahnte, lieber dem Befehl des Königs und der Regierung, als der Aufreizung der Rebellen Folge zu leiſten. Ich ſtellte Euch damals ferner vor, daß ſolche Kriege oder vielmehr bürgerliche Fehden auf ſehr ſchwache Hülfsmittel ſich ſtützen, und nicht lange dauern können; nach wiederhergeſtellter Ruhe gewähren die Könige dem Volke Verzeihung, die Aufrührer aber werden zur Strafe gezogen und aufgeſucht. Mein Rath war daher, Ihr ſollet die, welche mit den ſchmeichelhafteſten Worten Euch jetzt Vater des Vaterlandes, Zuflucht der Unglücklichen, Aſyl der Unterdrückten, Beſchützer des Staats, Wiederherſteller des Reichs, und wer weiß was? nennen, fern von Euch jagen, und Euch überzeugt halten, daß die, welche Euch

heute ihren Befreier nennen, morgen Euch als ehrloſen Verräther ausliefern, und von freien Stücken auf das Schaffot überantworten werden. Auch das, was ein groſſes Ueberredungsgewicht bei Euch haben ſollte, überging ich nicht, daß Euer Vater, Pedro Lopez, Euer Oheim Garcia, Euer leiblicher Bruder Guttierez Lopez, und alle Eure übrigen Verwandten zur königlichen Partei halten, und ihre Waffen und Plane mit der Regierung vereinigen; da Ihr der Einzige ſeyd, der ſich an die Rebellen anrotte, ſo werdet Ihr zwar wohl nun die Schuld allein tragen, Trauer und Schande aber werden ſie alle mittragen müſſen. Ich gab Euch zu bedenken, daß Ihr keine Beleidigung vom König empfangen habt, daß Euch nichts entriſſen, nichts in Unehren verweigert, nichts Unbilliges aufgetragen wurde, daher Ihr unbeſonnen handeln würdet, wenn Ihr Euch an Fernando d'Avalos zum Werkzeug hergebet, damit er Privatbeleidigungen rächen könne. Hat er geſchworen, Rache wegen des Verkaufs von Scines zu nehmen, ſo habt Ihr dagegen auch ehemals dem Könige den Eid der Treue geſchworen. Auf's inſtändigſte ermahnte ich Euch damals auch, alle die böſen Teufelskünſte und nichtigen Zaubereien, womit Eure Gemahlin Donna Maria und ihre Kammerfrau ſich beſchäftigen ſollen, zur Hölle zu verweiſen, von wo ſie hergekommen ſind, da ſie Euch nur das gewiſſe Verderben an Leib und Seele bringen würden. Ich rieth Euch endlich noch an, Euch nicht in die Zuſammenkunft Ucles zu mengen, und nicht ſo eifrig nach der oberſten Stelle des Ordens von St. Jago zu ſtreben, noch Don Juan de Robera aus ſeiner Stelle verdrängen zu wollen, da Ihr dieſe Würde bisher noch nicht verdient habt, er aber nichts gethan hat, worüber man ihn der Stelle für unwürdig halten könnte *).

*) Die lateiniſche Ueberſetzung, welche überhaupt gerne verdünnert, hat mehrere Stellen des Originals ausgelaſſen. D. H.

Dieſe ſo heilſamen Rathſchläge, dieſe ſo ernſten Ermahnungen, dieſe ſo ungeſtümen Bitten, dieſe herrlichen Verſprechungen und heißen Beſchwörungen, die ich damals bei Euch anwandte, kamen wahrhaftig nicht von einem Schlaukopf oder falſchen Freund, ſondern wie ſie von einem Vater gegen den Sohn, von einem Bruder gegen den Bruder, einem Freund gegen den Freund kommen können. Möchtet Ihr doch mit einem Blick ſowohl mir, als Eurem Vetter F. d'Avalos ins Herz ſehen können! Glaubet ſicher, Ihr würdet, wie in einem Spiegel, wahrnehmen, daß ich Euch liebe, d'Avalos Euch verführe, ich Euch die Hand reiche, d'Avalos Euch den Fuß unterſchlage, ich Euch eine trockene Stelle zeige, er Euch in den Strudel ſtürze, ich Eure Wunde heile, er aufreiße; daß endlich Euer Vermögen, Eure Ehre, Euer Leben auf das Spiel geſetzt ſeyen. Hättet Ihr auf meinen Rath die Rebellen verlaſſen, Euch zur königlichen Partei zurückbegeben, und die gegen das Vaterland ergriffenen Waffen umgekehrt, für das Vaterland gebraucht, ſo würde die Nachwelt Euren Namen in meinen Geſchichtsbüchern unter dem Regiſter der Helden, welche Spanien hervorgebracht hat, eines Viriatus, eines Cid mit dem Beinamen: der Glückliche, eines Grafen, des großen Capitäns Fernando Gonſalvo (de Corduba) eines Ritters Tirante, und anderer unzähliger Männer mehr, deren Verdienſte eben ſo nachahmungswürdig, als glorreich ſind, verzeichnet leſen. Da Ihr nun aber von Ferdinand d'Avalos und der anderen Rebellen Leidenſchaft hingeriſſen, einen frevelhaften Krieg gegen König und Vaterland unternehmet, was vermag ich anders, als Euch den berüchtigten Tyrannen und Unruheſtiftern Spaniens beizuzählen, wie der Alcade von Caſtro-Nugno, Fernando Zenteno, der Capitän Zapico, die Herzogin von Villa-Alba, Pedro Pardo, Alfonſo Trurillo, Lopez Carasco und Tamaio Mancino, lauter ehemalige Rebellen unter den Königen

Don Juan und Don Henriquez, und darin von Euch verſchieden, daß Jeder nur in ſeinem Bezirk und Gebiet Gewaltthätigkeit ausübte, Ihr hingegen ganz Caſtilien beunruhigt.

Was der Zweck Eurer Pläne, das Ziel Eurer Handlungen ſey, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß, wenn Ihr auch im höchſten Fall Euer unrechtmäßiges Vorhaben durchſetzt, Ihr doch keinen Dank oder Lohn von Jemanden erndten, wenn Ihr aber ſcheitert, gewiſſe Strafe vom König zu erwarten haben werdet. Bildet Euch nur nicht ein, daß Caſtilien jemals von ſeinem rechtmäßigen König abfallen, oder die Herrſchaft der Feinde und Tyrannen des Reichs dulden werde. Als Ihr früher zu Medina del Campo zu mir kamet, und ich Vera, den Kalkbrenner, Villoria, den Pelzhändler, Babadilla, den Tuchſcheerer, Peguuella, den Trödler, Ontoria, den Schloſſer, Mendez, den Bücherkrämer und Larez, den Fähndrich, in Eurem Gefolge ſah, ſo erſchrack ich ſogleich heftig, da ich wohl ſah, was dies für einen Ausbruch nehmen werde! Ich ſah Euch von blinder Leidenſchaft, ſie von ihren Begierden hingeriſſen, der Herrſchaft der Vernunft zum Trotz dem Abgrund zuſtürzen.

Ob ich gleich im Leben ein Sünder, an Geiſt und Sitten ein ſchlichter Menſch, im Aufzug ein armer Klöſterling bin, ſo hättet Ihr doch meinen Rath nicht ganz verachten ſollen, da wir nach Platos Zeugniß und nach der Wahrheit denen viel Verbindlichkeit haben, die uns vom Böſen abſchrecken, zum Guten unterweiſen und ermahnen. Hätte ich früher zu Toledo, wie nachher zu Medina, mich mit Euch unterreden können, ich zweifle nicht, ich würde über Euch vermocht haben, daß Ihr Euch nicht in dieſe Unruhen gemiſcht hättet. Denn ein großgeſinnter Mann, wie Kaiſer Trajan geſagt haben ſoll, unternimmt nie, was er nicht vollbringen kann, um nicht,

was er mit groſsen Erwartungen anfieng, mit Schande aufgeben zu müſſen.

Ihr wiſst ſelbſt, daſs die Leute Eurer Partei gröſstentheils Diebe, Räuber, Mörder, Meineidige, Verräther, Gotteslästerer, Geächtete, Lumpengeſindel ſind, die Ihr, ob ſie gleich den Abſchaum des Volkes bilden, doch mit Schmeichelworten und Verſprechungen, nicht mit Drohungen zu behandeln habt, die Ihr bitten müſst, nicht zwingen dürft. Denn ihre Abſicht iſt nicht, den Staat von Laſten zu erleichtern, ſondern mit anderer Vermögen ſich zu bereichern. Glaubet ſicher, ſobald entweder der König ins Reich zurückkommt, oder Ihr ein Treffen verlieret, oder den Sold nicht auf die Zeit zahlet, werden ſie ſogleich über Euch herfallen, die Waffen gegen Euch kehren, und Euch nicht nur im Stich laſſen, ſondern Euch auch freiwillig verkaufen und verrathen. Nehmet doch Rückſicht auf Eure Jugend, auf Eure hohe Familie, auf Eure hohe Verwandtſchaft, und andere von Gott Euch verliehene Gaben, die für Euch ganz unnütz ſind, wenn Ihr nicht alsbald zur Beſſerung zurückkehrt. Wollt Ihr auf mich hören, ſo tretet von den Aufrührern zurück, und ſchlieſst Euch der königlichen Partei an, überzeugt, daſs der König nach ſeinen milden und gnädigen Geſinnungen, und die königliche Regierung, die nur Euer Beſtes will, nicht ſowohl Euren vergangenen Irrthum, als Euern gegenwärtigen Gehorſam berückſichtigen werde. Laſst Euch von dieſem Vorſatz nicht durch den Gedanken abſchrecken, es möchte Euch die Mackel der Unbeſonnenheit oder der Verrätherei angehängt werden. In der Geſchichte gelten nicht die, welche ihren Königen treu und gehorſam ſind, ſondern die, welche ſich gegen die rechtmäſsige Obrigkeit auflehnen, für Verräther. Ein edler Ritter kann, der Feigheit beſchuldigt, ſich vom Schlaf aufraffen; der Schwatzhaftigkeit beſchuldigt, die Zunge zähmen; der Unmäſsigkeit beſchuldigt, ſich enthalten; des Stolzes beſchuldigt,

den Kamm ſenken; als Wollüſtling angeſehen, die Lüſte meiden; für jähzornig geltend, ſich künftig beherrſchen; aber die Makel der Verrätherei kann mit keiner Farbe beſchönigt, mit dem ganzen Ozean nicht reingewaſchen werden. Auch iſt der König nicht ſo aufgebracht, noch das Reich ſo verwirrt, noch die Regierung ſo erbittert, überhaupt die Sache noch nicht ſo weit gediehen, daß kein Rückweg mehr zur Verzeihung und zum Dienſte des Königs offen wäre. Wollt Ihr dies noch jetzt thun, ſo verſpreche ich Euch auf mein chriſtliches Gewiſſen und auf mein Ehrenwort, daß ich, ſobald Ihr mir Eure Reue verſichert haben werdet, Euch nicht allein Begnadigung auswirken, ſondern auch das Blatt ganz umwenden werde. Mit Montalban, dem Ueberbringer dieſes, habe ich Vieles geheim geſprochen, was ich von Euch ſo vertrauensvoll hingenommen wünſche, als er es von mir aufnahm. Fahret Ihr aber in Eurem Vorhaben fort, ſo verſichere ich feierlich, daß ich, nachdem ich bisher als guter Freund alles gethan habe, künftig nicht mehr mit Euch verkehren werde. Gehabt Euch wohl.

Medina del Campo, 8. März 1521.

IV.

An Donna Maria de Pacheco, Gemahlin Don Juan's de Padilla.

Zur Zeit, als Kaiſer Juſtinian im morgenländiſchen Kaiſerthum ſeinen Sitz hatte, führte in ſeinem Namen Narſes, ein eben ſo trefflicher Feldherr, als Staatsmann, die Regierung des abendländiſchen Kaiſerthums, ein Mann, von welchem die Römer ſagten, er vereinige in ſeiner Perſon die Kraft Herkules, Hectors Kühnheit, Alexanders

des Großen Heldenmuth, Pyrrhus Genie, das Feuer eines Antäus und Scipios Glück. Nachdem er den Gothenkönig Totilas und andere Könige beſiegt, und nicht nur Italien, ſondern auch Gallien und Britannien zur Ruhe gebracht hatte, und darauf im Triumph in die Stadt eingezogen war, wurde er bei Juſtinian angegeben, als ſtrebe er nach dem Kaiſerthum. Auf die Nachricht hievon reiste Narſes nach Byzanz, um ſich bei dem Kaiſer perſönlich zu verantworten, und die Verläumdung ſeiner Neider zu widerlegen. Er war aber der Gemahlin des Kaiſers, Sophia, ſehr verhaßt, entweder wegen ſeines Reichthums, welcher den eines Privatmanns überſtieg, oder weil man ihn dafür anſah, als führe er die Regierung allein, oder, wie andere behaupten, weil er ein Eunuch war. Als er daher eines Tags in den Pallaſt gekommen war, empfieng ihn, wie man ſagt, die Kaiſerin, um ihr Gift gegen ihn auszuleeren, mit den Worten: „Da Du nur ein Halbmann biſt, Narſes, und faſt nichts mehr als ein Weib, ſo rathe ich dir, das Kommando niederzulegen, und Dich in mein Frauengemach zu begeben, um mit dem Spinnrocken und mit Wolle umzugehen.“ Einem Mann von ſo hohem Geiſt und Anſehen mußten dieſe Worte tief ins Herz ſchneiden und mit blaſſem Geſicht und thränenden Augen antwortete er: „Lieber quäle mich Kaiſerin, als Herrin und Gebieterin, wie Du willſt, als daß Du mich ein Weib ſchmähſt; deine Worte ſchmerzen mich auch nicht ſo, wie das, daß ich mich gezwungen ſehe, Dir zu antworten! und fügte hinzu: Ich werde jetzt nach Italien gehen, wo ich einen Zettel anlegen will, den Du und Dein Gemahl nicht abſpinnen werden!“

Doch zur Sache! Euer Schreiben hat mir der Abt von Compluto zugeſtellt. Es iſt ſo voll Uebermuth und Unbeſonnenheit, daß ſich der Abt darüber ſchämte, ich aber auch erſtaunte. Ich gebe Euch übrigens zuvörderſt dieſelbe Antwort, wie Narſes: Nichts iſt mir herb und

läſtig, was Ihr mir ſchreibt, ſondern blos was ich antwor-
ten muß. Denn ich ſehe, daß meine Feder mit Eurer Zunge
in Kampf geräth. Ihr ſagt, Ihr hättet mein Schreiben
an Euren Gemahl geleſen, und daraus erſehen, daß ich
ein nichtswürdiger, aufgedunſener, anmaßender, ganz aus-
ſchweifender Mönch ſey, und wenn ich weltlichen Stan-
des wäre, ſo würde ich es nicht wagen dürfen, nur im Winkel
ſo zu mucken, viel weniger öffentlich ſo zu ſprechen oder
zu ſchreiben, wie ich gethan. Ihr werft mir auch vor, Pedro
Girone ſey von mir verführt worden, den Biſchof von Zamora
habe ich ebenfalls in Verſuchung geführt. Ihr ſetzet fer-
ner hinzu: ich habe in einer öffentlichen Rede zu Villa
Brarrima Eure Ligue angegriffen, und meinen Worten
ſey nicht zu glauben, meinen Handlungen nicht zu trauen.
Ferner fallet Ihr mit Drohungen und mit allen Schmäh-
worten über mich her, darüber, daß ich ein Schreiben
an Euren Gemahl erlaſſen und ihm einen Rath darin
gegeben habe; ſeitdem, ſagt Ihr, ſey er immer gedanken-
voll und düſter einhergegangen. Ihr ſchmähet mich end-
lich auf eine unverſchämte Weiſe, ich ſpiele den Fuchs-
ſchwänzer bei der Regierung, ich verführe die Conſöde-
rirten, ich ſchrecke die Soldaten ab, ich verfolge die Com-
munidad, ich mache manche Ausſtreuungen unter das Volk
als königliche Befehle geltend, die keine ſeyen, und rühre
durch Hin- und Herreiſen das ganze caſtiliſche Reich auf.

Dies ſind die Hauptſtücke Eurer Epiſtel, das Uebrige
verdient keine Erwähnung. Da Ihr zuerſt mich geſtoßen
habt, ſo werdet Ihr nicht übel nehmen, wenn Ihr in
meiner Antwort nun auch meine gewaltige Fauſt fühlet.

Erſtlich, wenn Ihr ſagt: wäre ich kein Geiſtlicher,
ich würde nie mich haben erkühnen dürfen, das an Euren
Gemahl zu ſchreiben, ſo gebe ich Euch vollkommen Bei-
fall. Denn da ich Bertram Guevara's Sohn bin, und
Ladro Guevara's Vetter, ſo würde ich als Perſon weltli-
chen Standes mich verbunden glauben, nicht mit der

Feder, ſondern mit dem Schwert zu kämpfen, nicht den Griffel, ſondern die Lanzenſpitze zu ſchärfen, nicht mit Gründen und Ueberredungen, ſondern mit Fauſt und Waffen Euren Gemahl zu überwinden, da Streitigkeiten, in denen es ſich um Ehre und Treuloſigkeit handelt, nicht mit Worten, ſondern mit Waffen, zumal unter Edlen, zu entſcheiden ſind. Nun aber, da ich dem Bekenntniß nach ein Chriſt, dem Stand nach ein Geiſtlicher, dem Amt nach ein Prediger, dem Herkommen nach ein Edler bin, und keine Gemeinſchaft mit dem rebelliſchen Pöbel habe, wer wird mir's verargen, wenn ich die Wahrheit ſage, die gerechte Sache vertheidige, und die Verſchwörung der Liguiſten bekämpfe? Für gerecht aber halte ich die Sache der Ritter, die unſern, d. h. des Königs Fahnen, folgen, denn ſie belagern nicht die Straßen, berauben keine Kirchen, zertreten keine Saatfelder, ſtecken nicht Häuſer in Brand, plündern nicht das Vermögen der Landleute, gewähren nicht liederlichen Menſchen Zuflucht, ſondern ſtreiten für Recht und König. Für Rebellen halte ich F. d'Avalos, der die Verſchwörung angezettelt hat, Euch, gnädige Frau, die Ihr ſie unterhaltet, Euren Gemahl, der ſie vertheidigt, den Biſchof von Zamora, der ihr anhängt, P. Girone, der ihr ſein Anſehen leiht, Pedro Laſſo, der ſie anpreist, Sarabia, der ſie predigt, Quintanilla, der für ſie thut, was er kann, Carlos Avellano, der ſie im Buſen nährt, und P. Pimentello, der ſo viel möglich Leute dazu zieht, die aber alle nicht wiſſen, wem ſie folgen ſollen, und was ſie wollen. Ich, wie geſagt, weiß, daß d'Avalos der Anſtifter dieſer Verſchwörung iſt, aber ich weiß auch, daß die Zuſammenkunft zu Avila, und die Aufwieglung von ganz Caſtilien zuerſt in Eurem Hauſe berathſchlagt wurde, ſo daß er das Feuer gelegt, Ihr aber es angeſchürt habt. Die Hauptveranlaſſung dieſes Unheils war, daß F. d'Avalos das Gouvernement von Gibraltar verlor, der nun in ſeinem ge-

waltigen Groll, beſonders durch Euer Ueberredungstalent Euren Gemahl, Don Juan Padilla, verführte, von Padilla wurde Girone, von Girone Laſſo, von Laſſo der Abt von Compluto, von dieſem der Biſchof von Zamora, von dieſem der Licentiat Bernardino, von dieſem Sarabia, von dieſem die andern in der langen Litanei begriffenen Unglücklichen verleitet.

Oft habe ich mich ſelbſt und andere gefragt, was wohl die Urſache ſey, daß auch Ihr, und ſogar an der Spitze, kein Bedenken tragt, ſo gefährlichen Verſuchen einer Revolution nicht nur beizutreten, ſondern ihr auch eine Thätigkeit, die über Euer Geſchlecht geht, zu widmen. Nun vernahm ich von Euren Verwandten, es habe Euch entweder geahndet oder geträumt, Euer Gemahl ſey Ritter vom Orden des heil. Jago geworden. Iſt es ſo, dann fürchte ich nur, Euer Traum möchte in andere Erfüllung gehen, und nicht das Kreuz, das Ordenszeichen, Eurem Gemahl an den Hals, ſondern ihm der Hals an das Kreuz gehängt werden. Glaubet Ihr, dieſe Würde laſſe ſich auf ſolche Art erwerben? Wünſchet Ihr Euren Gemahl damit geſchmückt zu ſehen, ſo müßt Ihr ihm einen andern Weg zeigen, und andere Anſchläge an die Hand geben. Denn die erſten Ordenszeichen erlangten ſie nicht durch rebelliſche Verwirrung des Vaterlandes, ſondern durch tapfern Kampf gegen die Mauren im Königreich Granada und an andern Orten. In der ganzen Welt finden ſich Freunde und Feinde, Zufriedene und Unzufriedene, Reiche und Arme, Glückliche und Unglückliche, Treue und Ungetreue. Darin aber unterſcheiden ſich die Treuen von den Ungetreuen, daß jene zum Grundſatz haben, dem König und der rechtmäßigen Obrigkeit zu gehorchen und zu dienen, dieſe hingegen, fremdes Vermögen zu rauben, und Ehrenſtellen zu erſchwingen. Was aber ſolche Complotte und Aufſtände für einen Ausgang haben, wird Euch die Geſchichte der Vorzeit ſagen. Da werdet Ihr

finden den König Don Juan todt, Don Enriquez ermordet, Pedro Pardo enthauptet, den Alkaden Caſtro-Nunez aus dem Lande gejagt, Zapico erſäuft, Fernando Centeno erdroſſelt, Andere auf andere Art hingerichtet, ohngeachtet damals Zeiten waren, in denen der Mächtigere ſich mehr herausnehmen durfte; nun aber, Gott ſey Dank! ſtehen die Sachen ſo, daß, wer etwas haben oder vom König erhalten will, es nicht erzwingen darf, ſondern erbitten und in rechtlichem Weg verdienen muß.

Täuſcht uns die Geſchichte nicht, ſo war Mammäa ſtolz, Medea grauſam, Martia neidiſch, Poppäa unzüchtig, Zenobia unerträglich, Helena ſchamlos, Macrina unbeſtändig, Myrrha laſterhaft, Domitia trunkſüchtig; aber von einer Frau, die wegen Aufruhr und Verrath gebrandmarkt wäre, erinnere ich mich nicht, geleſen zu haben. Ihr laßt es jetzt auch an einem ſolchen Beiſpiel nicht fehlen, da Ihr nicht nur ſelbſt dem Könige den ſchuldigen Gehorſam entziehet, ſondern auch Euren Gemahl und andere dazu verleitet, und ſo Eurem Geſchlecht ein ewiges Brandmahl aufdrückt. Andere mögen Euch für glücklich halten, da Ihr aus einem ſo vornehmen und alten Hauſe ſtammet, und einen Vater hattet, dem wenige ſeiner Zeitgenoſſen gleich kamen; ich aber halte Euer und Eures Gemahls Loos für beklagenswerth; das Eure, weil Ihr einen ſo unklugen Gemahl bekommen habt, das ſeine, weil er ein ſo freches Weib (wenn es anders ein Weib iſt) erhalten hat. Sonſt ſind Weiber von Natur mitleidig, Ihr ſeyd grauſam; ſie ſind gewöhnlich ſanfter Gemüthsart, Ihr ſeyd wild; ſie lieben Ruhe, Ihr ſeyd todſüchtig; ſie ſind friedliebend, Ihr ſuchet Krieg, ſo daß in Euch eine zweite Herzogin von Villa alba wieder aufzutreten ſcheint.

Semiramis unterdrückte Aſſyrien, Helena verwickelte Griechenland in einen unſeligen Krieg, Rom führten einige Mütter und Frauen der Kaiſer an den Rand des Ver-

derbens, andern Ländern brachten andere Frauen beinahe den Untergang; über Euch aber beklagt ſich das Königreich Caſtilien, und wird ſich immer beklagen, nicht daß es um Euretwillen rebellirt, ſondern weil Ihr die Rebellion darin erregt habt. Euer jetziges Treiben zu Toledo erhellt daraus, daß die Bürger weder durch königliche Befehle, noch durch Verſprechungen der Regierung, noch durch J. Ribera's Drohungen, noch durch Bitten des Biſchofs von Barra, noch durch die Ermahnungen Eurer Brüder, noch durch geiſtliche Buß- und Bergottesdienſte ſich beruhigen und bekehren laſſen; ja von Tag zu Tag mehr verſchmäht Ihr mit ihnen den Frieden ganz und ſchaltet mit allen Kräften am Krieg.

Ihr ſollet auch eine Kammerfrau haben, die der Zauberei ergeben iſt, und die Euch glauben gemacht, in Kurzem werdet Ihr und Euer Gemahl Durchlauchten heißen, d. i. Ihr ſollt Nachfolgerin der Königin, Er Nachfolger des Königs werden. Ich kann es zwar nicht glauben, aber wenn es ſich ſo verhält, ſo warne und ermahne ich Euch dringend, glaubet dem Teufel nicht. Joſeph erhielt zwar auch, und zwar auf göttliche Eingebung einen Traum, der ihm die Herrſchaft über ſeinen Bruder prophezeite, aber daß ihn ſeine Brüder verkaufen werden, ſah er nicht vorher. Es iſt möglich (denn das iſt des Teufels Argliſt, daß er durch Beimiſchung von Wahrem dem Falſchen Glauben verſchafft), daß Unholde prophezeiten, der König werde das Reich verlaſſen, Euer Name werde berühmt, Euer Gemahl zu den höchſten Ehren erhoben werden, und im Reich Caſtilien werde eine Revolution entſtehen, es iſt möglich, ſage ich, daß Unholde dies vorherſagten, und daß es ſo kam, daß ſie aber indeſſen mit tiefem Schweigen bedeckten, was dieſe Geſchichten für ein Ende nehmen werden, nämlich die Ligue werde aufgelöst werden, und ihre Urheber und Anhänger werden mit dem Kopf büßen. Zoroaſter, Tullus Hoſtilius und

ſeine Tochter, und unzählige Andere trieben dieſe Künſte, unterhielten Gemeinſchaft mit dem Teufel, und waren der Wahrſagerei, beſonders aus Träumen, ergeben; könnten ſie aber in dieſe Welt zurückkommen und mit uns ſprechen, guter Gott! welche Gaukeleien und Betrügereien, womit ſie in dieſem Leben getäuſcht wurden, welche Strafen und Qualen, die ſie jetzt von ihm leiden müſſen, würden ſie uns erzählen. Ich habe noch von Niemand geleſen oder gehört, der dieſe Künſte trieb, ohne daß man ihn nicht nur für ſchwachſinnig, ſondern auch für unchriſtlich hielt; denn der Teufel ſtellt ſich, als ob er Freundſchaft mit den Menſchen pflege, nicht in der Abſicht, ſie wegen der Zukunft voraus zu warnen, ſondern ſie zu hintergehen, und nach Leib und Seele ins Verderben zu verwickeln.

Luſtig iſt auch beſonders die Erzählung, mit der man ſich hier über Euch und Eure Handlungen herumträgt. Ihr ſollt nämlich in die Sakriſtei der Kirche zu Toledo getreten ſeyn, um das Gold und Silber daſelbſt wegzunehmen, und die heiligen Gefäſſe dem Goldſchmid, nicht zur Renovirung, ſondern zum Einſchmelzen, zu bringen, um den Soldaten den Sold auszuzahlen. Dabei ergötzen mich aber beſonders die Ceremonien, die Ihr bei dieſem Auftritt gebraucht haben ſollt. Es heißt, Ihr ſeyd auf den Knieen in die Sakriſtei gegangen, im Trauergewand, indem Ihr mit Schluchzen und Thränen häufig an die Bruſt geſchlagen, unter Vortragung zweier Kerzen. Welch ein frommer Diebſtahl! welch ein gottſeliger Kirchenraub! Glückliches Silber, das Ihr mit ſolcher Andacht, mit ſo heiligen Ceremonien aus der Kirche ſchleppen zu dürfen verdientet! Andere Diebe fürchten ſich, wenn ſie ſtehlen, und heulen, wenn ſie gehenkt werden, Ihr aber, gnädige Frau! brauchet das Wunderſpiel, und ich glaube gar, daß Ihr beim Diebſtahl heulet, da Ihr am Galgen einſt lachen werdet. Um dem Apoll zu Delphi ein Geſchenk zu

ſchicken, brachten einſt die römiſchen Frauen ihren ganzen Gold- und Silberſchmuck zuſammen, weil ſie glaubten, die Tempel der Götter verdienen, mehr geſchmückt zu werden, als die Glieder der Menſchen. Ihr, wenn Ihr damals gelebt hättet, würdet wohl keine beſſere Römerin geweſen ſeyn, als Ihr jetzt eine Chriſtin ſeyd. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Ihr Euern Leibſchmuck in den Tempel Apoll's geſchenkt haben würdet, da Ihr Euch kein Gewiſſen machet, das Silber aus der Kirche zu Toledo wegzunehmen. Am Sold der Soldaten etwas abziehen zum Opfer für die Kirche, mag erlaubt ſeyn, aber den Kirchenſchatz unter die Soldaten vertheilen, iſt eine verruchte Handlung und bei Strafe des Bannes verboten.

Schließlich bitte ich Euch in Demuth, von ſolchen böſen Handlungen abzuſtehen, die Bürger nicht zum Aufruhr, ſondern zum Gehorſam zu ermahnen, die Thore der Stadt zu öffnen, Eurem Gemahl das Leben zu erhalten, Euch zur Ruhe zu begeben, die Zauberei zur Hölle zu verweiſen, und Erbarmen zu haben mit der Stadt Toledo und ſo vielen unſchuldigen Menſchen. Denn wenn die Sachen ſo fortgehen, wie ſie angefangen haben, ſo werden wir zwar ihre Verirrungen beklagen, Ihr ſelbſt aber werdet ſie büßen und ſöhnen müſſen.

Medina del Rioſecco, 16. Jan. 1522.

V.

Rede Don Antonio de Guevara's an die Verbündeten, gehalten zu Villabrarrima.

Den unſterblichen Gott, der mich erſchaffen hat, rufe ich zum Zeugen an und bei dieſer heiligen Kirche ſchwöre ich, daß ich in meinem Vortrag nicht die Abſicht habe,

Jemand Verdruß zu machen, viel weniger Schlingen zu legen, da dieß geiſtliche Gewand, worin Ihr mich erblickt, und der Adel und Vorzug des Geſchlechts, von welchem ich, wie Euch bewußt iſt, abſtamme, mir nicht geſtattet, niedrige Bosheit im Herzen zu tragen, oder Trug und Hinterliſt in Worten zu äußern. Es giebt unter Euch Männer, denen mein Geiſt und Charakter wohl bekannt iſt, daß ich nämlich bei Privatunterredungen und in öffentlichen Vorträgen mit der größten Freimüthigkeit zu ſprechen gewohnt bin, fern von aller Schmeichelei, im Tadel aber ehrlich und aufrichtig.

Geſtern am Neujahrtage hielt ich vor den Regierungsmitgliedern und Großen dieſes Königreichs eine Rede. Als man ſah, daß ich darin manches hervorhob, was in der Staatsverwaltung zu beſchneiden und zu verbeſſern wäre, erhielt ich den Befehl, mich alsbald zu Euch zu begeben, um, wie ihnen, ſo auch Euch Euren Irrthum zu zeigen, nach Uebergebung dieſer Urkunde zur Beglaubigung meiner Sendung und meiner Vollmacht, unterzeichnet vom Kardinal, dem Admiral, dem Großadmiral und dem Connetable; woraus Ihr entnehmen ſolltet, was jene im Namen des Königs von Euch fordern, und was ſie gegenſeitig anbieten, damit auf dieſe Art alle Unruhe und innerer Krieg beſeitigt, und der Frieden dem Vaterland aufs bäldeſte wieder geſchenkt würde.

Innerhalb ſiebenzehn Tagen bin ich nun ſchon ſiebenmal hieher gereist, um über die Friedensmaßregeln mit Euch zu verhandeln. Weil mir nun aber von der Regentſchaft unterſagt worden, ferner hieher zu kommen oder mit Euch zu unterhandeln, ſo iſt es an dem, daß wir heute von einander Abſchied nehmen, und entweder Frieden ſchließen, oder den Krieg erklären. Denn da die beiderſeitigen Truppen einander ſo nahe ſtehen, ſo müſſen ſie unvermeidlich nächſtens im Kampf an einander kommen. Ich will auch meine Meinung kurz ſagen, und meine

Aufträge eröffnen, damit Ihr über das, was Ihr jetzt höret und sehet, einen Entschluß fassen und entscheiden mögt, was Ihr mir antworten oder Eurerseits thun wollt.

Vor allem kann ich nicht umhin, mich über die vom Obersten Sarez mir zugefügte Beleidigung zu beschweren, der mich mit Worten sowohl als thätlich mißhandelt hat, da er doch wohl wußte, daß eine Person, die als Unterhändler und Mittler zwischen zwei Heeren auftritt, unverletzlich seyn soll. Ich protestire daher gegen die von ihm mir zugefügte schwere Beleidigung, indem er, wie an einen Verräther, Hand an mich legte und wie einen Dieb mich gefangen; führte, mich, der ich im Namen des Königs, als Gesandter der Regentschaft, zu Euch komme zu dem Endzweck, den Krieg zu beschwichtigen und einen erwünschten Frieden zu Stande zu bringen. Diese Beleidigung ist mir um so empfindlicher, da sie von einem Menschen herrührt, der, wenn ich noch im weltlichen Stande wäre, es für ein Glück zu schätzen hätte, unter meine Dienerschaft zu gehören.

Aber abgesehen von dem, will ich Euch nur kurz erzählen, welche große Gefahren ich nach des Königs Entfernung und nach dem Ausbruch dieser bürgerlichen Unruhen zu bestehen hatte, und welchen Verdruß ich verschlucken mußte; woraus Ihr leicht abnehmen könnt, daß das, was ich sagen will, keine Eingebung, kein Traum ist, sondern mit meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört wurde. Ihr wißt selbst, daß der erste Urheber dieser Verbindung oder Verschwörung Fernando de Avalos ist, Anführer Pedro Girone, Fahnenträger Juan de Padilla, Advokat, Licentiat Bernardino, Assessor Doktor Zuniga, Procurator Pedro Mercato, Sacellan der Abt von Compluto, Metropolitan der Bischof von Zamora. Im ersten Beginn dieser Unruhen war ich zu Segovia, als am 23. Mai die Rebellen zu Tordesillas die Kirche San Miguel plünder-

ten, und den Regidor dieſes Orts mitten zwiſchen zwei Schweinhirten, wie die Juden einſt Chriſtus zwiſchen zwei Schächern am Galgen aufknüpften. Ich war zu Avila, als die Anführer des Aufſtandes eine Verſammlung in der Hauptkirche hielten, und ſchwuren, für dieſe ihre Liga bis zum letzten Athemzug zu ſtreiten. Als aber Antonio Ponce und ich dieſen Eid oder vielmehr Frevel verweigerten, ließen ſie gegen ihn ihre Wuth durch Niederreißung ſeines Hauſes aus, mich aber ſtießen ſie aus der Stadt. Ich war zu Medina del Campo, als Antonio Fonſeca Anführer von achthundert Lanzenreitern, dieſe Stadt am 21. Auguſt überfiel, und da die Obern die Auslieferung des Geſchützes auf der Mauer verweigerten, durch Einwerfung von Feuer ins Franziskanerkloſter und einige Gebäude ſie jämmerlich mit Brand verheerte, wobei im gemeldeten Kloſter nichts, als das hochwürdige Sacrament, das wir in einem Loch der Mauer nahe bei der Kirche verſteckt hatten, unverſehrt blieb. Ich war dabei, als der Barbier Bobadilla und ſeine Mitgenoſſen nach dem Ausbruch des Aufſtandes den Gobernador Ninto und den Schreiber Tellez zum Fenſter hinaus auf die Straße warfen, Bobadilla ſelbſt aber ein Hauptgebäude beſetzte, eine Leibwache annahm, und ſich, wie wenn der König von Caſtilien todt wäre, als Herrn der Stadt gebehrdete. Ich war zu Valladolid, als die Rebellen die Waffen ergriffen und unter Anführung des Schergen Vera die Häuſer königlicher Diener und gut geſinnter Bürger plünderten, wobei der Kardinal über die Brücke, der Licentiat Vargas durch den Abtritt, der Präſident ins Franciskanerkloſter, der Licentiat Zapata in Mönchstracht mit genauer Noth entkamen, nachdem mein Bruder bereits vom Rathe nach Flandern an den König abgeordnet worden war. Die übrigen königlichen Räthe ſah ich nicht bei ihrer Gefangennehmung, in der Folge aber; nun da und dort, zerſtreut wagen ſie aus Furcht vor den Rebellen nicht, zu-

ſammenzukommen, oder Maßregeln fürs Allgemeine zu treffen, oder Recht zu pflegen. Desgleichen ſah ich zu Soria eine abſcheuliche Handlung, indem der arme, von Alter gebrechlich gewordene Procurator der Stadt aufgehenkt wurde, nicht weil er übel gehandelt, ſondern weil er einige Feinde hatte.

Zu erzählen, wie der Connetable aus Burgos, der Graf von Diana aus Tordeſillas, der Graf und die Gräfin de Duennas ebenfalls von dort, Diaz Mendoza aus Palencia, ſämmtliche Caballeros aber aus Salamanca vertrieben wurden und in ihre Verrichtungen Gerber, Schuhflicker, Pelzhändler, Schmiede und andere Leute der niederſten Klaſſe eintraten, würde mir jämmerlich ſtehen und bloß Eure Unehre verkünden. Was kann ich aber ſagen, als daß wir Alle Schuld an den damaligen Begebenheiten ſind? denn Gott iſt ein zu gerechter Richter, als daß er nicht Alle geſtraft haben würde, wenn wir nicht Alle geſündigt hätten. Nun ſehen wir dieſes Reich in den unglücklichen Zuſtand verſetzt, daß ſämmtliche Wege von Räubern beſetzt ſind, keine Kirche vor Verletzungen ſchlechter Menſchen ſicher iſt, die Felder weit und breit verwildern, keine Zufuhr anders woher wird, die Gerichte ſchweigen, die Richterſtühle niedergetreten ſind, und ſich Niemand mehr Sicherheit in ſeinem eigenen Hauſe verſprechen kann; ja was das Empörendſte iſt, Alle erkennen den König mit Worten an, Niemand aber beobachtet das Geſetz oder gehorcht dem König.

Glaubet mir, meine Herren! würden Eure Anhänger den König anerkennen, und das Geſetz beobachten, ſie würden nie ſolche Handlungen begehen; weil ſie aber weder Schwert noch Galgen als Strafe fürchten, ſo thun alle, was ſie wollen, nicht was ſie ſollen. Ich weiß nicht, was Ihr damit wollt, wenn Ihr ſprechet: Ihr begehret nichts und bezwecket nichts, als Verbeſſerung des Zuſtandes im Reich, während Ihr doch dem König den ſchul-

digen Gehorſam verweigert, die von ihm aufgeſtellte Regentſchaft verſchmähet, das Anſehen des königlichen Rathes herabſetzet, den Lauf der Gerechtigkeit hemmet, keine Obrigkeit dulden wollet, ſo daß eine Reform auch nichts anderes heißen kann, als alle Gerechtigkeit im Reich aufheben und niederſchlagen. Wie? Ihr wagt es, Eifer für eine Reichsreform vorzuſchützen, während unter eurer Leitung die Mönche aus den Klöſtern flüchten Männer von den Weibern, Weiber von den Männern ſich trennen, Vaſallen und Dienſtleute treulos die Herren verlaſſen, Niemand nach der Wahrheit ſpricht, ſondern unter dem Schein der Freiheit jeder ſeiner Luſt und Laune folgt? Heißt das Reform, wenn man Weiber und Jungfrauen ſchändet, Dörfer und Flecken in Brand ſteckt, Häuſer plündert, das Vieh fortreibt, die Kirchen beraubt und kein Uebel unterläßt, als das, welches man nicht vollbringen kann? Schöne Reformatoren, auf deren Eingebung die Stadt Toledo rebellirte, Segovia ihre rechtmäßigen Obrigkeiten verjagte, Medina durch Brand verwüſtet, Halohezos belagert, das Schloß Burgos zerſtört wurde, unter deren Leitung Valladolid vom König abfiel, Salamanca gegen die rechtmäßige Obrigkeit ſich empörte, Soria den Gehorſam abſchüttelte, Palencia abtrünnig wurde! Ihr ſeyd die Reichsvertheidiger, unter deren Anführung Najara gegen den Herzog, Ducnna gegen den Grafen, Tordeſillas gegen den Markgrafen, Chincon gegen ſeinen rechtmäßigen Herrn rebellirt, Leon, Toro, Zamora und Salamanca aber gegen den König und ſeine Diener ſich verſchwören! Aber es iſt der Mühe werth, Eure Forderungen zu hören? Ihr begehrt, der König ſoll nicht aus dem Reich gehen; es ſoll gleichförmige Rechtspflege ſeyn, Münze und Geld nicht an Fremde ausgeführt werden dürfen; die öffentlichen Aemter und Stellen ſollen nur an Eingeborne vergeben, keine neue Steuern auferlegt, die öffentlichen Aemter und Würden nicht

verkauft, sondern nach Verdienst verliehen werden. Das alles dürft Ihr begehren; aber die Gewalt, zu verfügen, hat allein der König. Es ist nicht Sitte gut gesinnter und treuer Unterthanen, sondern schlechter Menschen und Verräther, mit der Lanze in der Faust und mit Gewalt erpressen zu wollen, was man durch Bitten erlangen muß.

Wir gestehen selbst, daß die öffentliche Anstellung von Niederländern dem Reich viele Nachtheile gebracht hat, jedoch ohne ihr Verschulden, da ihnen Unbekanntschaft mit unsern Verhältnissen, und Neid und Haß von Inländern mehr als irgend etwas im Wege standen. Die Inländer haben in dieser Hinsicht nach meiner Meinung mehr gefehlt, als die Fremden; denn diese würden nichts von den sogenannten Commenden und dem Aemterverkaufsystem gewußt haben, hätten sie diese Künste nicht von Euch gelernt. Klaget Ihr ihre Habsucht an, so verdammt auch Euer böses Wesen. Sey es, daß Chievres und Andere gefehlt haben. Soll darum unser unglückliches Spanien für sie büßen? Das Mittel, das Ihr für diese Krankheit anwendet, dient nicht zum Heile, sondern zum Verderben.

Weil Ihr denn Krieg beschlossen habt, so lasset uns doch sehen, gegen wen Ihr Krieg führt? Geschieht es gegen den König, so hätten ihn seine bisherige Jugend und Unschuld frei sprechen sollen. Geschieht es gegen den königlichen Rath, so existirt gegenwärtig gar keiner mehr, da die eine da, der andere dort hinaus flob. Geschieht es gegen Chievres, er ist nach den Niederlanden zurück; gegen den Adel; was hat dieser wohl Böses gethan? gegen Tyrannen, so frage ich: mit welchem Recht man Leute Tyrannen heißen könne, denen man es zu danken hatte, daß vorher Jedermann friedlich im Reiche leben durfte? Es bleibt also nun das Geständniß übrig, daß Ihr gegen das Vaterland die Waffen ergriffen habt. Aber weder die Sorglosigkeit des Königs, noch Chievres Habsucht konnte Euch völlig

berechtigen zu den Waffen, damit Väter mit Söhnen, Oheime mit Neffen, Nachbarn mit Nachbarn, Freunde mit Freunden handgemein werden. Ich erkenne vielmehr die göttliche Rache darin, die unſere Sünden mit dieſer Schlächterei ſtraft. Um auf die Sache zu kommen, ſo ſehe ich doch nicht ein, wie Ihr Eure zu Avila geſtiftete Verſchwörung entſchuldigen könnet, aus welcher, wie aus Pandora's Büchſe, all jenes Unheil hervorging. Oft habe ich nicht nur geahnt, ſondern auch öffentlich und im Privatgeſpräch es geſagt, daß dergleichen Klubbs oder Verſchwörungen nicht ohne augenſcheinliche Gefahr und Verderben des Reichs gehalten und angelegt werden können.

Die Folgen jenes Eures Klubbs ſehet Ihr, den Aufſtand des ganzen Reichs, Verachtung gegen den König, Zerſtörung der Rechtspflege, allgemeine Verwirrung, Zügelloſigkeit ſchlechter Leute, die ſich alles erlauben, ſo daß das ganze Reich, wenn Gott nicht eine Sperre einlegt, augenſcheinlich dem Abgrund zurennt. Doch auch von Euch läßt ſich noch etwas hoffen, wenn Ihr in Euren Planen mehr zum Frieden, als zum Krieg haltet; denn unſtreitig wird Gott die Gebete um Frieden lieber anhören, als den Klang der Kriegspoſaunen. Wollet Ihr von Eurem Haß, und die Herren von der Regentſchaft etwas von ihrem Recht nachlaſſen, ſo iſt der Friede ſchon fertig. Ich hoffe, daß kein Theil hierin ſich ſpröd zeigen werde. Denn bei ſolchen bürgerlichen Unruhen folgen die Menſchen weniger der Ueberlegung, als dem Vorurtheil. Ich rathe Euch mit der Regentſchaft zuſammenzutreten, und über Eure Beſchwerden und die Abhülfemittel Euch mit ihr zu berathen. So werdet Ihr einerſeits Eure Forderungen reiflicher erwägen können, andererſeits wird der König ſich eher entſchließen, ſie zu bewilligen. Wollt Ihr in dieſem Vertrauen die Waffen niederlegen, ſo betheure ich Euch auf Chriſten- und Ehrenwort, und verſpreche Euch nach der mir hier-

über gegebenen Vollmacht, daß der König das Geschehene verzeihen, die Regentschaft Euch wohlwollend empfangen und alle Fehltritte völlig amnestirt seyn sollen. Damit Ihr aber mein Vorbringen nicht für leeres Geschwätz haltet, und um Euch jeden Vorwand, anders zu denken, abzuschneiden, will ich Euch kurz eröffnen, was die Regierung um des Reichs und der allgemeinen Wohlfahrt willen zu thun bereit ist, und was sie Euch im Namen des Königs bewilligen will.

Sie versprechen erstlich, daß der König künftig nie das Reich verlassen werde, ohne einen Stellvertreter aufzustellen, der ein gebornet Castilianer seyn soll; denn die Größe und der Rang der spanischen Nation duldet nicht die Herrschaft eines andern Volkes über sich.

Sie versprechen ferner, daß alle Würden, sogenannte Commenden, Aemter und Pfründen im Reich und am Hof nur an Inländer verliehen werden sollen, mit Ausschluß aller Fremden, da es würdige Männer im Reich genug gibt.

Sie versprechen, daß die Kammereinkünfte in den Städten um einen billigen [illegible]es an die Bürgerschaft verpachtet werden sollen, damit die Städte auch einigen Genuß davon haben, jedoch ohne daß dadurch den königlichen Einkünften etwas abgehe.

Sie versprechen auch: wenn ein königlicher Rath, ein Advokat oder Auditor, Prokurator des Fiskus, Präsident oder sonst einer, der im Regierungswesen nicht besonders gewandt, im Vortrag nicht geschickt genug, im Wandel und Charakter nicht so unbescholten ist, als er seyn sollte, so soll ihm das Amt abgenommen und sein Unterhalt sonst woher angewiesen werden. Denn da es Menschen gibt, die irren und straucheln können, so wäre es unbillig, sie der Parteilichkeit des Einen oder Andern ganz aufzuopfern.

Sie versprechen: der König werde seinen Hof und

den Kanzleibeamten befehlen, künftig weniger anmaſſend im Regieren, und weniger ſtreng im Strafen zu ſeyn, obgleich ſie wohl größtentheils darin nicht aus böſem Willen, ſondern blos deßhalb fehlen, weil ſie ſich ein größeres Anſehen geben wollen, als ihnen gebührt.

Sie verſprechen; der König werde an ſeinen Hof und in ſeinem Hauſe eine Reform vornehmen, da aus der Verſchwendung gemeiniglich neue Auflagen entſtehen.

Sie verſprechen: der König werde ſelbſt im Nothfall keine Geldausfuhr aus dem Königreich nach den Niederlanden, nach Teutſchland oder Italien geſtatten, da es bekannt iſt, daß bei Mangel an Geld aller Handel aufhört.

Sie verſprechen auch: der König werde befehlen, daß Eiſen aus Biscaya, Alaun aus Murcia, Lebensmittel aus Andaluſien, und andere Waaren aus andern Gegenden und Staaten nicht auf fremde, ſondern auf Schiffe von Biscaya und Galizien geladen werden, um den Fremden Gelegenheit zum Unterſchleif zu benehmen, den Inländern aber Gelegenheit zum Gewinn zu verſchaffen.

Sie verſprechen: der König werde an die Kaſtellanei einer Burg, oder das Gubernium eines feſten Platzes nicht jedem beliebigen Fremdling, ſondern bloß Inländern, und zwar Söhnen vom Adel, übergeben, jedoch ſolchen, die nicht zu gewaltig, oder parteiſüchtig ſind, damit dieſelben nicht etwa nur im Vertrauen auf ihre Macht, ſich empören können; denn aus dieſem Grunde durfte vormals Niemand, als allein Könige, eine Burg oder einen befeſtigten Ort beſitzen.

Sie verſprechen: der König werde niemand, er ſey wer er wolle, geſtatten, Frucht aus dem Reiche zu führen, damit nicht, während an andern Orten Wohlfeilheit, bei uns Hungersnoth entſtehe.

Sie verſprechen: der König werde dafür ſorgen, daß alle unter den Staaten, und beſonders den Großen, anhän-

gigen Streitigkeiten ſo ſchleunig, als möglich, entſchieden und beendigt werden, da es bekannt iſt, daß Reiche und Mächtige zur Abſicht haben, Prozeſſe in die Länge zu ziehen, und ſo die andere Partei durch Erſchöpfung im Koſtenaufwand zu nöthigen, der mächtigeren nachzugeben.

Sie verſprechen: der König werde Geſetze gegen den Aufwand geben, wie es der Zuſtand des Reichs erheiſcht, und Anſtalt treffen, daß die Klöſter viſitirt, die Kanzleien unterſucht, die Burgen befeſtigt, die Grenzen bewahrt werden, da in allem dem viele Gebrechen zu Tag liegen, die der Beſſerung bedürfen.

Seyd Ihr nun wirklich die Männer, die Ihr ſcheinen wollt, nämlich Befreier des Vaterlandes, Verfechter der Freiheit und Wiederherſteller des Reichs, ſo werdet Ihr dieſe unſere Anerbietungen keineswegs zurückweiſen, da nicht nur das öffentliche, ſondern auch Euer eigenes Wohl darin enthalten iſt, und mehr, als Ihr ſelbſt zu begehren wagen würdet. Es wird ſich nun zeigen, ob es wahr iſt, was Ihr ſprechet, und bei Euren Handlungen zum Vorwand nehmet oder ob Ihr etwas anderes unter dem Firniß bezwecket? Habt Ihr den öffentlichen Vortheil im Auge, ſo könnt Ihr weiter nichts wünſchen; habt Ihr aber Privatabſichten, ſo ſeyd überzeugt, Ihr werdet in Eurer Hoffnung getäuſcht werden. Denn es gebühret ſich nicht, daß Ihr fremden Schweiß genießet, und vom Vermögen des Staats Euer Eigenthum bereichert.

Schließlich bitte ich Euch für meine Perſon an dieſer heiligen Stätte auf den Knieen, auf Befehl der Regentſchaft ermahne ich Euch, im Namen des Königs aber gebiete ich Euch, daß Ihr die Waffen niederleget, Eure Truppen entlaſſet, die Feſtung Tordeſillas übergebet, Euch insgeſammt nach Haus zurückziehet, und Frieden und Ruhe haltet. Im Nichtfall kündige ich Euch hiemit auf

Befehl der Regentſchaft den Krieg an, und erkläre ihre Sache für die rechtmäßige, unter der feierlichen Betheurung, daß aller daraus entſtehender Schaden, Raub und alles Blutvergießen auf Eure Verantwortung komme.

Nachdem ich dieß — erzählt Guevara ſelbſt in ſeinem Berichte — auf den Knieen geſprochen, hießen Alfonſo Quintanilla und Sarabia mich aufſtehen; ſie unterſtützten mich gütig und luden mich ein, mich mit den Uebrigen zu ſetzen. Während ich aber noch ſprach, ſahen Einige mich mit grimmigen Blicken an, Andere ſchüttelten die Köpfe; noch Andere ſuchten mich mit Fußſcharren auszuziſchen. Ich bemerkte dieß alles genau, doch fuhr ich deſſen ungeachtet in meiner Rede fort. Als ſie zu Ende war, baten Alle durch Zuruf den Biſchof von Zamora, er ſollte mir zuerſt ſeine Meinung ſagen, nach welcher ſie dann in ihrer Berathung ſich richten wollten. Er faßte mich bei der Hand und hielt im Namen Aller folgende Anrede an mich:

„Ehrwürdiger Herr Bruder, Don Guevara! Ihr habt uns nach der Freiheit, die Eurem Charakter einigermaſſen zu gebühren ſcheint, mit einem langen Vortrag hingehalten, und Euch manche, eben ſo unbeſonnene als anmaſſende Aeußerungen erlaubt. Weil Ihr aber noch ein junger Mann, und nicht durch Erfahrung gebildet ſeyd, ſo iſt es kein Wunder, daß Ihr nicht verſteht, was Ihr ſprecht, und nicht wißt, was Ihr wollt! Ich glaube, Ihr ſeyd entweder als Knabe in den geiſtlichen Stand getreten, oder in dieſer Sache von beſonderer Leidenſchaft geleitet, oder ohne alle Weltkenntniß, oder es fehlt Euch an Urtheilskraft, da Ihr Euch dieſe Sprache erlaubt, und uns ſogar überreden wollt! Wie könnt Ihr hinter Eurem Kloſterzaun wiſſen, wie die Unterthanen von den königlichen Beamten mit Steuern und Plackereien gequält werden, oder wie das königliche Eigenthum vom Adel durch Plünderung ausgeſaugt wird?

Eure Intention und Euren Eifer halten wir zwar Euch zu gut; aber Euern Worten vertrauen wir keineswegs. Schon vorher hatte ich zwar von andern gehört, Ihr seyd sehr frech in Euern Reden und bitter in Eurer Rüge, weil ich aber sah, daß die Regentschaft sich Eures Raths bediene, so konnte ich nicht glauben, daß nichts an Euch sey, was ihre Meinung von Euch rechtfertige. Nun aber, da Ihr Euch als einen Menschen ohne Welterfahrung und ohne alle Einsicht bloßstellt, werdet Ihr nicht übel nehmen, daß wir Eure Worte verachten. Haltet es für ein Glück, daß keiner von den heftigen Anführern Eurem Vortrag anwohnte, sie würden, glaube ich, wenn sie Eure Worte gehört hätten, auf der Stelle Euch die Kehle durchstoßen haben. Bestrebt Euch daher künftig, wenn Ihr klug seyd, bei Verhandlungen mit Männern von so hohem Rang, Eure Zunge zu mäßigen. Denn wisset, Ihr habt durch Euren Vortrag uns mehr erbittert, als besänftigt, da Ihr sichtbar nur darauf ausgienget, die Regentschaft zu rechtfertigen, uns aber und unsere Handlungen zu verdammen. Weil wir aber nicht über dieß und Aehnliches zu entscheiden, sondern die Beschlüsse der Conföderirten zu vollziehen ermächtigt sind, so wird es gut seyn, wenn Ihr uns Eure Worte schriftlich übergebet, um sie auch an die Abwesenden gelangen zu lassen, und dann einmüthig zu beschließen und zu antworten was noth ist.

Hierauf schickte der Bischof von Zamora eine Staffette mit den von mir eröffneten Anträgen an die zu Tordesillas. Endlich erhielt ich im Namen aller den Bescheid: Eine so elende Sendung und eine so trotzige Rede verdiene mehr eine Ahndung, als eine Antwort. So befahl man mir ohne Antwort, mich alsbald zu entfernen, wobei mich der Bischof bedrohte, ich solle mich nicht mehr hier blicken lassen, wenn ich nicht glaube, lang genug gelebt zu haben, und noch sagte: die Regent-

ſchaftsherren verſprechen Vieles im Namen des Königs, ohne etwas von der Art in ihrer Vollmacht und Befugniß zu haben. So kehrte ich nach Medina zurück, abgeführt von Pedro Girone, dem ich auf dem Wege Einiges ſagte, was ihn bewog, ſich nach Villapende mit ſeinen Truppen zu ziehen. Unterdeſſen fiel Tordeſillas in die Gewalt der Regentſchaft, die Königin wurde befreit, die Anführer der Rebellen gefangen und erlitten ihr trauriges Loos.

So weit die Briefe, welche den merkwürdigen Aufſtand berühren. Aber auch aus den übrigen Briefen und kleinen Abhandlungen in Briefform geht viel Anziehendes zur Kenntniß der Denkweiſe des Verfaſſers ſelbſt, ſo wie der Zeit im Allgemeinen hervor *). Pedanterie, falſcher Geſchmack und Antitheſenſucht wechſeln darin ab mit ausgebreiteter Gelehrſamkeit, mit Humor und klaſſiſchem Anhauch.

Beſonders viel macht ſich der hochwichtige Prälat mit dem ſchönen Geſchlechte zu ſchaffen, in deſſen Geſchichtsliteratur daher er auch als einer der Erſten angeführt werden muß, und verſchiedene Briefe und Traktate handeln ſehr ausführlich über den Beruf der Frauen, über die Vorzüge der Jungfrauſchaft, über das Weſen des Eheſtandes, über die gegenſeitigen Pflichten und Rechte der Gatten, über die Bedingungen eines glücklichen Familienlebens u. ſ. w. ab. Er ſchreibt den Männern und Frauen mit Humor und Ernſt zugleich die Schranken vor, welche ſie nicht ohne Gefahr überſchreiten könnten. Seine Schilderungen verrathen genaue

*) Cosas notables, razonamientos muy altos y curiosos, exposiciones de Figuras, Authoridades, Medallas, Letreras, Historias, Epitaphios, Sepulturas, Leges, Costumbres antiguas, Doctrinas y exemplos para todo estado de gente — lautet die Inhaltsangabe der Brüßler Edition v. J. 1702.

Kenntniß der Geheimniſſe, Vorzüge und Schwächen der weiblichen Natur, und wenn er den Männern die Mittel angiebt, den Ungeſtüm derſelben im Zaum zu halten, ja ihnen ſelbſt die Schläge nicht verwehren will, und eine böſe Weiberzunge als die grauſamſte Geißel hinſtellt, die es geben könne, ſo ſpricht er gleichwohl auch wieder als begeiſterter Anwalt des armen, oft ſo grob mißhandelten und ſchnöde verrathenen Geſchlechts.

In einem Schreiben an Donna Inez de Manrique, welche ihn zu Mittheilungen über ihr Geſchlecht aufgefordert, und welche er als eine Zierde der Spanierinnen preist, wird der Biſchof ſogar mehr als piaſtiſch; er behandelt hier die Toilette der Damen bis in's Detail und weist nach, wie man ſelbſt in Kleinigkeiten und bei unbedeutenden Anläſſen Ehrbarkeit, Sitte und Anſtand beobachten müſſe. Das Beiſpiel der tugendhaften und ſchönen Ruth ſchien ihm beſonders hierin beherzigungswerth. Er ſagt unter andern: dieſe Tochter Iſraels habe die Garben, welche aufrecht geſtanden, ebenfalls ſtehend geſammelt, zu denen aber, welche auf den Boden gelegen, ſich nicht gebückt, um ſie zu ſammeln, ſondern ſich züchtiglich niedergeſetzt, damit nicht durch dieſe Bewegung irgend ein Theil der ſchönen Geſtalt dem Auge des Nachbars unverhüllt erſchiene oder durch das Reizende der Attitude die ſchlafende Begierde geweckt würde. Dieſe Sittigkeit, meint Guevara, ſey es ganz vorzüglich geweſen, welche das Herz des Booz gerührt. Man ſieht, welch' praktiſch-pſychologiſcher Scharfblick dem guten Biſchof in dieſer Beziehung zu Hülfe gekommen. Er ereifert ſich ſehr gegen diejenigen Damen, ſo Frauen als Jungfrauen, welche allzu leichte oder allzu durchſichtige Gewänder oder doch dieſelben ſo ſtark ausgeſchnitten trügen, daß der Buſen unbedeckt bleibe. (Man merkt hieraus, welche Bewandtniß es mit der ſo ſehr gerühmten Ehrbarkeit der alten Zeit hatte, und wie man den

modernen Spanierinnen vielfach Unrecht thut.) Die ferneren Verhaltungsregeln für Gebehrden, Mienen, Blicke, Thun und Treiben der jungen Mädchen und Weiber werden ſofort mit einer Gründlichkeit gegeben, endlich auch Rathſchläge ertheilt, wie die innere Reinheit durch fleißige Kaſteiung zu bewahren, welche Verſuchung zu meiden, welcher Verkehr zu fliehen, welche Bürgſchaften der Geſchämigkeit und Tugend zu umfaſſen, welche Kleidertracht in Rückſicht auf den Unterſchied der Stände zu wählen, daß die geſtrenge Donna Inez gewiß mehr als einmal bei Durchleſung des ſtarken Briefes ihres hochwürdigen Korreſpondenten eben ſo ſehr gelächelt haben mag, als Heloiſa über die übergroße Mühe und Strenge Abälards bei Ertheilung der Kloſterregeln für Paraklet.

Noch ergötzlicher iſt der Aerger, welchen er gegen eine Baaſe, die ſeinen Familiennamen trug, in einem andern Briefe, wegen der allzu übermäßigen Trauer über einen geſtorbenen Schooshund, ausſchüttet. Ein förmlicher Traktat höchſt malitiöſer Art über die Weiberthränen und deren Charakter und Werth, iſt hier mit einverwoben. Er erklärte unter Anderem: Thränen ſeyen Dollmetſcherinnen der Liebe und viel zu koſtbar ſowohl für das männliche Geſchlecht, als für unvernünftige Beſtien von Hunden; möchte die, Donna doch die ihrigen lieber zur Betraurung ihrer Sünden verwenden. Darauf aber folgt eine donnernde Philippika über die Unbequemlichkeiten, welche die Hunde erzeugten; woraus hervorgeht, daß Don Antonio dieſe treuen Hausgenoſſen nichts weniger als beſonders leiden gemocht. Die ganze Stelle iſt überaus köſtlich und gewiß hat die ſchöne Nichte über die fanatiſche Mißhandlung ihres vierbeinigen Lieblings von Herzens Grund gelacht, wenn ſie nicht im Uebermaaß des Unwillens von Neuem geweint. Letzteres iſt das Wahrſcheinlichere, zumal wenn man aus dem nämlichen Briefe vernimmt, daß der Trauerfall die zarte Dame ſo heftig erſchüttert habe, daß

ſie das Bett hüten mußte und Don Antonio ihr vorwirft: ſie habe einen viel tiefern Schmerz über die Kataſtrophe des Hundes empfunden, als er ſelbſt beim Tode ſeiner Schweſter Donna Francisca. Mit bitterem Scherze wirft er ihr deshalb auch die ausſchweifenden Rettungsmittel in den entſcheidenden Tagen vor und heißt ſie ſchleunigſt aus dem Bette wieder aufzuſtehen, wolle ſie anders nicht förmlich närriſch werden.

Nicht minder merkwürdig ſind die guten Lehren und Rathſchläge, welche er einer andern Verwandten, Donna Leonora de Guevara, über ihre nunmehrige Lage ertheilt. Er beſchreibt der noch hübſchen Frau, welche vor Kurzem ihren Gatten verloren, die Unbequemlichkeiten und Vorzüge des Wittwenſtandes, und gibt ihr die Mittel an, ſowohl ſich ſelbſt, als ihre Familie in Ehren zu erhalten. Dabei ſtellt er intereſſante Vergleichungen zwiſchen der alten und der neuen Zeit an. Er findet es überaus tadelnswerth, daß die ſchönen Spanierinnen kaum ein paar Tage nach dem Tode ihrer Männer ſchon wieder unter den Fenſtern lägen, um die Vorübergehende zu begaffen, oder auf öffentliche Plätze ſich machten, während die Frauen der Alten Wochenlang ſich eingeſperrt und ihrem Grame ſich hingegeben hätten. Dieß heiße eben ſo viel, als wenn die Tauben von freien Stücken dem auf Raub ausfliegenden Habicht ſich präſentirten. Die fromme Judith habe ein härenes Cilicium um ihre Lenden gelegt und die Thamar ſich gleichſam im väterlichen Hauſe eingekerkert; die indiſchen Frauen hätten ſich mit der Leiche des Geliebten zugleich verbrannt. Die jetzige Spanierinnen, kurz, die Damen der gegenwärtigen Zeit überhaupt, weinten aber jetzt nur ſcheinbar und öffentlich über den Tod ihrer Männer, während ſie im Herzen lachten. Sie beteten nicht ſowohl für den geſtorbenen, als für den zukünftigen Gemahl. Während ſie ſich den Schein gäben, eine zweite Heirath zu verwünſchen und ewige Wittwenſchaft zu ge-

loben, ſo denke ihre Seele, während die Lippen noch am Munde des Erblaßten hingen, nur an die Umarmung des zweiten Mannes. Gingen ſie auch mit zur Leiche und ſchluchzten ſie bis zur Ohnmacht vor übergroßem Schmerz, ſo ſey doch dieſer zweite Mann ihr erſtes Bild nach dem Wiedererwachen, und aller Schmerz auf einmal ausgeſtrömt und verſchwunden. Er, Don Antonio, glaube daher niemals an die Wahrheit einer Weiberthräne, denn jede vertrockne mehr als zu ſchnell.

Auf dieſes ernſthafte Kapitel folgen noch ernſthaftere Vorſchriften für die Mutter; er räth ihr ſtrenge Züchtigung der Kinder an. Die Ruthe werde dem Sohne mehr frommen als bloße Verwünſchungen, und ſollte ſie eher von Eiſen gemacht werden. Es ſcheint aber, es habe dieſe Baaſe zu den ſanften und ſchwachen Müttern gehört, welche kein ſo terroriſtiſches Erziehungsſyſtem geliebt. Auf ſie ſelbſt wieder zurückkommend, empfiehlt ihr G. zuerſt Nüchternheit und Vermeidung aller paraſitiſchen Hausfreunde, welche ungemein gern bei jungen Wittwen ſich einſchlichen; ſodann Demuth; das ganze Leben und Betragen müſſe darnach eingerichtet ſeyn, daß man wahrnehme wie ſie es in ihrem Innerſten fühle, der Stolz, den Schmuck und die Kraft ihres Lebens verloren zu haben. Ihren Putz müſſe ſie beſchränken und alles vermeiden, was die Lüſternheit erwecke oder begünſtige. Leichtfertige Kleidung ziehe die Leidenſchaften der ſinnlichen Männer an; ſie aber ſoll an die blutige Geſtalt des von Dornen, Geißeln und Kreuzesmartern zerriſſenen Chriſtus denken und einzig in heiligen Büchern leſen. Den Punkt der Keuſchheit ferner betreffend, habe ſie beſonders die Augen ſorgfältig zu bewahren und, von allem Irdiſchen abgewendet, blos auf die Betrachtung des Himmliſchen zu richten. Der heilige Hieronymus mit ſeinen Lektionen an Euſtochium kömmt ihm dabei zu Hülfe; eben ſo die Wittwe, welche den Propheten Elias beherbergt, und die kräftige Judith, welche

durch verſtändige Behauptung ihres Wittwenſtands Retterin des Vaterlands geworden. Am Schluſſe ſeiner Epiſtel verhehlt ſich's der gelehrte Mann keineswegs, daß er vielleicht einige Empfindlichkeit bei ſeiner Baaſe und allen Wittwen die Galle rege gemacht, für den Fall, daß ſeine Homilie weiter zirkuliren ſollte, wie doch zu erwarten war. Er verwahrt ſich daher gleichſam zum voraus vor den ihm drohenden Weibernägeln und ruft die ſchon angeführten Autoritäten für ſich zu Hülfe an. Noch bei vielen andern Anläſſen redet G. gar zu gern von den Frauen und liefert viele ſchätzenswerthe Beiträge zu ihrer Geſchichte, beſonders aus älterer Zeit.

Ueber das Hofleben, verglichen mit dem Privatleben, hat er vernünftigere und hellere Begriffe, als man dem ſchmeichleriſchen Höflinge zutrauen mochte. Er ſprach ſich wirklich in ſeiner Abhandlung darüber wie ein ächter praktiſcher Philoſoph, oft wie ein Republikaner aus. Natürlich muß das Bild von dieſer Lebensſphäre nach den Sitten und Anſchauungsweiſen einer frühern Zeit beurtheilt werden. Guevara meint unter anderem: Ein Hofmann könne ſich über Niemanden beklagen, als über ſich ſelbſt. Niemanden ſolle man einreden, ſich an den Hof zu begeben, aber auch Niemanden, der einmal ſich an demſelben befinde, geradezu anrathen, ihn wieder zu verlaſſen, ſondern Jeglicher ſolle ſich in demjenigen Berufe fortbewegen, welchen er für den Beſſern erkannt. Nicht aus dem Grunde, weil es ihm ſchlecht ergangen, wohl aber zum Zweck, der Tugend eifriger ſich befleißen zu können, dürfe man dem Hofleben entſagen. Dem in dieſer Kategorie Befindlichen ſchreibt nun der Verfaſſer die Regeln ſeines Verhaltens vor; darauf entwirft er ein herrliches Bild von den Reizen des Privat- und namentlich des Landlebens, wie man es freilich auch bei Andern mehr, in Proſa und Verſen, findet.

Unter allerlei Geſtändniſſen, welche G. in Bezug

auf den Hof ſich erlaubt, kömmt vor: daß es daſelbſt Sitte ſey, gut zu ſprechen und ſchlecht zu handeln; die Zahl derer, welche am Hofe beſſer geworden, ſey ſehr gering, dagegen die derjenigen, welche daſelbſt ſchlechter geworden, ſehr groß.

Nach ihm iſt es rein unmöglich, ohne Störung, entweder von eigener, oder von dritter Seite, am Hofe etwas Tüchtiges zu treiben. Es wird mehr von dem geſprochen, was man thun will, als von dem was man thut. Die Hofleute beobachten unter und gegen ſich ſelbſt weder Freundſchaft noch Treue; alles iſt voll von Verſtellung, Heuchelei und Hinterliſt. Die Republik weist viel beſſere Menſchen auf, als die Mehrzahl der Höfe. Uebrigens waren die Höfe und Republiken der früheren Zeit moraliſcher, als die jetzigen (eine Behauptung an deren Wahrheit G. ſelbſt wohl ſchwerlich geglaubt hat).

Anziehend iſt das Kapitel von jenen berühmten Männern, welche nicht durch Noth gedrungen, ſondern in Folge freien Entſchluſſes dem Hofe Lebewohl geſagt und in das glückliche Privatleben ſich zurückgezogen haben.

In den letzten Kapiteln giebt ſich Guevara ſelbſt zu erkennen und die Schilderungen ſeiner innern und äuſſeren Zuſtände vor, während und nach der Periode ſeines Hoflebens, ſtellen, wenn er anders die Wahrheit geſagt und nicht nur als Zeichner über den Gegenſtand phantaſirt hat, den Menſchen von einer beſſern Seite dar, als die übrigen Berichte, welche über ſein öffentliches, politiſches und ſchriftſtelleriſches Auftreten vorhanden ſind.

Das heranbrechende Alter und die Nähe des Grabes öffnen ihm den Mund, um ungeſcheut zu beichten, was er denkt und fühlt. Er betheuert, daß ſein Leben eigentlich kein Leben, ſondern nur ein verlängerter Todeskampf geweſen ſey. Die Tage, die ihm verſtrichen, waren ein Spiel, das immer wieder von vornen anfieng, die Genüſſe wahre Skorpionen; die Jugend ein ſchnell verſchwundener

Traum, das Glück ein gemaltes Schloß und ein aus falſchem Metall zuſammengeleſener und gegoſſener Schatz.

Als zarter Jüngling noch war er an den Hof gekommen und hatte daſelbſt mancherlei Schickſals-Wechſel bei verſchiedenen Fürſten, denen er gedient, erfahren; auch mancherlei Strapatzen zu Waſſer und zu Land beſtanden. Zwar geſteht er zu, beſſer belohnt worden zu ſeyn, als er es verdient, (worin er demnach mit ſeinen Tadlern und Feinden ſo ziemlich übereinſtimmt;) aber auch die Gnade der Mächtigen habe er oft gerade zu einer Zeit eingebüßt, wo er es am wenigſten verdient. Es fehlte ihm weder an Freunden, noch an Feinden, weder an Leiden noch Freuden, weder an Reichthum noch Armuth. Am Ende aber kam die Erkenntniß: daß alles nichts als Larve und der Mühe eines vernünftigen Menſchen unwerth ſey. Für alles Mühen und Tragen, Schaffen und Dienen blieben als Hauptgewinn — ein kahles Haupt, das Podagra, ein zahnloſer Mund und heftiger Nierenſchmerz. Das mütterliche Erbgut war verpfändet, das Haupt von Gedanken niedergedrückt, die Seele von Sünden beſudelt. Zu einem abgemüdeten Körper kam ein faſt ſtumpf gewordener Geiſt, Reue über die verlorne koſtbare Zeit und den Verluſt der beſſern Lebenshälfte, zuletzt ein tiefer Eckel gegen alles was in der Welt vorgeht.

Die Veränderung ſeiner Sitten wird ſofort mit großer Naivetät erzählt. Guevara erklärt: unſchuldig an den Hof gekommen zu ſeyn und ſchlimm denſelben verlaſſen zu haben. An die Stelle der ehemaligen Wahrhaftigkeit trat die Lüge, an die der Demuth die Anmaßung. Einſt huldigte er der Nüchternheit, und nun der Schlemmerei; einſt war er freundlich wohlwollend gegen Jedermann und ſpäter konnte faſt kein Menſch es mit ihm aushalten. Kurz, er fühlte ſich durch und durch verdorben. Dabei verwahrt ſich der Beichtende feierlich gegen die Annahme, als trügen ſeine Lehrer daran Schuld;

wohl aber möchten ſie nicht genugſam ihn gezüchtigt haben. Er beſeufzt die ſchlechte Verwendung ſeiner geiſtigen Anlagen und ebenſo die Eigenthümlichkeit der von ihm bekleideten Stellen, in welchen es ihm möglich geweſen wäre, ſo manches Gute zu ſtiften und ſo manches Elend zu mildern.

„Nun — ruft Don Antonio aus — betrachtet erſt meine Studien und Exercitien. Faſt kein Tag verging am Hofe, wo ich nicht auf Jemanden ſtieß, dem ich das Schlimmſte anwünſchte, und nie luſtwandelte ich in den Hallen des Pallaſtes oder verweilte betrachtend am Fenſter, ohne daß mir nicht ein Anlaß geworden wäre, über den einen oder andern Hofmann mich zu ärgern. Nie verließ ich einen Fürſten, ohne unzufrieden mit der erhaltenen ſchlechten Antwort mich zu fühlen. Nie legte ich mich zu Bette ohne Grund zur Beſchwerde über dieſen oder jenen; nie erwachte ich ohne Argwohn. Zu Hauſe allein war mir's eben ſo unbehaglich, als auſſerhalb deſſelben, und kein Ort bot Reize genug dar, um ein Lächeln mir ſelbſt abzugewinnen. Hatte ich mich zu irgend etwas Gutem entſchloſſen, ſo hielten mich Rückſichten auf die damit verbundenen großen Koſten ab; wollte ich den Studien obliegen, ſo überfielen mich meine Genoſſen; und wollte ich irgend einmal in einer Stunde freier Muße ſchwelgen, ſo kamen hindernd Geſchäfte dazwiſchen. Hatt' ich mir vorgenommen, in Zerſtreuungen mich zu ſtürzen, ſo wehrten es entweder der Geiz oder die Schulden; und hatt' ich mir eine Stunde auch geſtohlen, um mich ſelbſt zu vergeſſen, ſo quälten mich marternd die Gedanken.

In dieſem Style geht es fort und beſonders hübſch iſt das Verhältniß des Hofmanns zu Freunden und Feinden, in guten und ſchlimmen Tagen, in Zuſtänden des Reichthums und der Dürftigkeit, der Hofgunſt und der Ungnade, in leichtem Aquarell, hingeworfen.

Darauf werden noch die Tugenden und Vorzüge be-

ſchrieben, welche er alle eingebüßt, ſo wie die Laſter und Verirrungen, welche den Platz derſelben eingenommen. Selbſt wenn Don Antonio auf eigene Unkoſten gelogen und übertrieben haben ſollte, blieb ihm in der That noch ſo vieles auf Rechnung, daß man über den Muth erſtaunen muß, mit welchem ein ſo vielfach angefeindeter und gehaßter Mann ohne alle Aufforderung ſich ſelber dem Publikum preisgibt.

Der Schluß enthält ein rührendes Vale an die Welt in verſchiedenen Richtungen, und es ſprechen nun auch, oft in etwas Predigtgeſchmack und Jeremiaston, die tiefſten Seufzer einer mit ſich ſelbſt und ſeinen Lebenswerken wie mit allen Erſcheinungen außer ihm zerfallenen, doch ſelbſt in den Ruinen noch kräftigen Natur ſich aus.

Gewiß, wenn das Ganze auch nur eine geiſtige Spielerei und redneriſche Uebung geweſen wäre, ſo gehörte ein liberaler und großdenkender Monarch, wie Karl V., dazu, um einem Hofprediger und Hiſtoriographen ein Bild, das zunächſt ſeinen eigenen Hof abkonterfeyt zeigte, nicht übel zu nehmen. Aber manche Stellen verrathen nur allzuſehr, daß das Geſchriebene tief gefühlt, gedacht und erlebt worden war.

Mit ſolchen Selbſtſtändniſſen harmonirt denn gar wohl was Guevara nachgeredet worden iſt, daß er auf dem Todbette den mit Vollziehung ſeines Letztwillens beauftragten Freund erſuchte, dem Kaiſer die Geldſummen, welche er für das übernommene, jedoch unvollendete Geſchichtswerk, ſeine Regierung betreffend, empfangen hatte, als unverdient, zurückzuerſtatten; eine Ehrlichkeit, welche noch nicht viel in ähnlichen Fällen vorgekommen ſeyn mag. Ebenſo auch der Vers in ſeiner Grabſchrift:*)

Posui finem curis; spes et fortuna valete!

*) Er war den 10. April 1544 geſtorben.

II.

Lienhard Kaiſer.

Zur Reformations-Geſchichte in Baiern.

Die Aſche will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen.

Luther.

Vielfach ſind die Helden der Reformation, jene zumal, welche den Verfolgungen und Angriffen ihrer Gegner ſiegreichen Widerſtand geboten haben, von gleichzeitigen wie von ſpätern Schriftſtellern und im Munde unſeres Volk's verherrlicht. Weniger diejenigen, welche im vereinzelten und erfolgloſen Kampfe für ihre Ueberzeugung geſtritten, und wiewohl heldenmüthig, dennoch ungeächt gefallen ſind, entweder in Ländern, wo die neuen Grundſätze nicht die Mehrheit wurden, und wo die Gewalt von oben, oder der Parteihaß der Maſſe das von der alten Lehre abweichende Bekenntniß durch Kerker, Verweiſung, Beil und Holzſtoß unterdrückte.

Wenn aber jene Glücklichen und Sieghaften von Geſchlecht zu Geſchlecht in immer neuem Glanz erſcheinen, ſollte darum die Erinnerung an glorreiche Opfer für ebendieſelbe Sache minder ehrwürdig, und deren Feier eine minder theure Pflicht für die Nachkommen ſeyn? Legenden der Heiligen, die von dem Fanatismus des Heidenthums in freier und ſtarkmüthiger Ausübung chriſtlicher Pflicht geſchlachtet worden, werden zu unſern Tagen mit nicht unlöblichem Bemühen dem Staube der Vergeſſenheit wieder entriſſen; ja auch die Wunder und Thaten der Mönchswelt, die guten wie die böſen, ſtellt man neuerdings dem Volke als Spiegel und Ideale der Glaubens-

kraft vor. Derselbe Kampf aber, den der aufblühende Christianismus mit der ganzen Kraft jungfräulicher Unschuld wider den marklos und in Sünden abgeschwächt ihm gegenüber stehenden Geist der alten Götterzeit einging, wiederholte sich, nach einer Reihe von Jahrhunderten, im Schooße der neuen Kirche selbst, und die Autorität, aus der die Kraft des Vollmachtgebers entwichen war, versuchte es, den selbstständig gewordenen Glauben, die blinde Gewalt den zur vollen Klarheit erwachten Verstand — der Materialismus, die lebendige Idee einer neuern Zeit, welcher mit der abgewichenen allen Verkehr aufhob, und nothwendig aufheben mußte, zu besiegen. Aber wie einst bei Ausbreitung des Christenthums, also ward auch in den Tagen der Reformation die Blutsaat des Märtyrthums die Triumph-Erndte der Bekenner. Hunderttausende wurden hingewürgt; aber sechszig Millionen genießen jetzt das Recht, andern Ueberzeugungen zu folgen, als der Pabst zu Rom.

Es ist mehr als das Bestreben, alten und längst eingeschlummerten Parteihaß wieder zu wecken, und die Gräber der Schlächter, wie der Geschlachteten, zur Verwirrung der Gemüther, vor der Gegenwart zu öffnen, wa den Enkel an die Standbilder und an die Särge der für Freiheit Gefallenen, hinführt: die Märtyrer für eine Idee gehören nicht mehr einer Partei, sondern der gesammten Menschheit an; so wie der edle Feind nach verklungenem Streitdrommete auch die Tapferkeit des Feindes preist und seinen Fall beweint. Von diesem Gesichtspunkt aus werden die Thaten der Reformation stets ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung bleiben.

Ein Freund der Geschichte dieses großen welthistorischen Ereignisses hat es unternommen, die Vorkämpfer der Reformation und die Opfer dieses Kampfes von Arnold von Brescia bis auf Luther, in einer Reihe von geschichtlichen Bruchstücken zu beschreiben. Ich wünsche

daß ein Anderer dieſe Idee in Bezug auf die Männer nach Luther, ſo wie auf die vorzüglichſten Zeitgenoſſen deſſelben, welche für die Reformation gefallen, deren Erinnerungen aber im Strom des geſchichtlichen Ganzen und in der Siegesfeier der größten Charaktere verhallt ſind, ausführen möchte, und mache hiermit, ohne mich jedoch ſtreng an die Zeit binden zu wollen, mit einigen den Anfang *).

Lienhard Kaiſer.

Dieſen Mann, welchen ſchon Luther einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit gewürdigt hat, welcher übrigens von allen Geſchichtſchreibern nur kurz angeführt und abgefertigt wird **), iſt ſchon deßhalb ſehr merkwürdig, weil er das erſte Opfer religiöſer Verfolgung in Baiern war.

Lienhard Kaiſer wurde aus einem ehrbaren und ziemlich angeſehenen Hauſe zu Rabb, eine Meile von Paſſau, im bairiſchen Landgericht Schärding, geboren.

Seine früheren Lebensverhältniſſe ſind zum größten Theil unbekannt; nur ſo viel weiß man, daß er von Jugend auf ein anſtändiges und züchtiges Leben, und ebenſo ein ſolches, nach erhaltener Prieſterweihe, geführt; auch daß er in Erfüllung ſeiner Berufspflicht ſich die Achtung von Jedermann erworben. Die Verhältniſſe führten ihn nach Weizenkirchen, in der Eigenſchaft als Vikar des Doctors Berger, welcher Mann eine Domherrnpfründe zu

---

*) Lipowski, welcher die tüchtige Biographie und die ſämmtlichen Reliquien der Argula von Grumbach uns geliefert, wäre wohl der Kompetenteſte hiezu.

**) Zſchokke, in ſeiner bairiſchen Geſchichte, hat ihm das würdigſte Denkmal geſetzt.

Paſſau und eine Pfarrei in dem genannten Orte, zu gleicher Zeit, nach Sitte damaliger Zeit, beſaß.

Der Geiſt Luthers kam auch über ihn; durch höhere Ueberzeugung aus der bisherigen Frieden ſeines Lebens aufgeſchreckt, huldigte er mit ſtarker Seele den neuen Lehren und bekämpfte tapfer die Mißbräuche der Zeit.

Baiern gehörte, wie bekannt, zu den Ländern, welche die Reformation am unholdeſten empfingen. Dieſe Stimmung der Fürſten des Landes *) und die gefährdete Perſönlichkeit ſeines Principals bereiteten unſerem Kaiſer daher nothwendig ſehr bald Verderben. Je mehr das aufgeregte Volk von den Lieblingsneigungen und Vorurtheilen ſich abwendete, deſto mehr litt das Intereſſe deſſen, der bis dahin ſo großen Gewinn daraus gezogen. Berger, mit ſchwerer Klage, daß die Pfarrei durch Lienhards Benehmen äußerſt in Verfall gekommen ſey, forderte den läſtigen Prediger evangeliſcher Freiheit vor den Biſchof zu Paſſau. Derſelbe, durch ſein Amt und durch ſeine Geſinnung natürlicher Weiſe allen Neuerungen äußerſt gehaß, ſtrafte den Jüngling mit dreitägigem Gefängniß, und erpreßte von ihm ein Handgelübde, nicht mehr zu lehren, was „lutheriſch und den Grundſätzen der katholiſchen Kirche entgegen ſey.“ Er mußte jedoch noch überdieß eine Urkunde ausſtellen, worin er zu Haltung des Verſprochenen feierlich ſich verpflichtete. Die Prieſter, welche das Original ſorgfältig bewahrt hatten, nahmen nachmals bequemen Anlaß daraus, den Rückfälligen des Treubruchs und des Meineides anzuklagen. Nach Ausſtellung jener Urphede ward Lienhard freigegeben.

Aber er hielt es nicht mehr länger als ein halbes Jahr noch zu Weizenkirchen aus. Dann trieb ihn ſein Gewiſſen und ein mächtigerer innerer Ruf von hinnen.

---

*) Wilhelm und Albrecht.

Wittenberg und andere verwandte Städte, wo religiöse Bildung im Geiste der Reformatoren am eifrigsten betrieben wurde, war das nächste Ziel seiner Reise. Er stärkte sich daselbst im Verkehr mit erleuchteten Geistern in göttlicher Lehre, durch genauere Kenntniß derselben und durch gründlicheres Studium der Wissenschaft im Allgemeinen, das bei seiner ersten Erziehung gänzlich vernachläßigt worden war. Aber sein böses Schicksal führte ihn bald aus den Stätten des Trostes in die Hände seiner Feinde zurück. Ein Brief von Brüdern und Verwandten meldete ihm, daß der Vater in Todesnöthen liege; wenn er somit ihn noch bei Leben zu erblicken wünschte, möchte er eilen. Von kindlichen und brüderlichen Gefühlen getrieben, machte Kaiser sich auf und empfieng zu Rabb den Segen seines Vaters, der zwei Stunden nach seiner Ankunft in das Ewige schied. Bald sollte er ihm dahin nachfolgen.

Die Bitten seiner Familie machten ihn über sechs Wochen, gegen alle Gründe der Klugheit, in seiner Heimath verweilen. Da wurde er plötzlich, auf Befehl des Bischofs von Passau, dem durch Berger und den Abt von Suba seine Ankunft berichtet worden, neuerdings verhaftet, und nach drei Tagen, dem Gebrauche der Hofmark gemäß, an das Landgericht Schärding ausgeliefert. Von letzterer Stadt kam er aber bald, zu Wasser abgeführt, nach Passau, in das Gefängniß des bischöflichen Palastes. Hier begannen die peinlichen Verhöre, in Beiseyn vieler gelehrten Männer. Sämmtliche Anwesende, ja selbst der Bischof persönlich suchten durch Verheißungen wie durch Drohungen Lienhard zum Widerruf seiner ausgesprochenen Grundsätze zu vermögen; allein er antwortete immer standhaft mit den Worten:

„Nach göttlicher Schrift wolle er sich weisen lassen, sonst aber mit nichten.“ Er schlug übrigens vor, „auf seine oder seiner Freunde Kosten zu etlichen Städten des Reichs, als z. B. Nürnberg, Augsburg, Ulm und andern,

zu ſchicken, und daſelbſt ſein vermeintliches Verbrechen irgend vorlegen zu laſſen. Auf den Fall, daß Unrecht gegen ihn erwieſen würde, wollte er das ohne Gnade entgelten; im entgegengeſetzten Falle aber, und ſo er aus göttlicher Schrift nicht überwunden werden könnte, bat er die Richter, ihn nicht ferner zu behelligen." Die Empfindungen über dies Verhör drückte Kaiſer durch ein im Kerker aufgeſetztes Schreiben an ſeine Freunde und Geiſtesverwandte aus. „Wer will es — heißt es unter andern darin — für chriſtliche, brüderliche Liebe anſehen, daß man einen kranken, ſchwachen Menſchen eine Zeitlang in ſchweres Gefängniß legen ſoll, und darnach eilends und unverſehens ihn angehet, auf ſolche wichtige Artikel, der Seele Heil betreffend, ſo gählings zu reſpondiren und Antwort zu geben, nachdem doch Hohen, Verſtändigern, denen ich mit meinem Verſtand die Riemen der Schuhe aufzulöſen nicht vermöchte, in ſolchen anſehnlichen Sachen und nothwendigen Artikeln nicht acht Tage, ſondern ein halbes oder ganzes Jahr zugelaſſen werden? Möget ihr verſtehen, was für Tyrannei gebraucht wird, die Gewiſſen der Menſchen auszuforſchen und nach ihrem Kopf zu reformiren, welches allein Gottes Thun und Werk iſt. Nun wollt' ich auch gern anzeigen die Artikel, darauf ich hab' Antwort geben müſſen; ich halte aber dafür, daß mir deren ein gut Theil ausgefallen, hab' aber doch auf ſie alle, meinem einfältigen Verſtand nach, und dem Wort Gottes gemäß, Jenen geantwortet." —

Kaiſer führt nun fünfundzwanzig Punkte, die theils Glaubensſätze, theils Gebote der Kirche berührten, an, welche ihm als Verbrechen bezeichnet worden, und zugleich die Art und Weiſe ſeiner Vertheidigung. Darauf ſchließt er die Schilderung des Unmuths und der Verwünſchungen wider ihn, ſo dieſe letztere bei den Unterſuchungsrichtern erregt, mit folgenden Worten: „Ich

weiß nicht, wie mir diese Rede entwischte, daß ich sprach: „Teutschland habe das Evangelium noch nie gehabt, noch auch nur recht gehört.“ Dieser Punkt ist mir denn nun auch sammt andern aufgeschrieben worden. Wiewohl der Prophet spricht: in alles Erdreich u. s. f.; pflegt man auch sonst wohl zu sagen, so man einen Boten ausschickt: „ich hab' einen Boten gen Wien geschickt,“ ob er schon noch auf dem Weg und das Ende nie erreicht hat. — Also schied ich ab in mein Loch, darin ich Mäus und Gestank genug habe: Gott gebe mir Geduld!“ Er bat übrigens seine Freunde, die beigelegte Antwort an Phtlipp Gundel, oder, in seiner Abwesenheit an Michael Stiefel *) zu Taller, oder an Wolfgang Georger zu Kaplor zu übermachen, damit dieser im Fall er bei seiner Vertheidigung irgend einen Irrthum begangen hätte, mit Rath und That ihn beistünden.

Höchst rührend, und von seinem tiefen, religiösen Gemüthe und hohen Wahrheitseifer zeugend, sind mehrere andere Sendschreiben aus seinem Kerker, durch welche er, mittelst geistiger Besprechung mit christlichen Freunden, sich selbst stärkte, und zugleich auch diese zu standhaftem Dulden und Wirken für ihre Grundsätze ermuthigte. Wir können uns nicht enthalten, den Lesern einiges davon mitzutheilen. Sein letzter Kampf mit dem Geist und den höhern Ueberzeugungen mit der Liebe zum Leben und der Sehnsucht nach dem Fortbesitz so mächtig regender Gefühle und Güter, ist darin mit wenigen Zügen geschildert.

„Lieber N.! — so begrüßt er den unbekannten Freund — Du weißt meinen Unfall, des alten Adams halber, welcher da in der Hülle gepeinigt wird, und

*) Ebenfalls ein bedeutender Glaubenszeuge in Baiern, von welchem noch verschiedene interessante Flugschriften vorhanden sind.

ihm ſehr zuwider iſt, und erhebt ſich offen in Ungeduld, wider Gott zu murren, gleich als geſchehe ihm groß Unrecht. So iſt doch, wiewohl ſchwach, der Geiſt vorhanden, thut ihn tröſten. O wie gar arbeitſelig und matt derſelbe iſt, klage ich Gott und Dir, lieber N.! Bitte Du Gott für mich, daß er geſtärkt werde."

„Ich habe Nächten von dem getreuen Mitbruder in Chriſto, N., vernommen Dein holdſeliges und freundliches Weſen gegen mir, daß ich mich ſehr in meinem Herzen gefreut habe, daß mir Gott einen ſolchen Freund verliehen, der ſich auch von meinetwegen in Gefahr des Todes durfte geben. Nun, allerliebſter N., Dir iſt wiſſens, daß mein Leben in Gefahr des Todes, doch in der Hand Gottes ſchwebet. Denn, wie mir durch den frommen N. und andere, die mich in der Stille heimgeſucht haben, angeſagt, ſo will mich der Fürſt, inſofern ich von der Ketzerei nit abſtehe, und mich bekehre, für Gericht ſtellen, und mir, was das Recht giebt, wiederfahren laſſen. Ach Gott vom Himmel und des Rechts, ſchau du darein, rette und vertheidige dein Wort u. ſ. w. — Es iſt lauter Gnade, ſo ich beſtändig bleibe, und gar nicht meines Thuns. Es ſtehe oder falle der Menſch, ſo ſteht und fällt er durch Gott!" — —

Luther, im Gewühl des Kampfes, der von allen Seiten ſeine ganze Kraft in Beſchlag nahm, vergaß niemals ſeiner einzelnen, bedrängten Freunde. Auch an Kaiſer fertigte er alsbald, nachdem er von ſeiner Noth und Gefahr vernommen, und durch die ihm zugeſchickten Schreiben von dem innern Seelenzuſtand deſſelben genaue Kenntniß hatte, eine Troſtſchrift ab, die Kaiſern in ſeinem Gefängniß nicht wenig ſtärkte *). Das Loos des

*) Eine Troſtſchrift D. M. Luthers, Ern Leonhard Kaesarn in ſeine Gefangknuß zugeſchickt. S. Haller Ausg. B. XV.

Unglücklichen war aber bereits ſchon ſo gut als geworfen. Der Fanatismus wollte unter jedem Vorwand ein Opfer haben; es kam nur darauf an, unter dem Schein des Rechtes es zu thun. Daher die Verhöre und theologiſchen Geſpräche mit dem Gefangenen. Zwar fehlte es nicht an vielen und dringlichen Fürbitten angeſehener Herren vom Adel, worunter beſonders die Grafen von Schaumburg und Schwarzburg zu nennen ſind; ja ſelbſt Churfürſt Johann von Sachſen verwendete ſich in einem eigenen Schreiben für Kaiſer; allein der Biſchof ließ die meiſten dieſer Briefe unbeantwortet, und verweigerte der Freundſchaft des Beklagten ſelbſt die Mittheilung der Klagepunkte, welche mehrfach begehrt worden waren, um ihn gründlich vertheidigen, und jeden Beſuch im Kerker, um ihn wenigſtens von Irrthümern abbringen zu können.

Am 11. Heumonat erſt wurde Kaiſern ein Reichstag angeſetzt; jedoch erhielt die Freundſchaft kaum noch einen Tag vorher Kenntniß hievon, und zugleich die Bewilligung, den Gefangenen ſprechen zu dürfen, was bis dahin hartherzig verwehrt geworden war. Damit jedoch nichts heimliches vor ſich gehe, blieben Doktor Eck und der Abt von Allerſpach die unparten Zeugen dieſer Unterredung. Eck ſtörte ſie auch bald mit den Aeußerungen: „daß nur aus beſonderer Gnade, und durchaus nicht von Rechtswegen, Herrn Lienhard dieſer Beſuch und ein Anwalt verwilligt worden.“ Die Freundſchaft bat nun dringend, daß die betreffenden Artikel verleſen werden möchten. Dies geſchah endlich, nach vielen Umſchweifen und ſtachelreichen Gloſſen von Seiten Dr. Eck's. Kaiſer vertheidigte ſich, ſo gut er konnte, bemerkte aber ſeinen Gegnern unter anderm: Es thäte ihm Noth, eine triftige Vorrede voran zu ſchicken. Hieran hinderte ihn ſeine gegenwärtige Schwäche, Bedrängniß und Ungewandtheit ſehr. So viel müße er erklären: es liege Jedermann klar vor Augen, wie ſehr man ihn mißhandelt, und über

zehn Wochen lang im Gefängniß herumgeschleppt habe, ohne Verhör und Untersuchung. Darauf sey er plötzlich überfallen und zur Verantwortung auf viele und große Artikel genöthigt und dessen ohngeachtet neuerdings in Kerker geworfen worden. So sey es in einem fortgegangen, wieder hinein, wieder heraus, er selbst wisse nicht, wie? Auf alle Vorwürfe habe er nach Kräften geantwortet, doch sey ihm unbewußt, wie seine Verantwortungen im Zusammenhang sich reimten und schickten. Habe er sich demnach übereilt, oder etwas dem göttlichen Worte Widerstrebendes gesagt, so behalte er sich die Wahl vor, solches ändern zu dürfen. Zu reiferer Ueberlegung begehre er schriftliche Zustellung der Klagartikel und seiner darauf abgegebenen Erklärungen."

Eck, mit listiger Bosheit, las die Verhandlungen vor. Als er jedoch an die Einreden des Beklagten kam, bemerkte er, daß dieselben viel zu umständlich wären, um noch einmal hier mitgetheilt werden zu können. Uebrigens mischte er seinem Vortrag, nach seiner Art, unziemliche Schmähungen bei. „Herr Lienhard" — sagt Luther — „brachte Schrift, aber Eckius flickte an einem Schlegel. Er brachte geringe Waar, als er ein schwerer Kaufmann ist."

Die Verwandten begehrten nun von dem bischöflichen Bevollmächtigten Erweiterung der Frist in Betreff des angesetzten Rechtstages, und zwar von einem Monat; eben so die Befugniß, für sich und den Beklagten mit Anwälten, denen sicheres Geleit verstattet werden müsse, sich zu versehen; ferner begehrten sie die Uebermachung aller zur Vertheidigung Kaisers nothwendigen Aktenstücke, endlich, daß einige Personen Zutritt in Lienhards Gefängniß erhalten sollten, damit er über die streitigen Materien gründlich mit denselben sich besprechen könne. Alle Kosten, welche dem Fürstbischof aus dieser Verzögerung

des Rechtstages entſtehen würden, nehmen die Verwandten bereitwillig über ſich.

Allein Eck und der Abt erklärten, daß ſie zur Verwilligung dieſer Begehren nicht Macht genug beſäßen. Von der Freundſchaft um Fürſprache hiefür bei dem Biſchof erſucht, gingen ſie hinweg, des feſten Willens, durchaus nichts für den Beklagten zu thun.

Der trübe Tag erſchien; Biſchof Ernſt, umgeben von Weihbiſchöfen, Aebten, Prieſtern und zahlreichem Volke, das in dumpfer Unparteiſamkeit oder in freudiger Blutgier um das Opfer ſich lagerte, ſetzte ſich zu feierlichem Gericht, und Lienhard ward vor die Schranken deſſelben geladen, wohl erkennend, daß ſein Urtheil längſt geſprochen ſey. Alle Bitten waren mit roher Strenge abgeſchlagen worden, ausgenommen die Aktenmittheilung, die aber trotz der Zuſage dennoch nicht geſchah. In Bezug auf den Anwald hatte der Biſchof durch ſeinen Offizial der Verwandtſchaft ſagen laſſen: „er ſtelle es ihr heim, ob es ehrlich ſeyn würde, einem ſolchen Menſchen, wie Lienhard, einigen Beiſtand zu thun?“ Auf ſolche Weiſe ſuchte zu jener Zeit der römiſche Stuhl ſeine Rechte zu vertheidigen und ſein Anſehen in der Ueberzeugung der Menſchen zu retten.

Gebunden wie ein Uebelthäter, trat der Märtyrer vor ſeine unverſöhnliche und zum Voraus verdammenden Richter. Ein anderer Prieſter, der mit ihm, aus gerechtern Urſachen vielleicht zum Tode geführt ward, ſchritt neben ihm her. Derſelbe trieb wunderliche Worte, erklärte einmal über das andere die Unſchuld Lienhards, und rief aus: „Ich bin nicht werth, daß ich neben dir gehe! Du biſt ein gerechter, ich habe den Tod verſchuldet. Mir ſoll man mein Recht thun!“ Und nun erhob er ſich mit mächtigem Geſchrei gegen den Fürſten, ſchalt ihn einen Bluthund und erfüllte die Luft mit den heftigſten Schmä-

hungen wider die Tyrannen und Gottesfeinde, daß unter dem Volk ein tiefer Eindruck zurückblieb.

Lienhard, mit sanftem Sinne, strafte seinen Amtsgenossen solcher Ungebühr und bestimmte ihn endlich zur Ergebung und zum Schweigen. An einander gebunden — so weit ging der Verfolger Grausamkeit — hatte man sie durch die Straßen endlich weiter geschleppt.

Rührend war der Abschied Kaisers von seiner Muhme, an deren Wohnung der Zug vorüber gieng. Mit heißen Thränen empfingen ihn auf dem Markte die versammelten Freunde. Sie trösteten und ermuthigten ihn für das nahende Geschick. Keiner aber von Allen begehrte, daß er das irdische Daseyn rette auf Kosten seines geistigen Lebens. Die Wahrheit schien auch ihnen des größten und letzten Opfers werth. In den Wohnungen Gottes hofften sie den Freund sicher wieder zu finden.

Vor dem Kapitelhause und im Pfaffenhofe angelangt, überblickte Kaiser mit Ruhe seine Richter und bewaffneten Bürger Passau's. Ihn erbarmten im Innersten die verblendeten Werkzeuge des Wahns, welche der Tyrannei zu allen Zeiten so bereitwillig zu ihrer Selbstvernichtung sich anbieten. In der Zahl der erstern bemerkte man die Zahl der Weihbischöfe von Regensburg und Passau, den Abt von Allerspach, die Pröbste von Suben, Asterhofen, St. Nikolaus und St. Salvator; die Doktoren Eck, Früschel, Thomas und Mentling; die Domherren Ramelspach, Antonius, Schönburger u. s. f.; den Notar Tebetasch und den Fiskal Kirchhüler aber vor allen.

Lienhard forderte, daß die Verhandlung in teutscher Sprache vor sich gehen sollte; allein seine Verfolger hatten Gründe genug, um sich hiezu nicht zu verstehen. Der Akt ward demnach lateinisch vorgenommen.

Nachdem der Offizial die Veranlassung dieses Rechtstages geschildert und die Begehren Lienhards kurz erwähnt hatte, ließ der Bischof die Bande ihm etwas lösen, und

vor dem Volke erklären: „er müsse nothwendig thun, was geschehe; der Eid, den er dem römischen Stuhl geschworen, und andere Beweggründe mehr bestimmten ihn hiezu.“ Der Beklagte, welcher nun endlich, wiewohl mit dem ausdrücklichen Beisatz: „aus Gnade, nicht aus Gerechtigkeit!“ einen Anwald erhalten hatte, wurde jetzt aufgefordert, zu widerrufen; „in diesem Falle wolle der Herr von Passau ihm Gnade erzeigen.“ Allein Lienhard weigerte sich dessen standhaft.

Der Notarius, welcher die Ladung vorlesen sollte, ward durch innere Rührung und häufige Thränen so sehr unterbrochen, daß ihm die Schrift aus den Händen gerissen und einem andern übergeben wurde, der schon mit größerer Lust das traurige Geschäft besorgte. Auch der Fiskal las aus einem großen Pack Schriften allerlei. Sie waren lateinisch abgefaßt.

Kaiser begehrte, der Umstehenden willen, eine teutsche Uebersetzung; aber die Richter verweigerten sie.

Die Bulle Leo's X., das Edict von Worms, die Satzung des Regensburger Reichstages, und die Urkunde Lienhards, durch die er von lutherischer Lehre, oder vielmehr deren Verkündigung abzustehen verheißen, bildeten die Hauptgrundlagen der Anklage. Umsonst bat nun aber Kaisers Anwald, nachdem er die Vorwürfe mehrfach beleuchtet und beantwortet hatte, um eine Abschrift des Klaglibells, damit er reiflich die Sache bei sich überdenken möge, und seine Freunde im Reich um Unterweisung zu bitten im Stande sey; auch setzte er bei: „in einem Handel, der so zarte Gewissensfragen berühre, dürfe durchaus nicht geeilt werden.“ Die Artikel wurden mit Nichtberücksichtigung aller vorgebrachten Gründe, von Anfang bis zu Ende in Latein verlesen. Dessen ungeachtet gab Lienhard seine Vertheidigung teutsch, mit großem Geist und Verstand, und er zeigte trotz der Weitschichtigkeit der Verhandlung, so viele Ausdauer und solches Feuer der

Seele, das nicht ſtimmlos geworden wäre, wenn das Verhör auch den ganzen Tag gedauert. Nachdem die Klagartikel und die Einreden vernommen worden, fiel das Urtheil, das der Biſchof ſelbſt verlas, dahin aus: Lienhard Kaiſer ſoll der Prieſterwürde beraubt und der Obrigkeit übergeben werden.

Den erſten Theil der Sentenz, mit Verachtung aller Fürbitten und Rechtsgründe, ſo wie auch der Berufung an ein freies Konzil, welche dagegen erhoben worden, eilte man ſchnell zu vollziehen. Kahl geſchoren, in einen ſchlechten Kittel gekleidet, ein zerſchnittenes ſchwarzes Baret auf dem Haupte, wurde der Unglückliche dem Stadtrichter überantwortet.

Von dem 11. Heumonat bis zum 13. Aug. ſchmachtete Lienhard abermals in Ketten. An dieſem Tage endlich beſchloß man ſein Geſchick zu erfüllen.

Gefeſſelt, auf ein Pferd geworfen, von rohen Kriegsknechten umgeben, führte man ihn durch die Straßen von Paſſau. Sein Gemüth aber war unerſchrocken. Jedermann grüßte er mit freundlichem Antlitz. Als er an das Hauptthor kam, fand er abermals ſeine Freunde aufgeſtellt, welche Muthes genug hatten, öffentlich Abſchied von dem Ketzer zu nehmen und ihn zu ermahnen, von der Wahrheit weder im Leben noch im Tode zu weichen. Auf dieſes erhöhete ſich nun der Muth des Märtyrers. Er that einen kecken Trunk und rief mit verklärtem Angeſichte: „das ſey mir in meines Chriſtus Namen!“ —

Angelangt zu Schärding, wo ſeine Schädelſtätte aufgerichtet ſtand, ſprach Lienhard: „Chriſte, mein Gott, wie biſt du doch ſo wunderbarlich in deinen Werken, daß ich wiederum in meine alte Herberge kommen ſoll!“ —

Am vierten Tag nach ſeiner Ankunft traten Schergen in ſeinen Kerker; ſie trachteten trotz der angebornen Wildheit des Gemüthes und des Handwerkes, ihn zu tröſten. „Ihr müßt brennen, Herr Lienhard!“ — riefen

ſie mit Theilnahme ihm zu. „Eine andere Botſchaft,“ erwiederte er, „wäre freilich beſſer, doch der Wille Gottes geſchehe! Ich hoffe aber, man werde mich nicht ſo ohne alles Urtheil umbringen.“ —

Dieß geſchah dennoch. Es war umſonſt, daß die jungen und alten Grafen von Schauenburg perſönlich ſich zu München für Lienhard von Neuem verwendeten: Herzog Wilhelm, in der Abſicht, ein ſchreckbares Beiſpiel allen Neuern zu geben, ſchrieb alles Ernſtes an den Landrichter zu Schärding, Chriſtoph Freukinger: „er ſoll Herrn Lienhard ohne Urtheil und Recht mit dem Brande richten laſſen.“

Der Landrichter, in großer Verwirrung, theils über das traurige, ihm übertragene Geſchäft, theils über den Antheil des gemeinen Volkes, theils auch über die Anweſenheit der zahlreichen Freundſchaft des Verurtheilten, beſchloß, das Urtheil in aller Frühe vollziehen und die Henker ſomit in der Nacht noch herauszulaſſen. Die Schärdinger bezeigten großes Mißfallen über die ganze Sache und weigerten ſich ſogar, die Thore zu öffnen. Gern hätte man die Feuerſtrafe in den Tod durch's Schwert verwandelt. Es ward deßhalb an die Freunde gebracht: ſie ſollten bittend darum einkommen. Allein ſie erklärten mit feſtem Sinn: „ſie wollten keineswegs darum bitten; Gott würde alles wohl machen.“

Als die Stunde des Scheidens herangenaht und die Schergen das Opfer im Richthauſe abzuholen gekommen waren, fragte der Eine Kaiſer'n: „Wie heißeſt du?“ — „Ich heiße Lienhard.“ — Der Henker: „Ich kann dir nicht viel vorſagen, noch weiß ich dich zu lehren; du wirſt dich ſelbſt wohl zu halten wiſſen. Ich muß mich nach dem Befehl meines gnädigen Herrn halten!“ — Da antwortete Lienhard gütig: „Lieben Freunde, ich bedarf eurer Lehren nicht; thut, was euch befohlen ward!“ Damit reichte er ſelbſt die Hände her, welche ihm von den rohen

Menſchen ſehr hart gebunden wurden. Als einer der Schergen fluchte, weil die Stricke ſich verwirrt, ſagte Kaiſer zu ihm: „Lieber Bruder! fluchet nicht; ich entrinn euch keinesweges. Ihr thut mir keinen Bund oder Zug, es will's denn Chriſtus, mein Herr, haben. Ihr ſeyd nur Werkzeuge von Gott!“

Sofort führte man ihn hinaus. Mit Ernſt und Inbrunſt ſchritt er einher, gleich dem Sieger im Triumphzuge; das Geſicht über ſich; die Bruſt empor; betend und pſalmirend ohne Unterlaß. Als ein päbſtlicher Geiſtlicher ſich neben ihn ſtellte, und allerlei mit ihm zu reden begann, in der Hoffnung, ihn noch zu bekehren, ergriff Jemand aus der verſammelten Menge den Unberufenen bei der Achſel und ſprach: „Pfaff, ihr habt da nichts zu ſchaffen.“ Darauf nahm Kaiſer herzlichen Abſchied von ſeinem Knechte, der in Thränen faſt zerfließen wollte.

Als der Zug auf dem Richtplatz an dem Grieße, am Ufer des Inn, endlich hielt, und das Volk ſtille ſtand, wandte ſich Kaiſer und rief aus: „Da iſt die Aernte, da ſollte man Aernter haben. Bittet nur den Hausvater, daß er Schnitter in ſeine Aernte ſchicke.“

Ein Arm des Fluſſes rinnt dem Grieße an und bildet eine Art Inſel. Demnach ward Lienhard auf einen Karren geſetzt, die Büttel zur Seite, und über den Arm des Waſſers geführt. Der Ring ſchloß ſich: er hielt ſeine letzte Rede. Allen ſeinen Richtern verzieh er. Das Volk ermahnte er zu fleißigem Gebet für ſeine Widerſacher. Ebenſo wünſchte er, falls er im Leben irgend Jemand, durch Rede oder Thun, beleidigt, oder durch irrige Lehre geärgert, herzlich Vergebung. Und nun rief er die Mitwirkung der Verſammelten durch eifriges Gebet an: daß er ſterbe in einem feſten, chriſtlichen Glauben, und die noch Umdunkelten erleuchtet werden möchten.

Der feierliche Geſang: „Komm heiliger Geiſt“ ſchloß

die Henker-Ceremonie. Unter dem Rufe: „Jeſus, ich bin dein, mache mich ſelig!“ wurde der Unglückliche von den Flammen ergriffen. Der Tag ſeines Todes war der 16. Auguſt des Jahres 1532. In ſeinem Teſtamente hatte er die Brüder zur Einigkeit unter ſich und zu thätiger Liebe gegen die Mutter vermahnt, und beſonders die Sorge für ſie ihnen dringend anempfohlen. Die fernern Verfügungen lauten alſo: „Item, zum andern, daß ihr von meinem verlaſſen Gut, von Gott gegeben, (wiſſet wohl, wie gewonnen) freundlich und brüderlich handelt, und unter einander theilet, nit hadert, noch in Unluſt euch darum gegen einander gebet.“

„Die armen Leute laſſet euch befohlen ſeyn, und erzeiget euch dienſtlich mit der That gegen ihnen. Endlich glaubet, daß euch Gott ernähren werde, zeitlich und ewiglich; deßhalb ſollt ihr nit ſorgen noch geizen nach dem verdammlichen Gut, denn ihr habt Futter und Hülle, davon wollet genüglich ſeyn.“

„Item, dem Züchelin ſollen ſeine Dienſt in der Zahlung oder Löſung des Bauern aufgehoben werden, und dem Bauern der künftige Dienſt, durch Gottes Willen nachgelaſſen werden.“

„Item, wollet den Ulrich für einen gleichen Miterben zu meinem Gut anſehen, ſofern ihm der Enden zu bleiben vergönnt iſt, und die Knaben bei der Lernung erhalten. Wo aber die Tyrannei ſo groß und unerträglich werden ſollte, daß ſich einer unter euch an einem andern Ort niederzulaſſen entſchließen wird, ſo wollet Ulrichen ſamt den Knaben mit euch nehmen und brüderlich mit ihnen handeln, als lieb euch Gott iſt.“

„Item mit euren Weibern in aller Einigkeit leben, und ſie als eure eigenen Leiber lieben, einer des Andern Bürde helfen tragen, und gedenken, daß unſer Leben iſt, wie der Schatten und wie die Blumen des Feldes.“ —

Als Luther die Nachricht von der Mißhandlung und

dem tragiſchen Ausgang Kaiſers erhielt, ward er im Innern ergriffen, und zwar noch mehr durch die Art und Weiſe, wie der Held für den Glauben geſtorben. „Ach, ich elender Menſch,“ rief er im Gefühl der Bewunderung über den edeln Blutzeugen aus: „wie gar ungleich bin ich dem lieben Lienhard. Mehr thue ich nicht, als daß ich das Wort lehre, predige, mit vielen Worten davon rede und ſchreibe. Er aber hat ſich bewieſen als ein rechter, gewaltiger Thäter deſſelbigen Wortes. Ach, daß mich Gott würdig achte, daß dieſes Lienhards Geiſt nicht zweifältig bei mir wäre, ſondern nur die Hälfte.“ — Er heißet nicht allein König, ſondern billig Kaiſer, und führet ſolchen Namen mit Ehren; denn er hat den überwunden, deß Gewalt ſo groß iſt, daß er keinem auf Erden mag verglichen werden. Recht und billig heißt er auch Lienhard, d. i. Löwenhard, denn er hat ſich bewieſen als ein ſtarker, unerſchrockener Löwe. Seine beiden Namen ſind zuvor von Gott verſehen; er iſt der erſte, ſo den Namen ſeines Geſchlechts erfüllet und beſtätigt hat.

Ach Herre Gott, daß ich ſo würdig wäre geweſen, oder noch ſeyn möchte, ſolcher Bekenntniſſe und Todes!

Was bin ich? Was thu ich? Wie ſchäme ich mich, wenn ich dieſe Geſchichte leſe, daß ich deßgleichen nicht längſt auch zu leiden gewürdigt worden bin! Wohlan, mein Gott, ſoll es alſo ſeyn, ſo ſey es alſo! Dein Wille geſchehe!“ —

Das Loos Lienhard Kaiſers theilten noch viele Anhänger der gereinigten Glaubensgrundſätze in Baiern; die gelehrteſten und frömmſten Männer, die edelſten und gebildetſten Frauen befanden ſich in ihrer Zahl. Selbſt eines ſo großen Geſchichtsſchreibers, wie Thurmaier, (Aventinus) ſchonte der prieſterliche Fanatismus nicht: er ſchmachtete längere Zeit im Kerker, und die ſchöne

und geiſtvolle Argula von Grumberg rettete vom Tode oder ſchimpflichen Strafen bloß die Rückſicht auf den Adel ihres Hauſes, wogegen ſie für immer aus der Heimath verbannt wurde. Wer zähte die lange Reihe von Verfolgungen aus religiöſen Gründen, die unter den Herzogen Wilhelm und Albrecht begannen und noch lange ſich fortſetzten! Wer die Reihe von friedensſtöreriſchen, entzweienden eckelhaften Intriguen, durch welche der theils liſtig eingeſchlichene, theils gewaltſam aufgedrungene Jeſuitenorden das ſchöne Baiern binnen wenig Decennien an geiſtiger Bildung unter allen Völkern Teutſchlands am tiefſten zurückbrachte, bis nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Reaktion im Geiſte der Zeit erwachte, und unter Maximilian Joſeph, dem Gerechten, Gütigen und Aufgeklärten, ihren völligen, ſiegreichen Durchbruch fand. Allein „das Gute, das Wahre führt ewig Streit;" die neueſten Tage haben das Unglaubliche geſehen; das Wiederauftauchen des guelfiſchen Elementes, unterſtützt von dem Schlechteſten, das die überalpiſchen Verführungs- und Verfinſterungskünſte, eine hohle, herz- und geiſtloſe, der warnungsreichen Vergangenheit uneingedenke, auf falſchen Vorausſetzungen, Hypotheſen und Unterlagen bauende Ariſtokratie, ſo wie ein politiſcher Partikularismus, der von dem Kampfe gegen die herrlichen Hohenſtaufen an, bis zum Verrathe teutſcher Nation zu Gunſten einer künſtlich forcirten Extra-Nationalität und in dem Intereſſe des Fremden, (im Ganzen am fälſcheſten für ſich ſelber rechnend), herbeigebracht. Doch wir ſchweigen über das wovon wir gerne reden möchten, aus Gründen, die man bei Tacitus näher verzeichnet leſen kann.

III.

Bruder Cornelis Adriaensen.

Ein flämiſches Zeit- und Sittengemälde aus dem ſechszehnten Jahrhundert.

Il n'y a rien que ces gens-là ne soient capables de persuader aux femmes, sous le beau prétexte de dévotion, lorsqu'ils ont le talent de bien jaser, et que leurs prédications les rendent crédules.

Bayle. Dict. hist. et crit. II

Quellen: Historie van Heer Cornelis Adriaensen van Dordrecht Minnebroeder binnen die Stadt van Brugghe enz. Amsterdam bij Cornelis Claesz 1596. 8. Ph. van Marnix: de Roomsche Byenkorf. — E. van Meteren Nederlandsche Historien. — Brandt: Historie van de Nederlandsche Reformatie. — Wagenaer: Vaderlandsche Historie. — Nederl. Martelaar Boek. — Gavin et Emilliane: Passe-par-tout de l'Eglise Romaine. — Gottfrieds Chronik. — Bayle: Dictionnaire et critique. I. II.

Einleitung.

Der ungewöhnliche Einfluß des belgiſchen Klerus auf das weibliche Geſchlecht iſt eine ziemlich allgemein bekannte Thatſache, welche jedoch in den neueſten Zeiten wiederum bedeutſamer als je hervorgetreten. Ein großer Theil der politiſchen wie der Kirchengeſchichte muß aus ihr erklärt werden. Noch ſind die Verführungskünſte in friſchem Andenken, welche von den Geiſtlichen und den Jeſuiten bei Frauen und Mädchen, in den beiden Flandern und in Lüttich zumal, und durch dieſe indirekt bei vielen Männern, für Aufreizung der Volksmaſſen zu fanatiſchem Widerſtande gegen die beſtehende Ordnung der Dinge und zur Beförderung des Revolutionswerkes angewendet worden. Als die vorzüglichſten Mittel hiebei dienten der Beichtſtuhl und die geheimen Orden, die Andachtsübungen und Sodalitäten, von denen mehrere einen harmloſen, andere einen Muckerartigen Charakter trugen.

Eine geſchichtliche Darſtellung dieſes Einfluſſes der Prieſter und der Mönche, insbeſondere aber der Jeſuiten, auf das weibliche Geſchlecht und durch dieſes auf die öffentlichen Angelegenheiten, in den verſchiedenen Perioden, ſeit dem Freiheitskampfe des ſechszehnten Jahrhunderts, würde eine ſo verdienſtvolle als intereſſante Arbeit ſeyn,

und das zahlreich Skandalöſe darin dürfte den Verfaſſer um ſo weniger abhalten, als in dieſem Fall auch überhaupt ſonſt keine Kirchen- und keine Jeſuiten- und Klöſter-Geſchichte geſchrieben werden dürfte. Schon in den erſten Zeiten des Beſtehens der Jeſuiten in den Niederlanden erfuhr man ärgerliche Dinge genug, welche von ihren Vertheidigern ſelbſt nicht geläugnet werden konnten, und welche die Tendenz zeigten, durch Erregung myſtiſcher Sinnlichkeit ſich in den Beſitz der Herzen der Frauen zu ſetzen und dadurch ihrer Entſchlüſſe und ihrer Einwirkung auf die Männer ſich zu verſichern. So beſtand zu Löwen in der von ihnen errichteten marianiſchen Brüderſchaft ein eigener Grad, welchem viele der vornehmſten Damen angehörten und worin es Sitte war, ſich wöchentlich einmal von den Beichtvätern disciplıniren zu laſſen. Die Univerſität erhob Beſchwerde und man unterſagte ſtreng dieſe Art von Bußübung. Merkwürdig genug aber widerſetzten ſich die betreffenden Frauenzimmer ſelbſt der ergriffenen Maaßregel und fuhren in dem Begonnenen rüſtig fort. Die Imago primi saeculi, welche man ſicherlich keiner Parteilichkeit gegen die Jeſuiten beſchuldigen wird, erzählt die Sache, und bemerkt bloß: der Verdacht habe Unſchuldige (d. h. nicht die Rechten) getroffen, oder man habe ihnen bei der Sache noch etwas Anderes unterſchoben, was nicht geſchehen ſey. Der Jeſuit Johannes Ackerbom ward überführt, Jungfrauen, welche bei ihm beichteten, mit Ruthen geſtäupt zu haben; daſſelbe that Pater Willé, welcher ſofort nach verrichtetem Akte mit ihnen zechte, ſpielte und ſang. Eines der thätigſten Ordensglieder, Pater Gerſen, bearbeitete auf gleiche Weiſe die Landmädchen.

Andere Ordens- und Weltprieſter blieben nicht zurück *).

*) Die Details findet man in der gereimten Sittenſtatiſtik des belgiſchen Klerus von dem zum Proteſtantismus übergegangenen Dichter Bilcop.

Alle aber übertraf an Raffinirtheit und Kühnheit ein flandriſcher Mönch, Cornelius Adriaenſen, mit ſeiner in Brügge geſtifteten Disciplina gynopygica, welche an die zehn Jahre dauerte und auch nach der Entdeckung und nachdem eine Cause célèbre der grellſten Art daraus entſtanden, nicht gänzlich unterging.

Dieſe Muckergeſchichte von katholiſch-pfäffiſcher Färbung iſt, wenn ſie auch weniger ärgerlich in den Details und Folgen, als die Königsberger und mehrere von römiſch-katholiſchen Geiſtlichen, von Jeſuiten und Mönchen in neueſter Zeit, von denen die Gazette des Tribunaux wimmelt, reich an charakteriſtiſchen Zügen und bietet dem Pſychologen und Moraliſten mehr als einen Moment zu ernſthaften Betrachtungen dar, während ſie andererſeits dem Kirchenhiſtoriker und Politiker Aufſchlüſſe über die geheimen Triebfedern gibt, durch welche die Ausbreitung und der Sieg der Reformation in jener Stadt und mittelbar dadurch auch in dem übrigen Flandern, verhindert worden iſt, die Verfolgung der Andersdenkenden aber, der Janſeniſten, Freimaurer und Liberalen jener Periode ſo viele bereitwillige Helfer fand. Eine in argloſer Geſinnung von Frauenzimmern eingegangene Verbindung, welche den frommſten Aushängeſchild für ſich hatte und durch feinſinnliche, myſtiſch-frömmelnde Orgien ſich auszeichnete, aber gerade dadurch, daß keine förmliche ſexuelle Ausſchweifungen juriſtiſch erwieſen werden konnten, einer größern Impunität ſich erfreute, — war lange Zeit der Mittelpunkt der religiöſen Reaktion; und derſelbe Mann, welcher die gutmüthig-leichtgläubigen Flamänderinnen ſo unbedingt leitete, gewann durch ſeine Predigten und Sermonen auch eine Herrſchaft über die Männer, welche ſogar der Prozeß mit all ſeinen aktenmäßigen Schlüpfrigkeiten nicht zerſtören konnte. Es dürfte daher nicht unintereſſant ſeyn, die Geſchichte der geheimen und öffentlichen Wirkſamkeit jenes Mönches, der, einer der heftigſten, beharrlichſten und

einflußreichſten Diener brutaler Gewalt von politiſcher und religiöſer Farbe, mit an den Ketten der Nation ſchmiedete, ſo daß er Galgen, Rad und Scheiterhaufen provozirte, und den Unternehmungen der Geuſen und dem Proteſtantismus ſich mit einer unverſöhnlichen Wuth entgegenwarf, hier etwas umſtändlicher mitzutheilen. Der Beifall, welchen einige früher darüber veröffentlichten Fragmente in der Aletheia und anderwärts erhalten haben, veranlaßt den Verfaſſer, es unbedenklich zu thun.

Wenn die Erzählung des Plaſtiſchen und Durchflechtigen, Ergötzlichen und Heitern in Menge enthält, ſo bringt es natürlich die Sache ſelbſt mit ſich; doch da ſich ausgezeichnete Männer, wie Philipp von Marnix, Gerard Brandt, dem die niederländiſche Reformations- und Gelehrten-Geſchichte ſo vieles verdankt, die ehrbaren Theologen Caſſander, Vulcanius, Reuter und Boileau, der Kritiker Baole und Andere damit befaßt, ſo trägt auch der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes keine Scheu, ebenfalls Hand an das Gemälde zu legen. In den Hauptdetails der Naivheit ſeiner flämiſchen Quellen folgend, bei denen er Manches eher gemildert, als hervorgehoben hat, gibt er die Thatſachen, wie ſie vorliegen.

Es darf nicht überſehen werden, daß „die Hiſtorie vom Bruder Cornelius" in Flandern, Holland und am Niederrhein eine Art Volksbüchlein bildete, wie Till Eulenſpiegel und die ſchöne Meluſina, und daß mehr als ein Kapitel in dem berühmten und weitverbreiteten „Römiſchen Bienenkorb" des Herrn v. St. Aldegonde zehnfach ſtärker aufgetragene Sachen enthält. Unter den Neuern haben der Cadiere'ſche Prozeß, von Pitaval und Kirchenhiſtorikern mehrfach bearbeitet, Voltaire, die Marokkaniſchen Briefe, Kratter über Galizien, A. Julius Weber, Wolff, Andere von Bücher, Theiner, Hitzig, Lizewsky, Gavius Passe-par-tout, von einem berühmten Kritiker erneuert, die Gazette des Tribunaux, Malten und An-

dere haben mehr oder minder ſolche Kriminalgeſchichten der Moral, um mich ſo auszudrücken, geliefert, bisweilen mit einer Rückſichtsloſigkeit des Ausdruckes, welche der Verfaſſer der gegenwärtigen ſich nicht erlaubte. Die durchſichtige Ausführlichkeit und die Anführung vieler kleinen Züge iſt zur Charakteriſtik des Ganzen nothwendig und gibt dem Prozeſſe gerade ein getreues Kolorit der Wahrheit.

Bruder Cornelis hat in Belgien auch jetzt noch Nachfolger genug, welche ſich der Unterweiſung und Seelenleitung des ſchönen Geſchlechtes auf jegliche Weiſe annehmen und daſſelbe bald zu materiellen, bald zu politiſchen Zwecken, im Namen der Religion, mißbrauchen *); und ebenſo fehlt es den, von dem unſaubern belgiſchen Elemente inſpirirten Nachbarn, dem Niederrhein und Weſtphalen, nicht an Leuten, welche das Pannier des Brudes Cornelis und ſeines weit raffinirtern Nachfolgers im 18ten Jahrhundert, des Pater Achazius von Düren **), gerne aufſtecken und zwar oft auf gröbere Weiſe, als im 16ten Jahrhundert geſchehen iſt. Wir wollen die Gründe des Hinzudrängens gewiſſer Damen zu marianiſchen und andern Schweſterbünden hier nicht unterſuchen; doch finden ſich gerade in dieſen Erſcheinungen manche

*) Indem dieſe ſchon vor einem halben Jahr geſchriebene Vorrede gedruckt wird, erhält man über das Miſſionsweſen in Tilff u. ſ. w. mehr als erbauliche Nachrichten.

**) Er war der Pater Henricus Goßler ſeiner Zeit, in Hinſicht auf Volksthümlichkeit und wunderbare Salbungskraft, abgerechnet, daß dem Magus von Paderborn in moraliſcher Beziehung nichts zur Laſt fällt. Die Akten des berüchtigten Prozeſſes wider P. Achazius, und ſeinen „Schweſternbund", welchen Napoleon, der vielen compromittirten Familien wegen, niederſchlagen ließ, wurden von Düren, Köln und Aachen aus, theils um Geld aus dem Archive des Gerichtshofes in Lüttich gekauft, theils entwendet. Vgl. die Zeitſchrift Aletheia, Jahrg. 1820.

räthſelhafte, andere aus neueſter Zeit erklärt und zugleich ſchlagende Belege für die Schädlichkeit des längern Fortbeſtandes der Ehcloſigkeit und der Ohrenbeicht bei dem katholiſchen Klerus. Die Schweiz und mehrere teutſche Staaten, die wir dießmal nicht nennen wollen, liefern zugleich eine reichhaltige Nachleſe, die wir vielleicht bei einem andern Anlaß aufzuführen im Stande ſind. Die „individuelle Freiheit" derjenigen, welche nun einmal Luſt tragen, ſich die Kapitel von der Buße, der Selbſtabtödtung und Demüthigung vor Gott auf die Weiſe, wie gewiſſe Prieſter und Jeſuiten ſie belieben, erklären zu laſſen, kann freilich, ſo lange kein öffentliches Aergerniß entſteht, nicht beſchränkt werden; aber man laſſe wenigſtens die Religion für Andere aus dem Spiel und pflanze die Fahne der 11,000 Jungfrauen nicht auf. Beſondere Beleuchtung werden aus der Geſchichte des Br. Cornelis auch der gegenwärtig in Belgien florirende und ſelbſt unter hohem Schutze ſtehende „Orden der blauen Büſſenden" ſo wie der Miſſionsklubb in Tilſit, bei welchem die Frauen eine ſo bedeutſame Rolle ſpielen, erhalten.

I.

Der Buſsorden des Bruder Cornelis.

Cornelius Adrianſen wurde zu Dordrecht in Süd-Holland im Jahr 1521 geboren, und verrieth ſchon frühe Anlagen zum geiſtlichen, beſonders aber zum Mönchsſtande. Nachdem er in den Franziskanerorden getreten, kam er, ungefähr gegen das Jahr 1548, nach Brügge in Flandern, wo es ihm ſehr wohl gefiel, und wo er, mit Leib und Seele Flamänder nunmehr geworden, über dreißig Jahre lang beſtändig ſich aufhielt.

Er wußte ſeine theologiſchen Kenntniſſe und homiletiſche Beredſamkeit auf eine Weiſe zu entwickeln, die ſich ſehr den Begriffen des gemeinen Volkes anſchmiegte, und bisweilen auch wieder mit glänzenden Farben zu prunken, da wo es galt, ſich neue Anhänger zu erwerben. Seine Predigten, in flämiſcher Sprache gehalten, hatten einen ungewöhnlichen Zuſtrom von Seite der katholiſch gebliebenen Bevölkerung; denn, wie aus der Geſchichte bekannt iſt, war ein ziemlich bedeutender Theil der Flamänder damals dem Proteſtantismus hold, und entweder heimlich oder öffentlich übergetreten; die Brügger theilten ſich in die geuſiſch-kalviniſtiſch-orangiſtiſche und in die päpſtlich-katholiſch-ſpaniſche Partei. Als einer der begeiſtertſten Sachwalter der letztern machte ſich Br. Cornelius bei jeder Gelegenheit geltend, und faſt alle ſeine Kanzelvorträge hatten einen polemiſchen Anſtrich. Daneben aber verſtand er es mit beſonderer Kunſtfertigkeit, durch aller-

lei myſtiſche Reizmittel auf die leichtempfängliche Phantaſie der Frauen einzuwirken, welche zu Brügge von jeher durch Frömmigkeit eben ſo ſehr, wie durch Schönheit ſich ausgezeichnet hatten. Cornelis hatte ſein Auge mit Wohlgefallen auf die vielen andächtigen Beſucherinnen ſeines Beichtſtuhls und ſeiner Predigten geworfen. Um nun ihnen und ſich zu genügen — wie ein Zeitgenoſſe ſich ausdrückt — beſchloß er die Errichtung eines ganz eigenthümlichen andächtigen Ordens unter ihnen, deſſen Zwecke und Beſchaffenheit aus nachſtehender Erzählung hervorgehen. Aber wir laſſen jetzt als vorzüglichſten Wegweiſer die Hiſtorie, mit allen ihren untergeordneten aber aufrichtigen Details, reden. *)

Gegen das Jahr 1553 befand ſich unter den Frauensperſonen, welche tagtäglich in die Sermonen des Bruders Cornelis liefen, eine tugendhafte und ſehr geachtete Wittwe, welche von Zeit zu Zeit ihre Tochter, die jung, ſchön und liebenswürdig von Weſen und Manieren war, mit ſich nahm. Eine Anzahl junger Frauenzimmer, welche mit ihr Bekanntſchaft geſchloſſen, unterhielten ſie viel über Bruder Cornelis und ſuchten ſie, wie noch einige andere Mädchen, zu ihrer Religion herüber zu bringen, nach der gewöhnlichen Neigung der Menſchen hiezu.

Dieſe hübſche junge Dirne hieß Calleken **) Peters und zählte damals kaum 16 — 17 Jahre. Nachdem ſie einige Zeit mit jenen andächtigen und chriſtlich geſinnten Mädchen freundſchaftlichen Verkehr gepflogen, und nachdem ihre Mutter erkannt hatte, wie ſehr das liebe Kind, durch dieſelben an Beredtſamkeit über gött-

*) Historie van Broer Cornelis Adriaensen van Dordrecht Minnebroeder binnen die Stadt van Brugghe. (Nach der Amſterdamer Ausg. 1596. 8.

**) Hochteutſch Katharinchen, (Kätherle) als bekanntes Diminutivum von Katharina.

liche und kirchliche Dinge zugenommen, überließ ſie dieſelbe ganz ihrer Geſellſchaft, ſo oft und ſo lange ſie nur wollte.

Calleken hörte darin ſehr viel von Obedienz, Unterthänigkeit und Gehorſamkeit, ſodann von heimlicher Disciplin und Pönitenz ſprechen. Zuletzt begann ſie zu fragen, was doch eigentlich an allen dieſen Dingen wäre? Die Andächtigen belehrten ſie über alles, mit Ausnahme der heimlichen Disciplin; „denn, — ſagten ſie, — mit dieſer kann Euch niemand ſonſt bekannt machen, als Bruder Cornelis ſelbſt, welcher es ſicherlich gerne thun wird, ſobald Ihr nur bei ihm beichten geht!“ Man rieth ihr demnach an, ſich ſelbſt zu ihm zu begeben und die nöthige Kenntniß von der fraglichen Materie ſich zu erwerben.

Cornelis ward davon benachrichtigt, daß Jungfer Calleken ebenfalls einer beſtändigen mägdlichen Reinigkeit ſich zu befleißen und unter ſeine heimliche Obedienz zu treten wünſche. Er ſetzte ihr daher einen Tag feſt, wo ſie zu ihm kommen ſollte. Calleken traf bei ihm noch zwei andere junge Mädchen von groſſer Schönheit, welche ebenfalls zur Unterweiſung in die Disciplin gingen, und inzwiſchen bei Bruder Cornelis ihre Beichte verrichteten. Dieſe hießen Aelken van der B. und Betken Pr.

Der Mönch fragte ſie nach der erſten Begrüßung: ob ſie wirklich in allem Ernſte daran denke, ihre jungfräuliche Reinheit und Säuberkeit zu bewahren und zu dem Ende unter ſeine Obedienz, Unterthänigkeit und Gehorſamkeit ſich zu verdemüthigen? Calleken antwortete: „Ja, ehrwürdiger Herr, das will ich!“ darauf begann Jener ihr den jungfräulichen Stand noch viel höher anzupreiſen, dagegen den ehelichen auf jegliche Weiſe noch viel ſtärker herunter zu ſetzen und zu verkleinern, als er in ſeinen Predigten thun durfte. Und nachdem er ihr lange und vielfach zugerathen hatte, in dieſem Stande

zu verbleiben, erſuchte er ſie vorerſt, (jedoch ganz mit Einwilligung ihrer Mutter) einen beſtimmten Tag in jeder Woche ihn zu beſuchen, um die nöthigen Unterweiſungen in der heiligen Obedienz zu empfangen. Calleken verhieß, nach beſtem Vermögen dieſem Antrage nachzukommen. Ihre Mutter ebenfalls ſtimmte freudig ein.

Bei dem nächſten Wiederſehen redete Cornelis das Mädchen alſo an: „Wohlan, mein Kind, nun müßt Ihr mir gehorſamlich alle Euere eiteln Gedanken und Begierden zu erkennen geben und nichts verſchweigen, auf daß ich Euch ſowohl von ihnen, als von den täglichen Sünden abſolviren und Euere mägdliche Reinigkeit unbefleckt und ſauber erhalten kann!“ Calleken gelobte, nach ſeinem Willen zu thun.

Nach ſechs bis ſieben Wochen Probezeit und Unterweiſung nahm ſie der Mönch feierlich zu ſeinem Beichtkinde an; ſie mußte, die Hand auf die Bruſt gelegt, einen Eid ſchwören, daß ſie ihr Lebenlang keinem andern Prieſter beichten wolle. Als dieß geſchehen, bedeutete ihr Cornelis, daß ſie nun in ſeine Disciplinkammer gleich andern Mädchen kommen und ſich zur Pönitenz vorbereiten könne. Dieſe Kammer hatte er in dem Hauſe auf dem Steinhauersdyk, bei einer Wittwe Frau Pr., bei welcher die oben angeführte Jungfrau Betken, nebſt einigen andern Mädchen wohnte, um die Kochkunſt und Anderes, zur weiblichen Bildung Gehörige zu lernen. Die Frau Pr. beſaß einen „guten Verſtand,“ ein angenehmes Aeußere und leitete ihr Inſtitut ſehr geſchickt.

Als Calleken zum erſtenmal in die Kammer trat, befahl ihr Cornelis bei dem Gelübde des Gehorſams, ihm alle Anfechtungen und Verſuchungen welche der menſchlichen Natur ſo eigen, zu beichten, und namentlich die unkeuſchen Träume, Gedanken und Begierden, welche der jungfräulichen Reinigkeit ſo ſehr zuſetzten, ungeſcheut ihm mitzutheilen, indem er nur auf dieſe Weiſe

Mittel finden könne, letztere zu beschützen. Weil aber Calleken nicht frei und aufrichtig genug zu seyn schien und es Cornelis vorkam, als wisse sie selbst nicht viel davon, so sagte er zu ihr: „Ba, ich bin überzeugt, daß euch alle die Unkeuschheiten und Unreinigkeiten, welche zwischen verheiratheten, fleischlichen Weltmenschen vorzufallen pflegen, bekannt sind; denn die Welt liegt so im Argen und ist dergestalt sehr verdorben, daß oft junge Mädchen von 8 bis 9 Jahren recht gut wissen, auf welche Weise sie in die Welt gekommen sind. Ba! ein Mädchen von 16 bis 17 Jahren, wie Ihr, sollte nichts von fleischlichen Versuchungen, Begierden, Quälungen zu sagen haben? Ba! Ihr hättet in der Welt bleiben sollen, Ihr wäret bald Mutter von 3 bis 4 Kindern."

Calleken stand mit glühender Schaamröthe nach diesen Worten vor Cornelis und schlug die Augen nieder, unfähig, eine Antwort herauszubringen, denn ihre Mutter hatte bisher auf das sorgfältigste vor allen eiteln, leichtfertigen und unehrbaren Aeußerungen und Handlungen sie bewahrt. Der Mönch fuhr fort: „O ba! darauf achte ich noch nicht. Die angeborne, verdorbene und gebrechliche Natur muß Euch in dem Alter, in welchem Ihr Euch befindet, den Befund dieser Dinge lehren; es ist unmöglich, daß Ihr nicht bisweilen fleischliche Anfechtungen und Kämpfe zu bestehen habet. Wenn Ihr sie nun aber aus Verschämtheit mir verschweiget, so kann ich Euch auch durchaus nicht absolviren. Meine Seligkeit hängt daran; darum bereitet Euch auf das nächstemal besser vor." Hiemit entließ er die Jungfrau wieder und beschied sie auf einen bestimmten andern Tag, was sie in Gottes Namen zusagte.

Bei ihrem dritten Besuche wiederholte Cornelis sein früheres Spiel mit Calleken; diese bemerkte ihm: Ehrwürdiger Vater, ich bitte täglich unsern Herrn Gott in meinem Gebete mit inbrünstigem und innigem Herzen,

daß er mich um seiner Gnade willen vor allen Versuchungen, Beklemmungen und Anfechtungen des bösen Feindes und des Fleisches bewahren wolle. Cornelis lobte solches sehr, meinte aber; sie müße den Herrn förmlich um Versuchungen, Beklemmungen und Anfechtungen bitten; ein Zustand, in welchem dieselben ausblieben, sey keine Heiligkeit zu nennen; dergleichen zu haben, sey eine Ehre, man müße die innerlich brennende Hitze hervorrufen in einer so ungleichen Natur wie Mann und Weib, um alsdann wie ein Block zu widerstehen. Was für ein Verdienst bleibe wohl bei einer Sache, von der man kein Gefühl habe? Sie, die Jungfrau habe auch Fleisch und Blut. wie andere Menschen; sie möge sich sehr vor Heuchelei und geistlichem Stolze hüten. Er erneuerte hierauf sein Gebot, ihm alle unzüchtigen Gedanken und alle wollüstigen Träume fein heraus zu beichten, um mit der heiligen Disciplin gesäubert und gereinigt werden zu können *).

Calleken empfand immer tiefere Schaam über das, was sie vernahm; Cornelis aber forderte sie auf, das Beispiel der übrigen Mädchen, die unter seiner Disciplin stünden, nachzuahmen und fragte sie feierlich: ob es ihr voller und ungeheuchelter Ernst sey, ihm ihr Seelenheil anzuvertrauen? Sie bejahte dieß kräftig. Nun wohlan, fuhr er fort, wenn Ihr mir Euer Seelenheil anvertraut, so könnt Ihr mir mit noch minderer Gefahr Euren irdischen, vergänglichen Körper anvertrauen; denn wenn ich Euere Seele selig machen soll, so muß ich vor allem Andern Euern Körper rein, sauber und fähig machen

*) Ein würdiges Gegenstück zu der hier geführten Sprache bildet die der neuesten Missionarien zu Tilff u. s. w. Vergl. die Schrift: „Ein Stück Jesuiten-Arbeit oder die Mission zu Tilff im Jahr 1838. Nach den Akten, aus dem Französischen. Berlin ꝛc. bei Mittler ꝛc.

zu allen Tugenden, Andachten und Pönitenzen: Iſt es nicht alſo mein Kind? Sie: Ja, es iſt ſo, ehrwürdiger Herr Pater! Er: Nun wohlan, ſo iſt vonnöthen, daß Ihr mir bei der heiligen Obedienz unterthänig ſeyn ſollt, auf die Weiſe, wie ich es Euch gebieten werde.

Hiemit ſetzte ſich Cornelis auf den Tritt des Bettes, das in ſeiner Kammer ſtand, etwa zwei Schritte weit weg von Calleken und befahl ihr, daß ſie, um jene, der heiligen Disciplin und Pönitenz ſo hinderliche Verſchämtheit beſſer zu überwinden, ihren Leib entblöße und ſich völlig auskleide. Das Mädchen antwortete erſchrocken: O würdiger Pater, wie ſollt' ich das zu thun im Stande ſeyn? wahrlich, ich müßte mich ja zu Tode ſchämen! Cornelis: Seht, mein Kind, das muß ſo ſeyn; unſer Beider Seligkeit hängt daran. Ueberwindet Eure Schaam! Calleken: Ehrwürdiger Pater, lieber will ich Euch alle meine Anfechtungen und fleiſchlichen Gedanken in Zukunft ganz und frei mittheilen, als das thun, was Ihr verlangt. Lieber will ich ſterben. Ich bitte Euch demüthigſt, erlaßt es mir!

Cornelis drang ungeſtüm in ſie, ſich zu fügen, und ſetzte ihr auseinander, wie es unmöglich ſey, jemals eine vollkommene Andächtige zu werden, ohne ſolche Selbſtdemüthigung. Sie ſey das erſte Mittel zu bequemem Empfange der heiligen und heimlichen Disciplin. Er foderte alſo ſchlechtweg denſelben Gehorſam, welche alle übrige Zuchttöchter ihm leiſteten, und er fragte ſie etwas empfindlich, ob ſie beſſer ſeyn wolle, als dieſe? Seufzend fügte ſie ſich jetzt in ihr Geſchick. Sie zog ihr Oberkleid und Mieder aus; als ſie aber im Begriffe war, auch das Unterkleid auszuſchnüren, fielen ihr die hellen Thränen aus den Augen. Cornelis ſprach ihr Muth zu, und gebot ihr, fromm und klug gegen die Schaam und die Heuchelei zu ſtreiten und einen Sieg zu gewinnen, der glorreicher ſey, als alle Triumphe und

Freuden der Welt. So fiel denn das Unterröckchen ebenfalls zu ihren Füßen; doch als ſie an das Hemd kam und der Mönch darauf beſtand, daß ſie auch dieſes ausziehen ſollte, überwältigte die Verſchämtheit ſie ſo ſehr, daß die glühende Röthe in tödliche Bleiche ſich verwandelte und ſie einer Ohnmacht nahe war. Cornelis, dieß gewahrend, ſprang mit den Worten: „Ach! mein Kind, ſollte Euch übel werden?“ ihr eiligſt mit einigen Spezereien und wohlriechenden Eſſenzen bei, die er für mögliche Fälle dieſer Art in einem daneben ſtehenden Schreine verwahrt hatte.

Als das Mädchen wieder zu ſich gekommen war, tröſtete und ermuthigte er ſie und befahl ihr, mit dem Bemerken, daß es für heute genug ſey, das nächſte Mal wieder zu kommen. Er verhieß ihr dabei den Beſuch von andern Frauenzimmern, welche mit gutem Beiſpiel in Ueberwindung der Schaam ihr vorangehen würden. Calleken, nachdem ſie ſich wieder angekleidet, ſicherte ihrerſeits dieſes Wiederkommen, ſo wie ein tiefes Schweigen über alles Vorgefallene zu.

Als ſie in ein paar Tagen wieder bei dem Pater erſchien, traf ſie wirklich die zwei ſchon früher genannten Jungfrauen, Aelken van der Br. und Betken Pr. in der Disciplinkammer, welche ſie freundlich begrüßten. Dieſe beiden hatten ihre Probezeit bereits beſtanden und waren in den letzten Grad des Ordens eingeweiht worden. Auf das erſte Geheiß des ehrwürdigen Mannes zogen ſie ſich ohne Bedenken aus und ſtellten ſich in völliger Blöße vor ihn hin. Calleken traute ihren Augen kaum, da ſie die beiden ſonſt als ſehr ſolide Mädchen kannte, und ſchien ungemein betroffen über die ſeltſame Art von Frömmigkeit. Cornelis aber ward nicht müde, das Glorreiche eines ſolchen Sieges über die ſo höchſt ſchädliche Verſchämtheit, welche alle Fortſchritte zur Tugend und Andacht hindern, zu rühmen. Er deutete auf die Nothwen-

digkeit hin, die innere Heuchelei zu beſiegen; doch ließ er es hiebei genug ſeyn.

Bei dem nächſten Beſuche ging es ſchon leichter. Zwar nahm auch dießmal Calleken die Suſpenſion ihres Anzugs nicht ohne tiefen Seufzer und äuſſerte Verſchämung vor; doch fiel ſie nicht mehr in Ohnmacht und überließ endlich dem Gottesmann den ungehinderten Anblick ihrer reizenden Geſtalt. Cornelis bezähmte für dießmal noch ſeinen heiligen Eifer und übte ſie, wie er es auch bei den Uebrigen gethan, noch einige Zeit im Entkleiden ein, ohne daß das Mädchen recht wußte, wozu die Sache eigentlich dienen ſollte. Sein Grundſatz war: ſeine Andächtigen müßten freiwillig die Schaam aufgeben, die Disciplin ſelbſt begehren und die Werkzeuge dazu ſelber mitbringen.

Mittlerweile ließen es die älteren Mädchen der Sodalität nicht an fleißiger Bearbeitung der Novizin fehlen. Sie fragten ſie ſorgfältig über alles aus, was zwiſchen ihr und dem Pater vorgegangen ſey und ſchienen verwundert, daß es immer noch beim bloſen Auskleiden geblieben. Calleken gab auf die Frage: ob ſie nun bald begriffe, um was es ſich handle? — zur Antwort: Sie habe wohl eine Ahnung davon; Beſtimmtes jedoch noch nichts erfahren. Da meinten die Uebrigen: wenn ſie die Disciplin noch nicht erhalten, ſo werde ſie ſolche noch nicht verdient haben. Ob ſie jedoch glaube, eine reinere Magd zu ſeyn, als alle Uebrigen? u. d. gl.

Callekchen wurde nicht wenig roth bei der Erwähnung der Disciplin und merkte aus den Andeutungen ihrer Freundinnen, daß es ſich um eine Gattung von Züchtigung handele, der ſie ſeit Längerem ſich entwachſen glaubte. Die Sodalinnen aber unterwieſen ſie ſo lange im blinden Gehorſam gegen Vater Cornelis, daß ſie in Alles ſich zu fügen verhieß, und mit voller Gemüths-

ruhe den heiligen Tag erwartete, welcher ſie der Vollkommenheit näher bringen ſollte.

Der Mönch hatte durch ſeine unaufhörlichen Reden über fleiſchliche Anfechtungen und weltliche, unreine Träume, über natürliche Begierden und ſinnliche Neigungen einen ſolchen Sturm in ihre Seele geworfen, daß gerade die Sachen, vor denen ſie ſich hüten und für welche ſie Buße thun ſollte, immer mehr vor ihre Sinne traten, und ihre Phantaſie erfüllten. *) Jetzt erſt hatte ſie etwas, was ſie beichten konnte und ſie fühlte dazu einen heftigen Gewiſſensdrang in ſich.

Sie erſchien demnach bald wieder bei Br. Cornelis und bekannte ſich als ſtrafbare Sünderin. Der Pater, hoch erfreut über ſolche Sinnesänderung, verkündigte ihr nun die Befähigung, ſowie die Nothwendigkeit, die heimliche Disciplin zu empfangen, und befahl ihr zu dem Ende, einen Beſen auf dem Markte zu kaufen, Ruthen davon zu machen und das nächſtemal ein Exemplar dieſer Sammlung mitzubringen.

Calleken, nunmehr über Alles aufgeklärt, gehorchte und erſchien bei ihrem Wiederbeſuch mit dem heiligen Inſtrumente verſehen, als eine „komplette Devotarige," wie jener ſie haben wollte; ſie erhielt dießmal von ihm in aller Form die auswendige Disciplin und ſprach zu dem frommen Texte, womit jener den Akt begleitete, ihr andächtiges Amen! Die Sodalinnen empfiengen, als die Ceremonie zu Ende, die neue Eingeweihte unter Glückwünſchen, wie eine Triumphatorin, und ſie ſelbſt war nun im Innern eigentlich froh, der ihr zugedachten Gnade gewürdigt worden und auf ſo leichte Weiſe abgekommen zu ſeyn; denn ſie hatte in der Angſt des Herzens Disci-

*) Man vergleiche damit die Akten über die Tilffer-Geſchichte und die ſchamloſen Predigten, an das weibliche Geſchlecht gehalten.

plinen im Geſchmacke und von der Strenge der Kloſterheiligen, oder doch von der Schärfe, mit der einſt die mütterliche Unterweiſung ſie begleitet, ſich vorgeſtellt; und ſiehe da, die von ihr in dieſem Glauben gewundene und überreichte tüchtige Ruthe hatte nur leicht ihren zarten Körper geſtriemt. So war ſie denn zu dem Verdienſte einer Büſſerin ohne allzu große Anſtrengungen gekommen. Ehe jedoch die erbaulichen Einzelnheiten dieſes geiſtlichen Exercitiums weiter mitgetheilt werden, dürfte es nicht unintereſſant ſeyn, zu vernehmen, auf welche Weiſe (dor welke proposten) der Mönch auch verheirathete Frauen und Wittwen ſeiner Disciplin unterthänig zu machen verſtand. Wir folgen auch hiebei in der Hauptſache den Akten.

Mehrere Ehefrauen waren durch die öffentlichen Sermonen des Bruders über die weltlichen Begierden und ihre Folgen ungemein beſtürzt und betrübt worden. Sie fühlten Scrupel und Beſchwerniſſe im Herzen, und erholten ſich Raths bei demſelben. Cornelis unterwies ſie freundlich und belehrte ſie über die Mittel, durch welche es ihnen möglich gemacht werden könnte, im häuslichen Stande fortzuleben und doch ihr Seelenheil ſich zu ſichern. Es ſey vor Allem nöthig, den ſinnlichen Neigungen und Begierden bei Ausübung des ehelichen Werkes zu widerſtehen; dieß halte freilich ſchwer, doch könne Rath dafür gefunden werden. Das Werk der eheligen Beiwohnung ſelbſt ſey zwar von Gott angeordnet, allein die verdorbene verſtümmelte Natur habe es verunreinigt und befleckt; darum ſey vonnöthen, es alſo zu gebrauchen, als gebrauche man es nicht, und in der Ehe alſo zu leben, als lebe man nicht darin. Freilich war nun dieß den guten Weibern eine unmögliche und übermenſchliche Sache; ſie kamen täglich mit weinenden Augen und klopfendem Herzen, dem Pater ihre Noth zu klagen. Er ſchickte darum ſich an, ihnen die gehörige Medizin zu verſchreiben. Denen,

die weder jung, noch beſonders ſchön waren, rieth er an, recht fleißig ihre Anfechtungen ihrem bisherigen Seelſorger zu beichten, um von ihm die Abſolution zu gewinnen; zu denen aber, welche er in ſeinen Orden wünſchte, ſagte er: in Anbetracht, daß ſie ſolchen innerlichen Sünden und Gebrechen ihres fleiſchlich geſinnten Körpers nicht widerſtehen könnten, müſte derſelbe mit einer äußerlichen Strafe und Pönitenz gekaſteit werden. Die frommen Seelen gelobten alles zu thun, was er ihnen auferlegen werde. Er ſtellte ihnen demnach eine Regel, wornach ſie alle Monate bei ihm zur Beichte erſcheinen und alle unkeuſchen Gedanken, Begierden und Handlungen, die ſie in Ausübung ihrer ehelichen Pflicht, oder ſonſt ſich hatten zu Schulden kommen laſſen, frei und genau zu offenbaren; je platter, freier und vollſtändiger ſie es thäten, deſto beſſer für ſie. Auch hierein fügten ſich die Frauen. Und nun nahm er ihnen, wie den Mädchen, einen feierlichen Eid der Verſchwiegenheit über die zu erleidende Buße und die vor der Welt geheim zu haltende Anſtalt ab. Er erklärte ihnen: ſolche Dinge, wie die gebeichteten, müßten äußerlich beſtraft werden, mittelſt „geheimer Disciplin und ſekreter Pönitenz“ (an Synonymen und ſequipedalen Worten war Bruder Cornelis immer unerſchöpflich); die fleiſchlich geſinnten Weltmenſchen verſtünden und begriffen aber freilich nicht, was des Geiſtes ſey und würden es, wenn ſie die Sache erführen, ärgern, auch an Verunglimpfungen und Verdächtigungen es nicht fehlen laſſen. Darum ſey das tiefſte Stillſchweigen gegen Jedermann, zu Hauſe, in der Beicht, und wo immer ſonſt, im Intereſſe des Ordens ſelbſt, erforderlich. Wenn nun alles dieß geſchehen, beſtellte Cornelis ſeine Kandidatinnen in das Haus der Näherin Calle *) de Najeghe, welche

*) Ebenfalls ein niederländiſches Diminutiv von Katharina.

ſein Vertrauen beſaß. Ihr Haus ſtand nahe bei dem Kloſter in der Eſelſtraße und ein geheimer Ausgang führte durch einen kleinen Weingarten in daſſelbe. Hier hatte er ſeit dem Tode der Frau Pr. ſeine Zuchtwerkſtätte aufgeſchlagen, und fand ſie um ſo bequemer, als man nur ihn, nicht aber die Frauen hinein gehen ſehen konnte.

Wenn die Frauen nun das erſtemal zur Calle kamen, empfing dieſelbe ſie gravitätiſch und ſetzte ſie von dem Mechanismus der gottſeligen Operation in Kenntniß, dadurch, daß ſie ihnen eine Ruthe überreichte, bedeutend: mit dieſer würden ſie von Br. Cornelis die Züchtigung empfangen; für die künftigen Beſuche hätten ſie ſelbſt ſich einen Beſen anzuſchaffen, und jedesmal eine gewundene Abtheilung davon mitzubringen. *) Cornelis kam mit dieſer Parthie von Devotarigen früher ins Reine als mit den Mädchen, indem er ihnen mehr Muth und Erkenntni[illegible] ihrer inneren Neigungen, ſomit auch mehr Demuth und [illegible]nirſchung, zutraute. Er erließ ihnen die langen Ein[illegible]mi jungs-Präliminarien, und begann alſogleich zu den Angekommenen mit feierlicher Weiſe zu ſprechen: „Wohlan, meine Tochter! um die heilige Disciplin und geheime Pönitenz bequemer zu empfangen, iſt es vonnöthen, Euren Körper zu entblößen. Ich befehle Euch demnach, „die Kleider auszuziehen.“ Die guten Frauen wurden freilich hierüber etwas roth; und nach einer Stelle bei Meetern konnten mehrere von ihnen nicht gleich dazu beredet werden; doch war der Schritt einmal geſchehen; ſie gehorchten, und wurden in dem Geſchäfte von der dienſtfertigen Nätherin unterſtützt, welche die Garderobmeiſterin bildete auch wahrſcheinlich die erſte geweſen war, bei der Cornelis ſeine Lieblingstheorie in Anwendung gebracht hatte, und welche ſehr viele Aehnlichkeit mit der Mlle. Guyol

*) Meeteren treibt hierüber grauſamen Spott.

P. Girards aufweist. Wenn sie nun dastanden, wie Cornelis es wünschte, mußten sie mit der Ruthe in der Hand sich vor ihn hinstellen oder hinknieen, die Disciplin ihm selbst darreichen, und demüthiglich ihn bitten, ihren sündigen Leib züchtigen zu wollen. Solches that denn auch der unverdrossene Hüter der Seelenreinheit, jedoch sehr langsam, mit einer Anzahl kleiner Schläge, *) welche nicht sehr wehe thaten, während er allerlei Texte aus alten Büchern anführte, darin vom Geisseln die Rede ist, und besonders solche, worin bemerkt wird: Gott ziehe die Demuth Jener, die sich selbst entblößten, den Schmerzen vieler harten Streiche vor. **) Dieselbe Sprache führte er auch den armen bethörten Mädchen gegenüber, so oft er ihnen den Schilling verabreichte.

Zur Winterszeit, wenn die Kälte seinen Beichttöchtern es wehrte, sich völlig zu entkleiden, entschloß sich Cornelis zum summarischen Verfahren. Die Damen mußten über ein großes Polster, die Hände auf Kissen gestützt, sich legen; hierauf (doch es rede statt unser des fromme Kirchenrath Bucher in seinem unnachahmlichen ächt-bayerischen Humor) „bestrebte er sich mit väterlicher Hand unter ihren Unterröcken herum zu blättern, dieß und die weiße Wäsche während der geistlichen Executio

---

*) In naturalibus disciplinae capacioribus drückt ein Beichtspiegel sich irgendwo aus. Soto Major, Sanchez u. A. geben darüber gründliche Auskunft.

**) Non quidem asperatis et nodosis funibus verberabat, sed nudata eorum femora et nates, inhonestis vibicibus rorante virgis betuleis aut vimineis, ictibus molliter inflictis, perfunctabat. Boileau, Hist. Flagellantium. Ludwig XIV. las dieses Buch mit großem Vergnügen, nachdem es eigens für ihn zuvor ins Französische übersetzt worden. Mémoires du Duc de St. Simon.

Der französische Uebersetzer hat die Stelle schlecht verstanden wie Bayle mit malitiösem Scharfsinn auseinander gesetzt.

ihrer Dienſte völlig zu ſuspendiren, und dann die auf dieſe Weiſe zur Zucht fertigen Delinquentinnen in puris naturalibus mit der Ruthe heimzuſuchen; um auf dieſem Zunder der Sünde Feuer der Buße zu ſchlagen, dem Teufel den Daumen auf das rechte Auge zu drücken, den Kitzel des Fleiſches zu kaſtigiren und aus dieſen Revieren die Wohlluſt hinaus zu ſtäupen. „O Demuth über Demuth! o züchtigende Vaterhand! o heroiſcher Beſtrafer der Wohlluſt! o engelreiner Beförderer der Unſchuld!“ *) riefen die Büſſerinnen einmüthig, und mit inbrünſtigem Herzen lagen ſie unter ſeiner Zucht.“

Das Nämliche that er auch zur Sommerszeit den Verheiratheten, welche nicht lange von Hauſe wegbleiben und mit der Toilette ſich befaſſen konnten, oder den Wittwen und ſelbſt den älteren Mädchen, die ſchon längerer Zeit unter ſeiner Disciplin geſtanden waren. Ja er ließ es wohl gar zu, daß dieſe letzteren die Stäupe von der Hand der Calle bekamen, welche vermuthlich die Streiche weniger abzuwägen pflegte, als der ehrwürdige Direktor der Anſtalt, und mit ironiſcher Strenge ſeiner Toleranz und Milde gegen die ſchönen Sünderinnen bisweilen nachhalf.

Die Wittwen, — um auch von dieſen zu ſprechen — nämlich die von der noch hübſchen und friſchen Abtheilung, hatte Cornelis ebenfalls in ſeinen Orden, ohngefähr auf dieſelbe Weiſe, wie die Frauen, gebracht, und in ſeinen Predigten und Privatunterweiſungen die großen Hinderniſſe auseinander geſetzt, welche ſich in ihrem Stande der Bewahrung innerer Reinigkeit entgegen ſtellten. Weil die Erinnerung an die genoſſenen Vergnügungen ſie überall und jederzeit verfolge, hätten ſie mit mehr Anfechtungen

*) Faſt alle dieſe Ausdrücke ſind ipsissima verba belgiſcher und baieriſcher Jeſuiten, wenn ſie von dieſer Materie reden. In gleichem Style ſprach auch Pater Achazius mit den Damen von Düren, Aachen und der Umgegend bei ähnlichen Akten.

zu ringen, als die Jungfrauen, ſo des Werkes noch nicht gepflogen. Aber in demſelben Grade ſey auch ihr Verdienſt größer, als bei den Mädchen und den Frauen, wenn ſie ſolche Anfechtungen zu beſiegen verſtünden. Die heimliche Pönitenz diene als treffliches Mittel zur Säuberung u. ſ. w. Kurz, er nahm ihnen das gleiche Gelübde ab, ſtellte ſie, wenn ſie alle Bedingungen eingegangen, in ſeine Devotarischap und kaſteite ſie, gleich den übrigen, mit den von ihnen ſelbſt verfertigten Bußwerkzeugen, nachdem er zu bequemem Empfang des Verordneten in ihrer Toilette einfach die nöthigen Anordnungen vorgenommen, und daher ſie, wie die Frauen, unmittelbar in Scene geſetzt hatte. *)

Einer der tugendhafteſten und berühmteſten Männer des Staats, der Wiſſenſchaft und der Kirche in dieſer Periode, der Bibel- und Pſalmen-Ueberſetzer Philipp v. Marnix, Herr v. St. Aldegonde, theilt in ſeinem von dem ehrbaren Wachler, ſowohl wegen des ſatyriſchen Witzes als der Verdienſte um die Proſa ſo hochgehaltenen Meiſterwerke: „Der Bienenkorb der römiſchen Kirche" eine noch plaſtiſchere Variation in der Art und Weiſe mit, wie Cornelis ſeine Damen zu behandeln pflegte.

In dem I. Kapitel des III. Buches (über die Ohren-

*) Es iſt auf dem Titelblatt der einen Ausgabe ein ſchlechtes Kupfer vorhanden, welches den ergötzlichen Akt beleuchtet; etwas beſſer iſt der in Gottfrieds Chronik befindliche, welcher auf der einen Abtheilung den Pater im Beichtſtuhl mit einer Dame weist, während auf der andern hier mehrere Sodalinnen mit dem Anzug beſchäftigt ſind, dort aber eine junge Frau gerade ſich der Disciplin darbietet. Ihre Freundin, mit etwas melancholiſcher Miene, ſteht daneben und harrt der Dinge, die da noch kommen werden.

Cornelis verrichtet ſein Amt mit ruhiger Würde und gravitätiſchem Behagen. Aber der Faun guckt durch den geiſtlichen Ernſt hindurch.

beicht) heißt es unter Anderm: „Für's Zweite iſt die Ohrenbeicht ohne Zweifel ein paar Augen werth, damit ſie (Pfaffen und Mönche) in die innerſten Buſen der jungen Maidlin und betrübten Frauen ſehen und taſten können; dadurch ihre Heimlichkeit zu erkundigen und zu erfahren, und ihnen darnach ſolche liebe Buße aufzulegen, daß ihre geängſtigten Gewiſſen getröſtet und ihre Herzen merklich erleichtert werden. O wie manchmal haben die heiligen Pfaffen und Mönche den betrübten unfruchtbaren Fräulein in ihrer Ohrenbeicht ſo guten Rath gegeben, daß ſie dadurch bald fröhliche Mütter worden ſind, und von derſelbigen Zeit zu ihren heil. Beichtväter ſolch' innerliche Lieb', als zu ihren eigenen Männern ſelbſten, bekommen. Ja es war noch auf dieſen Tag ein guter heiliger Graubruder zu Brugck, mit Namen Bruder Cornelius der Geißler, der durch Mittel dieſer heil. Ohrenbeicht eine große Menge Weiber ihres Fleiſches abzuſterben und ſich zu demüthigen auf ſolche Weiſe zu lehren pflog. Nämlich, daß ſie zu Vollſtreckung ihrer Buß und Abſolution ihrer Sünden, mutternackend auf Händen und Füßen zu ihrem heil. Beichtvater mußten kriechen, und wann er merkt', daß das Fleiſch nit genugſam abgeſtorben war, nahm er eine Ruthe und kapitelte ſie hinten her, damit ſie vollkommene Buße gewirkt hatten; derohalben man ein ganz Buch von dieſer Bruder Corneliſchen neuerfundenen Büßung mit Ruthenſitzen und ſeinen wüthigen ſchandhuriſchen Predigen hat beſchrieben; welches in Kürze Jeſuwalt Pickart, ſeinem Ordensbruder, dem Hennengreifenden Frater Naſen, ſamt dem heil. Brotkorb der würdigen römiſchen Heilthumsbrocken, wird wiſſen zu verehren. Seht doch, wenn die heil. Ohrenbeicht ſollte abgeſtellt werden, wie ſollte doch dieſer Maidlinſitzer die lieben Fräulein zu ſolcher Andacht und Abſterbung haben können bringen?" *)

*) Jeſuwalt Pickart: Bienenkorb der heil. röm.

Am aller boshafteſten aber lauten die Schilderungen in den zu Brügge mehrmals verbreiteten Pasquillen und Reſreynen, welche die züchtige teutſche Sprache und der Anſtand zu wiederholen verwehren. *)

Wie in die Augen ſpringend raffinirt nun auch dieſe Handlungen des Bruders Cornelis, an und für ſich

Kirche. S. 175 — 176. Die andere teutſche Ueberſetzung, mit Ph. v. Marnix's Namen und allerlei boshaften Randgloſſen iſt gleichlaufend mit dieſer und beinahe noch ſtärker.

*) . . . maen mochten ontaen
Met sule een discipline, want hy macet haer vroet.
Dat zy moeten in seker plaetse gaen,
Daer zy op haer billen sonder den brits ontfaen.
Want elck moet, seyde hy, lyden in't let, dat sonde doet.
Daer quamen dese Bieckkinders ter Penitentie,
Volk apart, en mosten haer voegen en stellen
Om te ontfaene, naer Pater's inventie,
Slaghen of slaerkens, teer eerden neder vellen.
Het dickste om hooghe, die cleederen opgesoldegen.
Ick geve te raden alle goede ghesellen,
Wat vremde vertooch hy daer heeft verreghen.
Hoe menige soorte van doelen wes bedeghen
Hy daer aen schout heeft, en wat schoon der spektakle
Daer hy hem voor heeft neder gheboocht, gheknielt en
gheneghen,
Daer speculierde hy, als die Astronomen plegen,
In de sterren te sieue, docht hem mirakle
Daer sach hy de secreten van dit tabernakle enz enz.

Der Verfaſſer dieſer Verſe (auf das Zeugniß der Nichte eines berichterſtattenden Freundes ſich berufend, welche mit in der Reihe jener leichtgläubigen Seelen ſich befunden) behauptet auch, daß er den Frauen ſogar den Gebrauch ihrer ehelichen Rechte für gewiſſe Tage in der Woche verwehrt und diejenigen, welche ſein Verbot nicht gehalten, oder ſtärkerer Fleiſchesneigungen ſich angeklagt, etwas ſtärker geſchlagen habe, als die andern. Ueberhaupt zeigte ſich C. als groſſen Feind des Eheſtandes, wie ſchon im Eingang der Geſchichte erzählt worden iſt.

betrachtet, waren, ſo hütete er ſich doch ſehr, ſeinen Devoten irgend einen Anlaß zur Klage zu geben, und genoß die Annehmlichkeiten, welche die Direktion des alſo beſtallten Ordens ihm gewährte, mit Beſcheidenheit und Behagen. Jedes neue Jahr, ja jeder Monat führte ihm neue Sodalinen zu, da der Ruf ſeiner Frömmigkeit, Weisheit und ſalbungsvollen Gewiſſenleitung durch die ſchon Eingeweihten überall hin verbreitet und die Friſchangekommenen ſtets ſo bearbeitet wurden, daß es ihr eigener freier Wille war, ſich den Beſtimmungen des Ordens zu unterwerfen, und ſie mit einer Art Sehnſucht der ſeltſamen Disciplin entgegen ſehen, ſobald ſie eine Zeitlang Unterricht empfangen hatten.

Die Blüthe der ſchönen Welt aus allen Ständen der Stadt Brugge ſah man dabei repräſentirt und Gräfinnen und Baroneſſen, welche in der großen Geſellſchaft eine bedeutende Rolle ſpielten und deren Männer mit ungemeſſenem Stolz an der Spitze der politiſch-kirchlichen Parteien ſtanden, mit Selbſtverläugnung eben ſo gut als reiche Kauffrauen und ſchlichte Bürgerstöchter, ſich in die Phantaſie des Mönches, als in einen Akt der Gottſeligkeit, fügen, wozu vielleicht nichts in der Welt ſonſt ſie hätte beſtimmen mögen. Da geiſtliche Exercitien, Andachten und Bündniſſe in jener Zeit (wie auch ſpäter noch lange) üblich waren, ſo erregte der Zulauf zu des Paters Beichtſtuhl keinen Verdacht und die zweite Abtheilung der Sache ward ſtets behutſam und entweder einzeln, oder in kleineren Gruppen vorgenommen.

Peter Bayle, welcher ebenfalls der Geſchichte des Cornelis einen eigenen Artikel geweiht hat,*) ſtellt mit der ihm in ſolchen Materien gewöhnlichen Unbefangenheit und ergötzlichem Sarkaſmus ausführliche Betrachtungen über die eigentliche Beweggründe an, welche den Mönch wohl

*) Dictionnaire historique et critique. II. C. Hadrien.

veranlaßt haben konnten, ſolche Attentate gegen den Anſtand und die Würde des weiblichen Geſchlechtes zu vollführen. Er glaubt nicht, daß Cornelis Adriaenſen Viſionair genug geweſen ſey, um im Ernſte ſich einzubilden, daß einige Ruthenſtreiche auf den entblößten Leib ſeiner Beichttöchter eine beſondere Kraft in Bezug auf die Abbüßung und Tilgung ihrer Sünden ſelbſt gehabt haben könnten; vielmehr behauptet er, ſey die Sucht, allem eine ſchlimme Auslegung zu geben, ſo allgemein, daß nur wenige Leute nicht der Anſicht huldigten, das Benehmen jenes Mönches ſey keinem andern Prinzipe zuzuſchreiben, als dem, was man die Neugier nach der Beſchaffenheit der Freuden eines Dritten (curiosa in gaudia alterius indagatio) zu nennen pflegt, in welchem auch der letzte Grund des Reizes zum Ehebruch liege. Wenn es wahr iſt — fährt er darauf fort — daß in der erſten Kirche die (ſchon erwachſenen) Perſonen jedes Alters und Geſchlechtes, welche die Taufe empfingen, ſo nakt wie Gott ſie erſchaffen, ſich hinſtellen mußten, ſo könnte man leichter begreifen, wie dieſer Menſch, mittelſt ſeiner Ueberredungsgabe und hinreiſſenden Frömmigkeitsmiene, mit ſeinen Beichttöchtern zum gewünſchten Ziele bringen konnte. Das Sakrament der Buße — ſagte er vielleicht zu ihnen — muß wie jedes andere empfangen werden. Die Ruthenſtrafe, zu welcher ich Euch verurtheile, macht einen Theil des Sakraments der Buße aus; ſomit müßt ihr Euch zu dem Behufe entkleiden u. ſ. w. Er glaubt daher, daß Meteren, aus deſſen Beſchreibung er allein die Geſchichte des Bruders Cornelis gekannt zu haben ſcheint, den richtigen Punkt in dieſer Beziehung getroffen.

Noch merkwürdiger führte er eine Thatſache an, welche Heinrich Stephan in ſeiner Schutzſchrift für Herodot erzählt. Man kam nämlich (in frühern Zeiten der chriſtlichen Kirche) ſo weit, daß die Biſchöffe das Recht hatten, nach vollzogener Ohrenbeicht die Theile des

Körpers von demjenigen zu befühlen, welche das Werkzeug des gebeichteten Uebels gebildet hatten. Als nun einſt ein Biſchof ſich darüber, als einen höchſt unanſtändigen Akt, beklagte, daß man Männer und Frauen zur Entblößung der geheimen Körpertheile zwinge, erhielt er von andern Autoritäten zur Antwort: Wenn es nicht für unanſtändig erfunden werde, daß die Beichtväter mit den Augen des Geiſtes, welche weit koſtbarer ſind, als die des Leibes, nicht nur die Glieder, wodurch die Sünde verübt worden, ſondern die Sünde ſelbſt, mittelſt der Bekenntniſſe in der Beicht, zu ſehen bekämen, ſo könne man in obigem Falle noch weniger etwas der Dezenz zuwider Laufendes erblicken. Ja man behauptete weiter: da der Beichtvater den geiſtlichen Arzt vorſtelle, ſo dürfe er mit demſelben Rechte, wie der phyſiſche, die Körper ſeiner Patienten unterſuchen und betaſten. Dieſe abgeſchmackte Auslegung ſollte noch durch eine Stelle der heiligen Schrift, nämlich, wo Jeſus zu den geheilten Ausſätzigen ſpricht: „Geht und zeiget euch den Prieſtern!“ unterſtützt werden; als wenn dieſes ſich Zeigen den Begriff der vorangegangenen Entkleidung in ſich ſchlöße.

Man erſieht hieraus, daß die Meinung Bayle's, auf die Anſichten mehrerer Vorgänger geſtützt, auf jeden Fall den Bruder Cornelis als mala fide bei ſeinen Bußübungen zu Werke gehend betrachtet. Er iſt darin milder, als Philipp von Marnix, welcher dem Mönche noch andre Abſichten zu unterſchieben ſcheint*). Dieſe ſind jedoch ſchlechterdings nicht zu erweiſen geweſen und es beſchränkt ſich ſomit das Syſtem des Franziskaners in der Auslegung auf eine bloſe Liebhaberei, gemiſcht aus Sinnlichkeit und Lüſternheit und vielleicht Myſticismus, da nicht einmal die von Aerzten und Pſychologen anderweits erklärte Flagellomanie dazu kommen kann, indem

*) Der Bienenkorb, teutſche Ausg. S. 260.

ausdrücklich und übereinstimmend gemeldet worden, daß
er die Devotarigen nur sanft geschlagen. Die cynischen
Reden und Sitten des Paters verhindern beinahe anzu
nehmen, daß ein künstlerischer Schönheitssinn, der durch
lüsternen Mysticismus erzeugt und genährt worden, ihn
zur Vornahme der beschriebenen Handlungen verleitet
doch war er vielleicht bei allem groben und schmutzige
Aeussern desselben nicht ganz entblößt und seine Mani
findet eine Art Erklärung in dem Umstande, daß d
Damen von Brügge besonders hinsichtlich jener Körpe
formen im Rufe klassischer Schönheit (selbst in gerein
ten Volkssprüchwörtern) standen *), welche vorzugswei
dem Br. Cornelis zu gefallen, das Glück gehabt zu hab
scheinen. Eines der Pasquille, welche später auf sei
Rechnung vorbereitet wurden, sagte dieß ausdrückl
und erklärten: die Geisselung sey mehr eine Zugabe u
ein Vorwand gewesen: um die entschleierten Reize, (di
nigen zumal, welche Luzian und Wieland, Smollet u
Heinse so sehr bewundert,) nach Gutdünken zum Geg
stande seiner plastischen Kritik zu machen.

Wenn der plastische Beweggrund einen der vorz
lichsten bei dieser Disciplina gynopygica bildete, so
noch ein anderer, der der Neugierde nach den innern
heimnissen des schönen Geschlechtes, den seruellen P
betreffend, hinzu, und dieser Reiz scheint fast eben so
gewesen zu seyn, wie der andere. Dieser ist es auch,
cher vom Standpunkte der Moral aus den Mönch bei we
strafbarer macht, als alle übrigen, welche, die Ohrenb
mißbrauchend, in diesem Gebiete gemuckert h
Der Kitzel an den schlüpfrigen Erzählungen der Fr
tritt augenscheinlich hervor, und da C. ihn sorgfältig u
hielt und die armen Opfer auf methodische Weise

*) Doch müssen sie diesen Vorzug bisweilen mit den Li
rinnen theilen. Ein plattdeutscher Reim spricht diesen Vorzu

bearbeitete, ihm alles unverschämt herauszusagen, und wohl gar die unreinen Begierden, Bilde und Träume selbst in ihnen weckte, für welche er sie büßen wollte, so ist nicht leicht eine gröbere Verhöhnung der Sittlichkeit aufzufinden, als in gegenwärtigem Falle, und nur die schamlose Casuistik eines Sanchez, welche so lange Zeit im Beichtstuhle der Jesuiten praktisch wirksam war, so wie die Verirrungen des Molinismus, bilden ein würdiges Gegenstück dazu. Immerhin aber hat Cornelis das für sich voraus, zum mindesten seine unwürdige und unchristliche Theorie nicht in eigenen Schriften, wie jene, niedergelegt und somit auf allgemeinere Verbreitung raffinirter Grade von Sinnlichkeit hingewirkt zu haben, welche das Sakrament der Buße doch, seiner Bestimmung nach, zu dämpfen eingesetzt worden ist.

Genug, Pater Cornelis setzte seine geistlichen Anstrengungen vom Jahre 1553 bis zum Jahre 1558 ununterbrochen und ungestört fort; als plötzlich ein ganz unbedeutender Vorfall eine ihm höchst verdrießliche Episode veranlaßte und die erste Ursache zur nachmaligen Desorganisation seiner erbaulichen Anstalt wurde.

II.

Die Zweifel und die Opposition. Die Entdeckung und das Exil.

Im Verlaufe des letztgenannten Jahres hielten die älteren Mädchen und Wittwen, welche zuerst sich in den Zuchtorden begeben hatten, ihren Jahrs- und Freuden-Tag, welcher regelmäßig gefeiert wurde. Sie versammelten sich bei Jungfrau Pr.; jede von ihnen brachte etwas Gutes zu essen und eine Kanne guten Weines mit. Der

ehrwürdige Direktor fehlte nicht und gestattete gern die Fröhlichkeit, welche in Liedleins und Reflexionen sich aussprach; zuletzt ward er selbst, von den Genüssen der Tafel und des Glases so lebhaft gestimmt, daß er eine ungewöhnliche Lustigkeit in sich verspürte, die Jungfrau Pr. bei der Hand nahm, um einen Tanz mit Ihr auszuführen. Fräuzchen Vougenaers, welche eine besonders schöne Stimme hatte, sang eine Galliaerde (den damaligen Lieblingstanz der Niederländer) dazu. Cornelis zeigte sich als sehr geschickter Tänzer und spielte den Galanten so glücklich, daß er, als die Tour zu Ende war, seinen Arm um den Nacken der jungen Dame schlang und sie küßte *). Diese dachte gar nichts arges dabei, ja sie fühlte sich sogar durch diese Auszeichnung geschmeichelt und die Historie meldet ausdrücklich: sie habe ihn mit freundlichen Augen angeblickt.

Die Scene ward jedoch nicht von allen Anwesenden gleich beurtheilt, vielmehr erregte sie bei einer derselben, Jeannette M., welche die erotische Gefühlsanwandlung des Paters bemerkt hatte (vielleicht aus Eifersucht), kein kleines Aergerniß und wurde einer nach der andern in's Ohr geraunt. Auch unser schönes Callekchen, welches wir inzwischen ganz aus den Augen verloren, und welches gerade in dem Augenblicke der Trennung der Gesellschaft über die flämische Brücke ging, um ihre, in der Nähe des Klosters wohnenden Baasen, Berken Pr. und Aelken von der V., zu besuchen, war in das Geheimniß eingeweiht worden und theilte derselben, gleich nach der ersten Begrüßung, den erlebten Skandal, so wie ihre Betrübniß darüber mit.

Wir haben der vielen Mühe erwähnt, welche Pater Cornelis mit diesem Mädchen vor fünf Jahren gehabt hatte, bis sie ganz für seinen Orden zugerichtet worden. Dem ehrwürdigen Manne war der Tag ein wahrer Freudentag gewesen, an welchem die letzte Hauptprobe glück-

lich überſtanden worden und die Jungfrau der letzten ſchützenden Verhüllung ſich begeben; noch mehr aber derjenige, wo ſie zuerſt ihrer liebenswürdigen Schwachheiten ſich angeklagt und, völlig bußfertig und um Strafe flehend, ſich dem Gewiſſensrathe genaht hatte. Cornelis machte damals mit ſeinen angedeuteten Sprüchen und narkotiſchen Reizmitteln, wie ſchon geſagt, ſeine Sache ſo gut, daß das ſchöne Mädchen, nachdem es den erſten zierlichen Schilling*) von ſeiner Hand erhalten hatte, eines der eifrigſten Mitglieder des Ordens wurde.

Nichts deſto weniger war ſie die erſte unter ihnen, welche Verdacht über die Reinheit der Geſinnungen des Paters in dieſer Sache ſchöpfte. Ihr geſunder Verſtand fing an, dieſelbe kritiſch zu unterſuchen. Zuerſt ſtieß ſie ſich an der großen Heimlichkeit und Vorſicht, womit die Disciplin betrieben wurde. Sodann ſcheint es, daß ſie ein feines pſychologiſches Auge beſeſſen habe, welchem die Wohlgefälligkeit nicht entging, womit Cornelis die ſchlüpfrigen Geſtändniſſe ſeiner Beichttöchter anzuhören und die entſchleierten Geſtalten, die zum Empfang „der auswendigen Pönitenz" ſich ihm näherten, zu betrachten pflegte.

*) Dieß iſt der deutlichſte Beweis, daß es dem Pater, ſo cyniſch auch ſeine Sprache und Haltung im Ganzen ſonſt war, an Schönheitsſinn und Gewandtheit keineswegs fehlte.

**) Bekanntlich der Lieblingsausdruck der Jeſuiten, zumal in Baiern und Oeſterreich, für dieſe Art von Beſtrafung, worüber der katholiſche Geiſtliche und Schuldirektorial-Rath A. von Bucher in München, in ſeiner Geſchichte der Jeſuiten, ſo humoriſtiſche und ergötzliche Kommentare liefert. Dieſes Mittel gegen den verkehrten Zeitgeiſt wird auch in neueſter Zeit wieder eifrigſt in gewiſſen Schulen und bei Buß- und Andachts-Uebungen von den frommen Männern, welche die urſprüngliche Reinheit des Katholicismus herzuſtellen berufen ſcheinen, mit Glück und Beifall gebraucht und der willigen Proſelytinnen finden ſich hiezu genug, aus verſchiedenen Gründen.

Vielleicht gaben ihr auch der Vorzug und die größe
Aufmerksamkeit, so der fromme Mann der einen un
andern seiner Sodalinnen schenkte, Anlaß zu Strupel
Ebenso ist die „Leichtfertigkeit," von welcher der Geschich
schreiber van Meeteren spricht, daß sie an Cornel
verspürt, nicht recht klar, nämlich ob sie passiver od
aktiver Art gewesen. Zu diesem kam noch die in d
Augen springende Parteilichkeit, bei Verspendu
der heiligen Disciplin, sobald es sich um das Alter d
ihr unterworfenen Personen handelte. Der Eifer des P
ters richtete sich, wie wir gehört, hauptsächlich den jü
gern Mitgliedern zu, während er diejenigen, welche lä
gere Zeit im Orden gestanden, summarischer abhandel
oder gar nur von der Calla besorgen ließ. Wenn
daher anfänglich auch nicht mit Bestimmtheit sich überzeug
konnte, daß hier eine von reingeistlichen Regungen f
verschiedene verwalte, und sie vielleicht den sinnlichlüst
nen Beigeschmack mehr als zufällig und als wahrsche
lich (weil natürlich) voraussetzte, so stieg doch nach u
nach ein Widerwille gegen die Sache in ihr auf und
empfing die Disciplin fortan nur ungern und mit m
derer Demuth, als zuvor. Der Gedanke, warum Calla ni
eben so gut die jüngern Mädchen als die ältern, und
Frauen und Wittwen expediren könne; warum ni
überhaupt eine weibliche Hand schicklicher zu dem
als eine männliche und, wenn das Polster mit der
fertigung brevi manu bei gewissen Individuen hinreic
gerade die völlige Entkleidung der Andern durchaus n
wendig sey, bestärkte sie vor Allem in ihrer Opposi
gegen den Direktor der Devotarischap.

Sie besprach sich daher, wie schon gesagt, ziem
ernsthaft mit ihren zwei Freundinnen, denselben, w
vor fünf Jahren bei der zweiten Hauptprobe des Ent
dens so bereitwillig als Modelle gedient hatten.

Diese beiden Frauenzimmer waren jedoch im L

tismus so tief versenkt und in die Ruhe des Paters so sehr verliebt, daß sie Calleken über ihren kritischen Tadel förmlich ausschalten. Aelken besonders wollte die Sache zum Besten auslegen und meinte: was denn so großes an dem Kusse sey, welchen Cornelis Fränzchen Vougenaers gegeben und man könne hierin blos ein Zeichen von Frohlichkeit und Offenherzigkeit erblicken. Hierauf bemerkte jedoch Calleken: „ich bin darüber nicht so leicht beruhigt: man steht doch einmal mutternackt vor dem Pater und er ist auch ein Mensch; wie können wir wissen, ob ihm nicht etwas Menschliches begegnet?"

Durch diese Aeusserungen wurde Aelken zwar etwas überrascht und verwirrt, allein doch nicht überzeugt und erwiederte rasch: „wie mögt ihr doch solch' unziemliche Redensarten über unsern ehrwürdigen Vater euch entschlüpfen lassen; über ihn, der so edel und heilig denkt?" Calleken: „Aber wir müssen doch zugeben, daß er auch ein Mensch von Fleisch und Blut ist." Aelken: „Ein Engel ist er in Menschengestalt, der nicht sündigen kann; allein wir können das nicht so ganz begreifen und verstehen." Calleken: „Ich behaupte nicht gerade, daß er sündigt; aber gesetzt der Fall, daß ihn bei diesem Nacktauskleiden eine menschliche Schwäche ergreifen sollte, wie wolltet ihr Euch benehmen, um nicht mit zu sündigen?" Aelken: „Ich würde es in Demuth geschehen lassen, und sollten auch sieben Kinder daraus werden; denn ich bin überzeugt, unser Herr Gott würde mir solches nicht zur Sünde anrechnen, um des heiligen Mannes willen, indem dieser die Handlung ohne eigentlich fleischliches Gelüste vollbrächte." Calleken: „Nein, was meine Person betrifft, bin ich der Sache nicht so sicher, noch reicht meine Verpflichtung zum Gehorsam so weit." Hiemit schieden die beiden Jungfrauen von einander.

Als Aelken Pr. nach Hause gekommen, erzählte sie der Jungfrau Pr. die ganze Unterredung. Dieselbe ward

dadurch ſehr betroffen, verfügte ſich alsbald zu Bruder Cornelis und erzählte ihm alles. Der Mönch bezeigte ungewöhnliche Verwunderung, Verlegenheit und Entrüſtung. Bald darauf erſchien Colleken bei ihm, und er forderte ſie raſch auf, ihm zu ſagen, was ſie von ihm denke? Sie erwiderte: „Ehrwürdiger Pater, ich habe gar keine ſchlimme Meinung von Euch.“ Cornelis: „Ich will Euch bei dem mir zugeſchwornen Gehorſam noch einmal vermahnt haben, mir frei und frank Eure Anſichten von mir zu eröffnen.“ Vergebens wehrte ſich das Mädchen; er hielt ihr unter bittern Vorwürfen ihren Undank und ihren gottloſen Skrupel vor. Colleken durch ſeine Feſtigkeit aus der Faſſung gebracht, erklärte ſich durchaus von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der heiligen Disciplin überzeugt, und ſtellte das Geſchehene als einen vorübergehenden Leichtſinn hin, der ihr leid thue, und den ſie ſich nimmer wolle zu Schulden kommen laſſen. Cornelis: „Na! ſo bekennt denn, daß Ihr mit Unrecht und fälſchlich meine Ehre angetaſtet habt.“ Colleken fiel alsbald auf die Kniee und bat ihn um Vergebung für ſolche Miſſethat. Er: „Ob, ich kann Euch nicht vergeben, ehe und bevor Ihr nicht die Hand auf die Bruſt bei Gott und allen Heiligen mir geſchworen, daß Ihr mir Eure innerſten Gedanken bekennen wollt über meine Disciplinen, womit ich die heimlichen Sünden kaſteie, ſäubere und reinige.“ — Colleken, die ihrer Sache noch nicht ganz gewiß war und ihre Skrupel nicht gleich mit Gründen belegen konnte, that, was er wünſchte und ſchwur, daß ſie alles, was er vornehme, für heilig, gut und tugendlich hielte.

Cornelis entließ das Mädchen, von ſeiner Miſſethat abſolvirt, jedoch nicht ohne es hart und ſtrenge beſtraft zu haben. Sie hatte dießmal, wie eine Stelle in der Hiſtorie anzudeuten ſcheint, die Ruthe in allem Ernſte bekommen. Beſchämten und wehmüthigen Herzens kehrte ſie

nach Hause zurück. Gleichwohl wandelte den Pater eine Furcht an, daß Calleken durch sein letztes Benehmen verleitet werden möchte, die Geheimnisse der Disciplin Uneingeweihten zu offenbaren. Er sann daher auf eine schalkhafte, praktische und listige Erfindung. Er ersuchte nämlich die Frau Pr., Calleken zu vermögen, daß sie bei ihm zu einem Mittagmahl einsprechen möchte. Als dieß geschehen, brachte er einen alten Mönch aus seinem Kloster, Namens Bruder Peter, einen Spanier von Geburt, mit. Zuvor sprach er die Jungfrau in einer Kammer allein, bat sie, ihm beizustehen, daß er wieder aus der Unruhe komme, in welche sie ihn wegen ihrer Aeußerung über das Tanzen und Küssen versetzt. Sie sollte in Gegenwart des alten Bruders, so oft auf die heilige Disciplin und geheime Pönitenz die Rede falle, bekennen, daß sie nichts davon wisse; denn, bemerkte er, wenn ihr das Gegentheil thätet, so könnte man glauben, ihr hättet die Disciplin wegen Hurerei oder anderer schlechten Dinge verdient. Calleken gelobte, seinem Rathe zu folgen. Man setzte sich zu Tische und als das Mahl vorüber war, hieß Cornelis Tinte, Feder und Papier bringen, mit der Aufforderung an Bruder Peter, wohl aufzupassen auf das, was er hören werde. Er fragte nun, zu Calleken sich wendend: „Wohl, meine Tochter, habt Ihr je etwas an mir bemerkt, was Euch Aergerniß gegeben?“ Sie: „Nein, ehrwürdiger Pater!“ Er: „Habt Ihr je etwas anderes von einer heimlichen Disciplin vernommen, womit ich Sünden bestrafe, als das, was sich auf Fasten und Gebete nach abgelegter Beichte bezieht?“ Sie: „Nein, ehrwürdiger Herr!“ Nach diesem reichte Cornelis der Jungfrau ein überschriebenes Papier hin, welches eine Erklärung in diesem Sinne enthielt, und sie mußte es unterschreiben, oder vielmehr, da sie nicht schreiben konnte, mit ihrem Handzeichen es bekräftigen. Bruder Peter aber stellte seinerseits ein At-

teſtat aus, daß er als Ohrenzeuge ſolches Bekenntniß aus Callekens eigenem Munde vernommen. Damit glaubte der Mönch jetzt hinreichend ſich geſichert zu haben. Aber er betrog ſich dennoch. Nach einigen Tagen kam er in Callekens Haus, um ihre Mutter zu begrüßen und zugleich zu lauſchen, ob das Mädchen nicht etwa das eine oder andere, die Disciplin betreffend, ihrer Mutter geklagt hätte. Er bemerkte nichts, ſondern fand bei ihr vielmehr einen ſehr freundlichen Empfang. Beim Weggehen ſagte er deßhalb zu jener: Frau, vermahnt doch ja recht fleißig eure Tochter, um ihres Seelenheils willen, auf den Wegen fortzuwandeln, auf denen ſie jetzt ſich befindet; denn ich erkenne, daß ſie mit viel himmliſchen Gnaden begabt, und Euer Leib gar nicht würdig iſt, ein ſolches Kind getragen zu haben.

Cornelis hatte geſiegt. Das arme Mädchen, ob nun wirklich von dem Ungrund ihrer Befürchtung überzeugt, ob von den Schmeicheleien, die er ihrem geiſtlichen Stolz und ihren Vorzügen zu ſpenden verſtand, eingefangen, vielleicht auch noch nicht mit hinreichender Kraft ausgerüſtet, um ihren eigenen Verſtand als alleinigen Richter in dieſer Sache zu beſtellen, verblieb, ehrbar und tugendhaft in ihrem Wandel, noch zwei ganze Jahre in dem Orden; und da ſie ſo viele ehrbare und angeſehene Frauen und Jungfrauen, ja ſelbſt Damen und Fräuleins aus den erſten Häuſern, demſelben beitreten, und den ſeltſamen Zuchtübungen ſich unterwerfen ſah, welche ſie fortwährend mitmachen mußte, ſo fand ſie ſich als ſchlichte Bürgerdirne in etwas getröſtet und beruhigt. Zudem waren ihre früheren Freundinnen nach wie vor fanatiſche Anhängerinnen des Paters, welcher ſowohl den ihrem Geſchlechte ſo eigenen myſtiſchen Hang beſtens zu nähren, als vielleicht auch ihre Eitelkeit durch Anpreiſung ihrer Reize zu kiren, und durch den phyſiologiſchen Kitzel, welcher mit der Sache verbunden, und welcher weit entfernt,

einen phyſiſchen Schmerz von Bedeutung zuzufügen, als ein eben ſo viel Kurzweil enthaltendes, ſo federleichtes Mittel zur Reinigkeit und Seligkeit erſchien, ſich geneigt zu erhalten wußte. In dem Vertrauen der Tugendſpröden wußte er ſich überdieß noch dadurch zu befeſtigen, daß er ihnen zuredete, ſich ſtolz und ſtreng gegenüber der Männerwelt zu erhalten, und die Schönheit und Lieblichkeit, womit der Schöpfer ſie begabt, nicht ſo leichten Kaufes an Unmündige zu verſchwenden; fühlten ſie aber jemals Verſuchungen der Tugend und des Blutes, ſo diene eben die auswendige heilige Disciplin als Repreſſivmittel; die Routinirten bei dieſem konfeſſionellen Wiederſpiegeln der verſtohlenen Genüſſe vielleicht ſogar zu gewinnen, beſonders da ein feierlicher Eid, und die Rückſicht auf ihre gegenſeitige Sicherheit gegenſeitig das ſtrengſte Geheimniß verbürgt, und ſie ſtellten ſich daher gläubiger, als ſie bei ſich ſelbſt wohl überzeugt ſeyn mochten, nachdem einmal in der Hauptſache ſo viel gewagt worden. — Denn es iſt ſchwer anzunehmen, daß dieſe Frauenzimmer ſämmtlich gleich bigott und ſchwärmeriſch geweſen, oder doch in die Dauer es geblieben ſind. Aber ſchon der Umſtand, daß die Aufnahme in den Orden ſelbſt eine Anerkennung ihrer Schönheit enthielt, und Cornelis, als ein verſchlagener Kritiker, in vertraulichen Stunden, wie in jenen bei Jungfrau Pr., die Schönheit bald der Einen, bald der Andern hervorzuheben pflegte, und dadurch der Einen Genugthuung gab, während er die Eiferſucht der Andern mit Abſicht erregte, kam ihm zu Gute. Die heitere Sprache, welche den Ernſt des Beichtvaters zuweilen milderte, war ihnen eine Art Frühlingsregen nach den trüben, monotonen Bußhomilien, und ſie erwarteten ſtets mit einer Art Ungeduld den Tag der heiligen Disciplin, um bei erneuerter Entſchleierung ihrer Reize, welche ſie ſonſt ſo ſtolz und ſtrenge zu hüten pflegten, denſelben entweder von der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit

ſeines Ausſpruches zu überzeugen. Dieſer Wettſtreit aber war dem Mönche gerade intereſſant, und erhielt und mehrte den Reiz der Scene.

So mißbrauchte Cornelis, um nur ſeine durch den Lauf der Zeit ungeſchwächte Liebhaberei zu befriedigen, die heiligſten Geheimniſſe und Beziehungen der weiblichen Natur, und verſtümmelte, während er nichts von dem unternahm, wozu grobe Sinnlichkeit ihn vielleicht mehr als einmal verlecken mochte, auf eine noch bedauerlichere Weiſe die zarten Fäden des moraliſchen Gefühls in mehr als einem ſchönen und reinen Herzen.

Da wandelten Calleken, als ſie eines Tages wieder in der Zuchtkammer ſich befand und den Befehl erhalten hatte, zum Empfange ſich bereit zu machen, plötzlich die alten Skrupel wieder an, und ſie wagte es, den Pater zu fragen, warum denn eigentlich gerade dieſe heimliche Disciplin zur Seligkeit ſo durchaus nothwendig ſey, und warum man, da ſo viele andere Menſchen auf Erden die Seligkeit ebenfalls ſuchten, dieſe nicht auch auf ſolche Weiſe disciplinire? Cornelis erwiederte: „man könne die heilige Disciplin vor der Welt nicht offenbaren, der Skandale und Aergerniſſe willen, die daraus hervorgehen dürften; der Unverſtand der fleiſchlich geſinnten Weltmenſchen würde nimmer das Tugendliche und Heilige daran begreifen, ſondern es vielmehr nach Weiſe der Gecken verſpotten und verlachen; derſelbe Fall trete ja täglich, wie man ſehe, bei allen heiligen Myſterien ein; es ſey zweckwidrig, Roſen und Perlen unter die Schweine zu werfen. Calleken bemerkte darauf höchſt fein: „ſie ſehe dieß wohl ein, hege aber dennoch die Meinung, daß alles Skandaliſiren, Aergern, Mißverſtehen, Spotten, Höhnen und Lachen der Weltmenſchen nicht in Anſchlag zu bringen ſey gegen die Wichtigkeit des Berufes, ſo viele Menſchen, welche die Seligkeit ſuchten, ſelig zu machen; man ſollte gerade dahin wirken, daß jene nicht

auch mit dieſen Kindern des Fleiſches zu Grunde giengen.“ Cornelis: „Gott iſt allmächtig; er prädeſtimirt oft manche Menſchen durch andere Mittel zur Seligkeit. Auf jeden Fall kann aber die heimliche Disciplin nicht vor der Welt bekannt gemacht werden.“ Calleken: „Ehrwürdiger Vater, ich bitte Euch von Herzensgrund, nehmt es mir nicht übel und ſchmäht mich nicht, wenn ich Euch ferner mit Fragen beläſtige.“ Cornelis: „Fragt nur immer zu, mein Kind, auf daß ich Euch über alles beruhigen kann.“ Calleken: „Wenn es denn möglich iſt, daß die Menſchen auch durch andere Mittel in den Himmel kommen können, als durch die heilige Disciplin, ſo iſt dieſelbe dennoch nicht ſo abſolut nothwendig zur Seligkeit, wie ich bis zu dieſer Stunde geglaubt habe?“ Auf dieß hin ward der Graubruder ungemein verlegen; er ſah die Jungfrau mit Befremden an, unſchlüſſig, ob er ihr gram werden ſollte, oder nicht. Endlich fand er das Wort wieder: „Ba, das iſt eine Frage das heiß' ich wunderlich gefragt! Es ſcheint, daß Euch mehr darum zu thun iſt, Streit mit mir anzufangen, als Euch Rathes bei mir zu erholen. Doch ich ſehe, ich muß Euch mit Gleichniſſen zu Hülfe kommen. Ich nehme an, die Stadt Rom ſey das Himmelreich; eine große Menge Volkes möchte gern die Reiſe dahin machen; eine beträchtliche Abtheilung davon ſchlägt den Weg dahin ein durch eine furchtbare Wüſte, wo ihnen tauſend Gefahren von wilden Beſtien her drohen; eine andere Abtheilung aber ſchlägt lieber einen eigenen, wiederum ſelbſt gefährlichen, Pfad ein, um jenen Gefahren zu entgehen, indem Straßenräuber und Banditen auf ſie lauern; eine andere, um dieſen Gefahren auszuweichen, zieht den Durchgang über ein ſehr hohes Gebirge vor, und auch hier zeigen ſich Gefahren anderer Art. Sie ſetzen ſich nemlich der Möglichkeit aus, herunter in den Abgrund zu fallen oder den Hals zu brechen, oder im Schnee zu verſinken; eine

vierte Geſellſchaft wählt den Weg zur See, ringt mit Stürmen, erleidet Schiffbruch, kann im Meer ertrinken, oder aus Hunger verſchmachten. Zuletzt kommen gleichwohl alle nach Rom, wiewohl nicht ohne gegenſeitige große Verwunderung über die ausgeſtandenen Drangſale der Einen und Andern. Nun gibt es aber noch einen kleinen Haufen, welcher einen heimlichen, verborgenen Weg gewußt hat, und ohne irgend eine Mühſal und Gefahr in Rom angekommen iſt. Welchen Weg von allen dieſen würdet Ihr am liebſten wohl eingeſchlagen haben, meine Tochter? Calleken antwortete: „natürlich den zuletzt angedeuteten, gefahr- und mühſalloſen.“ Aha! rief Cornelis aus, „findet ihr jetzt die Anwendung meines Gleichniſſes?“ „Ja, Herr Pater!“ Nun, ſchloß Cornelis ſeine ſeltſame Homilie mit den Worten: „ich dachte wohl, daß ich euch den Kopf würde zurecht ſtellen können.“ Hiemit endigte das Geſpräch, da Calleken nicht zu Weiterem gefaßt war und Cornelis übte, ohne ferneren Widerſpruch zu erfahren, nochmals ſein zuchtväterliches Recht aus.

Allein das ſpitzfindige, verſtändige Mädchen war durch die letzten Raiſonnements des Paters nichts weniger, als zufrieden geſtellt über ihren Zweifel, die heilige, ſekrete Disciplin betreffend. Sie ſuchte ſich zu Hauſe beſſere Aufſchlüſſe und Beweiſe dafür zu verſchaffen, daß der verborgene Weg, welchen Cornelis beſchrieben und den nur eine kleine Anzahl Volks wandeln, auch wirklich der ſicherſte ſey; darum ſchlug ſie in der Bibel, in den Evangelien, in den Epiſteln von Paulus und von andern Apoſteln nach, fand aber überall nichts für ihren Gegenſtand.

Als ſie nun den Graubruder wieder beſuchte, forderte ſie ihn feſt und förmlich auf, ihr aus der heiligen Schrift die Nothwendigkeit der heimlichen Züchtigung für den Zweck der Befähigung zur Seligkeit zu erhärten.

Cornelis ſchwieg lange; endlich warf er ihr ein grimmiges Geſicht zu und fuhr ſie barſch an: „Heilige Schrift, was heilige Schrift! ha! ich merke wohl, daß Ihr mit Erasmianern geſprochen habt, davon dieſe Stadt Brügge, Gott beſſere es! wimmelt. Hütet Euch davor, ſonſt könnt' es Euch ergehen, wie der Betken Macs, welche auch vom Karren gefallen. Ich habe Euch ſchon oft vor dieſer Betken Macs gewarnt; ſie wird Euch auch noch zum Abfall bringen, wie ihr ſelbſt von Seite der Erasmianer widerfahren iſt."

Calleken antwortete: „Ehrwürdiger Vater; ich komme von keinen Erasmianern her, mit welchen ich geſprochen haben könnte; ich möchte blos für mich ſelbſt gerne wiſſen, und darum euch befragen, ob denn dieſes nackte Ausziehen und dieſes heimliche Geißeln ſo unumgänglich nothwendig zur Seligkeit ſey, wie ich mir ſelbſt bis jetzt bedünken ließ; und da ihr mir ſelbſt geſagt, daß noch andere Wege zur Seligkeit offen ſtehen, ſo hätt' ich beinahe Luſt, den einen oder andern derſelben einzuſchlagen." Der Pater wurde über dieſe Bemerkung ungemein verwirrt; endlich ſagte er: „O ha, ich höre jetzt recht gut, daß die Sache vorher abgemacht worden. Ich muß mich bei Zeiten vorſehen. Da Ihr aber nach der heiligen Schrift Euch erkundigt, ſo frage ich Euch, ob nicht im 31ſten Pſalm geſchrieben ſteht: Viele Geißeln ſind für die Sünder da; und ſteht nicht im heiligen Evangelium: Weſſen Knecht, der des Herrn Willen weiß und doch nicht thut, der ſoll viel Schläge erhalten?" Calleken: „Ehrwürdiger Pater, ich habe Euch oft das heilige Evangelium erklären hören, aber ich erinnere mich nicht, daß Ihr je etwas von heimlicher Disciplin und ſekreter Pönitenz, ſo darin enthalten, geſagt hättet." Cornelis: „O ha, wenn ich auf meiner Kanzel ſtehe, ſo predige ich nicht für Euch; ſondern für die Weltmenſchen, welche bloß den leiblichen Werken der Natur folgen, und dem Fleiſche, der Unzucht und der Wolluſt

nachjagen, welche aber dafür im Fegfeuer mit einer Menge von Schlägen, Quaalen und Peinen geſtraft, und auf ſolche Weiſe geſäubert und gereinigt werden; Ihr aber werdet noch in dieſem Leben für die natürlichen, fleiſchlichen Anfechtungen, woran Ihr leidet, mittelſt der heiligen heimlichen Disciplin, alſo geſäubert und gereinigt, daß Eure Jungfrauſchaft innerlich erhalten bleibt, während auch der äußere Körper ſündigt. Ich gebe Euch darum den Rath, mein Kind, alle Sermonen, ſo ich vor dem Weltmenſchen halte, zu dem einen Ohre hinein, und zu dem andern heraus zu laſſen; quält Euch ja nicht mit Beſorgniſſen, ſondern hängt ſie an den Ring der Kirchenthüre, ſobald ihr den Tempel verlaßt!"

Mit ſolchen Sophiſtereien glaubte Cornelis der Jungfrau wieder für einige Zeit den Mund verſchloſſen und all ihren Zweifel an die Göttlichkeit, Heiligkeit, Tugendhaftigkeit und Nothwendigkeit der heiligen Disciplin beſiegt zu haben; deßwegen forderte er ſie auch zu ſtandhafter Treue an den heiligen Orden auf. Calleken antwortete ihm, als er zu Ende: „Wohl, ehrwürdiger Herr Pater, ich will Gott den Herrn inbrünſtig bitten, daß, wenn ich auf dem rechten Weg zur Seligkeit mich befinde, er mich darauf bewahren und geleiten wolle." Cornelis: „O mein Kind, das iſt noch alles viel zu zweifelhaft geſprochen; Ihr müßt ſtandhaft und unbeweglich in dem von Euch gewählten jungfräulichen Stande Euch behaupten und alle Skrupel aus dem Sinne Euch ſchlagen." Sie verſprach ihr Beſtes, verbarg aber aber keineswegs, wie ſehr ſie darüber ins Klare kommen möchte, ob die Disciplin auch anderwärts, denn hier, als nothwendig zum Seelenheil, vorgenommen würde.

Der Pater erklärte ihr hierauf, beim nächſten Beſuch aus alten lateiniſchen Büchern beweiſen zu wollen, daß dieß ſchon früher und von andern Andächtigen in der That geſchehen ſey.

Er hielt Wort, und als die Jungfrau von Neuem bei ihm erschien, las er ihr Stellen aus der „Summa Magistri Thomae Subdecani Salisberiensis de Poenitentia“ vor; die eine führte die Ueberschrift: Gebannte sollen nicht ohne Pönitenz losgesprochen werden können. In derselben war unter Anderem bestimmt: die Schläge sollen nicht übertrieben werden, sondern in einer Anzahl Geißelstreiche bestehen, und in der Art ausgetheilt werden, wie die Schulmeister ihre Zöglinge bestrafen. Gott habe die Demuth der völlig sich Entkleidenden lieber, als die Härte der Schläge; (derselbe Text, welchen Cornelis beim Austheilen der Disciplin herzumurmeln pflegte). Fänden sich jedoch vornehme Personen oder Frauenzimmer vor, die gebannt seyen und die Lossprache wünschten, so solle man dieselben nicht auf das bloße Fleisch schlagen, sondern ihnen das Hemd, oder ein anderes sehr dünnes Kleidungsstück lassen und darüber sie geißeln *). Eine andere Stelle schreibt die Manier vor, wie Priester und Nonnen sich zu disciplíniren hätten; eine dritte, wie gewisse nächtliche Erscheinungen physischer Natur, in Folge unkeuscher Träume von Seiten der geistlichen Herren, gebüßt werden müßten **).

Auf diese überaus leichtfertige, einem jungen Mädchen

---

*) Der höchst unanständige Hymus, worin die Stelle:

Hostemque nostrum comprime,
Ne polluantur corpora
Per noctium phantasmata,

vorkömmt, wird noch heut zu Tage in vielen katholischen Kirchen von alten und jungen Geistlichen im Chor in Gegenwart von Gymnasiasten laut abgebetet.

**) Cornelis scheint in der Kirchengeschichte, in jener der Klöster und des Beichtstuhls nicht einmal besonders bewandert gewesen zu seyn, sonst hätte er viel schlagendere Stellen und Beispiele für das Schlagen als Mittel der Ascetik anbringen können.

von ehrbaren Sitten gegenüber geführte Beweisführung kehrten gerade, weil sie hinkend und unzureichend, ja sogar unpassend und mehr gegen den Disciplinton, als für ihn war, die Skrupel erst recht wieder in Callekens Seele ein. Sie forderte schlechtweg Beweise aus der heiligen Schrift, und zwar bestimmt und schlagend für das heimliche Geißeln, und erklärte, daß sie durchaus ohne dieselben nicht länger mehr an das Gute der von ihr und ihren Schwestern bisher gebrauchten Disciplin glauben könne.

Cornelis, in die greulichste Verlegenheit gebracht, kam jetzt wieder auf seine Lieblingsmaterie von ihrer Verführung durch Betken Maes, die „große Erasmianerin," zurück; er affektirte tiefe Besorgnisse über die Möglichkeit, daß Calleken vom wahren Glauben abfallen könne, und um sie für die genährten Versuchungen zu bestrafen und sie zugleich in der Obedienz zu erproben, befahl er ihr bei ihrem geschworenen Gelübde, jetzt gleich auf der Stelle sich vor ihm zu entblößen und die Pönizenz zu empfangen. Er hatte vermuthlich vor, dießmal von der gewöhnlichen Weise abzugehen, und sie recht derb für ihren Eigensinn zu züchtigen; oder das Interesse an ihr hatte sich durch ihren hartnäckigen Widerstand nur noch mehr gesteigert, und es lag für ihn ein doppelter Reiz in dem Gedanken, eine so scharf räsonnirende Widerspenstige und damit den grübelnden Verstand selbst zurück unter die mystische Ruthe zu bringen.

Allein Calleken war weit entfernt, ihm Gehorsam zu leisten, und blieb standhaft auf ihrer Erklärung: nur durch Beweise aus der Bibel zum alten Glauben an die Nothwendigkeit der Disciplin zurückgebracht werden zu können. Bis dahin wolle sie sich des bisher Gethanen enthalten; sie bat P. Cornelis, auf sie deßhalb keinen Zorn und Grimm zu fassen, noch ihre Weigerung als Mangel an Demuth und Unterthänigkeit zu deuten.

Als der Graurock dieß hörte, stellte er sich ganz ent-

ſetzt; er machte ein Kreuz mit allen fünf Fingern und ſchrie: „Ba, Herr Jeſus, Calleken! Gott behüte uns! Gott ſegne uns! Calleken, mein! was führt doch Ihr für eine Sprache?“ „Ja, ehrwürdiger Herr! was iſt denn ſo Schlimmes daran?“ — „Ba, heilige Maria, Mutter Gottes, beſchirme uns! Ba, Calleken, wo iſt doch Eure Obedienz, Eure Unterthänigkeit, Eure Demuth? Gott, was ſoll daraus werden? Calleken, redet doch! warum redet ihr nicht?“ Endlich nahm ſie das Wort wieder und erklärte, daß ſie auf Gottes Gnade hoffe und mit dieſer ein ehrbarliches, tugendſames, gottesfürchtiges Leben zu führen gedenke. Cornelis warf ihr Verhärtung und Verſtocktheit vor; er beklagte ſie, daß der böſe Satanas ſie an der Kehle gefaßt habe; er verbot ihr jeden Umgang mit den übrigen Disciplin-Kindern, ſo wie jede Berathung mit jemand anderem über die Sache, als — mit dem heil. Geiſte. Er bat ſie darum bei dem Tode, den Gott am Kreuze geſtorben ſey; endlich gab er ihr drei Wochen Zeit zum Nachdenken und zur Bekehrung. Die Jungfrau kehrte nach Hauſe, mit dem feſten Vorſatz, nirgendswo anders mehr, als in der heil. Schrift, Troſt und Rath zu ſuchen.

Nachdem die drei Wochen verſtrichen, verfügte ſich Calleken in das Franziskaner-Kloſter, traf aber gerade den Pater nicht zu Hauſe. Da fiel es ihr ein, den Guardian ſelbſt zu ſprechen und über ihre Bedenklichkeiten um Rath zu fragen. Er erkannte ſie ſogleich für eine der Beichttöchter des Bruders Cornelis, auch wußte er, daß ſie durch einen Eid verbunden ſey, niemand anderem, als dieſem, zu beichten; daher lehnte er ihre Bitte, ihre Beichte hören zu wollen, anfänglich ab, bis ſie erklärte: er möge die Sache nicht als eine Beicht, ſondern als eine Berathung anſehen; auf ſolche Weiſe ſey ſie im Stande, ihren Eid zu halten, und zugleich ihr Gewiſſen zu erleichtern.

Schüchtern fragte ihn nun Calleken, ob er ſchon von einer heimlichen Disciplin und ſekreten Pönitenz etwas

gehört habe, welcher Frauensperſonen für ihre innerlichen Sünden und ſündlichen Anfechtungen, Begierden und Gedanken unterworfen werden könnten. Der Guardian bejahte es. Sie fragte weiter: ob er glaube, daß dieſelben zur Seligkeit nothwendig ſeyen? Auch dieß gab der Guardian für den Fall dazu, daß die Disciplin zu nichts anderem mißbraucht würde. Nun ſtellte ſie an ihn die dritte Frage: ob er Kenntniß von der Art und Weiſe habe, wie Bruder Cornelis disciplinire.

Jener: nicht ſo ganz, als ich wohl wünſche. Nun theilte Calleken ihm den Eid mit, den ſie dem Pater geſchworen, die Geheimniſſe der Disciplin niemanden, weder im Vertrauen noch in der Beichte, zu offenbaren, und wünſchte die Anſicht kennen zu lernen, welche er von ſolchen Dingen wohl hege.

Der Guardian gerieth in Verlegenheit, meinte, es ſey eine mißliche Sache, über derlei gegen fremde Perſonen ſich zu erklären; er befürchtete eine, etwa von Seite der Neuerer, dem Kloſter geſtellte Falle. Das Mädchen aber rief Gott den Herrn zum Zeugen an, daß ſie bei dieſer Berathung nichts Anderes ſuche, als ihr Seelenheil; dabei fielen ihr die heißen Thränen aus den Augen, und ſie geſtand ihm ihre fürchterlichen Gewiſſensſkrupel auf ſo rührende Weiſe, daß der Guardian endlich erweicht wurde, ſie tröſtete und ihr zu verſtehen gab: er wiſſe wohl mehr von Bruder Cornelis Thun und Treiben, als er bis jetzt ſich das Anſehen gegeben; allein der große Skandal, und alle die böſen Gerüchte und ſchädlichen Folgen, welche daraus für das Kloſter hervorgehen würden, ſtimmten zur Vorſicht und Zurückhaltung; nichtsdeſtoweniger erſchüttere ihr Betragen ſein Gewiſſen, und er fühle ſich gezwungen, der Wahrheit die Ehre zu geben und ihr zu erklären: Bruder Cornelis gehöre zu jenen Menſchen, von denen Chriſtus geſagt habe: Weh denen, die einen von dieſen Kleinſten ärgern, es wäre ihm beſſer, daß ihm

ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde.

„Laßt's Euch — schloß der Guardian — damit genug seyn, meine Tochter, Ihr wißt nun, was Ihr künftig von der Sache zu halten und wie Ihr Euch selbst zu benehmen habt!" Calleken dankte mit großer Ehrerbietung und verließ das Kloster mit dem festen Vorsatze, ihr Lebtag nicht wieder mit Pater Cornelis zu sprechen.

Als dieser die drei Wochen verstrichen und Calleken nicht wieder zu ihm kommen sah, witterte er Unrath; er ließ sie demnach durch eine der älteren Disciplin-Töchtern zu sich entbieten. Allein sie ließ ihm höflichst danken für die Sorgfalt, die er noch fortwährend für sie trage; doch habe sie sich vorgenommen, künftig sich selbst zu „kasteien, abzustrafen, zu disciplíniren und zu pönitenziren," (dieß war die sterotype Phrase des Graubruders); hierauf setzte sie ihn auch in Kenntniß von ihrem Besuche im Kloster, von ihrer veränderten Ansicht, hinsichtlich der heimlichen Disciplin, und von ihrer festen Zuversicht, ohne dieselbe mit Gottes Gnade wohl selig zu werden.

Dessen ungeachtet fuhr Cornelis mit seinen Zudringlichkeiten so lange fort, bis sie sich zu einem letzten Gange entschloß, um ihre Protestation gegen alle fernere Theilnahme an der Buß-Sodalität zu vervollständigen. Der Faun empfing sie mit einem verstellten Entsetzen vor ihr, wie vor einem bösen Geiste, und beschwur sie, um alles in der Welt ihrer ketzerischen Starrsinnigkeit zu entsagen; endlich that er sie förmlich in den Bann und übergab sie feierlich dem Teufel.

Die Jungfrau hatte bis jetzt ruhig geschwiegen; endlich erhob sie sich mit dem ganzen Stolz und Muthe der mißhandelten Unschuld, und sprach zu ihm: „Weh Euch, ihr fleischlich gesinnter Mensch, die ihr mit all' diesem Nacktauskleiden und Disciplíniren nichts gesucht habt, als Eure unkeuschen Augen und Eure niederträchtigen

Begierden zu befriedigen, zum groſſen Aergerniß und Skandal von ſo vielen unſchuldigen Mädchen! Weh Euch! es wäre beſſer, daß Euch ein Mühlſtein an den Hals gehänget und ihr in die Tiefe des Meeres verſenkt würdet!"

Cornelis, abwechſelnd niedergedonnert und wüthend gemacht, ſchrie Ihr auf dieſe Anrede zu: „Ba! das ſoll nichts helfen; das ſoll nichts helfen! Ich beſitze von Euch ein Handzeichen; dieſer Brief ſoll Euch als Lügnerin zu Schanden machen!" Calleken aber erwiederte nochmals unerſchrocken: „Weh Euch, Ihr ausgefeimter Schalk und Heuchler, mit Eurem Brief und Handzeichen! Nun ſtellt es ſich erſt recht heraus, daß Ihr einer derjenigen ſeyd, welche Chriſtus mit den Worten geſchildert: „vor den Menſchen ſeyd Ihr gerechtfertigt, aber innerlich voll Betrug, Argliſt und Unkeuſchheit; übertünchte Gräber, auſſen glänzend, inwendig aber voll Moder und Todtengeruch!" Auch von Euch hat Paulus recht prophezeit: in den letzten Tagen wird es Menſchen geben, welche einen Schein vom geiſtlichen Leben haben, aber nichts denn hoffärtige, aufgeblaſene Läſterer, Friedensſtörer, Verräther, Ankläger, ohne Gottesfurcht, Liebhaber der Wolluſt, der Unkeuſchheit und der Begehrlichkeit ſind; welche in die Häuſer dringen und die Frauen, die mit Sünden beladen ſind, gefänglich halten; welche allzeit lehren, aber ſelbſt nimmermehr zur Kenntniß der Wahrheit kommen; Menſchen, welche im Verſtande verwirrt und im Glauben verworfen ſind. Allein ihre Zahl ſoll fortan nicht mehr zunehmen, denn das Heil wird allen Menſchen offenbar werden."

Kaum ließ Cornelis ſie dieſen für ihn ſo ſchimpflichen Sermon beendigen; er faßte ſie beim Arm, ſchob ſie zur Thüre hinaus und ſchrie wie beſeſſen: „Weg von hier, Ihr Paulianerin! ich ſehe nun, daß Ihr eine Paulianerin geworden ſeyd, wie Betken Maes; weg! weg! ich übergebe Euch dem Teufel!"

Hiemit ſchloß er die Thüre zu. Calleken aber ging ruhig nach Hauſe, lebte ſtill und gottesfürchtig, und begab ſich einige Zeit darauf in den Eheſtand.

Allein, ob ſie gleich aus Rückſicht für den Guardian und das Franziskaner-Kloſter, ſo wie für die eigene Ehre und Ruhe, das Geheimniß der Buß-Anſtalt des Graubruders für ſich ſelbſt bewahrte, ſo wurde doch im Jahr 1563 daſſelbe durch Betken Maes, deren Geſchichte nun auch folgen ſoll, aller Welt offenbar. Auch Calleken ward vor den Magiſtrat geladen, um durch ihr Zeugniß die Ausſagen jener Perſon und ehemaligen Buß-Schweſter zu beſtätigen. Sie entſchuldigte ſich anfänglich, als man eidlich ſie zum Bekenntniß der Wahrheit aufforderte, mit dem Handzeichen, welches Br. Cornelis von ihr in Händen habe; allein der Magiſtrat achtete nicht darauf, ſondern drang, nachdem ſie die Geſchichte jenes Handzeichens auf eine für Jedermann überzeugende Weiſe mitgetheilt, bei dem den Geſetzen ſchuldigen Gehorſam, in ſie, alles, was ſie von der heimlichen Disciplin wiſſe, zu bekennen. Sie wurde anbei auch gefragt, ob ihr Ehemann Kenntniß davon habe, weshalb ſie vor die Behörde gerufen worden ſey. Calleken bejahete es, und erklärte, vor ihrer Verheirathung dem Bräutigam den ganzen Verlauf der Sache erzählt und denſelben völlig über ihre Schuldloſigkeit daran beruhigt zu haben.

III.

Die Entdeckung und ihre Folgen.

Das Ungewitter, welches Br. Cornelis ſchon früher gedroht, von Calleken aber großmüthig zurückgehalten worden war, brach durch eine andere Veranlaſſung aus, welche der Mönch muthwillig ſelbſt herbeiführte. Eine ſeiner

Sodalinen, die mehrerwähnte Betken Macs, hatte längere Zeit zu ſeinen eifrigſten Anhängerinnen gehört. Obgleich nicht mehr in der erſten Jugend, war ſie bei ihrem Eintritt in den Orden noch durch beſondere Schönheit ausgezeichnet und von dem Pater fleißig vorgenommen worden. Sie galt als eine Zierde der Anſtalt und leuchtete allen Uebrigen mit gutem Beiſpiel voran. Allmählig in den dreißigen vorgerückt, hatte ſie ſich aus innerm Berufe und perſönlicher Gutmüthigkeit ganz der Krankenpflege gewidmet. — Reiche und Arme wurden von ihr ohne Unterſchied bedient, und Jedermann, der in den Fall kam, ſuchte ſie zu bekommen. Ihre große Tugend und Frömmigkeit, ihre edle Geſtalt, ihre freundliche Manieren und angenehme Unterhaltung minderten die Leiden der Kranken; beſonders aber erquickte ſie dieſelben durch ihre Kenntniſſe und Geſpräche von göttlichen Dingen, worein ſie gerne ſich einließ. Ihr Ruhm fiel daher auch auf Cornelis zurück, den man als ihren Gewiſſensrath kannte und ſteigerte deſſen Kredit im Publikum.

Um dieſe Zeit machte ſie die Bekanntſchaft eines Auguſtiner-Mönches, Bruder Michel mit Namen, welchen eine ihrer Patientinnen ihr anempfohlen. Da derſelbe ihr beſſer zuſagte, als Bruder Cornelis, gegen den ſie vielleicht ſeit Längerem Verdacht geſchöpft, ſo wurde die Empfindlichkeit ihres alten Beicht- und Zuchtvaters ſehr gereizt. Zwar erſchien ſie noch von Zeit zu Zeit in der Eſelsſtraße und empfing noch immer entweder von Cornelis ſelbſt oder von der Calla ihren Schilling auf dem Polſter. Allein die Beſuche wurden unmerklich ſeltener und ſie fühlte das innere Bedürfniß zur „auswendigen Strafe" weniger mehr, als früher; ja zuletzt ward ihr die Sache ganz läſtig und widerwärtig, ſo daß ſie ihre Beicht- und Zuchtbeſuche völlig einſtellte. Er fing nach ſeiner Weiſe an, ſie als Paulianerin und Erasmianerin zu verrufen, und warnte alle ſeine Disciplinkinder eifrig vor

jedem Verkehr mit ihr. Er befürchtete durch ſie die Zerſtörung ſeiner ſo ſchön begründeten und noch immer fröhlich fortblühenden Anſtalt. Betken ſchwieg zur Zeit über dies Benehmen und ſeufzte bloß im Stillen.

Nun begab es ſich aber, daß eine Frau, welche ebenfalls in früherer Zeit zum Disciplinorden des Br. Cornelis gehört hatte, auf das Krankenbette kam, und in der Abergläubigkeit, von der ſie befangen, ihre Wärterin Betken erſuchte, ihr eine Mönchskaputze, die ſie verborgen hielt, herbeizuholen, um darin ihre letzten Seufzer auszuſtoßen, Betken forſchte nach dem Grunde dieſes ſeltſamen Begehrens, und erfuhr, daß die Kaputze ein koſtbares Geſchenk des Bruders Cornelis ſey, welcher der Frau weis gemacht hatte, daß ſie, wenn ſie dieſelbe in ihrer Todesſtunde anlege, Losſprache aller Sünden und das Fegfeuer ſich erſpart werde. Die verſtändige und bibelfeſte Jungfrau ſuchte ihr dieſe Thorheit auszureden, aber es half nichts; vielmehr ereiferte ſich die Kranke, welche ſie durch allerlei Vernunft- und Schriftgründe eines Beſſern zu überzeugen geſucht, ſehr über ihren Mangel an Rechtgläubigkeit. Zu allem Unglück genas ſie, ſtatt zu ſterben, und kaum konnte ſie das Haus verlaſſen, als ſie nichts Eiligeres zu thun hatte, als in das Franziskaner-Kloſter zu laufen, und ihrem alten Gewiſſensrath den Gräuel zu erzählen, der ſich mit Betken Macs begeben habe.

Der Pater gerieth in ungemeine Wuth über den Vorfall, und ſuchte ſein Rachegefühl auf jede mögliche Weiſe zu befriedigen. Er trachtete zunächſt in allen Privathäuſern, wo er Zutritt hatte, Betken Macs als eine Ketzerin hinzuſtellen, welche ſicherlich noch auf dem Scheiterhaufen enden werde; er donnerte in dem Beichtſtuhl, auf der Kanzel, kurz allenthalben, gegen das arme Geſchöpf, welche vom wahren katholiſchen Glauben abgefallen und daher de facto im Banne ſey. Bruder Michel ſelbſt gerieth in große Verdrießlichkeiten, da Cornelis bei

dem Provinzial über deſſen Umtriebe bei ſeinen eidverpflichteten Beichtkindern ſich beſchwerte, ſo daß derſelbe, um nicht mit den Franziskanern, und namentlich mit dem heftigen Manne, den Alles in Brügge fürchtete, in Fehde zu gerathen, ſogar den Bann über den ſchuldloſen Mann ausſprach.

Es trieb aber P. Cornelis die Sache noch viel ärger. Er hatte in dem Kloſter der Karmeliterinen eine Nichte, die er, ſo wie die übrigen Nonnen, häufig zu beſuchen pflegte. Auch bei dieſen verläumdete er Betken Maes, welche ſonſt immer die freundlichſte Aufnahme hier gefunden; man verſchloß ihr förmlich die Pforte; desgleichen wies man ſie in allen Häuſern ab, wo ſie ſonſt wohl gelitten war, ja man wollte ſie ſelbſt zur Krankenwarte nirgends mehr gebrauchen. Die furchtbaren Worte: „Ketzerin, Abfall vom Glauben, Bann, Scheiterhaufen“ u. dgl. ſcheuchten Alles von ihm zurück. Der Pöbel auf den Straßen verſpottete und verfolgte ſie.

In dieſer Noth beſchloß Betken ſich ſelbſt zu helfen; ſie gieng zu den Auguſtinern und begehrte eine Unterredung mit dem Provinzial, der ſonſt ein vernünftiger und billig denkender Mann war. Dieſem beichtete ſie den wahren Grund von des Graubruders Haſſe gegen ſie und enthüllte die Geheimniſſe ſeiner feinen Bußanſtalt. Er entſchloß ſich, den Vermittler zu machen, und ſtellte Cornelis die Gefahren vor, denen er ſich ausſetzte, wenn er mit Betken nicht ſeinen Frieden ſchlieſſe. Als Bedingung deſſelben ward förmlicher Widerruf des über ſie Geſagten auf der Kanzel, in dem Karmeliterkloſter und in den Privathäuſern feſtgeſetzt. Mit Mühe und Widerſtreben gieng der Pater ſie ein; aber auf der Kanzel that er den Widerruf auf ſolch' verſteckte Weiſe, daß faſt Niemand verſtand, was er ſagen wollte. Er ſchob alle Schuld auf die Mittheilungen eines alten Weibes, welchem er ſo leichtgläubig ſein Ohr geliehen. In den Privathäuſern

blieb es beim Alten, und auch den Karmeliterinen, bei welchen er erſt alles widerrief, wußte er die Nonnen auf ganz argliſtige Weiſe zu myſtificiren. Er ließ überall durch dritte Perſonen ausſprengen, er ſey durch die Zudringlichkeiten angeſehener Häuſer, welche dem Erasmianismus zugethan ſeyen, auf welche er jedoch aus Furcht, dem Kloſter zu ſchaden, Rückſicht nehmen müßte, zum Widerrufe gleichſam moraliſch gezwungen worden.

Schon hatten die Karmeliterinen, unter heftigen Vorwürfen gegen Cornelis, die arme Betken wieder mit offenen Armen aufgenommen, als die letzte Mine von Neuem ihr Vertrauen auf ſie ſchwächte, und die Pforte abermals der Bedrängten verſchloſſen ward. Betken ſah ſich völlig rechtslos, fürchtete förmlich das Haus zu verlaſſen, und durchwachte jede Nacht mit Todesſchrecken, da ſie einen Beſuch der Diener der Inquiſition oder einen Auflauf des rohen Pöbels gegen ſie erwarten mußte. Endlich, als ſie keinen andern Ausweg mehr ſah, entſchloß ſie ſich zum letzten Mittel mit Seufzen. Sie erzählte in mehreren Wohnungen die Betrügereien des Mönchs und die Einzelnheiten der Pönitenz-Anſtalt. Anfänglich nahm man die Sache als ein Mährchen, eingegeben von Rachſucht, auf; allein ſie verbreitete ſich doch allmählich in der Stadt und kam auch dem Magiſtrate zu Ohren, welcher, ſowohl im Intereſſe der öffentlichen Moral, als aus perſönlicher Abneigung gegen den verhaßten Mönch, eine Unterſuchung beſchloß, und zuerſt Betken Maes zur genauen Angabe ihrer Geheimniſſe vorforderte.

In dem Magiſtrate ſelbſt hatte Cornelis einen Freund, welcher ihm eiligſt Nachricht von dem Vorgefallenen gab, und ihn dringend ermahnte, wo möglich durch Verſöhnung mit Betken den drohenden Sturm abzuwenden.

Der Pater lief zum Auguſtiner-Provinzial, welcher ſchon einmal den Vermittler geſpielt; allein als man die

Jungfrau zu einer Unterredung einlud und zur Verschweigung der Geheimnisse des Disciplinordens zu bereden suchte, erklärte sie: jetzt sey es zu spät; die Behörde bereits von der Hauptsache unterrichtet und sie außer Stande, wenn sie eidlich zu Geständnissen angehalten würde, solche zu verweigern. Die Karmeliterinen überhäuften den Heuchler, welcher zweimal sie getäuscht, und zur Hartherzigkeit gegen eine arme, schuldlose Person getrieben, mit verdienten Vorwürfen. Immer mehr und mehr unterhielt sich das Publikum von der heimlichen Disciplin.

Aber auch jetzt noch wäre Cornelis zu retten und der Handel zu schlichten gewesen, wäre er nur mit einigem Glimpfe zu Werke gegangen. Allein, als bereits die Unterhandlung zur Niederschlagung der Untersuchung angeknüpft worden, wozu vielleicht Rücksichten auf die Ehre mancher Familie triftige Motive genug darboten, konnte er sein zorniges, gallsüchtiges Gemüth nicht bändigen. Er schimpfte auf öffentlicher Kanzel und wo sich Gelegenheit zeigte, wie ein Rasender auf seine Feinde, namentlich auf den Magistrat, stellte ihn als ketzerisch gesinnt, die gegen ihn ausgestreuten Gerüchte, so wie die Untersuchung selbst als ein Werk des Parteihasses gegen ihn, den Vertheidiger des wahren Glaubens, und als eine freche Einmischung der weltlichen Gewalt in Kirchensachen hin, von denen sie nichts verstände und welche sie nicht im Geringsten berührte; er drohte mit der heiligen Inquisition und dergl. mehr.

Nun ward die Untersuchung erst recht eine Ehrensache für die öffentliche Behörde. Alle Frauen, Wittwen und Mädchen, welche als Mitglieder der Disciplin-Sodalität angezeigt worden, mußten persönlich zum Verhör erscheinen. Viele vornehme Damen und Fräuleins befanden sich mit darunter. Die Schaam in vielen Familien über die Entdeckung des langjährigen Unfugs war

groß. Jedermann erkannte ihre Unschuld und den groben Pfaffenbetrug; aber nichts desto weniger blieb die Mackel des Lächerlichen an den Betroffenen hängen, besonders da viele auch jetzt noch nicht sich von der Täuschung überzeugten und fortwährend an Cornelis Tugend glaubten. Man überhäufte die armen Frauenzimmer mit groben Pasquillen und spöttischen Zeichnungen; das Urtheil selbst fiel aus, wie man es in einer Stadt wie Brügge, und in damaliger Zeitlage, erwarten konnte.

Br. Cornelis, dem es zu gut kam, daß keine förmlichen Angriffe auf die Ehre der Frauen bewiesen, und dem daher bloß eine unanständige Ausübung der Theorie von Beichtstuhl und Buße zur Last gelegt werden konnte, ward aus der Stadt und nach Ypern verwiesen, d. h. er vertauschte das eine Kloster mit dem andern. Von den frommen Töchtern seines Ordens aber faßten viele einen solchen Eckel an dem römischen Glauben, daß sie insgeheim sammt ihren Familien zum Kalvinismus abfielen.

IV.

Die priesterliche und politische Rolle des Bruders Cornelis nach seiner Rückkehr aus Ypern.

Nicht volle drei Jahre war Cornelis in Ypern abwesend, als eine ungemeine Sehnsucht nach Brügge ihn ergriff, wo er so viele Freunde zurückgelassen und so viel Liebes und Gutes empfangen hatte. Er glaubte, daß seine Disciplingeschichte verschollen sey und seinem Wiederauftreten als Prediger nichts entgegen stehen werde. Stracks begab er sich auf den Weg und drängte sich, aller Briefe und Vorstellungen des Guardians ohngeachtet, dem Kloster, wo er früher gehauet und gewaltet, förmlich auf-

Jedermann staunte ob dieser unerhörten Frechheit und nur mit Widerwillen vernahm der bessere Theil der Bevölkerung von Brügge die Nachricht, daß der Pater sogar wieder predigen werde *).

Cornelis trug im Herzen einen unauslöschlichen Haß gegen den Magistrat, welcher ihn durch die Untersuchung der Geisselwirthschaft so sehr der öffentlichen Beschämung preisgegeben. An diesem wollte er sich glänzend rächen. Ein anderer Hauptgrund seines Hasses war auch noch durch die Einführung einer neuen Armen-Ordnung angeregt worden. Dieselbe schmälerte die Einkünfte seines Klosters im Allgemeinen und die unseres Paters insbesondere. Er konnte demnach dadurch, daß er mit seiner Opposition gegen die Urheber dieser Neuerung auftrat, zugleich auf einen mächtigen Rückhalt bei seinen allgemeinen Ordensgenossen rechnen, welche ihre persönliche Mißachtung gegen den unsaubern Kollegen den stärkeren Rücksichten des Interesse aufgeopfert haben mochten. Die innern Zerwürfnisse der Stadt begünstigten sein Verhaben. Die Weltlichen und Schöffen haderten heftig mit den Inquisitoren, welche, allen Rechten und Privilegien der Stadt entgegen, eine Menge von Menschen, wegen ketzerischer Lehren, gefangen gesetzt hatten. Diesen Umstand benutzte der Pater und zeigte sich plötzlich auf der Kanzel mit funkelnden Augen und grimmigen Geberden, zähneknirschend und die Hände wie zum Streit geballt.

Er begann eine Reihe von Fastenpredigten und die erste davon enthielt eine Apologie der heiligen Inquisition, so wie eine donnernde Philippika wider die frechen Meuterer gegen die Gewalt derselben. Er warf den Rathsherren Händelsucht, nicht nur in Bezug auf seine Person,

*) Nach Ph. v. Marnix (Bienenkorb 260) sah die Sache anders aus und es ward Cornelis von seinen Anhängern förmlich zurückberufen.

die man zum Gegenstand des Abscheu's zu machen sich bemüht, sondern auf Jedermann vor, und wünschte ihnen, daß sie dafür durch das ewige Feuer mit Pech und Schwefel gestraft würden; er erklärte: die Befehle des Königs, gegründet auf die Beschlüsse des Konciliums von Trident, müßten trotz allen Hindernissen vollzogen und die Mauern ihrer Stadt von dem ketzerischen Gesindel der Lutheraner, Kalvinisten und Wiedertäufer, davon sie wimmelten, gesäubert werden. Er gebrauchte in seinen Vorträgen die rücksichtsloseste Sprache gegen die Behörden und nannte ihre Mitglieder Bussons und Hausnarren.

Am 3. März setzte er seine erbauliche Anreden fort, da wo er sie gelassen, und zog nun auch auf die Beamten zweiten Rangs, auf die Offiziere, Pensionaren, Schreiber und Kanzleiverwandte des Magistrates, los. Diese beschuldigte er, das ketzerische Gift aus Frankreich herübergeschmuggelt und namentlich aus den Schriften Kalvins es gesogen zu haben. Er bezeichnete es als Hauptursacher all des Schimpfs, Spottes, Leides und Verdrusses, der vor drei Jahren ihm angethan worden, als man „die vermaledeite Untersuchung" gegen ihn angestellt und die Obrigkeit wider ihn aufgehetzt. Mit dieser persönlichen Verfolgung sey der Aufstand gegen die heil. Inquisition Hand in Hand gegangen. Aber er zähle auf Gerechtigkeit und Sühne. Sie alle müßten ihrer Aemter entsetzt und ausgewiesen werden.

So trieb er es den ganzen Winter 1566 hindurch und der Kampf wider den Magistrat wurde unaufhörlich fortgesetzt. Es regnete von „Heuchlern und Gleißnern, Maulchristen und Leuten mit Doppelgesichtern, welche schändlicher und gefährlicher, denn die offenbaren Ketzer seyen, da man sie nicht beim Kopfe fassen könne und sie glatter als Aale durchschlüpften. Er bedauerte förmlich, daß Tags zuvor, wo eine Hinrichtung stattgefunden, so wenige Ketzer gerade durch Schuld der Vorgesetzten, ver-

brannt worden. Ja er gestand seinen Feinden ins Gesicht, wie er sich genügend für die ihm zugefügten Kränkungen zu rächen gedenke.

Einige Tage darauf stellte der Bischof von Brügge das Gesuch an den Magistrat: man möchte ihm Beistand leisten und das Volk zwingen, zur Beichte zu kommen, und zum Behufe einer genauern Kontrolle, Beichtzettel zu lösen. Dieser Sache widersetzte man sich, als einer Neuerung, die ganz das Aussehen eines Inquisitions-Aktes trage. Cornelis wüthete hierüber entsetzlich auf der Kanzel auch vertheidigte das System des Bischofs mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

Wie ward aber erst seine Galle erregt, als die verbündeten Edelleute eine Bittschrift wider die Inquisition und die Plakate des Königs, als verfassungswidrig, einreichten? Wie fuhr er nicht über die „verarmten, abgemagerten, nassen Junkerleins her, welche, nachdem sie alles durch die Gurgel gejagt und vertummelt, verspielt und verludert, nunmehr nicht wüßten, wo sie wieder etwas suchen sollten. Es gab kein Sprichwort aus dem Lexikon des Gemeinsten, dessen die flämische Sprache fähig, welches er nicht auf die Geusen, und ihre Verbündeten, die Teutschen, ausgeschüttet hätte. Nachdem sie „Kirchengüter, Pfaffengüter und Klostergüter" in letzterem Lande durchgejagt, seyen sie nach den Niederlanden gekommen, um zu sehen, ob man hier wohl schlummere. Er witterte eine förmliche Verschwörung wider Thron und Altar, angezettelt von den Behörden Brügge's mit den Freyen vom Lande und den Genten. Rufe man doch gleich, wenn es ja doch auf Abschaffung des Christenthums gemünzt sey, gleich alle Türken, Sarazenen und Juden zur Unterstützung herbei. Er prophezeite aus dem Geschehenen Uebel, Plagen, Drangsale, Jammer und Elend aller Art, zuletzt Fluch und Vermaledeiung für die Niederlande, und forderte auf, die Privilegien, denen man verlustig gewor-

den, (ein andermal die „bekakten") Privilegien an den Galgen zu hängen u. dergl.

Nachdem er auf ſolche Weiſe in einer Anzahl Predigten die Behörden und die Edlen nach Kräften mißhandelt, ſollte auch das „Pöbelgeſchmeiß", wie er ſich ausdrückte, ſeinen Theil erhalten. Anlaß dazu bot ihm der feſtliche Empfang des Herrn v. Brederode und das jubelnde Geſchrei der Maſſe: „Vive le Gues!" Es gab keinen Ausdruck von Verachtung und Wuth, welcher ihm ſtark genug geweſen wäre, und noch mehr that er es, als ein paar Tage darauf zahlreiche Verſammlungen und Predigten der Kalviniſten auf freiem Felde, in Wäldern und auf Bergen ſtattgefunden hatten. Auch dieſe „Rottirungen" ſchob er auf Rechnung des gegen Ketzerei überduldſamen Magiſtrates.

Wie bekannt, ſtieg nach dieſen Vorfällen die Kühnheit der Anhänger des neuen Glaubens und durch ganz Weſtflandern gingen ſofort die Predigten, welche bis dahin mehr an verborgenen Orten abgehalten worden, ganz öffentlich vor ſich, worüber das Volk und namentlich die Geiſtlichkeit, ſich nicht wenig entſetzten. Cornelis, dem dieß Waſſer auf ſeine Mühle war, machte ſich an die Auslegung der Pſalmen und legte beſonders den Text: „Selig iſt der Mann, der nicht ſitzt im Rathe der Gottloſen, ſondern Buß' hat zum Geſetze des Herrn und redet von ſeinen Geboten Tag und Nacht", mit unglaublich boshaften Anſpielungen auf die Behörden, aus; bei dieſer Gelegenheit ſuchte er die Verletzung aller Sittlichkeit und alles Anſtandes dadurch, daß man Weiber, Töchter und Mägde ſo unbedenklich zur Nachtzeit die Predigten der Ketzer beſuchen laſſe, zu rügen; ja er ſprach geradezu von fleiſchlichen Vergehen und ſtattgefundenen Fortzeugungen des ſchlechten Saamens u. ſ. w. in ungemein trivialen Ausdrücken. Im gleichen Geiſte und auf gleiche

Weise geberdete er sich nach der großen Versammlung bei Antwerpen, wo ebenfalls öffentlich gepredigt wurde.

Um jedoch seinen Gegnern zu beweisen, daß er persönlich Muth besitze und Verstand genug sich zutraue, die Prädikanten und Irrlehrer, welche mit der Schrift zu überwinden wähnten, im Grunde aber nichts als „Schuhflicker, Walker, Schalksnarren, Leutbetrüger, Lotterbuben, Schelmen, Meuterer und Aufrührer wären, durch geistige Waffen zu besiegen, forderte er sie zu Disputatorien mit ihm heraus. In diesen gedachte er den Beweis zu führen, daß „ihre Mirakel darin bestünden, Bastarde zu zeugen und Hahnreihe zu machen". Er beklagte die Schmach, die Offiziere des mächtigen Monarchen von Spanien fliehen zu sehen vor solch „schlimmem Hudelmannsgesindel, vor solch losen Kerlen, vor solch zusammengeraspelten Lumpenleuten".

Mit einem ungeheuern Jubel legte er das neueste Plakat aus, welches wider die Kalvinisten und ihre Zusammenkünfte erlassen worden, und welchem man besonders nach den Predigten zu Thielt, Ecloo und Halteren strengen Vollzug wünschte. Er rechnete auf der Kanzel den Prädikanten vor, wie viel ihrer gehenkt werden würden und warnte Jedermann vor ihrer Beschützung. Gleich Osmin in der bekannten Oper Mozarts, machte er die Bewegung des Strick-Anlegens und Zuschnürens mit Geberden nach. Er verkündigte, während er den Psalm: „der Gottlosen Wege sollen vergehen und sie werden sie nicht bestehen," paraphrasirte, den nahen und nöthigen Untergang des Kalvinismus, in welchem er die Erscheinung der Arianer mit allen Tyranneien und Grausamkeiten derselben aufgelebt erblickte. Von diesen Tyranneien und Grausamkeiten entwarf er nun Gemälde, welche den Leuten das Haar empor sträuben machten und verglich sie boshaft mit den Scenen in Frankreich, ohngeachtet doch sicherlich die Kalvinisten in diesem Reiche nicht die Unterdrücker waren

ſondern was geſchah, aus Nothwehr thaten. Die ſogenannte „Moderatie," welche in Folge der dringendſten Vorſtellungen der Edlen und des gemäßigſten Theiles unter den Räthen der Brüßler Regentſchaft erwirkt worden war, erregte des Paters ungemeſſenſten Grimm. Er erlaubte ſich den cyniſchen Ausdruck gegen dieſes neue Plakat, wie er vielleicht noch niemals weißes Papier befleckt und darauf ſchrie er: „Ba! ſo ſeht es alle durch! alle an einen Galgen mit dieſen verfluchten Kalviniſten, und mit ihren verdammten Heckenpredigern: Ba, henk' auf, henk' alle auf! Ba! dieß Plakat iſt nun gar zu viel moderirt! Ey, man pflog ſie hievor alle lebendig an einem Stock zu verbrennen: wie, man ſoll ſie jetzt nur henken? O ba! Wir Katholiken verderben uns ſelbſt unſern Handel mit unſerer Güte, unſerem Mitleiden, unſerer Erbarmung und Verzeihung. Ach, daß wir ſo thun!"

Der Text aus den Pſalmen: „warum toben und raſen die Heiden alſo, und die Könige der Erden lehnen ſich auf," und die Herren machen ein Verbündniß mit einander," gaben ihm einen mehr als reichhaltigen Stoff zu Deklamationen gegen die Geuſen und ihre neueſte Schilderhebung; darauf ging es an die Wiedertäufer, Martiniſten *) und Adamiten, bei welch' letztern freilich manche Dinge und Lehren die öffentliche Meinung ſehr ſich gegen hatten, wiewohl den armen Schwärmern ſicherlich zu vieles aufgebürdet worden iſt. Mit wahrer Herzensluſt ließ ſich Br. Cornelis aus, ſo oft es von Zweideutigkeiten, Nuditäten und Unfläthereien ſich handelte.

Witziger, geiſtreicher und eindringender waren ſeine Ausfälle auf die Auswüchſe und inneren Widerſprüche des Proteſtantismus, auf die Menge von Parteien, und Schattirungen, Sekten und Kämpfen deſſelben. Er traveſtirte burlesk-komiſch die Edikte der verſchiedenen Re-

*) So wurden lange Zeit die Lutheraner genannt.

genten Europa's, welche bei Gelegenheit der Einführung dieſer oder jener Religionslehre im betreffenden Lande erlaſſen worden und zeigte dem Publikum die Gruppe buntſcheckiger und verworrener Meinungen, welche alle von der Reformſucht ergriffene Staaten durchwühlten, während der Katholizismus etwas Ganzes, Ruhiges und Stetiges, eine ſich geſchloſſene Einheit vorſtelle.

Alle Kräfte ſeines Geiſtes ſtrengte er zum Lob und Preis des Kardinals Granvella an, und erklärte: der Geiſt Gottes zwinge ihn dazu. Er kleidete jedoch ſeine Panegyriken bisweilen in Vergleichungen ein, die aus den Kloaken hervor geholt worden waren und für welche der Kardinal ſchwerlich ihm großen Dank wußte.

Es läßt ſich denken, in welche Seelenſtimmung Cornelis erſt gerathen mußte, als er das entſetzliche Schauſpiel erlebte, ſogar in der Nähe, ja im Weichbilde von Brügge ſelbſt, Prädikanten predigen zu ſehen. Die Geuſen traten demnach bei ihm wieder in den Vordergrund und die beliebte Litanei der ausgeſuchteſten Schimpfwörter regnete über ſie von der Kanzel des Franziscaner-Kloſters herunter. „Tolle, Raſende, Wüthende, Sinnloſe, Rebellen, Gotteslästerer, Chriſtusfeinde, Henkersknechte" u. ſ. w. gehörten hiebei zu den Mildeſten. Er verglich ſie, die mit „Schlachtſchwertern, in Sturmhauben, Harniſchen und Ringkragen, und allerlei anderem belzebubiſchen Teufelszeug" heranrückenden, mit den Juden in Gethſemane, welche ausgegangen waren, den Erlöſer zu fahnden. Er wünſchte Gottes Donner und Blitz auf ſie herab, und daß die Erde und der Abgrund der Hölle ſich öffnen möchte, um ſie zu verſchlingen.

In dieſem Style ging es ſo fort, das ganze Jahr hindurch, und wo ein neuer Prediger der Proteſtanten von Auszeichnung ſich aufthat, da packte Cornelis alſogleich mit Macht ihn an und verhandelte ihn in ſeiner Weiſe. Das Konzilium von Trident und die Sakra-

mente, beſonders was die Art und Weiſe der Spendung betraf, bildeten ihm ein unerſchöpfliches Material zu ſeinen lüſternden und polternden Vorträgen; bisweilen verſuchte er es auch ſeine Gegner lächerlich zu machen, wenn er den Köcher von Haß und Verachtung über ſie genugſam ausgeleert hatte.

Cornelis ſtützte ſich bei ſeinem Thun und Treiben auf eine Menge nichtswürdiger Leute aus der Hefe des Volkes, welche ihm alles hinterbrachten, was in der Stadt und Umgegend vorfiel. Beſonders aber gehörten die Marktreiber zu ſeinen Vertrauten. Eben ſo hatte er in den Häuſern der Vornehmen unter dem Geſinde Spionen und manche der alten Devotarigen unterhielten noch immer Verbindungen mit ihm.

Sein Schrecken war jedoch nicht gering, als in der erſten Woche des Auguſts 1566 das Gerücht ſich verbreitete, ein ganzes Heer von Geuſen ſey im Anzuge wider Brügge und zahlloſe Maſſen von Kalviniſten lagerten in der Nähe und gedächten predigen zu laſſen. Obwohl nun die 60,000 Mann allmählig auf 10,000 — 8000 und 6000 reduzirt wurden, ſo erlaubte ſich Cornelis doch kein böſes Wörtchen mehr gegen die Kalviniſten; vielmehr überließ er ſich dem Jammern und Wehklagen und gebehrdete ſich gleich dem Propheten Jeremias, indem er ſchon im Geiſte die Unterdrückung der katholiſchen Religion und die Ausübung derſelben blos noch in Höhlen und Schlünden, Kellern und Grüften erblickte. Als jedoch die Unglücksmähren ſich nicht ſogleich beſtätigten, faßte er wieder etwas Herz und perſifflirte ſich ſelbſt und den gehabten Schrecken auf der Kanzel in höchſt barocker Weiſe; ſodann ließ er die alte Fluth von Schimpfwörtern nach wieder geöffneten Schleuſſen friſch herausſtrömen. Zwar erſchienen ſogar verſchiedene Kalviniſtenhaufen in der Stadt und machten, in zwei Kirchen vertheilt, wirklich Anſtalten zum Predigen; allein ſie ſtanden, auf Erſuchen des Magiſtrats, bald

davon ab und entfernten sich wieder nach kurzer Z
Nichts desto weniger benützte der Mönch den Vors
um die Volksstimmung auf das leidenschaftlichste ge
eine so empörende und schimpfliche Erscheinung zu be
beiten, daß das Gesindel vom Briel es gewagt, sein Qu
tier in einem so unbefleckten Sitze der katholischen R
gion aufzuschlagen. Er verhöhnte die in der Nähe
Brügge abgehaltene Predigten der Widersacher und ma
die Männer und Väter auf die Gefahren aufmerks
denen ihre Ehre und die Tugend ihrer weiblichen A
hörigen ausgesetzt sey. Er machte den Anzug und
Sitten der Geusen lächerlich und gab vor, dieselben
ten ausgestreut, daß die Papisten ihre Hostie mit Hu
fett bücken und die heilige Jungfrau mit Schmähun
überhäuften. Die allerdings ärgerlichen, wahnsinn
und plumpen Scenen der Bilderstürmerei, welche der S
des Protestantismus und der Freiheit im Niederland
viel geschadet haben, gaben natürlich auch den heftig
seiner Beschuldigungen einige Kraft der Wahrheit un
zog daraus redlichst Gewinn. Wie ein Apostel der
zeit und wie ein Missionär in China und Indien,
focht er jetzt die bedrohten Dogmen und den gestö
Kult der katholischen Kirche, vor allem aber die V
rung der Jungfrau Maria, wobei er übrigens weit
fernt war, auch nur im Geringsten Rücksic auf An
in den Ausdrücken bei einem so delikaten G enstand
nehmen. *)

Diese Vorträge übten wirklich eine solche Mach
die große Masse des Publikums, daß der Magistrat,
cher ohnehin den Pater haßte, förmliche Tumulte

*) Van Meteren hat in seiner niederländischen Ge
eine Probe mitgetheilt, welche aber zu sehr von Unsäthigkeiten
melt, um hier wiederholt werden zu können.

innere Kämpfe befürchten mußte, da die Gährung der Gemüther stieg und anderseits die Geusen für so gehäufte Beschimpfungen, die ihnen in dieser Stadt auf öffentlicher Kanzel wiederfuhren, Rache nehmen konnten. Der Magistrat drang demnach in den Guardian des Franziscaner-Klosters, entweder dem Br. Cornelis das Predigen gänzlich einzustellen, oder ihn doch zu Milderung des bisher befolgten Systems, und zur Enthaltung von allen Allotrien zu zwingen. Der Guardian versprach es und ein paar Tage lang bestand eine Art Waffenstillstand, besonders da man auch von dem Plakate gegen die Bilderstürmerei gute Wirkungen und Mäßigung anderseits erwarten durfte. Allein der wüthige Mönch konnte sich nicht lange Gewalt anthun; dem Verbote seiner Obern zum Trotz, erschien er schon (am 8. Sept.) wieder auf der Kanzel und entwarf sowohl dießmal, als auch zu mehreren andern Mahlen von den Unthaten der Bilderstürmer solch' grelle Schilderungen und zeichnete den durch seine Vorträge dagegen sich zugezogenen Haß seiner Gegner so eindringlich, daß er als Märtyrer seines Eifers für den wahren Glauben erschien und das Volk in der Mehrzahl Partei für ihn ergriff. In der Sprache eines Marat rief er, die Entflammten noch mehr entflammend, zu: „Ihr Katholiken, stellt den lieben Leib und das Leben vor! Versucht es einmal, weil ihr den Geusen und Geusinnen noch mächtig seyd; denn ihr kennet sie nun, welche Geusen oder Geusinnen sind, dieweil sie sich selber durch diese teuflischen Heckenpredigen geoffenbart und bekannt gemacht haben. O ha! so ihr Katholischen noch einigen Eifer zu Gott und zu Gottes Religion habt, sollt ihr jene, weil ihr ihrer noch mächtig seyd, selbst angreifen, und alle lebendig spießen, ihnen die Haut abstreifen, sie lebendig schinden, sieden und braten. Das sollt ihr!" Der Eindruck dieser unmenschlichen Aufforderungen ging nicht verloren und gab sich in Entschlüssen der furchtbarsten Rache

und des blutgierigſten Fanatismus kund. Man trieb
Predigen der Kalviniſten auseinander, und wo Wi
ſtand geleiſtet wurde, ſchrien die Kriegsknechte: Sch
todt! ſchlagt todt! Cornelis belobte und unterhielt di
löblichen Eifer, ſetzte ſeine Sermonen ununterbrochen
und drang auf Vertreibung aller Kalviniſten ohne
terſchied.

Vor dem Magiſtrat zu Brügge ward jedoch
Seite der Letzteren ſtarke Beſchwerde über die ihnen
gefügte Gewaltthat und Störung ihrer Religions-
übung erhoben; man verhieß ihnen Schutz und Ab
für die Zukunft, und die Konventikel im Weichbild
Stadt nahmen ihren Fortgang. Dieß verſetzte Br.
nelis von Neuem in Wuth und er nahm zu den
Mitteln ſeine Zuflucht.

Die Taufe der Kalviniſten hatte ſeinen Anſto
meiſten erregt; er verbreitete aber über die dabei
findenden Ceremonien die unverantwortlichſten L
Von den Kindern ſagte er: „Ich bin nur ein a
grauer Mönch, aber man würde ſehen, ſtünd' ich d
den Pforten und hütete, und die Geſinnen würden
die Kinder hinaustragen, ſolche taufen zu laſſen, ich
bete dieſen lieber die Kehlen um. Ja, es wäre den Ki
viel fertiger, der Kropf umgedreht, denn alſo mit der
dammlichen Kalviniſtentaufe getauft zu ſeyn!“

Die Erſcheinung des in der Niederländiſchen Ki
geſchichte namentlich als Ueberſetzer der Pſalmen ber
gewordenen Peter Datheenus auſserhalb Brügge un
vollzogene Vermählung eines Prieſters zu Oudenburg
rend der letzten Tage des Oktobers bewirkte wege
Neuheit des Beiſpiels kein kleines Aufſehen; dem B
Cornelis gewährte der Akt neue Gelegenheit zu triu
renden Ausfällen. Er weiſſagte die naheſtehende Ge
ſchaft der Frauen unter den Kalviniſten und dergl.,
mals mit den pöbelhafteſten Beſchimpfungen. Wie

als dieß alles aber war der Umstand, daß der Pöbel, erhitzt von seinen Vorträgen, neuen Ausschweifungen sich hingab und alle Kalvinisten, die innerhalb der Stadt getroffen wurden, niederzuschießen anhub.

Die Wiedertäufer, welche sich nicht scheuten, öffentliche Predigten in Brügge oder vielmehr in Gruithuisenwald, zu halten, bildeten, allerdings nicht mit Unrecht, einen Gegenstand des Anstoßes. Sowohl aus ihrer Mitte, als aus jener der eigentlichen Adamiten erschienen viele mutternackt in der Stadt und es wurde daher ihrer eine Anzahl todtgeschlagen. Cornelis rechtfertigte die That auf der Kanzel und meinte, die Geschichte verlohne sich nicht so sehr des Geredes.

Um seinen Wüthereien Einhalt zu thun, entschloß sich der verdienstvolle Theolog Stephan Lindij zu einer Epistel an den Pater, um ihn, wenn auch nicht zu bekehren, doch zu mehr Humanität, Christensinn und Mäßigung zu stimmen. Es war vorauszusehen, daß dieses Mittel wenig fruchten würde; Cornelis antwortete ihm grob und heftig, und travestirte den Schreiber und seine Lehren in einigen der nächsten Sermonen öffentlich in beliebter Weise.

Die Ankunft ausgezeichneter Prädikanten der Augsburgischen Confession aus Teutschland, wie Joh. Vorstius, Cyriak Spangenberg, Herman Hammelmann, Flaccius Illyricus u. s. w. zu Antwerpen, brachte eine Variation in den Angriffen unseres Franziskaners auf den Protestantismus hervor und die Augsburgische Konfession kam nicht besser weg, denn Kalvin. Das Wörterbuch der Schimpfreden und Zoten erhielt neue Bereicherungen.

Da erwachte endlich doch in vielen Leuten besseren Schlages, selbst solchen, die nicht in der Reihe der Protestanten fochten, der Grimm über solch' maaßlose Frechheit des Graubruders und man fing an, seine Person durch Spott widerwärtig, verächtlich und lächerlich zu machen.

Eines Tages fand man in vielen Häusern ein Pasquill ausgestreut, des Hauptinhalts: „die Büßerinnen von Brügge, welche noch an Bruder Cornelis glaubten, möchten sich beeilen und sich fertig halten, die letzte Züchtigung von ihrem Pater zu empfangen, da er wegen seiner groben Lügen nächstens Abschied zu nehmen genöthigt seyn dürfte.

Als Verfasser wurde ein Karmelitermönch, Bruder Gregorio de Spare, Prediger in der St. Salvators Kirche, genannt, welcher stets als Antipode des Franziskaners aufgetreten war und in der letzten Zeit einen großen Theil der Zuhörer ihm wegzog.

Bruder Cornelis spie Feuer und Gift, und fuhr in seinen Raserien noch mehr fort, als die Belagerung von Valenciennes die Staaten von Westflandern zu einem neuen Aufgebot von Kriegsvolk nöthigte. Alles Schlimme, was dem Lande widerfuhr, wälzte er auf den Magistrat von Brügge und dessen Widerstand gegen die heilige Inquisition und die königlichen Plakaten. Der Verfasser des ersten Pasquills trat daher wieder auf und verbreitete sein Produkt vervollständigt in Straßen und Häusern. Der feine Spott darin that Cornelis ungemein weh. Die Damen von Brügge wurden vom Pasquin neuerdings aufgefordert, sich zur Disciplin bei dem Pater einzufinden und gehorsamlich wie vordem sich zu entkleiden. Hierauf bemerkt Marsocius: es sey dem Bruder Cornelis nicht so sehr um das Geißeln, als um die Betrachtung der verborgenen Reize des schönen Geschlechtes zu thun. Wenn dem so ist, bemerkt Pasquin, so thäte er besser daran, sich eine Frau anzutrauen. Wüthend ruft nun der Pater aus: All diesen Briefen und Pasquillen zum Trotz will ich fortfahren, meine Beichttöchter zu disciplinieren*).

*) Die Naivheit des Originals läßt sich im Teutschen nicht wohl geben. Es lautet im Flämischen also:

Der Biſchof von Brügge, neuerdings von Werhouders und Schöffen um ſeine Vermittlung angegangen, ließ an den Pater jetzt eine ſcharfe Cenſur ergehen, ſein anſtößiges Benehmen in etwas zu mildern. Allein Cornelis bekümmerte ſich wenig darum und überhäufte ſogar dieſen Prälaten mit groben Schmähungen in ſeinem nächſten Sermone. Daſſelbe that er den Staaten von Flandern, den Generalſtaaten, den konföderirten Edlen u. ſ. w., alles im Style der bekannten Antwort Götz v. Berlichingens an den Hauptmann der Reichsarmee. Da erſchienen auch die malitiöſen Pasquille wieder und es war dießmals in dem einen Texte die Variation angebracht, daß man ihn mit einer „brede roede" ſchlagen werde; worin zugleich ein Doppelſinn lag und auf die Möglichkeit einer baldigen Erſcheinung des gefürchteten Herrn von Brederoode angeſpielt wurde.

Cornelis rächte ſich für den friſchen Schimpf durch triumphirende Aeußerungen über die Niederlage des Herrn v. Lanney bei Waterloo, welcher Tournay und Valenciennes hatte zu Hülfe ziehen wollen. Er blieb unerſchütterlich bei

---

Pasquillus:

Ghy Devotarighen of discipline van Brugghe,
Ontdeckt obedientelick u billen tot den rugghe,
Om gegeesselt te zyn van Broer Cornelis saen,
Want ment sal hem met een brede roede slaen.

Marphorius:

Hey aus, ten is Br. Cornelis also seer om t'geesselen niet.
Alst wel gheerne de billen van Devotarigen siet.

Pasquillus:

Wel sieget so deur geerne billen van vrouwen,
Het sal corts wel mogen een Devotarige trouwen

Br. Cornelis:

Ba, ic sal ten spyte van al deen briefen en pasquillen
Myn devotarigen noch te meer jappen op haer billen.

allen Angriffen und auch das zweite Sendschreiben Stephan Lindevs an ihn, welcher den Kampf mit wissenschaftlichen Waffen zu führen ihm verschlug, erfreute sich keines besseren Resultates, als das frühere. Vielmehr nahm er daraus (gegen Anfang des Jahrs 1567) Stoff zu mehreren heftigen Sermonen, in welchen er Lindey's Artikel einzeln zu widerlegen bemüht war.

Der Herr v. Bredevoode bildete, welcher um diese Zeit die Regentin Herzogin zu Gewährung freien Kultes an die Protestanten zu stimmen, Schritte gethan hatte, von der Zeit an eine stehende Rubrik, und neben ihm Georg Kassander, ebenfalls ein Haupt unter den Reformatoren und ein ausgezeichneter Lehrer der heiligen Schrift Niederlands und einer der gewappnetsten Gegner. Mit diesem, welchen er endlich förmlich aus der Stadt vertrieb*), mit Lindey und einigen Andern hatte er sich Tag für Tag auf das Rüstigste herum. Je trüber und kritischer für die Anhänger der neuen Lehren und für die Vertheidiger der politischen Freiheit die Lage des Landes sich gestaltete, desto mehr stieg die Kühnheit und Verwegenheit des Franziskanermönches. Die strengen Maaßregeln vom Mai 1567

*) Dieser war es gewesen, welcher der Disciplin des Cornelis den lächerlichen, und überall in Umlauf gekommenen Beinamen in irgend einer Streitschrift gegeben. Vulcanius, der Freund Ph. v. Marnix's und um die Psalmliteratur hochverdient, in der Epist. dedicator. seines Traktates de Primatu Papae (Lugdun. 1595) sagt ausdrücklich: Quum annos ante circiter quadraginta Georgius Cassander, vir doctissimus, Brugis Flandrorum, communi utriusque nostrum patria, publicum bonarum literarum professorem ageret, ut collegae cujusdam sui qui sacras ibidem literas docebat, (illius inquam furiosi! Theologi, a quo postea, cum se in Seraphicam familiam dedisset, famosa illa Cynopygica disciplina Corneliana nomen invenit, calumniis crederet, voluntarium sibi ipsi exilium indixisset.

erfüllten seine Seele mit immer frohern Hoffnungen gänzlicher Ausrottung des Kalvinismus in den Niederlanden. Er sprach und und träumte von nichts anderem, als den grausamsten Todesstrafen (wie er denn auch den Verbrennen, Folterungen und Hinrichtungen beizuwohnen pflegte, vom Leibaufschneiden der schwangeren Geusinnen und Zerschmettern der Kinder, die Privilegien des Landes wünschte er mit Unflath beschmiert und an den Galgen gehenkt und dergl. mehr.

Aus diesen Thatsachen kann man sich denn auch die Rücksichtslosigkeit der Gegner erklären, welche, als ihnen das öffentliche Auftreten wider den unversöhnlichen Zeloten täglich schwerer gemacht worden, seinen sittlichen Charakter, wie schon früher geschehen, in Spottgedichten zu beleuchten nicht müde wurden. Die Disciplin der Damen bot natürlich einen unerschöpflichen Vorrath zu blutigen Sarkasmen und es ist wirklich eine mehr als merkwürdige Erscheinung, daß der Kredit des Paters wieder gestiegen war, und eine Anzahl Frauen und Mädchen von Neuem sich in seinen Orden einstellte. Sie hatten ein förmliches Heimweh nach der Ruthe bekommen. Philipp von Marnix behauptet dieß ausdrücklich *). Cornelius hatte die Ueberzeugung, daß man die verdienstliche Andacht mit weltlichen Augen betrachtet und seine Gesinnungen bloß aus Haß gegen seine religiösen und politischen Grundsätze zu verdächtigen sich bemüht hätte, in vielen Familien be-

*) Und ob er schon derselben Ursach' halber von der Obrigkeit aus der Stadt weggeschafft worden, dem ungeachtet hat man ihn doch wieder zurückgerufen und ist in der Stadt Brügge von solchem Ansehen, daß die Weiberchen sehr andächtig seine Pönitenz auf sich nehmen. Seht doch, so die heilige Ohrenbeichte wär' abgestellt gewesen, wie sollte er die Weiberchen zu dergleichen Andacht haben bringen können u. s. w. „Bienenkorb (teutsche Ausg.) S. 209.

feſtigt. Die ſchönen Büßerinnen begaben ſich daher, nunmehr gleichſam mit Bewilligung ihrer Angehörigen, wieder unter die Regel des „Maidlinſitzers“ und „Frauen-Geißlers“ oder „Villapers (Villaperken)“, wie der Hohn des Volkes in dem ſtark naiven Ausdrucke der nieder- und oberteutſchen Sprache ihn betitelte.

Die Ankunft des Herzogs von Alba und das eingeführte Schreckensſyſtem hatte der Thätigkeit des Paters einen erhöhten und vermehrten Spielraum gegeben. Ueberall ſah man ihn als fanatiſchen Lobpreiſer der Maaßregeln jenes Wütherichs und als unerbittlichen Gegner Bredenrodes, Oraniens und ihrer Freunde. Er ſteigerte, wo er's vermochte, die Blutgier der ſpaniſchen Soldateska und der Tod einer Reihe von Patrioten kam auf Rechnung ſeiner Predigten und Anreden. Dieſe letzteren bilden eine wahre Chreſtomathie von abenteuerlichen Curioſitäten, von Skandal und Unſinn und der ſchauerlichſten Ausſchweifungen verderbener Phantaſie, die nur am Unglück und Jammer der Menſchen Gefallen trug *). Der „Duc Diable“, wie der Herzog von Alba in manchen Schriften dieſer Zeit wohl genannt wird, wußte ſolche Künſte und Verdienſte anzuerkennen, ohne daß er jedoch durch ein Bisthum oder irgend eine andere Auszeichnung dieſer Art ſie öffentlich zu belohnen es gewagt hätte. Der blutige Haß eines großen Theiles ſeiner Landsleute ſchien ihm eine hinlängliche, ja viel ſüßere Belohnung. Bloß zur Würde eines Guardians in ſeinem Kloſter hatte er es gebracht **).

*) Das „Nederl. Martelaar-Boek“ u. G. Brandts Nederl. Reform.-Geſchichte bringen ganze Geſpräche des Paters mit Gefangenen, die das Beil oder der Scheiterhaufen erwartete, in welchen viele charakteriſtiſche Züge und Diſputationen enthalten ſind.

*) Oranien brachte ihm in den letzten Zeiten noch Schrecken genug. Das letzte auf E. gemachte Pasquill lautete, wie folgt:

Erſt mit ſeinem Tode, der im Julius 1581 erfolgte, endigte ſeine Wirkſamkeit.

V.

Die Stimmen über Bruder Cornelis und ſein Wirken und Treiben.

Wer ſollte es glauben, daß ein ſolcher Mann nicht nur Entſchuldiger und Vertheidiger, ſondern ſogar Bewunderer und Lobredner gefunden habe? Gleichwohl iſt dieß in Belgien geſchehen. Man ſetzte ihm im Tempel der ehrwürdigen Brüder Recolleckten in Brügge ein Grabmal, deſſen Inſchrift ſeine Verdienſte um den Orden, um die auslegende Theologie, um die Beredſamkeit und Kenntniß der heiligen Sprachen rühmte, ſodann aber die unbeſchreibliche Anmuth und Erſprießlichkeit ſchilderte, womit er über dreißig Jahre lang ununterbrochen für das göttliche Wort gewirkt, den aufgeſproſſenen Saamen des ketzeriſchen Evangeliums in der Wurzel auszureuten bemüht geweſen ſey, in einer Weiſe, daß er als der wahre Apoſtel, als der Glanz und die Zierde und die Glorie der chriſtlichen Republik, wie des katholiſchen, orthodoxen, römiſchen Glaubens, ja als ein zweiter Athanaſius und als der kraftvollſte Hammer der Ketzer betrachtet werden müſſe. Alle gegen ihn im Publikum vorhandenen nachtheiligen

---

Alle Devotarigen, die noch geerne souden willen
In't heymelyk voor een secrete penitentie
De discipline ontfangen achter op haer billen,
Die moeten seer hastich loopen met obedientie
Tot heuren billapper of gheesselaer Br. Cornelis.
Wan't Oranien is met de lereneersgaten op de baen.
Om te verjagen metten ouden gryaert B. Melis
Die so langhe gheweont heeft in de hall Maen.

Gerüchte in Unzahl wurden als Verleumdungen der Ketzer und als hündiſche Ausfälle von heuchleriſchen Ehrenfeinden hingeſtellt, die erſchienenen Büchlein als bloße Spottgedichte und Pasquille, deren Inhalt im förmlichen Widerſpruch ſtehe mit der unbeſiegbaren Mäßigung des Charakters, welche den Pater Cornelis auch in Mitte des Kampfes mit den Glaubensfeinden und in den von ihrer Seite wider ihn erregten Stürme niemals verlaſſen habe. Aus dieſem Grunde ſey er, als Prediger zumal, bis an ſein Ende ein Liebling des Volkes geblieben und die Stadt Brügge, in Betracht der zahlreichen Verdienſte um ſie, ſo wie ſeines Berufes als Lehrer der Theologie, bewahre ihm, nachdem er ſeinen reichen Lohn als der wahrhaftigſte und getreuſte Bekenner Chriſti jenſeits empfangen, ein dankbares und ſehnſüchtiges Andenken. Auf dem Kirchhofe St. Johann las man noch lange folgendes Epitaphium, zu ſeinen Ehren verfertigt:

Exquis in obscuro latitans, die parva tabella,
Tumulo hic repostus conditur?
Quis fugiens adeo est et famae, et lucis et auras,
Umbris ut hic velit obrui?
Tune, Pater, celebri condigno ex marmore crypta
Hic, Dordracene, recubas?
Quem tam facundae decoravit gratia linguae,
Monita salutis cum daret,
Ut tua fama volet totum vulgata per orbem,
Stridente quamvis Zoilo.
Sed quia Seraphici placuit pia semita Patris,
Placuit sepulcrum ignobile.
Nam tituli et Pario excisae de marmore tumbae
Aetate longa intercidunt.
Virtus sola viget vivetque aeterna, nec aevo
Labente longo extinguitur.
Haec jam te aequavit Superis, coelique locavit
Sertis decorum fulgidis.
Quid juvat ignoto hunc igitur requiescere busto,
Qui mente coelo vixerit?

Ein zweites hat ſich in dem Franziskaner-Kloſter zu Brügge ſelbſt erhalten und liefert ebenfalls ein glänzendes Verzeichniß der Tugenden und Verdienſte des Paters.

Ultramontane Schriftſteller behaupteten außerdem, daß die geſammelten Sermonen und Predigten durch die maligna haeresis verfälſcht worden und in dieſer Geſtalt auf die Nachwelt übergegangen ſeyen. Dieſer Anſicht huldigen Sander, Maſtricht *), Foppens **) und wie es ſcheint, auch der berüchtigte Abbé de Feller, der Vorgänger des Courrier de la Meuse und einer der Anſtifter der erſten belgiſchen Revolution, in ſeiner Bearbeitung des Wörterbuches von l'Advocat. Nun läßt ſich dieſen Panegyrikern und Vertheidigern entgegenſtellen, wie folgt:

Da die Hauptbeſchuldigungen gegen Bruder Cornelis, inſofern ſie den ſittlichen Theil und die berufene Disciplingeſchichte betreffen, meiſtentheils von Eltern und Brüdern, Verwandten und Freunden der Beichttöchter des Paters erhoben worden ſind, ſo läßt ſich nicht annehmen, daß ſie einer reinperſönlichen Laune und Leidenſchaftlichkeit die Ehre ihrer Familien aufgeopfert haben würden und nur dringende Gründe konnten ſie beſtimmen, durch, eine genaue Unterſuchung und vollſtändige Entſchleierung des Vorgefallenen künftig gegen den Wolf in Schaafskleidern ſich geſichert zu ſehen.

Hätte ſich irgend eine mildere Auslegweiſe in dieſem ſeltſamen Prozeſſe dargeboten, ſo würden die Compromittirten, Beſchämten gerne ſie ergriffen haben, um das Ridicul von ſich abzuwenden; und der politiſche Haß

*) Im Catal. Biblioth. Er nennt die Hiſtorie von Bruder Cornelis vilain, rabuliste et complect calumniant.

**) In der ſonſt vielfach verdienſtvollen Bibliotheca Belgica. T. I. 191 sq.

konnte nicht ſo groß ſeyn, um Frauen, Töchter und Schweſtern vor aller Welt an den Pranger zu ſtellen. Niemand lügt zu ſeinem eigenen Nachtheil. Auf jeden Fall aber hätte man gegen die erzählten Details, im Falle ſie Uebertreibung enthielten, öffentlich ſich erklärt und die Verbreiter zu beſtrafen ſich bemüht.

2) Die Sache, von der die Rede iſt, betraf eine ſo große Zahl von Individuen, und die Unterſuchung geſchah ſo gewiſſenhaft und flämiſch-breit, daß ſicherlich an keine Myſtification zu denken und eine konſequente und zuſammenhängende Verſtümmlung der Thatſachen rein unmöglich war.

3) Der Uebertritt einer Anzahl bisher ſehr frommer und orthodoxer Individuen, aus dem Grunde der durch Bruder Cornelis erlittenen Beſchimpfung, enthält einen ſtarken moraliſchen Beweis mehr für die Aechtheit der Thatſachen.

4) Die Geſchichte der Disciplin iſt aus Aktenſtücken, die in Brügge noch lange vorhanden waren, bearbeitet worden und ſo einfach und ungezwungen, ſo innerlich zuſammenhängend, naiv und charakteriſtiſch, daß Niemand ſie für das Fabrikat eines Verleumders erkennen wird. Lange Zeit hat Niemand dagegen öffentlich proteſtirt, außer in ganz allgemeinen nichts beſagenden Worten, während hier Zug für Zug mit inneren und äußeren Gründen belegt iſt. Die Sermonen ſelbſt, welche an die Hiſtorie ſich reihen, haben einen ſo eigenthümlichen Charakter und entſprechen ſo ganz der in erſterer geſchilderten Mönchsnatur und den Grundſätzen eines gewiſſen, auch in ſpäteren Erſcheinungen wieder aufgetauchten Syſtemes, daß Jedermann von ihrer Aechtheit ſich überzeugen wird. Dergleichen kann man nicht erfinden und eine ganze Reihe übereinſtimmender Zeugniſſe aus jener Periode der niederländiſchen Geſchichte ſprechen gegen Cornelis. Wir reden nicht von dem gewichtigen Urtheile

des berühmten de Thou, welcher den Skandal ebenfalls in seinem Geschichtswerke mitgetheilt hat. Selbst Katholiken besseren Schlages wagten die Vertheidigung des Paters nicht und unter seinen Gegnern befanden sich Ehrenmänner, welche sicherlich kein für die öffentliche Moral, den Anstand und die feine Sitte gefährliches Aergerniß gegeben haben würden, wenn nicht die vorhandenen und gesammelten Predigten des Paters Cornelis in dem angedeuteten Geist und Styl abgefaßt gewesen wären.

Warum besorgten seine Anhänger, welche schon die Pflicht gegen sein Andenken dazu hätte bestimmen sollen, keinen Abdruck der Kanzelvorträge des Verstorbenen in Ihrer ursprünglichen Gestalt, wenn die erschienenen als unächt sich darstellte? In einer Stadt, wo die Mehrzahl der Bürger dem katholischen Bekenntniß treu verblieb, und wo Bruder Cornelis so viele Anhänger gezählt, waren gewiß Abschriften davon genug vorhanden und es befanden sich gewiß die Ketzer nicht im ausschließlichen Besitze derselben.

5) Wichtig ist ferner auch der Umstand, daß zur Zeit des Erscheinens der Historie und der Predigten von einer Seite her öffentlich widersprochen worden war.

6) Liegt ein innerer Grund mehr für die Wahrheitsliebe des Herausgebers in dem Umstande enthalten, daß die Erzählung die Gränze des Lächerlichen und Unanständigen in der Anklage nicht überschreitet, hätte man wirkliche Verleumdungen gegen den Pater ohne alle Rücksicht sich erlauben wollen, so wäre man viel weiter gegangen und würde ihm auch grobe Unsittlichkeiten nachgeredet haben, obgleich, wie schon gesagt, die Inquirirung der Damen à la Sanchez in gewisser Hinsicht unsittlich genug genannt und nur durch das mehr oder minder auch anderwärts im Beichtstuhl befolgte Beispiel gemildert werden kann.

Die Behauptung, daß alles über Bruder Corneli

Erzählte und von ihm als Nachlaß Herausgegebene auf Verleumdungen und Erfindungen der Proteſtanten beruhe, iſt alſo ein gemeiner, belgiſch-abgeſchmackter, pfäffiſcher Kunſtgriff, das Brandmal der Lächerlichkeit, Abgeſchmacktheit, Heuchelei, moraliſcher Fäulniß und blutgieriger Verfolgungsſucht von dem Namen eines Koryphäen der ultramontanen Partei aus früherer Zeit abzuwälzen, wie man es auch häufig während des Zeitraums der fünfzehn Jahre mit ähnlichen unſauberen Subjekten gethan hat.

Daß aber ſelbſt ein ſo geiſtreicher Schriftſteller, wie Mo k e, den Bruder Cornelis zum Helden eines hiſtoriſchen Romans machen und dem Mißhandler der Würde des weiblichen Geſchlechtes, mitten unter Frauen und Jungfrauen eine ehrbare Rolle zutheilen konnte, wie in den „Waſſer-Geuſen" geſchehen, iſt wirklich unbegreiflich und eine grobe Verſtümmlung aller hiſtoriſchen Wahrheit. Etwas anerkannt Schlechtes und Gemeines im Leben ſollte die Poeſie doch nimmermehr in den Adelſtand erheben.

Der erſte Herausgeber der Hiſtorie und der Sermonen, Chriſtian Neuter, ſpricht auf eine ſo unbefangene und eindringliche Weiſe in der Vorrede an den Leſer, daß ſchon dieſe ſehr für Annahme der Authenticität des Mitgetheilten ſtimmen muß. Er war ein langjähriger Zuhörer des Paters und kam zu ihm, — wie er ſelbſt erklärt — „innerlich im Herzen bewegt, indem er vermeinte, daß er ſehr göttlich, friedſam, freundlich, tröſtlich und ſanftmüthiglich predigen würde. Allein, nachdem er längere Zeit ſeinen Vorträgen beigewohnt, erkannten ſowohl er ſelbſt, als viele andere treffliche Gelehrte, darunter gottesfürchtige Katholiken, „daß ſeine Predigten und Sermonen zwar ausbündig, wunderbarlich und ſeltſam genug wären, aber nicht ſolchermaßen, wie ſie gemeint, ſondern gänzlich in widerwärtiger Meinung. Denn dieſelben zeigten ſich meiſtentheils voll Läſterung wider Gott und die

Natur, wider die Lehre der Apoſtel und der älteſten Kirchenväter; ſie erſchienen ihnen eingerichtet, um Meutereien, Aufruhr, Lärm, Unruh' und Uneinigkeiten anzuſtiften, voll Rach' und Blutgier, voll Toben und Wüthen, unſinnigen Schreiens und Rufens nach Blutvergießen, Henken, Würgen, Brennen, Spießen, Braten, Schinden, Ertränken, Lebendigbegraben, Radbrechen und Viertheilen, ſchwangern Weibern den Bauch aufſchneiden, die Kinder daraus reißen und wider Mauern und Ecken der Straßen ſchleudern, nebſt vielen andern Grauſamkeiten und Abſcheulichkeiten mehr; endlich voll Unbeſtändigkeit, Eitelkeit, Leichtfertigkeit, Unwahrhaftigkeit, Ungeduld, Wuth und Grobheit, Unehrbarkeit, Unbeſcheidenheit, Schändlichkeit und Schmachrede, ohne einiges Anſehen oder Reſpekt vor Perſonen, welches Standes, welcher Würde und Qualität ſie auch ſeyn mochten." Seinen Haß, ſeinen Groll, ſeine Feindſchaft, ſeinen bitteren Neid ſagte er trotzig und verwegen gegen Jedermann heraus, nicht ohne großes Aergerniß vieler Zuhörer."

Der Verfaſſer und Herausgeber erſucht die Leſer, ſich an den von ihm mitgetheilten Sachen nicht zu ſkandaliſiren, proteſtirt vor Gott und der ganzen Welt feierlich und übernimmt es auf ſeine Seele, daß er in den Predigten nie etwas anders als Cornelis eigene Worte widergeben; er beruft ſich auf das Zeugniß aller ſeiner Zuhörer, und wiewohl es die Ehrbarkeit chriſtlicher Religion gefordert, über ſolche Materien, wie die hier verhandelten, lieber zu ſchweigen, als zu ſchreiben, ſo ſey es doch auf vielfältiges und heftiges Begehren einiger gottesfürchtiger, fürtrefflicher und wohlgeachteter Perſonen geſchehen, welche die dem Magiſtrat von Brügge zugefügten Mißhandlungen, ſo wie die Urſachen und Veranlaſſungen der zwiſchen dieſem und dem Pater entſtandenen bittern Feindſchaft in's Licht geſetzt wünſchten. Aus dieſem Grunde habe er auch die Geſchichte der Disciplin und der darü-

der angeſtellten Unterſuchung mit aufnehmen müſſen. Dieſe, ſo wie ſeine Sermonen, welche dem Anſehen der katholiſchen Religion und des Königes ſo ſehr geſchadet, ſeyen übrigens ſelbſt am Hofe zu Madrid wohl bekannt.

Die verſchiedenen Ausgaben der Hiſtorie und der Sermonen von Br. Cornelis findet man bibliographiſch bei Vogt, Sincerus und Rottermund (zu Jöcher) verzeichnet; ſie gehören zu den größten Seltenheiten. Die königliche Bibliothek im Haag beſitzt beinahe alle. Eine teutſche, von Johann Faber zu Leipzig im Jahre 1614 veranſtaltete, iſt ſehr unvollſtändig und enthält kaum einen Viertheil der Predigten; doch findet man ihr die Stellen aus Marnix und Meeteren beigedruckt, mit ſehr grellen Randnoten als Ueberſchriften der einzelnen Abſchnitte.

Die eine Ausgabe enthält eine Zueignung in flämiſchen Verſen an Br. Cornelis, den Hauptprädikanten der Stadt Brügge, die wir für Liebhaber litterar-hiſtoriſcher Curioſitäten, zum Schluſſe hier beiſetzen.

Pater, siende hier ghebeelt, en deur de Printe lichten
U legende, heylicheyt, de conct van uwen beck,
Beter dan noyt en was het seltsaem vuyl gebeeck,
Van Bupalo, vervaet in Hypponacti dichten.
Soo vreese ick dat ghy sult sulck een Mausoleum stichten
Als Bupalus hem maecte: Och neen, zijt niet so geck,
Want u blyven dient ons beter dan u vertreck.
Menich maeckt sijn profijt van u schoonen onderrichten.
Niet te min sterft y oc (t'welck menich vrou waer leet)
U Sermoonen, God danck, die blyven ons ghereet;
Ende men sal altijt ghedenken; Broer Cornelis,
Die geerne van stront preckte, en van toven heet;
Die de Vroukens geesselde, oor de beschimpte en beet.
En sulc een sijn man was, daer af datter noch veel is.

IV.

Kardinal Giovanni Morone.

Non solum dicit, quod orat, sed tonat ore
Fulmineo, evincens obvia cuncta domat,
Distincto mucrone acri, ut, cum credere nolit
Auditor, factam sentiat esse fidem.

Panegyric. in H. Moronem.

Quellen:

J. G. Frickii Observatio de Joanne Morone. (Schelhorn: Amoenitates liter. VII.

Articuli contra Cardinalem Moronum de Lutheranismo accusatum etc. (Ebendaſ.) Nebſt Nachträgen.

J. Wolfii Lectiones memorabiles.

P. Sarpi, Storia del concilio Tridentino.

Sf. Pallavicini, Hist. Concilii Tridentini.

Raynald. ad Baronium.

Tiraboschi, Bibliotheca Modenese. T. I — III. (in einem eigenen Artikel und an vielen Stellen zerſtreut.)

M'Crie, Geſchichte der Fortſchritte und Unterdrückung der Reformation in Italien. Teutſch von Dr. G. Friederich.

Ranke: Fürſten und Völker von Süd-Europa im 16ten und 17ten Jahrhundert. II. B. (woſelbſt mehrere bisher unbekannte handſchriftliche Quellen angegeben und benützt ſind).

Vorwort.

Die vor eilf Jahren geſchriebene biographiſche Skizze über den berühmten Kardinal Morone erſcheint hier, nachdem neue Quellen über ihn eröffnet und neue Studien gemacht worden, völlig umgegoſſen und vermehrt. Die wichtigſten Materialien leider verſchließt noch immer das päbſtliche geheime Staatsarchiv, aus welchem Ranke wenigſtens Einiges uns mitzutheilen in den Stand geſetzt worden iſt. Der erſte Verſuch des Verfaſſers erſchien vor Herausgabe des M'Crie'ſchen Werkes über die Reformations-Geſchichte von Italien. Schon ein paar Jahre zuvor war die Idee entſtanden, ein **Corpus Scriptorum Ante-Reformatorum**, ſo wie ein **Corpus Scriptorum Italiae, Hispaniae, Galliae et Britanniae**, begleitet von einer Literatur- und Gelehrten-Geſchichte, anzulegen. Eine Maſſe koſtbarer und koſtſpieliger Schriften wurde zu dem Behufe geſammelt. Bei erſterem Werke ſollten Abälard, Arnold v. Brescia, Wicliff und Savonarola, und J. Huß, bei dem zweiten M. A. Flaminio, Paleario, Marcellus Palingenius und G. Morone den Anfang machen. Ein Leipziger Gelehrter und mehrere Niederländer hatten

als Mitarbeiter zugesagt; Herr Dr. Charles Beving aus Luxemburg beschäftigte sich bereits mit Savonarola, wozu ich ihm meine Vorarbeiten verheißen. Die belgische Revolution unterbrach auch diesen Plan wie viele andere. Ich erlaube mir, in großer Herzensfreude über die Anstrengungen anderer, gleichgesinnter Männer hinsichtlich des erwähnten Lieblingszweiges kirchengeschichtlicher Literatur, so wie über die Dichtungen Lenau's und Auffenbergs, welche Savonarola zum Vorwurf gewählt, durch die Wiedervorführung Morone's wenigstens an meinen guten Willen zu erinnern und in der Biographie desselben eine Schilderung der Arglist des römischen Stuhls, in Behandlung fremder Nationen, zumal aber der teutschen, zu liefern, nebst Andeutungen, geschöpft aus Nachrichten orthodoxer Italiener, die über allen Verdacht der Uebertreibung erhaben sind, auf welche Weise man ihre Diplomatie, ihre Nuntiaturen und ihre Politik zu beurtheilen, so wie die Leute selbst, welche damit sich befassen, zu behandeln hat. Die Ereignisse der neuesten Zeit ersparen uns alle langen Vergleichungen. Rom spricht hier selbst, seine alte, niemals aufgegebene unveränderte, unendlich naive Sprache; dieselbe, wie sie in den jüngsten Allocutionen uns begegnet. Wann einmal werden die Teutschen die Augen öffnen und das für ächtes Gold ausgegebene Blei in seinem eigentlichen Werthe erkennen lernen?

Wie die römiſche Kirche im Verlaufe des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts, in Ländern, wo ihr Anſehen unerſchüttert ſich erhalten hatte, oder wo zum mindeſten die Mehrzahl der Bewohner ihr treu geblieben war, gewaltſam gegen Männer verfuhr, die, von höhern Ueberzeugungen geleitet, den Ideen einer neuen Zeit zu huldigen ſich getrieben fühlten, iſt wohl zur Genüge bekannt. Minder jedoch ſind es die vielen Angriffe und Verfolgungen, welche ſie ſich, in der Reizbarkeit ihrer Stimmung über die großen Verluſte, ſelbſt gegen glaubenseifrige Katholiken und begeiſterte Anhänger ihrer eigenen Intereſſen, in ſo manchen grellen Handlungen, erlaubte. Nur dem hohen Grade von Feſtigkeit, mit der in den italieniſchen Ländern der Katholicismus Wurzeln geſchlagen, und dem Umſtande, daß der gegen die überalpiſchen Barbaren, als die Haupturheber der Ketzereien, in der Reformationsperiode wieder künſtlich geweckte Nationalſtolz der Italiener ſich dem römiſchen Stuhle zur rettenden Stütze darbot, muß es vielleicht zugeſchrieben werden, daß nicht auch unter dieſen Letztern ſelbſt viele Einzelne, ja ganze Staaten ſich der Reformation im Gefühl der Unwürdigkeit erlittener Kränkung bei ſolchen Gelegenheiten anſchloſſen, wo Rom keineswegs mit der Würde eines über irdiſche Leidenſchaften erhabenen Kirchenhauptes, ſondern ganz mit den niedrigen Leidenſchaften gewöhnlicher Herrſcher, der erſtaunten Chriſtenheit ſich zeigte.

Die ärgerliche Geſchichte Pabſt Pauls V. mit dem Freiſtaat Venedig, wobei jener ſo ſchimpflich und ſieglos

aus einer muthwillig begonnenen und ſo inkonſequent als ohne Berechnung der Zeitumſtände fortgeſetzten Fehde ging, liefert für die erſte Klaſſe der ſo eben berührten Staatsſtreiche ein merkwürdiges Beiſpiel. Die vielen Mißhandlungen europäiſcher Könige, der teutſchen Kaiſer aus dem Habsburgiſchen Hauſe zumal, ſo ſehr doch dieſe ſonſt die Anwälde der katholiſchen Kirche ſpielten, übergehen wir hier. Unter den Urkunden aber, welche die Mißhandlung einzelner berühmter Männer der katholiſchen Kirche durch tyranniſche Kabinetsjuſtiz des römiſchen Stuhles bekräftigen, dürfen wir nur die Angelegenheit Sarpi's und des Kardinals Morone aufzählen, um die ſonderbarſten Empfindungen über die Beſchaffenheit der damaligen Moral und die Ausſchweifungen prieſterlicher Allgewalt zu verſpüren. Sarpi's Schickſale ſind noch in lebhaftem Andenken; minder jedoch, was dem hochberühmten Staatsmann widerfuhr. Der große Antheil, den derſelbe an den Verhandlungen jenes verhängnißvollen, für Herſtellung der Eintracht in der Kirche, Verbeſſerung der Disciplin und Feſtſetzung zweifelhafter Sätze des Glaubens angeordneten Kongreſſes genommen, ſo wie die wichtige Rolle, die er vor und nachher überdieß an verſchiedenen europäiſchen Höfen geſpielt, beſtimmte mich, ſowohl von der durch die römiſche Staatsinquiſition erlittenen Verfolgung ſelbſt, als von ſeinen übrigen Lebensumſtänden und insbeſondere von ſeiner diplomatiſchen Wirkſamkeit eine etwas ausführlichere, wenn auch immer noch in Betrachtung der Reichhaltigkeit des Stoffes gedrängte und unvollſtändige Schilderung zu entwerfen, da bisher ſolches noch nirgend geſchehen iſt. Man erwarte daher hier bloß einen biographiſchen Umriß, in der alleinigen Abſicht entworfen, um einen andern ſachverſtändigen Gelehrten, welcher an dieſer Periode und an dieſem hiſtoriſchen Gegenſtand Intereſſe finden würde, zu Bearbeitung einer gründlichen und erſchöpfenden Biographie jenes Mannes aufzufordern.

Giovanni Morone (Moron) ſtammte aus einer bedeutenden Familie Mailands, welche bis zum ſechszehnten Jahrhundert, und noch ſpäter, ja bis ins ſiebenzehnte hinein, viele durch Frömmigkeit, Kriegsruhm, diplomatiſche Einſicht und Gelehrſamkeit ausgezeichnete Männer in der Reihe ihrer Ahnen zählte. Seine Eltern waren Girolamo Morone und Amabilia Tiſiraga. Um das Leben des Sohnes gehörig zu verſtehen, muß vor allem auf die Richtung, die der Vater verfolgte, und auf deſſelben vorzüglichſte Lebensmomente ein kurzer Rückblick geworfen werden.

Girolamo Morone, ein Mann von vorzüglichem Rednertalente und ſeltenem diplomatiſchem Kunſtſinn, übrigens von durchaus verſchmitztem Weſen und kühnem Unternehmungsgeiſte hatte die Verhältniſſe, in denen ihm keine geringe Rolle zugedacht war, gerade ſo gefunden, wie ein überlegener Kopf ſie braucht, um durch ſie ſich ſelbſt zu erheben. Er gehörte im Anfang ſeiner politiſchen Laufbahn zu Maximilian Sforza's Partei, nachmals folgte er dem glänzenden Glücksſtern ſeines Bruders Francesco. Noch ſpäter im Intereſſe des Kaiſers, leiſtete er der Sache deſſelben in den italieniſchen Händeln vielfachen Vorſchub. So ſtillte er vor Mailand einſt einen heftigen Aufruhr des Heeres, welches, aus Erbitterung über verzögerte Soldentrichtung, bereits mit groben Ausſchweifungen drohte, dadurch, daß er ſeine Landsleute, die Mailänder, zum Vorſchuß beträchtlicher Summen bewog. Später jedoch verunwilligte er ſich aus mehreren Gründen mit Karl V., und er entwarf ſogar racherfüllte Plane, die auf nichts Geringeres, als auf gänzlichen Sturz der teutſchen Herrſchaft in Italien gingen. Morone's bisherige Verbindung mit dem Kaiſer war hauptſächlich durch ſeinen glühenden Franzoſenhaß beſtimmt worden. Als der bisherige Hauptzweck nunmehr erreicht und der Glanz der Lilien hierſeits verbleicht war, wob er, gleich nach Sforza's

Wiedereinsetzung, Intriguen gegen den Kaiser, welcher, freilich dem geschwornen Vertrage zuwider, mit der Belehnung des Mailänder-Herzogs zögerte, und dadurch natürlicherweise dem Gedanken Raum gab: er gehe damit um, das in Sforza's Namen den Franzosen entrissene Fürstenthum für sich selbst zu behalten. Die versprochene Belohnung erfolgte zwar endlich, aber unter so mannigfachen und drückenden Bedingnissen, daß die letzte Spur der italienischen Freiheit oder vielmehr des italienischen Gleichgewichts verschwunden, und Sforza's politisches Daseyn wenig beneidenswerth schien.

Da ersann Morone einen äußerst kühnen Plan, oder regte, um eigentlicher zu reden, vielmehr einen alten, von Machiavelli schon besprochenen, von Cola di Rienzo und Petrarca, wie von dem fürchterlichen Borgia in früherer Zeit vergebens eingeleiteten Plan wieder an, nämlich: die vielen vereinzelten Kräfte in einige größere Massen zu vereinigen, welche sodann ein Föderativsystem von Freistaaten und Monarchien so lange zusammenhalten sollte, bis vollkommene Verschmelzung der Interessen aller Staaten und die Einheit der Regierung über die gesammte Halbinsel unter monarchischer oder republikanischer Form herbeizuführen, glücklicheren Zeiten dereinst möglich werden würde. Dem gemäß gieng er den Marchese von Pescara, einen der großen Feldherren Karls, an, welcher aber damals mehr als eine Ursache hatte, mit dem Kaiser unzufrieden zu seyn. Ihn hoffte er, als Werkzeug für dies Unternehmen vor vielen andern verwenden zu können. Morone machte demnach ihm den Antrag, mit jener Armee, die er befehligte, als Befreier und Retter seines Vaterlandes (da der Marchese v. Pescara, Gemahl der berühmten Vittoria Colonna, ein Italiener von Geburt war) aufzutreten, und, der Unterstützung von Seite Mailands, des Pabstes und der Republik Venedig gewiß, zum Lohn für seine Mühewaltung den Thron von Neapel zu besteigen.

Der Marcheſe, anfänglich ſo verführeriſchen Lockungen des Ehrgeizes nicht unzugänglich, und der empfangenen Kränkung mit bitterem Gefühle eingedenk, wurde dennoch durch den Vorſchlag ſehr überraſcht. Er kämpfte deßhalb einige Zeit unentſchloſſen mit ſich ſelbſt; endlich ſagte er dem Unterhändler zu. Aber ſeine Geſinnung änderte ſich bald wieder. Ein Ueberblick der zahlreichen Hinderniſſe, welche der Ausführung eines ſolchen Unternehmens ſich entgegen thürmen mußten; das natürliche Mißtrauen in die Abſichten Morone's, deſſen Charakter ihm vielleicht nicht fremd war, und von dem er als bloßes Werkzeug fremder Plane, von verborgener politiſcher Natur ſich behandelt fühlte; endlich vielleicht auch eigene Geiſtes-Beſchränktheit, und die lange Angewöhnung des Knechtſeyns, in welcher der ſtolze italieniſche Baron die Empfindung früherer Tage verlernt hatte, — dies alles beſtimmte ihn, noch bei Zeiten einen Verrath, an dem er ſelbſt ſchon Theil genommen, mit ſcheinbar gewiſſenhaftem Dienſteifer zu vereiteln, und er ließ deßhalb bei einem neuen Beſuche, den er zu Navarra empfieng, den Morone verhaften; ja er ſaß perſönlich dem Blutgerichte vor, das über denſelben, als Hochverräther, Todesſtrafe erkannte. Der Herzog von Bourbon jedoch rettete den Gefangenen von dem über ihn verhängten Schickſal und löste ſeine Bande. Seit dieſer Zeit blieb Morone, ein treuer Diener und alleiniger Vertrauter jenes Fürſten, welcher für ſich ſelbſt eine nicht minder merkwürdige und zweideutige Rolle auf dem Welttheater geſpielt hat, und ſtarb nach einigen Jahren, gegen frühern Lebenslagen betrachtet, in ſehr untergeordneter Stellung. Sein Sohn Giovanni, in ſolcher Schule gebildet, konnte, da die Natur mit gleichen Gaben, wie den Vater, ihn ausgeſteuert, nicht anders denn ebenfalls ſehr ausgezeichnete Talente in einen Wirkungskreis und in einem Zeitalter mitbringen, welche dem Streben und Schaffen ausgezeichneter Naturen ein

ſo reiches Feld darbot. Doch milderte ein frommes Gemüth und ein unerſchütterlicher Sinn für Recht und Billigkeit die grellen Züge, welche dem Charakter eines in Wahl der Mittel zu politiſchen Zwecken ſo rückſichtsloſen Staatsmannes ſich aufdrückten.

Den 25. Jänner 1516 zu Mailand geboren, zeigte er ſchon in früher Jugend für die Wiſſenſchaften einen unſtillbaren Trieb. In den Lehranſtalten der Vaterſtadt begann er ſeine Laufbahn; darauf wurde das Gymnaſium bezogen. Hier übertraf Morone in kurzer Friſt alle Mitſchüler an geiſtiger Regſamkeit, Fleiß und Fortſchritten. Nach ſicheren Quellen ſtudirte er ſpäter auch in Modena, woſelbſt ſein Vater und ſeine ganze Familie als Bürger eingeſchrieben worden und wahrſcheinlich nach der Beſitznahme Mailands durch die Franzoſen ſich niedergelaſſen haben. Zum mindeſten ſpricht jene Stadt das Hauptverdienſt ſeiner gelehrten Bildung an *).

Der dreifache Lorbeer, aus dem Gebiete der Philoſophie, Theologie und Rechtsgelehrtheit, (welchen drei Hauptdoctrinen ſämmtlich er zu gleicher Zeit oblag **), ward ihm unter den Erſten mit Vorzug zuerkannt. Seine Berufsneigung aber ging nach dem Prieſterſtande. Er empfing die Weihen und las die erſte Meſſe am 25. März 1533, und ſah, da wiſſenſchaftlicher Ruf, Strenge des Charakters und das Andenken an die Verdienſte der Familie ihm begünſtigend vorangingen, den Weg zu den

*) Tiraboſchi (Bibl. Modenese V. III.) hat dieß zur Genüge erwieſen, geſtützt auf die handſchriftliche Chronik Lancellotts, welche eine Maſſe Curioſitäten aus jener Zeit enthält, auch bekennt ſich M. bei der Unterſchrift des Formolario di Fede vom Jahre 1542 (Tiraboschi I.) ſich ausdrücklich als Mitbürger der drei Kardinäle.

**) Nach einem Briefe an Kardinal Poole hatte er die Rechtswiſſenſchaft in Padua ſtudirt.

wichtigſten Staatsämtern und zu höhern Ehren in der Zukunft, ungewöhnlich frühe Bahn ſich gebrochen.

Kaum war er 18 Jahre alt, ſo erhielt er (im Jahr 1536) von Pabſt Clemens VII. das Bisthum Modena *). In dieſer Würde machte er ſich durch mehrere für den römiſchen Hof mit Glück geführte Geſchäfte bereits als eifrigen Seelenhirten **) und als geübten Politiker geltend, ſo daß man ihn, den acht und zwanzigjährigen jungen Mann, für tüchtig genug hielt, um eine Nuntiatur an dem franzöſiſchen Hofe ihm zu übertragen. Obgleich dieſe Geſandtſchaft in keinem der übrigen über ſein öffentliches Leben aufgeführt wird, ſo iſt ſie doch mit Sicherheit anzunehmen, da ein Gelehrter aus Aleſſandria, Girolamo Perbuono, in einer Anrede an Morone förmlich derſelben gedeckt und ihn einen der wenigen Jünglinge nennt, welche in frühen Jahren Klugheit mit Genie verbunden, auch ihm hohe Ehren in Rom ſelbſt in Ausſicht ſtellt.***)

*) Eigentlich war jenes Bisthum dem jüngern Kardinal Hippolyt, Sohn des Herzogs Alfonſo und Erzbiſchof von Mailand, zugeſagt geweſen; doch beſtimmten die Dienſte, welche der Vater noch in der letzten Zeit bei den Unterhandlungen zwiſchen Rom und dem Kaiſer geleiſtet, den Pabſt zur Sinnesänderung und zur Begünſtigung des Jünglings Giovanni. Er machte ſich dafür verbindlich, dem Kardinal eine jährliche Penſion von 400 Scudi in Gold zu bezahlen. A. Taſſoni, Annali Latini MSS. all' anno 1532.

**) Ganz einfach hatte er ſie angetreten, mit Verzichtleiſtung auf den feierlichen Einzug und jeden Prunk. Er ermahnte die Prieſter der Diözeſe in liebevoller, einfach rührender Sprache zur Thätigkeit, Ausdauer und chriſtlichen Lebenswandel; beſuchte die Spitäler, ſorgte für die Armen, die Schulen, die Künſtler, die Gelehrten, wo er's vermochte. Bald ſammelte er einen Kreis von geiſtreichen Männern um ſich. Der geliebten Mutter, die er in Mailand bald nach ſeiner Erhebung beſuchte, bewahrte er ein zärtliches Andenken.

***) Ovilia 1533; das eine iſt gewidmet: Joanni Morono.

Zu Anfang des Jahres 1535 reiste er nach Rom, um dem neuen Pabste, Paul III. seine Verehrung zu bezeugen. Derselbe gab ihm Aufträge an den Herzog Francesco Sforza in Mailand; auch sollte er vor Allem das Eindringen der Ketzerei in diese Hauptstadt zu verhindern suchen. Im folgenden Jahre, als Paul III. sich veranlaßt fühlte, die Gemüther der teutschen Fürsten, des römischen Königs Ferdinand zumal, für das vielbesprochene allgemeine Concilium, das die Religionsstreitigkeiten vermitteln und die durch Luther's, Zwingli's und Kalvins's sieghaften Abfall geschlagenen Wunden heilen sollte, gehörig vorzubereiten, glaubte er, dessen Charakter und Regierungsweise, wie auch die der folgenden Päbste Niemand so bündig und trefflich, wie L. Ranke zu schildern verstanden hat, keinem geeignetern Geschäftsführer die etwas schwierige Sendung anvertrauen zu können, als dem gewandten und seiner Sittlichkeit willen den Teutschen gewiß hochachtbaren, auch durch leutselige Mäßigung, selbst gegen die Feinde, und durch Geschmeidigkeit der Manieren den großen Haufen einnehmenden Morone. Der Vorgänger lasterhaftes Leben, prahlerischer Stolz und unzeitige Spröde hatte dem römischen Hof unsäglichen Schaden zugefügt. Er ward daher in der Eigenschaft eines Internuntius nach Teutschland geschickt. Der eigentliche Nuntius des heil. Stuhls, Johann Faber, verweilte als Bischof zu Wien, und wachte von da aus für die Interessen des kirchlichen Oberhaupts. Jener Prälat war zu diesen Tagen einer der rüstigsten Vertheidiger der alten Kirche, und

electo Mutinensi, juveni uni ex paucis ingenioso ac prudenti. In der einen Stelle redet er ihn an: Mi plurimum reverende Joannes, cui in aetate juvenili inest nativa patria prudentia et ingenium. Und später: Haec beneficia innumera per tuam sanctissimam legationem expectat. Cuperem tamen, mi Joannes, ut potius Romam, quam Galliam peteres... Dii felicem reditum tibi concedant!

trotz ſeines teutſchen Urſprungs ein eingefleiſchter Romaniſt. Mit der herrſchenden Stimmung des Tages und den Gebrechen des Ultramontanismus, wie mit den ſchwachen Seiten der Meinungsgegner mehr als irgend ein anderer vertraut, hielt er es für Pflicht, ſeinem nunmehrigen Amtsgenoſſen einige belehrende Winke zu geben, wie die Teutſchen behandelt, und die mit ihnen zu führenden Geſchäfte angegriffen werden müßten. Wir verdanken den päbſtlichen Annaliſten das merkwürdige Schreiben, worin der für den Ruhm ſeiner altgläubigen Kirche und für die Ausrottung der Ketzerei ſo ſehr erglühte Faber den Abgehenden vor allem auf die hohe Nothwendigkeit einer baldigſt abzuhaltenden Kirchenverſammlung aufmerkſam macht, und worin er ferners ihm den Charakter der Länder ſchildert, die er nunmehr zu bereiſen habe. Das Gift der Ketzerei, das ſo ſehr in denſelben ſich eingeſchlichen, ſo wie das Entſtehen, Wachſen und Verzweigen dieſes ſchmerzlichen Unheils ſelbſt, wird ſonach in der Abſicht auseinandergeſetzt, ihm zugleich die Mittel an die Hand zu geben, wie der gefährdete Katholicismus entweder durch bewirkbare einzelne Abfälle wiederum verſtärkt, oder zum mindeſten mit den, der allgemeinen Neuerungswuth glücklich noch entretteten Ueberreſten forterhalten werden möge.

„Ich halte dafür — heißt es unter Anderem in der gedachten Vollmacht — daß derjenige, welcher auf dem erhabenſten Stuhle, gleichſam als Wächter des Glaubens und als Statthalter Chriſti, ſitzt, ſeine Aufmerkſamkeit jetzt ganz beſonders auf den chriſtlichen Erdball heften müſſe. Und wenn Se. Heiligkeit nun wirklich Ihre allergottſeligſten Blicke Teutſchland zuwenden mag, ſo wird Sie dieſe herrliche Nation von beinahe unzähligen Irrthümern, ich will nicht ſagen Ruchloſigkeiten, allenthalben und zwar über und über angefüllt ſehen. Sie wird daſelbſt finden, nicht nur Einfältige und Ungebildete, ſon-

dern ſelbſt die mächtigſten Fürſten und viele, die für gelehrt gelten wollen, abgewichen vom Wege der katholiſchen Kirche. Ja, es reicht durchaus nicht hin, bloß Laien deſſen zu beſchuldigen, nein, ſelbſt Prieſter irren ab von dem Pfade der Wahrheit, und wollte Gott, es befänden ſich in ihrer Zahl keine Erzbiſchöfe und Biſchöfe! Täglich ſterben die Guten dahin, die bisher im Glauben und in der katholiſchen Religion ſtandhaft verharrten, mittlerweile aber wachſen reißend nach, und werden ſchon in zarter Jugend hiezu erzogen meiſt ſolche, die jenes verderbliche Gift von ihren Eltern ſowohl, als von den Predigern in der Kirche eingeſogen haben. Denn alſo geſchieht es, daß dieſes Ding täglich ins Schlimmere wächst, und daß, wie wir bei Paulus leſen, gewiſſer Leute Rede um ſich frißt, wie ein Krebs, oder, wenn man lieber ſich ſo ausdrücken will, wie der kalte Brand."

„Solches Unheil erſtarkte zuerſt in einem kleinen Winkel von Teutſchland, zu Wittenberg, einem bisher ganz obſcuren Orte, und zwar im Norden, von woher alles Böſe kommt. Als, wie zur Zeit Jerabeams zu Dan und Bethel, Luthern und Carlſtadt daſelbſt zwei goldene Kälber aufgerichtet wurden, da begann Jeruſalem verachtet zu werden. Und es geſchah, daß das ganze Sachſenland, über welches der Churfürſt gebietet, vom römiſchen Stuhl abfiel. Ebenſo thaten Heſſen und ein großer Theil von Weſtphalen. Es fielen ferner ab das Herzogthum Würtemberg, die Fürſten von Lüneburg und andere mehr. Und Fürſten und Grafen hegen und unterſtützen hartnäckig dieſe Ketzereien. Ich ſchweige hier davon, wie überdieß viele andere Fürſten, ſelbſt aus der Zahl der bedeutendſten noch jetzo ſchwanken und unſchlüſſig ſind, und wie ſie bereits mit dem einen Fuß zu hinken beginnen. Sehr iſt daher zu befürchten, daß nicht nur unter den Teutſchen irgend ein Catilina erſtehe, und das ganze Prieſterweſen mit ſchnaubendem Mund verzehre

und verſchlinge. Ganz beſonders aber ſind und beinahe ohne Ausnahme die Städte dieſem Unheil ſo ſehr zugethan, daß ſie durch förmliche Eide ſich wechſelſeitig dazu verpflichtet haben. Unter ihnen zählt man namentlich Straßburg, Ulm, Frankfurt, Conſtanz, Lindau, Eßlingen, und, wollte Gott, nicht auch Augsburg, Nürnberg und viele andere der mächtigſten mehr! Denn, obgleich Ferdinand, König der Römer, Böhmen und Ungarn, mein allergnädigſter Herr, bis auf dieſe Stunde durch Edicte, Mandate und Verordnungen auf das ſtandhafteſte und mit ſeiner ganzen Machtvollkommenheit jede Maaßregel vertheidigt hat, die nur immer zur Aufrechthaltung der altgläubigen Religion dienen konnte, ſo war er dennoch nicht im Stande, alle die Füchſe und Füchslein von Ketzern, und alle Trugkünſte, Gaukeleien, Fallſtricke und Conventikel derſelben zu verhindern und gegen ſolchen Unfug genugſame Fürſorge zu treffen. Denn in Ungarn gibt es eine Menge Gegenden, die dem Lutherthum hold ſind, und denen daſſelbe recht ſehr einleuchtet. Rückſichtlich Mährens und Schleſiens iſt es nur allzugewiß, daß Wiedertäufer, Begharden, Lutheriſche und Zwinglianer darin hauſen. Und wie iſt nicht — o des Schmerzes! das Reich der Böhmen in ſo viele der allerverſchiedenſten Secten zerriſſen!“

„Doch ich kehre zu dem Norden zurück. Was, ich frage Euch, iſt wohl das ſchwediſche Reich, was das von Norwegen anders, als das vollendetſte Lutherthum und der vollendetſte Zwinglianismus? Wie ſehr die Niederteutſchen im Glauben und in der Religion unbeſtändig geweſen ſind, und den ſchärfſten Edikten und Achtserklärungen Kaiſerlicher Majeſtät zum Trotz es noch ſind, haben mehrere Aufſtände und viele Rebellionen zur Genüge bewieſen.“

„Richten wir unſern Blick auf Britannien, ſo ſehen wir den unerwartetſten Wechſel der Geſinnung und wie

aus dem König ſtatt eines Vertheidigers des chriſtlichen Glaubens, als welcher er noch in meiner Gegenwart und zu meinen Zeiten feierlich erklärt wurde, ein dreifach großer Apoſtat von eben dieſem Glauben geworden. Gehen wir von Teutſchland nach dem Süden, ſo gewahren wir, wie auch das Volk der Schweizer, einſt ſo großmächtig und volkreich, mit Ausnahme einiger Kantone, beinahe ganz zur Zwingliſchen und Oekolampadiſchen Secte verführt worden iſt. Sollten dieſe einmal, ihrer alten Sitte gemäß, hervorbrechen, wie ſie noch im verwichenen Jahre gegen den Herzog von Savoyen gethan, ſo werden ſie alle Spuren des Katholicismus, die noch bei ihren Nachbarn übrig ſind, völlig ausrotten und vertilgen."

„Was ſoll ich erſt von Frankreich ſagen? Hat doch dieſes Land mehr Abtrünnige und Ketzer uns geliefert, als ſelbſt das Land der Teutſchen nur je erzeugt? Dort wurde jenes Ungeheuer Lambertus geboren; von dorther kam der große arianiſche Häretiker, der gegen die Dreifaltigkeit ein Buch von ziemlicher Größe ſchrieb. Doch dieſe Dinge ſind dem Herrn Nuntius ſelbſt zu ſehr bekannt, als daß es noch einer langen Schilderung bedürfte. Gebe Gott nur, daß nicht auch in Italien Leute erfunden werden, welche überſchwellen und ſagen: der Lutheranismus ſey eine heilige Sache und ganz in der Religion gegründet."

Der Briefſteller glaubt nunmehr die große, aus den Umſtänden herfließende Nothwendigkeit eines Conciliums Morone hinreichend dargethan zu haben, und hofft, daß bei dieſem Anlaß die unter ſich ſo ſchimpflich ſtreitenden Könige der Chriſtenheit doch endlich einmal ſich vereinigen würden. Der furchtbar anpochende Türke namentlich ſchien ſolches dringend zu erheiſchen. Keineswegs ſoll den Nuntius das etwaige Nichterſcheinen der Lutheraner bei der zu Stande gekommenen Kirchenverſammlung dann abſchrecken. Denn nur den Lutheriſchen allein muß die

bisherige Verzögerung des Conciliums leicht erklärlichen Staatsgründen beigemessen werden.

„Wenn aber — drückt Faber ganz unbefangen im Verlauf seines Schreibens sich weiter aus — das Concilium, welches so oft angesagt worden ist, gar nicht, oder zu spät zu Stande kommt, so wird für alle übrigen Katholiken — und leider gibt es ihrer nur noch wenige — das Spiel verloren seyn. Die Lutheraner werden beständig Jedermann in die Ohren flüstern: „alles, was der römische Stuhl von einer Kirchenversammlung in die Welt posaunt, sey eitel Lüge und blauer Dunst gewesen;" sie werden sagen, der Pabst fürchte sich, seines schlechten Handels willen, vor jenem Concilium. Und siehe, was erfolgt darauf? Die Besten alle, sie mögen wollen oder nicht, werden zu einem National-Concilium sich verführen lassen, von dem so oft schon auf Reichstagen die Rede war, und über welches auf denselben so oft schon Entschlüsse gefaßt wurden. Ist dieß geschehen, so werden dann auch Privatsynoden an die Tagesordnung kommen; sie werden ihren Nacken von dem Gehorsam gegen den römischen Stuhl — denn dahin geht der Widersacher unaufhörliches Trachten und Sinnen, — befreien; Kirchen und Klöster wird man zerstören und Jedermann verhindern, hinführo nach Rom zu gehen."

„Dieß alles ist so gewiß und so sehr zu befürchten, daß nichts Gewisseres gedacht und ausgesprochen werden kann. Möge Se. Heiligkeit den Beweis hiefür nur gleich im Lande Böhmen finden. Nachdem der Erzbischof von Prag einmal vernichtet und sämmtliche Klöster durch die Thaboriten und den Ziska zerstört worden waren, konnten keine Gesandte, ja selbst keine katholische Könige mehr die Unterwürfigkeit gegen den römischen Hof in jenem Reiche erzwingen. Es wird demnach sehr zweckmäßig seyn, die erbitterten und entbrannten Gemüther der Teutschen um jeden Preis wieder zu versöhnen, und die Uebermüthigen mit

dem Schwerte des Wortes Gottes und dem Anſehen der Kirche zu überwinden.

Sofort entwickelt nun Faber auch die Grundſätze, nach welchen Morone die Gegenrevolution wider die vielen Verzweigungen der ſiegreichen Ketzerei, beſonders aber wider das Lutherthum, einzuleiten habe. Die Widerſprüche in den Syſtemen und Behauptungen der Koryphäen, Luther, Zwingli, Oecolampad und ihrer Anhänger ſollen aus den Maſſen der Schriften dieſer Männer von den verſtändigſten Doctoren ausgezogen und recht hervorgehoben werden; ebenſo ſoll man die Unrichtigkeiten und Verdrehungen, welche in Ueberſetzungen der heil. Schrift durch jene Leute ſich vorfinden, genau ans Licht ziehen, damit das durch ſie bisher geleitete Volk an ihrer Wahrhaftigkeit oder an ihrem Auslegungstalente irre werden möge. Unter den Gelehrten, welchen er dieß Geſchäft gegen die Häretiker vorzüglich zugedacht wünſcht, zeichnet der Biſchof vorzüglich die ſtreitgewandten Theologen Eck, Nauſea, Cochläus, Münſinger und einige Andere aus. Dieſe ſollen keine Mühe ſparen, um die teutſche Nation zu überzeugen, daß der Geiſt Gottes nicht in den Lutheriſchen ſey, indem jener überall gleich und harmoniſch ſich offenbare, unter den Lutheriſchen aber nichts als Parteiung und wechſelſeitige Spaltung herrſche. Da übrigens, dieſer ihrer innern Zerwürfniſſe ungeachtet, die Ketzer, wider Gott und Kaiſer, durch Bündniſſe ſich zu einigen und ſtark zu erhalten ſuchten, ſo müßten dieſe Bündniſſe auf jede erdenkliche Weiſe getrennt werden!" —

Die Einladungen, welche nunmehr an alle Fürſten und Städte zu dem nach Mantua feſtgeſetzten Concilium ergingen, wurden von den proteſtantiſchen Ständen natürlicher Weiſe ausgeſchlagen, da mehr als eine Gefahr für die Reformation daraus zu befürchten war; und im Lauf deſſelben Jahres noch rathſchlagte der Bund von Schmalkalden eifrigſt über dieſe Sache. Während ſolches

in Teutſchland geſchah, und während die freien Städte Italiens, einſt ſo hoch und hell geſinnt, dem Pabſte die Zeichen fortdauernder, blinder Unterwürfigkeit hinter einander zuſandten, und der Kapuzinerorden, als eines der Hauptbollwerke des Katholicismus, namentlich in ſeinem Verhältniß zum gemeinen Volke berechnet, neuerdings Beſtätigung und Privilegien erhielt, ward Morone unterm 26. Brachmonat 1536 der Auftrag, aus allen Kräften gegen jene Neuerer Maßregeln zu ergreifen, welche in Italien und insbeſondere zu Mailand, die „unreinen Sekten aller Ketzereien" friſch zu verpflanzen bezüchtigt wurden; dieß waren die Armen von Lyon oder die Waldenſer und die Beghuinen und Lollharden nebſt andern ihrer Glaubensverwandten. Da des römiſchen Stuhles Rache die Proteſtanten Teutſchlands und der Schweiz nicht erreichen konnte, ſo ſuchte ſie in dem glaubenseifrigen Italien ſich einige Opfer zur Kühlung aus. Es ſcheint jedoch nicht, daß Morone im ſtrengſten Sinn den Befehlen ſeines Hofes nachgekommen ſey, ja daß er vielmehr im Umgang und Benehmen gegen die Ketzer im Allgemeinen eine, für jene Zeit und ſeine Stellung ungewöhnliche Mäßigung und überraſchende Milde behauptet habe, was nachher, wie weiter unten gemeldet werden wird, von Schlimmgeſinnten ihm zum Uebelſten gedeutet worden iſt.

Die Anſtalten für die Kirchenverſammlung zu Mantua verzögerten ſich aus vielfachen, politiſchen Gründen bis in das Jahr 1537 hinein. Da trieb den Pabſt, mehr als das Intereſſe ſeiner Kirche, die herbe ſteigende Noth, welche von den Türken kam, das Langverſprochene endlich einmal zu verwirklichen. Denn die Rathſchläge Fabers zu Beſchleunigung des Kirchen-Congreſſes ſchienen nicht mit den Anſichten des römiſchen Stuhls in Betreff dieſes Punktes übereingeſtimmt zu haben. So lange als nur möglich war, vermied jener die unangenehme öffentliche

Kontrolle des Zustandes der Kirche, und während die Redner und Gesandten öffentlich für die Versammlung sprachen, wußte man Hindernisse genug ihr in den Weg zu legen. Der Kaiser und der französische König wurden dringend um Einstellung des unwürdigen Kampfes und um die Vereinigung ihrer Waffen wider den gemeinsamen Feind der Christenheit gemahnt. Allein Franz I., der so eben noch den Padischah Suleimann zum Angriff von Neapel aufgereizt und dessen Fahne stolz neben dem Halbmond auf Nizza's Thürmen geweht hatte, befand sich zu derselbigen Zeit eben keineswegs in jener christlich-begeisterten Stimmung, in welcher das Oberhaupt der katholischen Kirche so gern ihn gefunden hätte. Als daher der Zeitpunkt herangerückt war, wo die Väter zu Mantua sich versammeln sollten, mußten neue Gewaltboten an alle europäischen Mächte abgehen, um sie zur innigern Theilnahme für die Nothdurft des Christenbundes nach Innen und Außen zu bewegen.

Ungarn, zwischen Ferdinand von Oesterreich und Johann von Zapoyla getheilt, erregte in vorzüglichem Grade des Pabstes Kummer und Sorgfalt. Um auf den Wewwoden, der noch immer im Banne verstrickt lag, und die zahlreichen, demselben anhangenden Bischöfe, zum Behufe von höhern Zwecken, möglicherweise einwirken zu können, mußte Morone sich dahin, als auf den dermal allerwichtigsten Posten, verfügen. Er empfing von dem Kardinal-Staatssekretär eine höchst wichtige Vollmacht, in welcher, wie in jener erstern, die ganze Summe von Feinheit und Geschmeidigkeit der römischen Politik weit besser als in der ausführlichsten Erörterung ausgesprochen liegt. Ex uno disce omnes!

Der heil. Vater bemerkt darin unter Anderem: „daß er über dem Streite, den die beiden Herrscher (Ungarns) weltlicher Dinge wegen entzweie, die geistlichen Angele-

genheiten nicht vernachläſſigen könne, und daß, obgleich ſie bei manch' andern Anläſſen widerſpenſtig ſich bezeigt, die Prälaten jenes Reiches dennoch zur feſtgeſetzten Kirchenverſammlung ebenfalls eingeladen werden müßten, indem Ungarn ſonſt leicht, bei den Verhältniſſen und Verträgen, die im verfloſſenen Jahre mit den Ungläubigen ſich angeknüpft, auf den Fall des Nichterſcheinens jener Prälaten, aus Säumniß oder Verachtung Sr. Heiligkeit in Gefahr ſtünde, auf lange Zeit, und zu offenbarem Nachtheil des Ganzen, im Schlamme der Ketzerei zu verſinken; die in Form von Bullen erlaſſenen Sendſchreiben ſollen daher an alle Erzbiſchöfe Ungarns, jedoch mit Weglaſſung der eigenen Namen, übermacht, und von denſelben wieder an die Biſchöfe, Suffragane und Aebte erlaſſen werden. „Solches geſchieht — fährt der Staatsſekretär fort — aus der Urſache, damit der römiſche König ſich nicht befremde über den Schritt des Pabſtes, welcher das Ganze bloß zur größern Ehre Gottes und zur Vervollſtändigung des künftig zu haltenden Conciliums thut. Denn Se. Heiligkeit ſchreibt auf dieſe Weiſe eigentlich nicht an jene Halsſtarrigen ſelbſt, ſondern bloß an die rechtmäßigen Vorſteher derſelben. Im Fall nun aber wirklich einige, in dieſe Klaſſe gehörige Individuen das Concilium beſuchen würden, ohne zuvor mit dem heiligen Stuhl ſich ausgeſöhnt zu haben, ſo wird man ſie mit dem Gruß anreden: „Freund, wie biſt du hereingekommen und haſt kein hochzeitliches Gewand an?" Und ſie werden nicht eher Sitz und Stimme erhalten, bis ſie von der heiligen Mutter, der Kirche, wieder zu Hulden aufgenommen worden ſind. Sollten ſie aber im entgegengeſetzten Falle die Kirchenverſammlung unter irgend einem rechtsgültigen Vorwande nicht beſuchen, und gleichwohl durch oben erwähnte Zuſchrift ſich vom apoſtoliſchen Stuhl für anerkannt wähnen, ſo wird Se. Heiligkeit die wahre Geſinnung ihres Herzens dann erſt offen und frei

erklären, und alle erforderlichen Rechtsmittel wider sie in Anwendung bringen *).

„Auch Böhmenland hält Se. Heiligkeit für noch nicht so ganz verdorben und feindselig gesinnt, daß sie an seiner Bekehrung völlig verzweifeln sollte, indem die Ketzer dieses Reichs in vielen Punkten lange nicht so irriger Ansicht sind, wie die Lutherischen, die Zwinglianer, die zehnmal schlimmern Wiedertäufer und die Ungeheuer von Häretikern alle heißen mögen, welche Teutschland zur Welt gebracht hat. Auch rücksichtlich der Böhmen waltet also noch Hoffnung vor, daß, wenn man sie nur auf eine freundliche Weise zum Concilium läd't und sicheres Geleit ihnen anbietet **), sie mittelst triftiger Ueberredungsgründe wiederum für die katholische Kirche entzündet werden könnten." Morone soll daher Fürsorge treffen, daß, mit Gutheißung und Unterstützung des Königs (Ferdinand), durch das ganze Reich, von Seite des Erzbischofs von Prag Bullen, besonders aber an jene vorgeblichen Prälaten versendet und sie zum Mitbesuch der Kirchenversammlung vermocht würden. Für sicheres Geleite der Conciliumsgäste im Allgemeinen und für Freierklärung der Stadt Mantua (deren Herzog Vasall des Kaisers sey) während der Dauer des Kongresses müsse, in Bezug auf die vielen und verschiedenen Nationen, die dahin eilen, von Seite des Kaisers selbst baldige Sorge getragen werden.

Dieß war ungefähr der Hauptinhalt der unserm Morone mitgegebenen öffentlichen Vollmacht. Allein der heilige Vater fügte derselben noch viele andere Artikel bei, welche durch ihren Inhalt nicht weniger, als die früher von ihm aus ausgezogenen überraschen, und welche

*) Dieses glänzende Zeugniß für die Zuverlässigkeit der Reservationes mentales spricht hier ein Kardinals-Sekretär aus und ein päbstlicher Geschichtschreiber hat es mitgetheilt.

**) Vermuthlich wie weiland ihrem Landsmanne Huß.

ebenſo naive Selbſtgeſtändniſſe der im römiſchen Syſteme auch damals herrſchenden Unordnungen und noch vielmehr der vor Luther's und Zwingli's Auftreten im öffentlichen und Privatleben vom niedern und höheren Klerus begangenen Mißgriffe enthalten, als ſie wiederum anderſeits auf die Unbefangenheit des päbſtlichen Annaliſten, der ſie aus Handſchriften des Vatikans mittheilte, ein vortheilhaftes Licht werfen. Als wichtiges Aktenſtück zur Geſchichte jener Zeit und zur Beurtheilung der von Morone in Ungarn, Böhmen und Teutſchland eingeſchlagenen Handlungsweiſe verdienen ſie daher in dieſer Abhandlung wohl mit Fug eine Stelle.

„Obgleich — beginnt der Kardinal-Staatsſekretär — der heilige Vater auf den Verſtand und die Klugheit des Herrn Nuntius ganz zu bauen Urſache genug hat, ſo zwar, daß er mit Recht jenes Sprichwort anwenden kann: „ſende einen weiſen Mann und du brauchſt ihm nichts zu ſagen," — ſo wollte ihn derſelbe doch, weil bei jedem Geſchäft die Hoffnung ſtärker als die That iſt, und jener in Angelegenheiten dieſer Art noch als Neuling betrachtet werden muß, von dem, was jetzt folgt, in nähere Kenntniß ſetzen."

„Da wegen der äußerſt ſchlimmen Zeitverhältniſſe allenthalben nun alles theurer als gewöhnlich und billig geworden iſt, und in dieſer Hinſicht die Katholiken, namentlich aber ſolche, die im Namen des apoſtoliſchen Stuhls irgend ein Geſchäft in Teutſchland zu treiben haben, eine ſchlechtere Behandlung, als alle übrigen, erfahren, ſo iſt es des Herrn Nuntius Pflicht, dieſe Verhältniſſe wohl zu überdenken, und die Laſten des apoſtoliſchen Stuhls, ſo wie ſeine eigenen Kräfte auf eine Weiſe zu erwägen, die ihn vor Schulden ſichert, und weder für ſich ſelbſt, noch durch die Seinigen etwas zu thun zwingt, woraus ſowohl auf ſeine eigene Perſon, als auf den heiligen Stuhl noch größerer Haß, als bereits vorherrſcht,

zurückfalle. Bei mehreren Nuntien in verwichener Zeit trat dieſer Fall leider ein. Er hinterlaſſe deßhalb bei Gaſtwirthen, wenn auch nicht ganz den Ruf eines freigebigen, doch wenigſtens nie den eines geizigen Mannes. Gegen jene Hausherren aber, ſo die Kämmerlinge des königlichen Hofes ihm anweiſen werden, bezeige er, außer der Beſcheidenheit, die ſchon an und für ſich das Gaſtrecht gebietet, immerdar ſolche Klugheit und Mäßigkeit, daß er weder leichtſinnig hiebei ſeine Kaſſe erſchöpfe, noch fortgehe, ohne die Gaſtwirthe anſtändig, oder zuletzt gar nicht bezahlt zu haben. Verſchiedene ließen früher ſich dieß zu Schulden kommen; als die Sache bekannt wurde, diente ſie bloß dazu, die Gemüther jener Nation noch mehr gegen uns einzunehmen; und ſie ward für mehrere apoſtoliſche Nuntien, welche auf dieſe folgten, eine Quelle vielfachen Ungemachs. Er verachte niemals die Geſchenke, welche ihm von Städten jener Völker, im Namen ihrer Bürgerſchaften, dargeboten werden, ja ſelbſt Speiſen und Weine nicht. Er halte ihre Sitten und Gebräuche in Ehren, benehme ſich bei allen Anläſſen mit Leutſeligkeit und gebe ſich ſtets den Schein, das, was ihm auch mißfallen ſollte, mehr dadurch, daß er keinen Theil daran nimmt, zu mißbilligen, als durch ſcharfen Tadel und bittere Worte (was ihm ſtets nur Schaden bringen kann) die Herzen jener Leute zu kränken."

„Die Kleidung betreffend, bediene er ſich einer ſolchen, wie die Biſchöfe in der römiſchen Kurie ſie zu tragen pflegten. In Audienzen bei Königen und großen Fürſten, oder auch bei feierlichen Gottesdienſten und öffentlichen Verhandlungen oder auf angeſagten Reichstagen ziehe er überdieß den Talar an. Er vermeide es aber, in ſeinem Gange Stolz, in Lebensart und Kleidung Luxus, oder bei irgend einem Anlaß Unmäßigkeit zu verrathen. Dagegen ſoll er auch nicht in die entgegengeſetzte Nachrede fallen, nämlich: er gehe ſchmutzig umher oder er vergebe

ſeiner Würde. Schon der heilige Hieronymus drückt ſich in dieſer Beziehung trefflich aus: „weder affektirter Schmutz, noch raffinirte Weichlichkeit ſind eines chriſtlichen Namens würdig.“ In ſeinem Geſichte und in ſeinem Geſpräch verhehle er jede Spur von Furcht oder Mißtrauen in unſere Sache. Er offenbare gegen Jedermann einen mit mäßigem Frohſinn gemiſchten Ernſt, damit er nicht, indem er eines von beiden verſäumt, dadurch ſich ſelber ſchade. Denn allzugroßer Ernſt erweckt Haß, allzugroße Fröhlichkeit aber Verachtung; wie bei allen Nationen überhaupt, ſo ganz beſonders bei den vorgenannten, gegen die man, wenn es je Noth that, im gegenwärtigen Augenblick doppelte Klugheit und Gewandtheit entwickeln muß!“

„Um auf die Facultäten und Indulte nun zu kommen, die der heilige Vater dem Herrn Nuntius zur Austheilung überlaſſen hat, ſo gebrauche er dieſe mit Vorſicht und Beſcheidenheit, und, damit er den Ruf der Habſucht und der Raubgierde ja vermeide, ſo laſſe er bisweilen von der betreffenden Schuld etwas, bisweilen aber das Ganze nach; es geſchehe nun dieſes entweder zu Gunſten der Fürſten, oder, um armen, aber gelehrten Männern, vorzüglich aber ſolchen, ſo mit Muth und Kraft die Kirche Gottes vertheidigen, ſich gefällig zu erzeigen. Er hüte ſich ferner, Gelächter oder ſonſt Aergerniß zu erregen, was ich ſelbſt in frühern Zeiten mehr als einem Nuntius widerfahren ſah. Es reichet hin, ein einziges Exemplar der Facultäten an die Kirche anſchlagen zu laſſen; denn die meiſten Leute werden, auch ohne öffentlichen Aufruf in der Behauſung des Nuntius dasjenige ſchon von ſelbſt finden, deſſen ſie bedürfen. Uebrigens ſteht nicht zu läugnen, daß es viele Menſchen gibt, die einzig und allein in der Abſicht, Stoff zum Lachen zu erhalten, vorgeben, ſie wären ſolcher Facultäten benöthigt;

ſodann aber, wenn ſie ſich von allem genaue Kenntniß verſchafft, nur deſto beißender gegen uns losziehen."

„Der Herr Nuntius ſpende ferner Almoſen, wohne täglich entweder in ſeinem Hauſe oder öffentlich dem Gottesdienſte bei, halte ſolchen bisweilen ſelbſt, und beſuche die Tempel, beſonders an hohen Sonn- und Feſttagen. Alles dieß jedoch muß mit einer Art Aufrichtigkeit und Einfalt geſchehen, damit er nicht den Verdacht der Heuchelei ſich zuziehe. Die Faſten und den Abbruch von Fleiſchſpeiſen beobachte er ſo ſtreng, als ſeine Natur es ihm erlaubt, oder er breche ſie, wenn auch Noth ihn dazu zwingt, nur auf die allervorſichtigſte Weiſe und mache gleich darauf und zwar ſo, daß Alle Kenntniß davon erhalte, durch irgend ein gottſeliges Werk die Sache wieder gut."

„Der Nuntius und die Seinen haben gleichfalls ſich ſehr in Acht zu nehmen, daß ſie nicht in Streitigkeiten irgend einer Art über Glaubensſachen oder über die Lutheriſche Materie eingehen. Wenn daher auch über ſolche Punkte, und beſonders über die angeblichen Beſchwerden der teutſchen Nation von Andern derlei Streitfragen aufgeworfen werden ſollten, ſo antworte er auf kluge Weiſe und mit klugen Worten: „die Zeit ſey nun nahe, wo dieß alles auf einem allgemeinen Concilium erörtert und entſchieden werden würde." Was übrigens die uns beſtändig vorgehaltenen Beſchwerungen betrifft, von denen die meiſten offenbar falſch, die andern aber unnütz und von mehreren Päbſten zurückgewieſen worden ſind, ſo mag er leicht nach eigenem klugen Ermeſſen die gemachten Einwürfe widerlegen und vernichten, jedoch ſo, daß es niemals darüber zu Zwiſt und Händeln komme. Denn, obgleich wir die gerechteſte Sache von der Welt verfechten, ſo hat dennoch die Erfahrung bereits gelehrt, daß Streitfragen und Wortgefechte über ſolche Materien jener Sache mehr geſchadet, als genützt haben. Er beobachte daher

im Reden und im Schweigen ein anſtändiges Maaß, und neige immer mehr ſich auf Seite des Schweigens. Denn ſo wird er leicht Böswilligen den Mund verſtopfen, und dieſe ſelbſt werden ſodann die Ueberzeugung gewinnen, er ſchweige bloß aus Klugheit, nicht aber deßhalb, weil er auf irgend einer Weiſe an der Güte unſerer Sache verzweifle, oder auf die gemachten Einwurfe nicht zu antworten im Stande ſey."

„So der Herr Nuntius auf ſolche Manier in allem ſeinem Thun und Laſſen und ebenſo die Seinen, und ſtets der Worte des heil. Apoſtels Jacobi: „ſey ſchnell im Hören und langſam im Reden," beſonders im Verkehr mit jenen Völkern, eingedenk bleibt, ſo wird er niemals von Andern in ſeinen Reden verſtrickt werden, und immer leicht erkunden mögen, welche Geſinnungen jene Nationen gegen den allerheiligſten Vater und den römiſchen Stuhl hegen, was ſie von uns ſprechen und was ſie gegen uns ausbrüten. Von allem ſetzte er fortwährend durch ſichere Boten Se. Heiligkeit in genaue Kenntniß."

„Es iſt überflüſſig, den Herrn Nuntius an das zu erinnern, was nun noch folgt, da unſer allerheiligſter Vater von ſeiner Klugheit und Rechtſchaffenheit durch und durch überzeugt iſt. Jedoch findet man für nöthig, wenigſtens der Familiaren wegen, es beizufügen, daß ſie anſtändig und rechtlich im Reden wie im Thun ſich bezeigen und jenen Nationen eine günſtige Meinung von ſich beibringen. Dieſe ſollen ſich vor allem, bei wechſelſeitigen Gelagen, nach Sitte jener Nation, ſich jedes Streits enthalten, und ſich ſtellen, als nähmen ſie die Einladung zwar an, aber in der Erwiederung das Maaß nicht überſchreiten, damit nicht auch ihnen das Unheil widerfahre, welches einem edlen Sachſen und Kämmerer Leo's X. ſeligen Andenkens widerfahren ſeyn ſoll; dieſer nämlich, den der Pabſt zu Beilegung des Lutheriſchen Handels nach Sachſen geſchickt, wurde durch die häufigen Berauſchungen

im Weine, woran er ſich gewöhnt, dahin gebracht, daß er nicht nur wirklich Geſchehenes, ſondern ſelbſt ſolches, was bloß in der Einbildung ihres, uns übel wollenden Geiſtes vorhanden war, und was ſie ſelbſt wohl wünſchen mochten, in Bezug auf den Pabſt und die römiſche Kurie, ausſchüttete. All dieſes wurde von ihnen zu Papier gebracht, und nachmals auf der Reichsverſammlung zu Worms öffentlich und auf ſchimpfliche Weiſe uns vor ganz Teutſchland vorgehalten"

„Das Benehmen im Umgang mit Katholiken und Häretikern betreffend, behandle er Erſtere auf eine alſo freundliche Weiſe, daß er gegen Letztere, ungeachtet ſie ſtets ihm verdächtig bleiben müſſen, nicht rauh und heftig ſey, oder irgend eine Feindſeligkeit an den Tag lege. Ja, wenn es immer, beſonders ohne Aergerniß der Katholiken, geſchehen kann, ſo ſuche er ſie durch heiteres Weſen und gütige Worte zu gewinnen. Er hüte ſich aber vor ihren Disputationen und Zinken, und zeige ihnen gegenüber eine ſolche Haltung, daß er, wenn es möglich iſt, ſie entweder in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückführe oder wenigſtens nicht gegen uns erbittere." —

Morone machte ſeinem ſo ſchwierigen als gefahrvollen Poſten alle Ehre, und erwarb ſich des Pabſtes ganze Zufriedenheit. Bis zum Jahre 1538 ſcheint er in Ungarn und Teutſchland zugebracht zu haben. Wenn manche der Erwartungen, die an ſeine Sendung ſich geknüpft hatten, auch nicht befriedigt wurden, ſo konnte dieß nicht auf ſeine Rechnung gebracht werden. Die politiſchen Verhältniſſe waren von der Art, daß auch die Kunſt mehr als eines ſelbſt der gewandteſten Diplomaten an einer Reihe von Klippen ſcheitern mußte. Es galt zu dieſen Tagen dem römiſchen Stuhle mehr, das bisher noch Erhaltene ferner zu bewahren, und im gewaltigen Kampfe gegen die neue Zeit ein kluges Vertheidigungsſyſtem zu führen, als Eroberungen zu machen, und unwiederbringlich

Verlornes mit fruchtloſer Anſtrengung zurück zu gewinnen. Auf dieſen letztern Fall ſchien er auch, als auf die letzte Verſchanzung, ſich gefaßt gemacht zu haben. Inzwiſchen bot er alle Mittel auf, wodurch wenigſtens die Möglichkeit der Wiederherſtellung ſeiner Herrſchaft über die Gewiſſen der Welt begründet werden konnte, und räumte, mit der unveränderten Miene früherer Herrlichkeit der öffentlichen Meinung weder in Cabinetten, noch auf Reichsverſammlungen und Concilien auch nur das Geringſte ein.

— Die römiſche Kirche, gleichviel, ob die abgefallenen Söhne auch nie wieder in ihren Schooß zurückkehrten, durfte den Grundſätzen, worauf ihr ganzes künſtliches Gebäude, das Werk der Conſequenz und Staatsklugheit von mehr als einem Jahrtauſend ruhte, in keiner Hauptſache durch irgend eine Art Vergleich ſich etwas vergeben, ſelbſt auch in der Abſicht nicht, dieſelben dadurch wieder zum Gehorſam zu vermögen. Denn beim erſten Zeichen von Nachgiebigkeit lief ſie Gefahr, das Ganze dadurch zu erſchüttern, indem nämlich die Anſicht aufkommen konnte: Begierde des Beſitzes und Gründe der Politik beſtimmten und leiteten ſie mehr, als religiöſe Beweggründe und göttliche Sanction, als die Autorität der Jahrhunderte und das feſte Bewußtſeyn ihres unantaſtbaren Rechtes. Das erſte Zugeſtändniß an die Forderungen der Neuerer würde für den Aufſtand derſelben als ein rechtfertigendes Zeugniß, als eine Erklärung der Fehlbarkeit des Pabſtes gegolten, die Treugebliebenen irre gemacht, die Zweifelhaften verführt haben. Von dieſem Standpunkt ging ſie daher während der langwierigen und widerlichen Periode aus, in der über Glaubensſachen und Herſtellung der Harmonie zwiſchen den verſchiedenen religiöſen Parteien, in Kabinetten, auf Reichstagen, Concilien, bei Religionsgeſprächen und in einer Sündfluth von polemiſchen Schriften unab-

läſſig geſtritten, und dennoch nichts, als nur Verkehrtes, ja die Trennung Verewigendes zu Tage gefördert wurde.

Von dieſem Geſichtspunkt muß alſo auch die Wirkſamkeit Morone's gewürdigt werden, der als Diplomat in Teutſchland und zu Trient eben nicht das wohlwollendſte Andenken, ja vielmehr den Ruf eines äußerſt glatten Diplomaten und überſchlauen Vertheidigers ultramontaniſcher Intereſſen zurückließ, ſo ſehr man auch ſeinem perſönlichen Charakter, welcher, im Widerſpruch mit dem Benehmen der meiſten frühern Amtsgenoſſen, durch Würde des Lebens und der Sitten ſich auszeichnete, volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Nachdem er ſeiner Geſchäfte beſtens entledigt, kehrte er gegen Ende des Septembers 1538 nach Italien zurück und erſchien in Rom, um noch über Verſchiedenes mündliche Auskunft zu ertheilen. Im Juni 1539 findet man ihn wieder in Modena; jedoch hatte er bereits eine neue Sendung auf den Speyerer Reichstag erhalten, welcher im Jahr 1540 vor ſich gehen ſollte, und über welchen der Pabſt vielfache Beſorgniſſe äußerte. So reiſete er denn gleich den folgenden Tag nach ſeiner Ankunft in Modena neuerdings nach Teutſchland ab. Zu dem Ende war ihm beſonders aufgetragen, dem Biſchof von Würzburg, der bisher ſo beharrliche Geſinnungen für die Reinheit des katholiſchen Glaubens bezeugt, in dieſem ſeinem Eifer zu bekräftigen, und, vereint mit ihm, die Intereſſen des heil. Stuhles, welche man trotz der Zutrauen einflößenden Perſönlichkeit König Ferdinand's auf mancherlei Weiſe gefährdet glaubte, gegen alle Anmaßungen der Gegner auf das Kräftigſte wahren zu helfen. Auf den Fall, daß etwas, der Ehre der Kirche Zuwiderlaufendes beſchloſſen werden würde, ſollte der Nuntius alsbald Speyer verlaſſen, in eine der zunächſt gelegenen Städte ziehen und dem Kardinal Cervini beförderlichen Bericht darüber erſtatten. Erſt dann, wenn alle Bedingungen ſo erfüllt ſeyn würden, wie der heil. Vater

für seiner Würde für angemessen erachtet, möge Jener den bereitwilligen Entschluß des Kirchenoberhauptes, den Reichstag durch einen Legaten zu besenden, der Versammlung der Stände kund thun.

Die für diesen Reichstag mitgegebene Vollmacht zeichnete sich ebenfalls wieder durch einen Charakter der feinsten Hinterlist und Gewandtheit aus, mit der man den Gesandten auf die schwachen Seiten der Gegner aufmerksam machte und denselben die Meinungszwiste und Spaltungen unter den Neuern, als treffliche Pfeile wider dieselben gebrauchen hieß. Besonders benützte der Pabst die unter einem Theil des Volkes, das der evangelischen Lehre gehuldigt, herrschende, in jene Unzufriedenheit über den Mangel an Eintracht von Seite der Lehrer und über den wenigen innern Zusammenhang der aufgestellten Lehrsätze, ferner die Verketzerungswuth der Fanatiker unter den Heterodoxen, die Ausschweifungen der Bilderstürmer, die Erschöpfung der Kassen bei den Protestanten und die schlaffe Verbindung unter den verschiedenen Zweigen der großen Ketzerei.

Es ging nicht so lange, so trat der vom Pabst bezeichnete Fall für den Nuntius ein. Spuren der Pest zeigten sich zu Speyer, und der Reichstag ward nach Hagenau verlegt. Morone, dem Buchstaben seiner Vollmacht getreu, konnte weder durch Gründe, noch Bitten der kaiserlichen Gesandten bewogen werden, mit nach jenem Orte zu ziehen, obgleich seine Privatansicht gerade für das Gegentheil sich aussprach *). Dessen ungeachtet

*) Tiraboschi (Vol. III. 306) gibt einen von der Angabe Ericks abweichenden Bericht hierüber und behauptet, auf das Zeugniß von Briefen Morone's gestützt, der Kardinal sey durchaus in Speyer geblieben. Vielleicht war es gerade dieser Umstand, welcher ihm Verdruß und Verantwortlichkeit zuzog.

ward ihm nachmals von dem feindlich gesinnten Cervini der Vorwurf gemacht, daß er hiebei unpolitisch und wider den Vortheil des römischen Stuhls gehandelt habe, indem man von Seite der Teutschen demselben nun neuerdings Gleichgültigkeit in Glaubenssachen Schuld geben werde. Der Kardinal Contarini wurde deßhalb, besonders in Folge der Intriguen Cervini's und Farnese's, bestimmt, Morone von seinem Posten abzulösen, und dieser selbst mußte nach Rom zurück, um über seine Gesandtschaft genaue Rechenschaft zu geben. Er fand jedoch auch dießmal die freundlichste Aufnahme bei Paul III., reisete mit ihm (im September 1551) nach Lucca, sodann nach Bologna und ging für einige Wochen nach Modena und Mailand, um die Heerde, die Freunde, die Mutter wieder zu begrüßen.

Die religiösen Wirren in Modena und die bittern Klagen über die einschleichende Ketzerei nöthigten ihn zu einem Sendschreiben an den Herzog von Ferrara, worin er seine Mitbürger von den gemachten Vorwürfen zu reinigen suchte *). Er sah sich bereits sehr bald mit neuen Aufträgen ähnlicher Art nach Teutschland beehrt. Nach kurzer Frist wohnte er auch dem zu Worms gehaltenen Kongresse, abermals in der Eigenschaft als päbstlicher Nuntius bei, widerrieth, als es sich um Bestimmung der Feierlichkeiten handelte, die Abhaltung einer Predigt in der sonst üblichen Form, wie sie von Seiten des Kardinal-Legaten früher jedesmal gehalten wurde, damit den Häretikern nicht Stoff zu Spöttereien und Beleidigungen würde. Er durchschaute bei dieser Gelegenheit schon ganz die immer mehr von Rom sich abwendenden Gesinnungen des berühmten Bischofs Pier Paolo Vergerio, welcher damals noch als Gesandter des Königs von Frankreich

*) Das Manuscript befindet sich noch im Estischen Archive zu Modena. Tiraboschi theilt es in extenso mit. (III. 306. 307.)

zu Worms anwesend war, nachmals aber zum Protestantismus überging, und mit dem gleichwohl innige Freundschaft ihn verband.

Wir übergeben das mühsame Detail aller dieser Reichstage und Congresse, und begnügen uns, bloß dasjenige in kurzem Rückblick anzudeuten, was mit unserm Manne näher oder entfernter in Berührung stand. Wir finden Morone das folgende Jahr nicht unthätig bei dem berühmten Religionsgespräche zu Regensburg. Ihm allein wurde vor Eröffnung desselben jene Schrift zur Einsicht mitgetheilt, welche der Kaiser, in der wohlgemeinten Absicht, die streitenden Parteien zu versöhnen, durch den bekannten Gropper hatte verfassen lassen. Unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit gegen Jedermann wurde sie durch das Organ Granvella's an den Kardinal-Legaten zur Prüfung übermacht. Morone überzeugte sich durch die Ergebnisse des Regensburger Religionsgespräches, daß dem Katholicismus in Teutschland wirklich eine unheilbare Wunde geschlagen sey, und das Einzige, was man noch thun könne, darin bestehe, durch konsequente Erziehung im Geiste des alten Systems wenigstens fernern Verwüstungen zu steuern. Er war es daher vorzüglich, der, im genauen Einverständniß mit dem sehr ergebenen Contarini, die erste Idee zur Stiftung eines teutschen Collegiums in Rom gab; einer Anstalt, welche in der Folge große Berühmtheit erhielt und dem apostolischen Stuhle von Zeit zu Zeit einen Kern von unbedingten Streitern für das Interesse des Ultramontanismus bildete und fortpflanzte.

Während Morone's Aufenthalt zu Rom, und nachdem er den Pabst mit den verwickelten Verhältnissen Teutschlands, so wie mit mancherlei politischen Maaßregeln, welche durch dieselben bedingt waren, vertraut gemacht hatte, gieng er als Orator auf den zu Speyer wiederum erneuerten Reichstag (1542). Die Verbesserung

der Kirchendisciplin, deren Zerfall als Hauptursache des Aufstandes so vieler Gläubigen mit Recht von den vernünftigeren Diplomaten des apostolischen Stuhls betrachtet wurde, ward dießmal als einer der Hauptzwecke der Berathung dargestellt. Alle Aufträge, die Morone erhielt, bezogen sich größten Theils auf diesen Gegenstand. Die schon früher zu Regensburg gemachten Vorschläge sollten bei diesem Anlaß zu Grunde gelegt, und was damals aus Mangel an Zeit nur unvollständig erörtert worden, jetzt vollendet werden. Morone hatte jedoch die Weisung erhalten, das kitzliche Geschäft mehr unter der Firma freundschaftlichen Beistandes, als in der Eigenschaft eines förmlichen Vollziehers und aus wirklichem Auftrag des römischen Stuhls, zu betreiben, damit es durchaus nicht scheine, als wälze letzterer die ganze Schuld den Prälaten zu, durch deren geistliche Trägheit die großen Irrthümer und Unfälle der abgewichenen Zeit ganz besonders herbeigeführt worden waren. Bei der merkwürdigen Zusammenkunft, die der Pabst mit Carl V., vor dessen unglücklicher Heerfahrt nach Algier, zu Lucca veranstaltet hatte, war das Meiste bereits verabredet worden. Das neue zu Regensburg geschlossene Bündniß, die fraglichen Jahrgelder, die Unterstützungen zum Behuf des Türkenkrieges, die Behandlungsweise der Lutheraner zu diesem Zwecke, endlich die Abhaltung des vielfach und längst besprochenen Conciliums nebst der Wahr des schicklichsten Ortes hiezu sollten, außer der Disciplinar-Angelegenheit, gleichfalls Hauptvorwürfe thätiger und sorgfältiger Verhandlungen zwischen den Abgeordneten der Curie und den Fürsten werden.

Morone langte in den ersten Tagen des Hornung 1542 zu Speyer an. Mit dem 14ten aber erst begann der Reichstag. Die Türkennoth kam, als der dringendste Punkt von allen, zuerst in Erwägung. Der Gesandte Frankreichs trat über diesen Gegenstand als Redner auf

erfreute ſich aber nicht ſonderlich des Beifalls. Man wußte zu gut, auf welchem Fuße ſein Herr, der allerchriſtlichſte König, mit dem Erbfeinde der Chriſtenheit ſchon damals ſtand. Angenehmern Eindruck bewirkte der Vortrag Morone's. Die Teutſchen ſchienen die löblichen Geſinnungen des Pabſtes hinſichtlich des dargebotenen Beiſtandes wider die Ungläubigen anzuerkennen. In Bezug auf das Concilium aber hatte er vom Pabſte die Ermächtigung, unter den vier zu Rom genehmigten Städten zwei beſonders in Vorſchlag zu bringen, Cambray und Trident: für erſteres war der Pabſt, für letzteres der katholiſche Theil des Congreſſes mehr geſtimmt. Als Morone die Vorliebe der Teutſchen für Trident ſah, gab er, zum Beweis der zuvorkommenden Gefälligkeit des heil. Vaters für dieſe Nation in allen Dingen, nach; die Lutheriſchen aber verwahrten ſich feierlich ſowohl gegen jede italieniſche Stadt, als gegen die Autorität des Pabſtes auf einem künftigen Concilium im Allgemeinen. Nur auf dieſer Baſis wollten ſie ferner unterhandeln. Die Eröffnung ward nichts deſto weniger auf den Tag Allerheiligen des Jahres feſtgeſetzt. Während Morone noch in Teutſchland die Geſchäfte ſeines Hofes betrieb, anerkannte Paul III. ſeine Verdienſte dadurch, daß er den bisherigen Biſchof von Modena nunmehr zum Kardinal von St. Vitalis und ſpäter von Santo Stefano auf dem Monte Celio ernannte. Dieſer Umſtand und die Nothwendigkeit, in einem, ſeiner neuen Würde angemeſſenen Glanze zu erſcheinen, verzögerte ſeine Ankunft in etwas und ſomit auch die Eröffnung des Conciliums um die angeſagte Zeit. Auch wollte M. erſt von zahlloſen Arbeiten in ſeinem geliebten Modena etwas ausruhen. Man bereitete ihm daſelbſt mehrere glänzende Feſte und das Publikum beeiferte ſich in die Wette, ihm ſeine Achtung und Neigung an den Tag zu geben. Die ganze noch lebende Familie ward auf Koſten des Publikums eingeladen und

herbeigeholt; auch der Graf Sforza, ſein Bruder, und Giulio, der natürliche Sohn eines verſtorbenen Bruders von Morone, durften dabei nicht fehlen. Die hochbeglückte Mutter ſchwelgte in dem Anblick des Gefeierten und Hochgeſtellten.

Der Kardinal hatte durch Leutſeligkeit und Milde, Freigebigkeit und Großmuth alle Herzen gewonnen. Als eine Theurung die Stadt drückte, ließ er auf eigene Koſten eine große Menge Getreides aus Teutſchland kommen und unter die Benöthigtſten vertheilen. Man pries ihn laut als „Vater des Vaterlandes". Es war natürlich, daß der Neid ſeiner Feinde erwachte; der Präſident des Conciliums von Trident hatte, ehe er auf ſeinen Poſten ging, um die Ketzer zu bekämpfen, ſich ſelbſt vor dem Verdachte der Ketzerei zu ſchützen. Er veranlaßte das berühmte Glaubensformular, welches er ſelbſt nebſt drei andern Kardinälen und Biſchöfen, ſämmtlich Modeneſen von Geburt, unterzeichnete und einſchickte.

Mit Pier Paolo Pariſio und Reginald Poole, ſeinem inſonders vertrauten Freunde, trat er endlich in der feierlichen Verſammlung auf. Der kaiſerliche Geſandte hielt eine prunkvolle Rede, darin das Gift wider den franzöſiſchen bei keinem Anlaß geſpart war, und auch der Pabſt, welcher der Freundſchaft mit demſelben verdächtigt worden, von Zeit zu Zeit einige Tropfen empfieng. Die von dieſem letztern ſo oft angebotene und beſtimmt verheißene Verbeſſerung des Kirchendisciplin war nun als Grundlage jedes dauerhaften Friedens in der Chriſtenheit aufgeſtellt; ſonſt — meinte der Geſandte — würde in Teutſchland die Sache nur immer mehr und mehr zum Schlimmſten ſich wenden. Er berief ſich hiebei auf des einſichtsvollen Morone eigene Erfahrung und Zeugniß. Morone erwiederte, mit Umſicht für die Intereſſen des heiligen Stuhls und zugleich mit Achtung vor dem Kaiſer wie vor dem Könige von Frankreich, die verfängliche An-

rede. Da jedoch dieſe beiden Monarchen, mit ihren Kriegen ſich entſchuldigend, perſönlich nicht erſchienen waren, und manche Umſtände den Pabſt plötzlich wider das Concilium eingenommen hatten, ſo berief derſelbe Pariſios und Poole zu ſich nach Bologna, und ließ bloß Morone noch zu Trident zurück. Die Vertagung des Conciliums ward in jener erſtern Stadt, nach vorherigem Rathſchlag, mit den beiden Nuntien beſchloſſen, um ſo mehr, da auch Morone, hierüber ſchriftlich befragt, ſein Gutachten für die Maaßregel gegeben. Man verhieß der getäuſchten Chriſtenheit die Fortſetzung „zu gelegenerer Zeit.“ Auf ſolche Weiſe zeigten die geiſtlichen Häupter ſo wenig, als die weltlichen, beſondern Eifer für Heilung der Gebrechen des Kirchenweſens und für Regulirung der heiligſten Angelegenheiten, ſobald eigene, meiſt ſehr irdiſche, ja oft ſelbſt gemeine Intereſſen von den geiſtigen durchkreuzt wurden. Abermals hatten daher Rom und die Fürſten umſonſt mit großem Geräuſch in die Poſaune geſtoßen.

In dieſe Periode fällt die Ernennung Morone's zum Kardinal-Legaten von Bologna. Mit neidloſer Begeiſterung meldete es ihm ſein Freund Sadoleto in einem ſchön geſchriebenen lateiniſchen Briefe. Er freute ſich, daß die blühendſte Gegend des ſchönen Italiens ihm zur Verwaltung zugefallen; daß der Tugend und Klugheit ihr Lohn geworden; daß der Freund, deſſen volle Anerkennung er jederzeit gewünſcht, verherrlicht ſey; und er prieſ ihn darum glücklich, daß ihm, begünſtigt von den Umſtänden, noch in der Kraft der Jahre geiſtig zu wirken und die gemeinſam gepflogenen edlen Künſte zu pflegen vergönnt worden, während ihn, den ältern Freund, bereits die Macht der Jahre beherrſche.

Mittlerweile kamen die Speyerer Beſchlüſſe vom Jahre 1544 heraus, welche die Proteſtanten mit Freude und Hoffnung, die Ultramontanen aber mit Furcht und Schrecken erfüllten. Um den Kaiſer zur Aenderung ſeines,

der Ansicht der Orthodoxen nach, allzugemäßigten Systems gegen die Protestanten zu bewegen, ging Morone noch in demselben Jahr, an der Spitze einer Gesandtschaft, nach dem Kaiserhof, und überbrachte die Beschwerden des Pabstes, welche in einer ungeheuer langen, aber fein durchgedachten und gründlich ausgearbeiteten Note niedergelegt waren. Nach Beendigung dieses unangenehmen Geschäftes erhielt Morone die durch den Tod des Kardinals erledigte Legation von Bologna. Allein durch die Ränke der ihm äußerst abholden französischen Kardinäle, die damals auf den schwächlichen Pabst viel Einfluß übten, mußte er sie schon nach vier Jahren wieder an den Kardinal del Monte (Montanus) abtreten. Dafür suchte Paul, um nicht undankbar für die von Morone der Kirche geleisteten Dienste zu scheinen, denselben auf andere Weise zu entschädigen, und Morone war staatsklug genug, um zufrieden zu seyn, oder wenigstens es zu scheinen. Um dieselbige Zeit ward ihm auch das Bisthum Modena abgenommen und dafür das von Novarra verliehen *).

Einige Jahre nunmehr finden wir in Morone's Privat- und öffentlichem Leben eine Lücke. Sie füllt sich durch wissenschaftliche Studien und freundschaftlichen Verkehr mit gelehrten Freunden, von denen in verschiedenen italienischen Briefsammlungen noch interessante Belege vorhanden sind. Erst im Jahr 1555 wird er wieder sichtbar und zwar abermals als römischer Nuntius in Teutschland. Paul III. war gestorben und Julius III. ihm nachgefolgt (1549). Der Augsburger Reichstag sollte Dinge von hoher Wichtigkeit, sowohl politischer als religiöser Natur, entscheiden. Da sandte, auf besonderes Verlangen

*) Es scheint, daß mancherlei Irrungen vorangegangen und Morone's Familie, als zu sehr kaiserlich gesinnt, ihm viel geschadet habe. Lancellotto und Tiraboschi geben hievon Andeutungen. (310 .311)

des Kaiſers und des römiſchen Königs, der neue Pabſt, welcher die günſtige Meinung ſeines Vorgängers von Morone's Charakter und Tüchtigkeit fortbewahrt hatte, denſelben ebenfalls dahin ab. Aber kaum hatte der Kardinal die Stadt Augsburg erreicht, als unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Pabſtes zur Rückkehr nach Rom ihn nöthigte. Er wohnte daſelbſt der neuen Wahl bei, die auf Marcellus III. fiel. Aber auch dieſer, zu großen Hoffnungen berechtigende Greis hatte die Tiare nicht länger als zwei und zwanzig Tage getragen, als er gleichfalls plötzlich dahin ſtarb. Jetzt folgte der Kardinal Caraffa unter dem Namen Paul IV. nach, ein gelehrter und ſittlich ſtrenger, aber auch finſterer, hartgeſinnter, fanatiſcher Greis. Schon von frühern Tagen her, als er den Congregationen der heil. Inquiſition (ſeine Lieblingswürde) noch vorſaß, hatte er wider Morone Haß und Verdacht gefaßt, indem er lügenhaften Gerüchten und verleumderiſchen Anſchuldigungen nur allzuſehr und allzugerne vertraute. Morone wußte das zwar recht gut, aber nichts deſto minder, im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, half er die Erhebung ſeines Gegners zur höchſten Würde der Chriſtenheit unbedenklich befördern. Schlecht genug wurde ihm ſolches Vertrauen gelohnt; doch Prieſterhaß kennt weder Edelmuth noch Dankbarkeit.

Der Kardinal hatte ſo eben ſeinen, beſtändiger Abweſenheit wegen, ſchon lange nicht mehr bewohnten und vor Alter halb eingeſtürzten Palaſt jenſeits der Tiber wieder herzuſtellen begonnen, als er plötzlich eines Tages, unter dem Vorwand: „des Lutherthums ſich verdächtig gemacht zu haben," auf Befehl Sr. Heiligkeit verhaftet und nach dem Gefängniß auf dem Cöliusberge gebracht wurde.

Die Verwunderung der Römer, die Beſtürzung ſeiner zahlreichen Freunde war allgemein. Manche Glaubensgegner, denen Morone's Beredtſamkeit und Staatskunſt

oftmals so heiß gemacht, mochten neue Beweggründe finden, sich glücklich in ihrem Abfalle von einem Oberhaupte zu preisen, das so blind selbst gegen seine ausgezeichnetsten und treu gehorsamsten Glieder wüthen könnte, und zwar unter den lächerlichsten und nichts besagenden Vorwänden.

Vier Kardinälen wurde die Untersuchung aufgetragen; der Großinquisitor Michele Ghislieri, Titular-Kardinal von Alexandrien, nachmals als Pabst Pius V. der christlichen Welt ruhmvoll bekannt, ein Mann von strengen, ja für den Glauben oft blutdürstigen Grundsätzen, übrigens von unbestochener Rechtlichkeit, führte den Vorsitz dabei. Nebst Morone waren auch, einigen Nachrichten zufolge, Reginaldo Poole, Thomas Sanfelice und Aegidio Fuscuro (Foscari) Bischof zu Modena, Aloisio Priuli und Andere mehr zu gleicher Zeit verhaftet worden. Ein und zwanzig Artikel bildeten gegen Morone die Anklagepunkte. Schon diese geben einen deutlichen Begriff von dem geistigen Standpunkte, von welchem die römische Curie auch damals noch in Beurtheilung der Rechtgläubigkeit ihrer Anhänger ausging, und wie wenig es brauchte, um von Männern, die vielleicht in ihrem Herzen nicht einmal das glaubten, was der verwegenste Ketzer in Teutschland, Helvetien und Frankreich für gewiß und heilig hielt, über untergeordnete, oft selbst geringfügige Materien des Kirchenrechts oder der Kirchendisciplin, verleumdet und verdammt zu werden. Die Artikel lauteten also:

I. Der Herr Kardinal hat, uneingedenk seines Seelenheils und der von der römischen Kirche empfangenen Wohlthaten, von dem katholischen Glauben, welchen sie lehrt, hält und verkündigt, öffentlich, in mehreren Reden und Handlungen, abgeirrt, und thut es noch zur Stunde. Und dieß ist wahr.

II. Er hielt dafür und glaubte und behauptete, daß er dafür halte und glaube, der Artikel über die Rechtfer-

tigung ſey ſowohl vor als nach der Beſtimmung des Conciliums von Trident widerrufen.

III. Er hat gegen einen gewiſſen Prälaten geäußert: das Concilium von Trient ſey hinſichtlich des Artikels über die Rechtfertigung zu widerrufen.

IV. Von demſelben und über daſſelbe ſchrieb er während ſeiner Anweſenheit auf dem Concilium von Trient ſeinem Generalvikar zu Modena; er möchte den Völkern es an's Herz legen, daß ſie nur auf das Blut Chriſti ihr Vertrauen ſetzten.

V. Er hielt dafür und glaubte, oder zeigte wenigſtens, daß er dafür halte und glaube, der Prieſter ſpreche den Reuigen nicht los, deſſen Sünden er in der Sacramentalbeichte anhört, ſondern er erkläre ihn bloß für losgeſprochen.

VI. Von Trident aus ſchrieb der Kardinal vorerwähntem Vikar, daß er alle Prieſter, welchen das Amt des Beichthörens anvertraut worden, zu ſich berufen und denſelben von Seite ihres allerhochwürdigſten Herrn eröffnen ſollte: ſie möchten den Punkt der Losſprechung widerrufen, weil Chriſtus ſelbſt es war, welcher losgeſprochen. — Ueber dieſen Brief bezeugten die Lutheraner zu Modena eine unbändige Freude.

VII. Er hielt dafür und glaubte, oder zeigte doch wenigſtens, daß er dafür halte und glaube: dem Pabſte ſey nicht in der Eigenſchaft eines Statthalters Chriſti, ſondern nur in der eines weltlichen Fürſten, zu gehorchen. Auch fügte er, dieſen Ausſpruch bekräftigend, noch hinzu: er ſelbſt ſehe ſich keineswegs für einen rechtmäßigen Biſchof von Modena an, ſondern gehorche Pabſt Paul III. bloß in ſeiner Eigenſchaft als weltlicher Fürſt.

VIII. Einem Prediger, der zu Modena über die Rechtfertigung wider die Lehrſätze der Lutheriſchen einen öffentlichen Vortrag hielt, und die Behauptung verfocht, daß die mit der Gnade Gottes vollbrachten guten Werke verdienſtlich für das ewige Leben ſeyen, unterſagte er nich

nur die Ausübung seines Kanzelberufs, sondern wies ihn sogar aus jener Stadt.

IX. Er hielt dafür und glaubte, und zeigte, daß er dafür halte und glaube: unsere Werke, obgleich in der Gnade Gottes vollbracht, seyen doch nicht verdienstlich; ja er selbst verdiene, trotz jedes guten Werkes, wie z. B. das Meßlesen, die Hölle.

X. Er hielt dafür und glaubte, oder bewies doch, daß er dafür halte und glaube: die Heiligen seyen nicht anzurufen.

XI. Einen gewissen Prediger, der die Verdienste und Anrufung der Heiligen abhandelte, beschnarchte er heftig, und befahl ihm, Christus und sein Evangelium zu predigen und nicht so viele Worte über Verdienste und Heilige zu verlieren.

XII. Er tadelte auch einige Priester darüber, daß sie mit vollem Munde die im Antiphon „Salve Regina" enthaltenen Worte sängen: „Eja ergo, advocata nostra!"

XIII. Als er mit irgend einem gelehrten Religiösen einst eine Unterredung über die Art der Verehrung des heil. Kreuzes hatte, entfielen ihm mehrere ketzerische Aeußerungen über diesen Gegenstand.

XIV. Als man ihm die Bemerkung machte, daß mehrere Leute Aergerniß über die wenige Ehrfurcht genommen, die er während einer Kirchenvisitation für die Reliquien irgend eines Heiligen bewiesen, äußerte er sich dahin: daß sie selbst keine Verwunderung erregten über die große Ehrfurcht, welche sie Reliquien dieser Art zu bezeugen pflegten.

XV. Der Kardinal erlaubte sich zu einer andern Zeit, als über jene Worte: „kein Volk soll gegen das andere sein Schwert erheben," erörtert wurde, die Bemerkung: es heiße dieses so viel, als Christen sollen nicht wider Christen kriegen. Durch diese Worte fand man sich ver-

anlaßt, ihn eines Irrthums über dieſen Gegenſtand verdächtig zu halten.

XVI. Zu einem gewiſſen Prediger, von dem er wußte, daß er lutheriſch ſey, ſagte er: er möchte über die Rechtfertigung, über die Anrufung der Heiligen, Prädeſtination und andere dergleichen Artikel mehr, mit Ausnahme des Punktes vom Altarſakrament, predigen.

XVII. Er hielt und las Schriften von Ketzern, und gab ſolche auch andern zu leſen.

XVIII. Er beſorgte die Verbreitung einer Flugſchrift, die den Titel führte: „Beneficium Christi," und beauftragte einen ketzeriſchen oder der Ketzerei wenigſtens verdächtigen Buchhändler, ſo viele Exemplare als möglich zu verſchließen, auch ſolchen Leuten, die nicht im Stande ſeyn würden, ſich welche anzuſchaffen, unentgeltlich Exemplare zu verabreichen, indem er ſelbſt die Bezahlung übernehmen wolle.

XIX. Er hegte und pflegte in ſeinem Hauſe Ketzer oder wenigſtens der Ketzerei Verdächtige, hatte ſogar viele derſelben unter ſeiner Dienerſchaft, und ſpendete Geld unter ketzeriſche, oder der Ketzerei verdächtige Arme.

XX. Der Kardinal begünſtigte ſolche beſonders zu Bologna, und verſprach denſelben ſogar, daß falls von Seite der Stadt irgend eine Maaßregel gegen ſie ergriffen werden ſollte, er ſie zuvor davon in Kenntniß ſetzen würde.

XXI. Er bat nach ſeiner Rückkehr vom Concilium zu Trident die in Modena befindlichen Ketzer oder für ſolche geltenden Perſonen um Verzeihung, daß er bei andern Anläſſen ſie habe verfolgen müſſen. — —

Niemand wird bei genauerem Anblick die wunderbare Aehnlichkeit entgehen, welche dieſer Fall und dieſe Art von Beſchuldigungen mit einem andern Handel in neueſter Zeit und mit den Verleumdungen trägt, die gegen einen der ehrwürdigſten Prieſter der katholiſchen Kirche, den durch Tugend, Wiſſenſchaft und ächte chriſtliche Aufklä-

rung gleich ausgezeichneten Weſſenberg, von untergeordneten Creaturen und gleich unwiſſenden als niederträchtigen Verleumdern erhoben worden ſind. Man darf gegründete Hoffnung hegen, daß eine unbefangenere Zeit der römiſchen Curie über dieſen letztern Fall ebenſo die Binde von den Augen nehmen wird, als es bei Morone im ſechszehnten Jahrhundert geſchehen iſt.

Die einundzwanzig Artikel, welche, merkwürdig genug, ſpäter ins Verzeichniß der verbotenen Bücher zu Rom kamen, ob ſie gleich auf Befehl eines Pabſtes niedergeſchrieben worden *), ſchienen Vielen ſo ſehr unchriſtlich und Andern ſo lächerlich und bei den Haaren herbeigezogen, daß ſelbſt der für die Perſon und das Intereſſe Pauls IV. ſehr eingenommene und dem Beklagten gehäſſige Großinquiſitor von ihrer Unſtatthaftigkeit, ſo wie von dem Unförmlichen des ganzen Verfahrens überzeugt wurde, und den Kardinal von aller Schuld frei ſprach. Nach einigen Berichten ſoll daher Paul, in Folge dieſes Reſultates der Unterſuchung, demſelben alsbald die Freiheit angeboten, Morone aber ſich geweigert haben, ſolche als Geſchenk aus den Händen des Pabſtes und ohne eine nach Recht und Billigkeit zukommende Ehrenerklärung für den zugefügten Schimpf, anzunehmen. Und ſo ſey er denn, da der Pabſt, aus Furcht, durch einen ſolchen Schritt ſich in der öffentlichen Meinung ſelbſt blos zu ſtellen, dieß verweigert, bis zum Tode Pauls, der im Jahre 1559 erfolgte, freiwillig in ſeiner Haft geblieben. Nach Andeutungen bei M'Crie hat Morone beſonders durch ſeine Freundſchaft mit Contarini **) und Sadoleto dem Pabſte

*) Sie erſchienen einzeln herausgegeben von Pier Paolo Vergerio (zuerſt in Tübingen) und ſtehen abgedruckt bei Schelhorn (Amoenitates Litter.)

**) Schon 1542 hatte er dieſem von Modena aus geſchrieben: ein allgemeines Gerücht gehe, die ganze Stadt ſey lutheriſch ge-

ſich widerwärtig gemacht. Nach Andern war die Geſinnung vieler Inquiſitoren ſelbſt, ſo wie verſchiedener Biſchöfe, Vikarien und Mönche, verdächtig. Die Reform-Ideen hatten ſogar der orthodoxeſten Köpfe ſich bemächtigt. Nach Raynaldi's Erzählung aber verhielt die Sache ſich anders: der Pabſt hatte, nicht durch Privatabneigung ge-

---

worden. Die Chronik von Lancellotto erzählt allerlei anziehende Einzelnheiten aus dieſer Periode und die Anſteckung ſelbſt des Prieſter- und des Gelehrtenſtandes mit ketzeriſchen Grundſätzen. Sogar die Akademie blieb nicht frei davon. Damen von hohem Rang, wie die ſchöne Wittwe des Grafen Claudio Rangone, Lucrezia Pica, beſchützten das Lutherthum und die Lutheraner, und wurden darüber in bittern Satyren verfolgt. Wie viele Sympathien fand nicht Fra Bernardino Ochino, der geniale Verfaſſer ſo mancher bittern Schriften gegen das Pabſtthum! Fra Francesco Philolauro von Caſtelcaro verfertigte ſogar ein Breve Jeſu Chriſti, worin der Stifter unſeres Glaubens getreu im Styl der Päbſte an die Gläubigen redet und denſelben verkündigt, daß er die Regierung der Kirche wieder unmittelbar übernehmen werde. Seine Briefe aus den Jahren 1540 — 1544 an Contarini und Andere drücken den Schmerz über ſolche Erſcheinungen aus und bezeugen ſeine Orthodoxie. (Qui ho trovate cose, (ſchreibt er unter Anderm) che infinitamente mi affligono, e non mi danno riposo, conoscendo li pericoli, ed essendo incerto, e non sapendo come extricarmi a salute di questo gregge, qual vorria col mio sangue poter consignar a Christo, ed anche disfamar a questo mondo, perche ardo di vergogna, sentendo per ogni loco ove son stato, e da ogni parte essendo avvisato, che questa Città è Lutherana. La suspitione di V. Reverendiss. S. è in parte vera, perche non si puo negare, che nelli Frati regna grande ignorantia congionta con molta audacia, e con poca carità. Nondimeno vi sono molte suspitioni violenti, ed anche qualche inditii, quali tuttavia vado verificando, per far poi la provvisione, qual Dio m'ispirerà. *Diatrib. ad Vol. III. Epist. Cardin. Poli.*) Aber man glaubte ihm nur halb und ſchrieb der Gelindigkeit und Unzureichenheit ſeiner Maßregeln das ungewöhnliche Wachsthum der Irrlehren zu.

trieben, ſondern durch falſche Anſchuldigungen verführt, Befehl zu Morone's Verhaftung gegeben. Auch war Reginald Poole gar nicht miteingezogen, ſondern, da man ſein vertrautes Verhältniß mit dem Kardinal kannte, von ſeinem Geſandtſchaftspoſten in England ab und in der Abſicht nach Rom berufen worden, um Morone im Verhör gegenüber geſtellt zu werden. Gleich nach geſchehener Verhaftung theilte Paul den verſammelten Kardinälen die Beweggründe zu dieſem Schritte mit, und verhieß die ſtrengſte und gerechteſte Unterſuchung. Ehe jedoch dieſelbe nur eigentlich begann, ſandte er in Morone's Gefängniß und bot ihm Freiheit auf dem Wege der Gnade und Niederſchlagung des ganzen Handels: deß weigerte ſich der Kardinal, auf ſtrenger Unterſuchung beſtehend, und blieb ſomit auf dem Schloſſe bis zu des Pabſtes Tod. Dieſe letztere Verſion wird durch noch vorhandene Briefe des Herzogs von Alba widerlegt, worin die wiederholten, jedoch fruchtloſen Bemühungen, von dem Pabſte die Amneſtie für Morone zu erwirken, geſchildert ſind. Bloß eine ſchnelle Erledigung des Handels verhieß er und geſtattete dem Herzog vor ſeiner Abreiſe einen Beſuch bei dem Gefangenen*). Auch die Kardinäle Trani, Piſa, Alexandrino und Neumano erhielten die Erlaubniß, Morone zu beſuchen. Sie entſchuldigten die Langſamkeit des Prozeßverfahrens mit drängenden Staatsgeſchäften. Sie baten ihn, den Ausgang mit Ergebung abzuwarten, und hegten die Anſicht, daß er ſicher unſchuldig werde erfunden. Der Pabſt ließ ihn die Rückkehr ſeiner Achtung, ſeiner Liebe, ſeiner Gnade hoffen. Auf dieß alles antwortete Morone mit großer Gemüthsruhe und Beſonnenheit; er fand alles, was Se. Heiligkeit zu verfügen beliebt, wohl und weiſe gethan. Man unterhielt ſich dabei viel

*) Capilupi an den Kardinal Ercole Gonzaga. (Tiraboſchi III. 314.)

über den Krieg zwiſchen König Philipp II. und Frankreich *). Aus der Wirkung aber erſah man, wie der alte Pabſt zu heucheln und die Gewaltthat zu überzuckern verſtand.

Von andern wird über dieſe einzelnen Umſtände nichts gemeldet, ſondern bloß angeführt, daß bei Gelegenheit der neuen Pabſtwahl in der Congregation der Kardinäle die Frage erörtert worden: ob Morone zu jener Handlung zuzulaſſen ſey, oder nicht; und die Mehrheit habe bejahend entſchieden. Solches geſchah und Morone wirkte kräftig für die Wahl Pius IV. mit.

Die Art und Weiſe, wie das römiſche Volk ſeinen Vorgänger in die Grube geleitet, konnte den neuen Pabſt belehren, daß übertriebene Strenge in geiſtlichen wie in weltlichen Dingen ihres Ziels verfehle und die Ehrfurcht vor keiner Würde in der Welt hinreicht, die Flüche unterdrückter Völker von dem Andenken tyranniſcher Herrſcher abzuwenden. Denn kaum hatte Paul IV. die Augen geſchloſſen, als ſchon das Volk mit wunderbar übereinſtimmender Wuth in allen Stadtquartieren ſich erhob, die Straßen von Rom unter den greulichſten Verwünſchungen wider das geſammte Geſchlecht der Caraffa's durchſtrömte, die Gefängniſſe der Inquiſition erbrach, und allen Gefangenen, nachdem ſie nur eidlich erklärt, gute Katholiken zu ſeyn, die Freiheit gab. Die Dominikaner, als Hauptleiter und Diener des verhaßten Ketzergerichts, erlitten mannigfache Mißhandlungen. Die Bildſäulen des Pabſtes wurden verſtümmelt und alle Erinnerungen an ſeine Familie, darunter ſelbſt ehrwürdige Bauten und Werke der Kunſt nicht ausgenommen, vernichtet, auch mehrere Caraffas aus der Stadt getrieben. Spät erſt gelang es kräftigen Behörden, die feſſelloſe Volkswuth wieder einigermaßen zu dämmen. Unter ſolchen Umſtänden hatte ſich Morone's Kerker aufgethan.

*) Carlo Gualteruzzi, Lettere inedite.

Der neue Pabſt, bisher als Kardinal von Medici bekannt, war in früherer Zeit Morone's innigſter Freund geweſen. Dieſes Verhältniß erhielt ſich auch jetzt in der hohen Würde fort, zu der er als Pius IV. gelangt war, und zwar um ſo mehr, da zu der Erinnerung an alte Freundſchaft und der Ueberzeugung von den Vorzügen Morone's, die Pflicht der Dankbarkeit für die geleiſteten Dienſte ſich geſellte. Dieſe Umſtände vereinigt, machten es daher dem Pabſte zu einem ſeiner erſten Geſchäfte, die Unſchuld des Kardinals in den Augen der öffentlichen Meinung völlig makellos darzuſtellen und zugleich für lange Leiden und ſchwere Kränkungen ihm einigen Erſatz zu geben. Inzwiſchen fühlte er auch anderſeits die Nothwendigkeit gar wohl, die aus der Natur ſeiner jetzigen Stellung und Würde floß, das Andenken ſeines Vorgängers ſo viel möglich zu ſchonen, damit die Vorſtellung von der Fehlbarkeit und den Irrthümern eines Kirchenoberhauptes nicht in allzugrellem Contraſt ſich darbiete. Ueberdieß mußten ſelbſt Perſonen, die in die Sache mit verwickelt waren, aus vielfachen politiſchen Rückſichten, auf die der römiſche Hof zu allen Zeiten Bedacht nahm, glimpflich und behutſam behandelt werden. Um daher die, mittelſt eines Staatsſtreiches begonnene Angelegenheit nicht wieder durch einen andern Staatsſtreich auf einmal zu beendigen, wurde der Weg Rechtens, dem Scheine nach, fortgeſetzt, und zweien der ausgezeichnetſten Doctoren des Rechtes und der Gottesgelehrtheit, die Prüfung der Akten und die Erſtattung des Berichtes übertragen. Dieß waren Ghisleri ſelbſt und Putens. Als dieſelben ihr Gutachten mitgetheilt, ließ Pius folgendes Erkenntniß öffentlich bekannt machen: „die gefängliche Einziehung des Kardinals Morone, welche vielleicht (?) auf Befehl Paul's IV. geſchehen, ſey erfolgt, ohne daß die geringſten Inzüchten vorangegangen. Die Unterſuchung ſelbſt und ſämmtliche in dieſer Sache ergangenen Akten müßten als

ungültig, unbillig und widerrechtlich betrachtet werden, besonders auch aus dem Grunde, weil die in der Kirchenversammlung vom Vatikan vorgeschriebene und in dem Handel wider erwähnten Kardinal umgänglich nothwendige Form durchaus nicht beobachtet worden sey. Uebrigens gehe aus jenen Akten selbst nicht nur kein einziger Grund hervor, denselben zu verurtheilen, sondern es verschwinde auch der entfernteste Verdacht eines nicht ganz lautern Glaubens. Ja aus den für den Beklagten angebrachten Vertheidigungsschriften erhelle vielmehr das Gegentheil, sowohl, wenn man alle seine Reden und Handlungen, als die beständige Hochachtung, in der er andauernd bei allen rechtschaffenen Katholiken gestanden, erwäge. Deßhalb werde er denn auch von dem Pabst als unschuldig freigesprochen, und den Procuratoren des Fiscus ewiges Stillschweigen auferlegt" *).

Dieselbe Gerechtigkeit, welche hier zu Morone's Gunsten sich aussprach, ahndete streng die Rechtsverletzung dreier anderer Kardinäle, worunter auch der schon genannte Montanus, Morone's Feind, sich befand. Nach sechszehnmonatlichem Verhaft ging dieser Ränkeschmid auf Befehl des Pabstes nach Monte Cassino in die Verweisung.

Pius IV., nachdem er damit begonnen, dem Schuldlosgekränkten strenges Recht zu verschaffen, fuhr jetzt fort, auch den Freund, zu dem schon früher gleiche Heimath und Denkart hingezogen, mit Auszeichnungen zu bedenken. Er erhielt hintereinander die Bisthümer Alba, Sabinum und Präneste. Und als Ercole Gonzaga, Kardinal von Mantua, der bisherige Vorsitzer des längst

*) Nach einem Briefe Carlo Gualteruzzi's an Benadelli, aus Rom, vom 16. Septbr. 1558, (bei Matteo Luigi) hatte noch vor der Pabstwahl das Kardinals-Collegium selbst eine lossprechende Sentenz in Betreff der Sache Morone's, bekannt gemacht, welche Pius IV. später bloß bestätigte.

erneuerten Conciliums von Trident, mit Tod abging, wurde er an deſſen Stelle nach jener Stadt geſchickt. Wohl unter den ſchwierigſten Umſtänden; denn es erforderte dieſes Amt zu dieſen Tagen die höchſte Wachſamkeit und Klugheit, ſo wie eine nicht geringe Energie und Mäßigung. Ueberdieß mußte jetzt nach der damaligen Lage der Dinge ein Mann geſendet werden, der ganz neu, in den letzten Verhandlungen unbetheiligt, in keine Verſprechen verwickelt und durch keine Traktate verhindert war, die Intereſſen Roms zu verfechten. Nationalparteien hatten dieſelben von mehreren Seiten hart gefährdet; die franzöſiſchen Prälaten namentlich traten mit einer Reihe von Anmaßungen und Forderungen — ſo glaubte wenigſtens der Pabſt — gegen deſſen Oberherrlichkeit auf. Zudem waren die Verhältniſſe mit dem Kaiſer und die Behandlung der teutſchen Nation des katholiſchen Theils, wie des proteſtantiſchen, von ſo zarter Natur, daß eine hartnäckige Stellung oft eben ſo gefährlich, als weiches Nachgeben ſchien. Morone, von frühern Anläſſen her als der Mann zu ſolchen Dingen hinreichend bewährt, wurde vom Pabſt, zu großem Mißvergnügen der franzöſiſchen Partei, die für den Kardinal von Lothringen geworben hatte, allen übrigen Candidaten vorgezogen. Der Kaiſer ſelbſt — ob im Ernſt oder aus Verſtellung — äußerte ſeine Freude darüber in einem Schreiben an den Pabſt mit den Worten: „daß Se. Heiligkeit keinen angenehmern und bewährtern Mann ihm hätte ſenden können, als den Kardinal Morone, einen Mann, dem er, der Kaiſer, nicht nur von langen Jahren her vertraut, ſondern dem er auch, vielfacher Tugenden und mannigfacher Verdienſte um ſeine Perſon herzlich zugethan ſey. Von ſeiner Mitwirkung und Gegenwart auf dem Concilium erwarte er deßhalb nur das erfreulichſte und ſegenvollſte Ergebniß, beſonders was die Wiederherſtellung des Friedens in der Chriſtenheit und die Erhebung der Kirche, ſo ihm als einem katholiſchen Kaiſer

in vorzüglichem Grad anliegen müſſe, betreffe". Alle übrigen Fürſten ſchienen in daſſelbe Gefühl der Freude und der Erwartung ſich zu theilen.

Der Kardinal ging, mit öffentlichen und geheimen Aufträgen und Vollmachten des Pabſtes reichlich verſehen, im April des Jahrs 1563, ab, wurde mit den größten Ehrenbezeugungen zu Trident empfangen, und hielt, nachdem er ſein Ernennungsbreve, der Form gemäß, verleſen hatte, eine Rede, welche durch Kürze und Klarheit des Ausdruckes ſowohl, als durch Mäßigung und Würde des Inhalts vor vielen, bei ähnlichem Anlaß gehaltenen, ſich auszeichnete. Sie hatte im Allgemeinen den Wunſch zum Vorwurf: daß die Reinigkeit des Glaubens von Irrlehren beſtmöglichſt befreit, aber auch dem Sittenverderbniß geſteuert, die Eintracht in der Kirche hergeſtellt, und wo möglich ſelbſt mit den Gegnern Friede geſchloſſen werden möchte. Zugleich zeigte er auf die täglich größere Noth, ſo von den Türken her drohte. Bevor jedoch Morone ſeinen Poſten auf dem Concilium antrat, mußte er, veranlaßt durch verſchiedene Beſchwerdepunkte, welche allein perſönlich beleuchtet werden konnten, zu Kaiſer Ferdinand gen Insbruck reiſen. Auf dieſen Monarchen kam damals Alles an; auf ihn ſtützte ſich die franzöſiſche Partei. Er hegte in jenen Tagen tiefen Groll wider Rom, deſſen Politik er die Schuld der Verzögerung des bisher Bezweckten beilegte. Die Freiheit der Berathungen, welche bisher durch mannigfache Einwirkungen von Rom aus geſtört worden war, die Langſamkeit derſelben und die wenige Sicherheit der Protokolle, die ſämmtlich von den Legaten angemaßte Initiative der Gegenſtände der Verhandlung, die Reformation der geiſtlichen Gewalt, Gerichtsbarkeit und Disciplin wurden neben Dingen von geringerem Intereſſe in jener merkwürdigen Unterredung erörtert. — Morone gab auf ſämmtliche Punkte ſolche Erklärungen, wodurch er dem römiſchen Hof nichts Weſentliches ver-

gab, und dennoch in manchem Einzelnen dem Kaiſer nachzugeben ſchien. Auf den erſten Hauptpunkt wegen der Initiative der Legaten, welche als den Freiheiten eines Conciliums widerſprechend betrachtet wurde, machte er dem Kaiſer den feinen Einwurf, daß es nicht in ſeinem Intereſſe liege, ſolche Initiative zu gewähren. Einmal im Beſitze dieſes Rechtes, würden die Biſchöfe bald auch Vorſchläge genug erheben, deren Inhalt mit den Rechten des Staates in Widerſpruch ſtänden. Dadurch dürfte nichts als Verwirrung in den öffentlichen Geſchäften bewirkt werden.

Um jedoch den Fürſten einigermaßen Nachgiebigkeit und freundlichen Willen zu bezeigen, verſprach der Kardinal als Auskunftmittel, alles dasjenige in Vorſchlag zu bringen, was die Geſandten ihm zu dieſem Zwecke vorlegen würden; ſo es nicht geſchehe, ſollte ihnen das Recht, den Antrag ihrerſeits zu machen, freiſtehen. Dadurch wollte er die weltliche Gewalt mit in das Intereſſe des Pabſtes ziehen.

Der zweite Punkt, welcher die Forderung enthielt, daß die Ausſchüſſe, welche die Beſchlüſſe vorzubereiten hatten, nach den verſchiedenen Nationen zuſammentreten ſollten, ward von Morone geradewegs zugeſtanden, mit dem Bemerken, daß dieß zwar immer geſchehen ſey, jedoch in Zukunft nur noch genauer gehalten werden ſollte.

Der dritte Punkt, die Reform betreffend, war kitzlicherer Art. Die Frage des päbſtlichen Primaten und des Verhältniſſes zur Kirchenverſammlung, auf früheren Concilien und in Sitzungen der Sorbonne ſo vielfach und leidenſchaftlich erörtert, hing mit der Löſung zuſammen. Morone entwickelte die Gefahren, die Bedenklichkeiten, in dieſer aufgeregten Zeit ſie neu zu erörtern. Ferdinand überzeugte ſich hievon und wollte auf ſeinen urſprünglichen Forderungen hinſichtlich dieſer Materie nicht länger beſtehen, wogegen der Kardinal eine vom heil. Stuhl

ſelbſt ausgehende, durchgreifende, das Konklave ſelbſt aufnehmende Reform zuſicherte.

Nachdem man in den Hauptſachen ſich verſtändigt, wurde die Vereinbarung in den Dingen untergeordneten Ranges leicht. Gegenſeitige Zugeſtändniſſe führten bald zum Ziele: Morone kehrte ſiegreich über die Alpen zurück.

Die Behandlung des Conciliums war fortan mit geringern Schwierigkeiten verbunden und allerlei Umſtände politiſcher Natur, z. B. Vorrangſtreitigkeiten zwiſchen den Kronen Spanien und Frankreich, ſo wie das Syſtem der Guiſen, ihren politiſchen Einfluß künftig auf den katholiſchen Orthodoxismus zu ſtützen, hatten noch mehr zu dieſer Veränderung und Annäherung beigetragen. An allen Höfen zugleich, nicht nur in Trident ſelbſt, wurde von Seite der päbſtlichen Diplomatie das Möglichſte aufgeboten und übereinſtimmend gewirkt. Die Perſönlichkeit Morone's hatte am Sitze des Conciliums unſtreitig das größte Verdienſt. „Er wußte die Prälaten perſönlich zu gewinnen; er widmete ihnen alle die Anerkennung, das Lob, die Begünſtigung, deren ſie begehrten. Er zeigte einmal recht, was ein geiſtreicher, geſchickter Mann, der die Lage der Dinge begreift und ſich ein Ziel ſetzt, das derſelben gemäß iſt, auch unter den ſchwierigſten Umſtänden leiſten kann. Wenn irgend einem Menſchen überhaupt, ſo hat die katholiſche Kirche den glücklichen Ausgang des Conciliums ihm zu verdanken".

Nach einmal geebnetem Wege ging es an die Hebung der Schwierigkeiten, die in der Sache ſelbſt lagen; an die alte Streitfrage wegen der Nothwendigkeit der Reſidenz und des göttlichen Rechtes der Biſchöfe; wegen der Initiative und, nachdem der Rückhalt der politiſchen Tendenzen weggefallen, an die minder bedenklichen Punkte, Dogmen, Kultus, Liturgie u. ſ. w. Morone zog den Weg der Vermittlung den bisher mit Bitterkeit geführten Debatten vor und die Arbeiten des Conciliums rückten mit einer

ungewöhnlichen Raſchheit vor. Die wichtigſten reformatoriſchen Anordnungen fielen in die drei letzten Sitzungen in der zweiten Hälfte des Jahres 1563. Selbſt Punkte, welche die wichtigſten finanziellen Intereſſen berührten, wie die Exemtion der Kapitel und die Pluralität der Pfründen, boten keine unüberſteigliche Hinderniſſe mehr. Morone mußte, was den letzteren Abſchnitt betraf, die Reform der Kardinäle mit den Artikeln über die Biſchöfe zuſammenzuwerfen und vermied damit die drohenden Klippen. Die Geſcheidteren ſahen den eigentlichen Zweck davon ein. Die Reformation des heiligen Stuhles in der bisher gewünſchten Sitte war nunmehr ganz eigentlich umgangen und ſo war man römiſcher Seits großmüthig genug, auch die der Fürſten, welche man, als Repreſſalie, in Antrag gebracht hatte, fallen zu laſſen. Im Ganzen waren nur, wie auf einem Friedens-Kongreſſe, die untergeordnetere Frage auf dem Concilium ſelbſt, die bedeutenderen aber von den betheiligten Höfen unmittelbar verhandelt worden.'

„Ein Concilium, ſchreibt Ranke, ſo heftig gefordert, ſo lange vermieden, geſpalten, zwei Mal aufgelöst, von ſo vielen Stürmen der Welt erſchüttert, bei der dritten Verſammlung auf's Neue voll von Gefahr, war in allgemeiner Eintracht der katholiſchen Welt beendigt".

Man begreift den hohen Ruhm, der ſich an den Namen der Perſon knüpfte, welcher das Hauptverdienſt ſo glücklicher Löſung dieſer damaligen Weltfrage beizumeſſen war *). Bei ſeiner Rückkehr nach Rom wurde Morone

*) Il n'est ny fatigue de corps, ny effort d'esprit, par qui vous n'ayez taschè de mener à bout ce dessein illustre, et si passionnement desiré: a quoy plusieurs autres vos semblables, avoient eu vain luttè jusqu'alors. C'est de cela particulièrement que vous devez estre bien aise, o tres-illustre Moron! Vous, dis-je, qui depuis vingt ans ayant posé la premiere

wie ein Triumphator der alten Zeit empfangen. Niemals hatte auch vielleicht ein Feldherr wichtigere Bollwerke vertheidigt und heißere Schlachten gekämpft, als die Politik des Kardinals über den Geiſt der Zeit und die Anſprüche der Parteien im Kirchenweſen. Eine Reihe neuer Ehrenbezeugungen, wie ſie nur immer noch einen Mann locken konnten, der des Großen ſo viel vollbracht, reichte ihm die Dankbarkeit des in ſeiner Autokratie befeſtigten Pabſtes dar. Als Schluß von allen erhielt Morone das Dekanat des Collegiums der Kardinäle, die höchſte Würde nach der päbſtlichen ſelbſt. (1564.) In ihm blühte ſogar die Hoffnung, nach dem Tode Pius IV. die Tiare ſelbſt zu erhalten.

Acht und zwanzig Stimmen waren bereits für ihn gewonnen, aber die Ränke und Umtriebe der Parteien Farneſe, Borromäo und Hohen-Ems wirkten mächtiger. Sie fürchteten den auf das Bewußtſeyn errungener Verdienſte ſich ſtützenden, ſelbſtſtändigen Stolz der Seele und die Ueberwiegenheit des Talentes in Morone. Man verbreitete nachthätige Gerüchte über ſeinen Charakter, ſeine Tendenz, ſeine Seelenſtimmung, ſeine Aeußerungen. Die Stütze der Inquiſition, Gisblieri, von den feindlich Geſinnten getragen, erhielt die verfaſſungsmäßige Stimmmehrheit und beſtieg den heil. Stuhl unter dem Namen Pius V.

Auch nachdem dieſer ſtarre Mann, eine Miſchung

---

pierre de cette excellant edifice, y mettrez maintenant la dernière main, après plusieurs autres architectes. Vous avez tant de prudence et tant de bonne conduite, que cette entreprise ne manquera pas de vous reussir heureusement, et vous en recevrez aussi tant d'honneur, que la posterité ne s'en pourra jamais taire; si bien qu'elle mesme fera gloire de publier vous loüanges. Negotiations ou *Lettres d'affaires Ecclesiastiques et Politiques par Hyppolite d'Este etc. Paris* 1658. 4. *p.* 380.

von Einfachheit, Edelmuth, demüthiger Religiosität und persönlicher Strenge, fanatischer Abgezogenheit und unbeugbarer Verfolgungssucht, bald zu den Vätern eingegangen, sah sich Morone einen Nebenbuhler vorgezogen, der als Gregorius XIII. der Christenheit sich ankündigte.

Unter der erstgenannten Regierung hatte er sehr zurückgezogen gelebt, mit den Wissenschaften und den Vergnügungen des Privatlebens allein beschäftigt. Unter der zweiten ward ihm neue Gelegenheit, seine Talente glänzen zu lassen. Er vermittelte die innere Entzweiung und den Bürgerkrieg Genua's, setzte Ermäßigungen in der bisherigen Verfassung dieses Freistaates durch und kehrte mit dem Danke der Bürger nach Rom zurück.

An diese Bemühungen reihete sich die Gesandtschaftsreise zu Kaiser Maximilian II. im Jahre 1576, welcher die ihm in Polen, bei Anlaß der Königswahlen von Heinrich III. von Frankreich und Stephan Bathory widerfahrne Kränkung zu rächen entschlossen war, und im Namen des Pabstes versöhnt werden sollte; ferner eine Sendung nach den Niederlanden, wo ihm der Geist von Philipps II. Politik jedoch, wie die starre Entschlossenheit des aufgestandenen Volkes bald jede Hoffnung benahm, den Frieden durch Unterhandlungen herstellen zu können (1578).

Es ist nicht unmerkwürdig zu vernehmen, daß der Mann, welcher in den ersten Perioden seiner Wirksamkeit den Reform-Ideen nichts weniger als abgeneigt, ja darüber in Anklage und Gefängniß gekommen war, in den letzten Zeiten seines Lebens die Befestigung und Ausbreitung des Jesuiter-Ordens zum angelegentlichsten Geschäfte sich machen konnte. Die Thaten von Trident jedoch und die gänzlich veränderten Zeitstimmungen, endlich die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, manche der Forderungen eines streng-christlichen Systems in einer verdorbenen Welt wieder einführen zu können und wohl auch ein Blick in die Zerwürfnisse und Widersprüche des selbst

ſich gefährdenden und zerſtörenden Proteſtantismus erklären pſychologiſch hinreichend dieſen Wechſel von Geſinnungen und Ideen. Dann mochte die Freundſchaft und impoſante Erſcheinung eines Charakters und Talentes, wie Carlo Borrommeo, ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen haben. Genug, Morone trat immer mehr als Beſchützer des Ordens vom heil. Ignatius, ſo wie einer Unzahl von Mönchsorden in verſchiedenen europäiſchen Ländern, auf, und nachdem er in Rom (den 1. Dezember 1580), an Körper mehr denn an Geiſt geſchwächt, in hohem Alter geſtorben, und in der Kirche Santa Maria über der Minerva, mit groſſer Pracht begraben worden, feyerten Jene allenthalben ſein Andenken in Verſen und in Proſa. Sie alle, aber auch andere Männer von Auszeichnung, verſchiedenen Parteien angehörend, rühmten vielfach ſeine Vorzüge, ſeine Geſinnungen, ſeinen Charakter, ſeine geiſtigen Beſtrebungen, ſeine Kunſtliebe, ſeinen den Wiſſenſchaften geſchenkten Schutz. Vertraute Beziehungen zu Geiſtern, wie Contarini, Reginald Poole, Pier Paolo Vergerio, Paolo Manutio, Paolo Sacrato, Jacopo Sadoleto (denn auch dieſe drei gehörten in ſeinen Freundeskreis), erregen ein günſtiges Vorurtheil von ſeinem eigentlichen Weſen, nämlich jenem, das weder dem Staate, noch der kirchlichen Politik angehörte. Er liebte Criſtoforo Bellezente und ernannte ihn zu ſeinem Geheimſchreiber; noch als Legat von Bologna unterhielt er Verbindungen mit ihm. Giovanni Berettari, der Ketzerei mehr als einmal beſchuldigt, fand an ihm einen eifrigen Fürſprecher bei Contarini; auch den Umgang des Antonio Bernardo de Mirandula und des Girolamo Pariſetto aus Reggio ſuchte er ſehr. Letzterem wirkte er die Ernennung als Prolegat von Bologna und als Aſſiſtent auf dem Concilium aus, wo er deſſen Dienſte häufig gebraucht und ihm groſſes Vertrauen ſchenkte. Dem Sebaſtiano Corradi von Arcetto, als

Dichter und Literator ausgezeichnet, verſchaffte er die Pfarre an der Hauptkirche zu Bologna und ſetzte ihn dadurch in den Stand, ſeinen Lieblingsarbeiten ſorgenfreier obzuliegen. Der Akademie von Modena blieb er ein zärtlicher Protektor und Förderer ihrer Strebniſſe. In allen Briefen, Beichten und Annalen jener Zeit, Modeneſiſche Zuſtände betreffend, wird ſein Name mit Verehrung und Liebe genannt. Welche Anmuth ſein Privatleben entwickelt und von welchem Einfluß ſeine Perſönlichkeit war, hat die Geſchichte ſeiner diplomatiſchen Sendungen hinlänglich dargethan. Als Zeugniſſe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit müſſen aufgeführt werden:

1) Constitutiones Episcopatûs Novariensis ad divinum cultum, curam animarum et vitam clericorum pertinentes. Item Mutinensis Synodi actus. Mutinae apud Haeredes Cornel. Gadaldini 1565. 4. und 1568. Oratio in Concilio Tridentino habita; nach einer andern Ausgabe unter folgendem Titel: Verba prolata ab Illustrissimo D. Joanne Morone Cardin. primo Praeside et Legato S. Concilii Tridentini, in ejus prima comparitione in generali Congregatione die 13. Aprilis 1563. Patavii apud Christ. Gryphium. 1563. 4.

2) Novissimae Constitutiones Synodi Mutinensis. 1571. ib. 4.

3) Oratio ad Regem Ferdinandum Romanorum. (Orationes Procerum. Friburg. 1543.)

4) Constitutiones Episcopatûs Novariensis Novarice. 1553.

5) Leges pro concordia Genuensium publicatae Genuae. A. 1576. Neapoli 1577.

6) Acta Concilii Tridentini. (Bei Fabricius, wie die drei erſteren ausführlich beſchrieben.)

7) D. Hieronymi opera ab Erasmi Roterodami moribus castigata. Venet. 1554.

Handſchriftlich:

8) Epistolae ad Principes viros et alios.

9) Relatione sommaria sopra la legatione sua.

10) Relatione in scr. fatta dal Comendano ai Sri. legat. del. concilio sopra le cose rittratte dull' Imperadore. 19. Febr. 1563.

11) Lettere, italiane e latini, bei Argelati: (Catalogo) und Tiraboschi, (Bibliot. Modenese III.) verzeichnet. Letzterer gibt auch mehrere ungedruckte von ihm. Das Verzeichniß der Schriften Morone's findet man nirgendswo vollſtändig.

V.

Olympia Maldachini

und

Francesco Canonici-Mascabruni,

Unter-Datar und Uditore della Rota unter Pabst Innocenz X.

Beitrag zur innern Regierungs- und Sittengeschichte des römischen Stuhls im siebenzehnten Jahrhundert.

Qui dant, quique vetant, qui quos clausere, recludunt,
Arbitrio coelos distribuuntque suo.
Romanas, neque enim Romanos, omnia luxu
Omniaque obscoenis plena libidinibus.

Fr. Hutteni de statu Romano Epigrammata

Quellen: Vita di Donna Olympia Maldachini, che g
verno la chiesa durante il Pontificato d'Innocentio X. scrit
dall' Abbate Gualdi. Ragusa 1667. 12. (Der eigentliche Ve
faſſer iſt Gregorio Leti. — Le Bret: Magazin zum Gebrau
der Staaten und Kirchengeſchichte. IV. Thl., woſelbſt mehre
italieniſche Relationen aus der Schweiger'ſchen Manuſcripte
Sammlung mitgetheilt ſind. — Schröck's Chriſtliche Kirchenge
ſchichte ſeit der Reformation. III. B. Italieniſche Miscellen. I.
Fliegende Blätter aus dem 17. Jahrhdt.

Unter die Regierungen der Päbſte, welche die tiefe Entartung im Schooß der römiſchen Kirche und die Heilloſigkeit einer Vermiſchung von weltlichen und geiſtlichen Intereſſen, ſo wie einer zügellos-habſüchtigen Maitreſſen- und Günſtlingswirthſchaft mit dem grellſten Lichte beleuchten, während man nach Außen und zumal gegen die Nationalkirchen die alten Anmaßungen mit ungeminderter Strenge fortzuſetzen beliebte, gehört wohl unſtreitig diejenige von Innocenz X. oder vielmehr, wie die Zeitgenoſſen mit blutiger Ironie ſie bezeichnet haben, der Papeſa Olympia Maldachini. Da dieſe Dame als die Gründerin des Glückes und der Größe von Innocenz betrachtet werden muß, ſo iſt vor Allem ein Rückblick auf die Anfänge jener berufenen Familie zu werfen, welche auf eine in der Geſchichte unerhörte Weiſe, und im Styl jener Marozzia und Theodora des Mittelalters, ſo wie der Familie Borgia im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, die Schickſale der chriſtkatholiſchen Welt längere Zeit hindurch geleitet hat.

Die Maldachini's ſpielten bis zu der Periode, von welcher die Rede, in Rom eine ſehr obſcure Rolle: Olympia, die Tochter eines der wenigſt begüterten, war beſtimmt, ihr einen ungewöhnlichen, wenn auch wenig beneidenswerthen Glanz zu verleihen. Schon in früher Jugend entwickelte das lebhafte und mit den ſeltenſten Anlagen begabte Mädchen ihren nachmaligen Charakter. Sie war die Seele des Kreiſes ihrer Geſpielinnen, und

beherrschte denselben unbedingt. Bei den Spielen und Unterhaltungen übernahm sie stets das Amt der Lehrmeisterin und theilte den Uebrigen nach Gutdünken Belohnungen und Strafen à la Goton aus. Entzogen sie sich ihrer üppigen Laune und entstanden kleine Empörungen wider die Autokratin, so wußte sie mit verstellter Reumüthigkeit sich selbst zur Sühne darzubieten und erlitt stoisch von Seite der mißhandelten und erzürnten Freundinnen strenge Repressalien, in der Hoffnung, bei wieder befestigtem Regimente reichlich sich entschädigen zu können. Trennte sie sich, so war sie gewiß, daß sie auf's Neue gesucht und der Frieden unter jeder Bedingung ihr angetragen werden würde. Gegen dieselben Gespielinnen erklärte sie auch schon damals: die Natur selbst habe die Frauenzimmer zum Ehestand bestimmt.

Es fehlte den Eltern nicht an psychologischem Scharfblick in das Innere des Wesens einer so frühreifen Nessel, welche der giftige Hauch des Verderbnisses der höhern Stände schon jetzt erfaßt hatte. Die Religion und strenge Klosterzucht sollten den weitern Fortschritten steuern; aber die Glut der Leidenschaft steigerte sich viel mehr, als daß sie sich gemindert hätte. Den Bitten und Vorstellungen ihrer Tante, welche sie zum Eintritt in den klösterlichen Stand wegen Mangel an jeder Aussicht auf anständige Vermählung, wegen dürftiger Familienumstände, zu bestimmen suchte, so wie ihrer scharfen Ahndung, die zeitweise wider sie angewendet wurde, einen unbeugbaren Trotz entgegen sie erklärte den Ermüdeten mit stolzer Zuversicht: man müsse bei solch' einer Sache den Ruf von oben abwarten ihr sey dieser noch nicht gekommen. Möge auch ihr Familie darüber zu Grunde gehen, immer besser, als daß ihr eigener Körper in ewigen Flammen sich verzehre. Gleichwohl nahm sie von dem Klosterleben das im Ganzen ihr so mißbehagte, alle Schwächen und Laster an, welche die Schattenpartie desselben bildeten und vor Allen

fand hier der angeborne gränzenlose Ehrgeiz und der noch größere Eigennutz eine reiche Quelle von Belehrung für das künftige Leben.

Nach einem halben Jahre entfloh sie der verdrießlichen Aufsicht und den stets erneuerten Anmuthungen ihrer Tante und flüchtete sich zu einer andern Verwandten, welche ihr Schutz gewährte; jedoch von den Nachstellungen der geistlichen Räthe für und für verfolgt, faßte sie den Entschluß, zu ihren Eltern zurückzukehren, welche ihr auch die Wiederaufnahme nicht versagten, jedoch bloß in der Absicht, den alten Plan mit ihr um jeden Preis dennoch auszuführen.

Ein würdiger und gelehrter Priester, vom Orden des heil. Augustins, welchen man zum Beichtvater und Gewissensrath ihr ausgewählt, sollte auf ihre Sinnesänderung wirken; aber sie wußte ihn unaufhörlich zu necken und ihm dadurch, daß sie andere Beichtväter aufsuchte, Verdruß in Masse zu bereiten; als nun auch die Eltern, von Neuem zu strengeren Maaßregeln greifend, sie ihm wieder zugeführt, so war sie frech genug, denselben, um auch dieses Zwanges los zu seyn, geradezu eines Angriffs auf ihre Unschuld anzuklagen. Die Inquisition untersuchte die Sache, und da vielleicht wider den Beichtvater der Umstand sprach, daß er, als Direktor ihrer geistlichen Uebungen, oder von den Eltern hiezu bevollmächtigt, ihr einige Male die Disciplin gegeben, und hiebei andere Zwecke ihm unterschoben wurden, so ward er für schuldig erkannt und sowohl zur Verbannung aus Rom, als zum Verluste seiner Würden verurtheilt. In der Folge besaß Olympia gleichwohl Großmuth genug, ihn durch ein Bisthum für das erduldete Unrecht zu entschädigen. Scherzhaft fragte sie ihn bei diesem Anlasse: „Habt Ihr nun noch Lust mich zur Nonne zu machen?“ Der bestürzte Frater erwiederte: „Signora! meine Absicht war nicht, Euch Uebel zu thun!“ „Nein!“ erwiederte Olympia;

aber hätte ich Euch gefolgt, würde Uebel gethan und mich um die Gelegenheit gebracht haben, von Euch als Biſchof jetzt Verzeihung zu erflehen!"

Olympia ſtand ſchon ſeit einem Jahre in der Blüthe ihrer Schönheit. Sie beſaß jenen ſtolzen, majeſtätiſchen Wuchs, welcher an den Römerinnen noch heut zu Tage ſo ſehr imponirt, ohne daß ſie dadurch an Lieblichkeit und Anmuth einbüßten, und welcher den Männern das Befehlen wie das Gehorchen gleich unmöglich macht. Jedermann bewunderte und pries den Inbegriff der ſeltenſten Reize, wodurch ihre Eitelkeit nicht wenig genährt und ihr Selbſtgefühl immer mehr geſteigert wurde.

Die Eltern, von der Fruchtloſigkeit ihrer Bemühungen, die Jungfrau zum geiſtlichen Leben zu bewegen, überzeugt, änderten jetzt plötzlich ihr Syſtem und dachten bloß darauf, eine ſo vortheilhafte Verbindung als möglich zu erzielen. Eine Reiſe nach Loretto zu dem wunderſamen Gnadenbild der heiligen Jungfrau beförderte dieſen Plan. Der junge Pamfili, (Bruder des nachmaligen Pabſtes Innocenz X.) erblickte das ſchöne Mädchen, auf den Stufen des Altars, wie es ſchien, in tiefer Andacht hingeſunken; denn die Heuchelei war ihr vom Kloſter her, zur andern Natur geworden. Sie hatte durch Anzug, Haltung und Geberden ihren Reizen noch mehr Ausdruck zu verſchaffen gewußt. Pamfili's Sinn und Herz blieben von der Stunde an gefangen. Eine gemeinſam in einem Wirthshaus zugebrachte Nacht führte die Beiden näher zuſammen; der feurige Jüngling, von der Zauberkraft der neuen Circe noch näher angezogen, ſchwamm in Liebeswonne. Unter glühenden Küſſen ſchworen ſie ſich ewige Treue. Bereits auf der Rückreiſe nach Rom war die achtzehnjährige Olympia ſeine erklärte Braut und nach der Ankunft in jener Stadt ward die Vermählung mit vielem Prunke vollzogen.

Die erſten Jahre verſtrichen dem Paare in ungeſtörter

Eintracht und die junge Frau ſchien alle früheren ſchlimmen Weiſſagungen über ihr eigentliches Weſen Lügen zu ſtrafen; ſie gebar ihrem Gemahl zwei Töchter, welche nachmals in die Familien Giuſtiniani und Ludoviſi verheirathet wurden, und einen Sohn, welchen ſie ausſchließlich zum Werkzeug ihrer Politik heranbildete. Allein die böſe Natur war nur eine Zeitlang in den Hintergrund gedrängt worden; ſie erwachte mit dem Unwillen der ſtolzen, herrſchſüchtigen Dame über die Zurückhaltung ihres Gatten gegen ſie, in Allem, was öffentliche Geſchäfte und politiſche Pläne betraf. Sie fühlte in ſich etwas von jener Portia des jüngern Brutus und ſah dieß Benehmen als ein großes Verbrechen gegen ihr Geſchlecht überhaupt und gegen ſie ſelbſt insbeſondere an. In dieſer Stimmung lernte ſie den Bruder Pamfili's, einen eben ſo phyſiſch-häßlichen, als gewandten und ränkevollen Abate, kennen. Ihre Geiſter begegneten ſich innigſt; bald gab ſich die ſchöne Schwägerin, ſey es aus Rache, oder aus Berechnung, den leidenſchaftlichen Wünſchen des Therſites im Prieſterrocke hin. Die ganze Stadt unterhielt ſich von ihrem Verhältniß *) und endlich ſah der betrogene Gatte ſelbſt den bereits früher aufgekeimten Argwohn hinſichtlich der ehelichen Treue ſeines Weibes beſtätigt. Der Abate entging dem Zorne des Mißhandelten durch ſchnelle Flucht aus Rom; Olympia ſuchte mit allen, ihr ſo ſehr zu Gebote ſtehenden Ueberredungskünſten den armen Pamfili von dem Ungrund ſeiner Befürchtungen zu überzeugen und es ſcheint ihr auch bis zu einem gewiſſen Grade

*) Ad ogni modo ciò che non potè fare il marito, lo fecero i Romani, li quali vedendo quanto ella amava il cognato, cominciarano a sospettar publicamente della sua vita lasciva, credendo per sicuro che fossiro tornati i tempi d'Herode, ne' quali il fratello si faceva lecito di rubbar la moglie del proprio fratello, à vista del popolo e della chiesa.

gelungen zu seyn. Sie erneuerte ihre Liebesbetheuerungen und steigerte ihre Zärtlichkeiten. Nichts desto weniger schrieb man seinen bald darauf erfolgten plötzlichen Tod den schwarzen Machinationen der leidenschaftlichen Dame zu, und die Befestigung des verbrecherischen Verhältnisses nach der schnellen Rückkehr ihres Schwagers zwischen den Beiden gab dem Verdachte neue Bestätigung *).

Monsignore Pamfili wurde allmählig einer der Männer des Tages, wozu die feinen und richtigen Rathschläge der Olympia das Meiste beitrugen. Auch als Nuntius in Spanien, wohin er nun abging, blieb er mit ihr in lebhaftem Briefverkehr, worin die Geständnisse der feurigsten Zärtlichkeit mit diplomatischen Mittheilungen abwechselten. Nichts in der Sprache der Liebe und der Wollust kam den Ausdrücken gleich, mit welchen der Prälat die ferne Gebieterin zu begrüßen pflegte. Sie selbst aber spielte bereits den Diplomaten par excellence und man redete sogar allgemein davon in Rom, daß sie den Nuntien, zumal dem eben genannten, die Instruktionen in allen wichtigeren Fällen ausfertige. Ihr ganzes nunmehriges Leben trug auch einen politischen Anstrich; den Frauen gegenüber zeigte sie sich stumm, desto beredtsamer und lebhafter aber im Kreise von Männern. Hier griff sie jedes Gespräch über öffentliche Angelegenheiten mit Begierde auf, um ihr Licht leuchten, ihr Genie sich entwickeln lassen zu können. Sie redete aber stets überdacht, gemessen und mit Auswahl. Auf diese Weise gelang es ihr, vielen sonst verständigen und scharfblickenden Leuten eine nicht geringe Meinung von sich beizubringen; sie selbst hatte bereits die allervortheilhafteste von ihren

*) Daß die Beiden aber nicht die Einzigen waren, die solch ein Verhältniß unterhielten, belehrt uns Leti, welcher behauptet: che molti Prelati sono amati dalle Dame, loro parenti etc.

Geiſtesgaben und deren Beſtimmung, und die früh erhaltene Welt- und Menſchenkenntniß, verbunden mit dem ſtolzen Selbſtgefühl ihres Einfluſſes auf die geſellſchaftlichen Kreiſe, trieb ſie, es immer weiter und kühner zu verſuchen. Ein eigenthümlicher und ſchönen Weibern in der Regel ſonſt unbekannter Charakterzug Olympia's war der ungewöhnlicher Hang zur Sparſamkeit *), welcher mit den Jahren immer mehr zum Geize, ja endlich zum ſchmutzigen Geize und zur unſtillbaren Habſucht ſich ſteigerte. Sie wechſelte häufig ihre Diener, um Niemanden in die Länge vertraut werden und in die Karte gucken zu laſſen. Ihre Enthaltſamkeit von koſtbaren Feſtlichkeiten und geſellſchaftlichen Freuden, welche von Andern, die ſie noch nicht näher kennen gelernt, als weibliche Tugend ausgelegt wurde, floß allein aus dieſen Quellen. Nur wenn es galt, irgend einen, reiche Ausbeute verheißenden Plan auszuführen, pflegte ſie kein Opfer zu ſcheuen, und ein Hauptgrundſatz war es bei ihr, durch freigebige Spenden ſich die Zuneigung dürftiger Geiſtlichen zu verdienen; durch die Lobpreiſungen derſelben und die Art und Weiſe, wie ſie ihren Geſchenken Oeffentlichkeit zu geben wußte, gelangte ſie zu großer Popularität. Freilich änderte ſie ſpäter, im Beſitze des Erſehnten, auch hierin ihr Betragen nur allzuſehr und veranlaßte dadurch das witzige Wortſpiel: Olim pia, nunc impia.

Ihrem ungemeſſenen Ehrgeiz trug ſie kein Bedenken, ſelbſt die Mutterliebe und Mutterpflicht aufzuopfern. Um von ihrem Sohne Camillo nicht überflügelt und in nichts durchkreuzt zu werden, erhielt ſie ihn in großer Unwiſſenheit, ſo daß er im zwanzigſten Jahre noch nicht einmal leſen und ſchreiben konnte **).

*) Als Grundſatz ſtellte ſie in dieſer Hinſicht auf; que che le Dame erano fatte per accumulare, non per dispensare.

**) Politica diabolica seminata quasi in tutti cuori delle Principesse — ruft der Pſeudo-Abate hiebei aus.

Olympia, mit ſolchen Waffen und Mitteln operirend, erlebte im Jahr 1632 die Genugthuung, ihren geliebten Pamfili von Urban VIII. in das heilige Collegium aufgenommen zu ſehen. Die Barbarini, deren eigentlicher Zweck bei dieſer Beförderung dahin gegangen war, ſeine Stelle bei der Rota romana an einen Andern zu verkaufen, ahneten nicht, welchen Schaden ſie durch dieſe Manipulation ihrer Familie zugefügt und welchen furchtbaren Gegner ſie ſich großgezogen hatten. Olympia, deren Leidenſchaft für den häßlichen Pamfili, ſeit dem Tode ihres Gatten noch zugenommen hatte, belehrte ihn über ſeine Zukunft und die Mittel zu fernerer Größe in einer Weiſe, die vom gründlichſten Studium Macchiavelli's zeugte. Sie ließ ihn helle Blicke in das Innere des römiſchen Staatsweſens werfen und alle wunden Flecken und ſchwache Stellen der hohen Prälatur genau erkennen: durch Bearbeitung der Leidenſchaften und Intereſſen aller Einzelnen im heil. Collegium und in der Beamten-Hierarchie deutete ſie ihm die richtigſten und kürzeſten Wege zu Erreichung ſeines letzten und kühnſten Wunſches an und ſie vereinigte ihre Bemühungen redlichſt mit den ſeinigen.

Leider war Pamfili ſchon 70 Jahre alt, als Urban VIII. ihnen endlich den Gefallen that, zu ſterben. Das zehntägige Interim von dieſem Ereigniß bis zum Beginn der Konklave-Berathungen ward von der liſtigen Frau auf das thätigſte und fruchtreichſte benutzt, um die Mehrzahl für ihren Geliebten und Schützling günſtig zu ſtimmen. Der Kampf zwiſchen der franzöſiſchen und der ſpaniſchen Partei, welche damals die zwei überwiegenden waren, gehörte zu den heißeſten, welche jemals um die Tiare gekämpft wurden; die Barbarini erkannten endlich, wie viel für ſie auf dem Spiele ſtand; allein trotz ihrer verachtungsvollen Wuth, die ſie gegen Pamfili an den Tag gaben und trotz der beißenden Scherze des Pasquino ſiegte Olympia's Schüler. Als ſie des Abends vor dem

entſcheidenden Tage von einander Abſchied nahmen, ſagte die ſtolze Frau, gleich einer alten Römerin, zu ihm: „Vielleicht ſeh' ich dich als Pabſt wieder; aber als Kardinal will ich dich nicht wieder ſehen!“ Worauf Pamfili erwiederte: „Was liegt mir an dem Throne, wenn ich nur dich darauf ſitzen ſehe!“

Der alte Kardinal, mit dem zurückſchreckenden, ſatyriſchen Geſichte, ein wahres Modell für einen Faun, ein Mann, von dem das Publikum erklärte, er würde als Papa bloß die Kinder in Schrecken ſetzen, erhielt die Mehrzahl der Stimmen zu Jedermanns Ueberraſchung.

Noch mehr und unangenehmer aber ward der römiſche Pöbel überraſcht, als er, nach alter Sitte den Kardinalspalaſt des neuen Pabſtes zu plündern, heraneilte und faſt alles von Werth, durch Olympia's Sorgfalt herausgeſchafft und in Sicherheit gebracht ſah. Wild ertönte das Geſchrei: „Olympia iſt vor uns da geweſen; wehe der Kirche, wenn ſie den Vatikan im gleichen Zuſtand einſt zurückläßt, wie dieſes Haus!*)“

Olympia, nunmehr das Hauptgeſtirn des Tages, ſuchte ſich ſo volksthümlich als möglich zu machen und empfing die Huldigungen der Kardinäle und der Großen mit der ausſtudirteſten Freundlichkeit und affektirter Beſcheidenheit. Auch die Barbarini verſäumten es nicht, ſich einzufinden und ihren tiefen Groll, ihre unverſöhnliche Rachluſt hinter glänzenden Geſchenken zu verbergen. Da ſie gleichwohl ſich in ihren geheimen Gedanken von der ſchlauen Frau durchſchaut ſahen und wenig Gutes für ihre Perſonen von der neuen Regierung erwarteten, ſo ſannen ſie auf ihre Sicherſtellung. Pasquino trat auch dießmal als beredtes Organ der öffentlichen Meinung

*) Vor der Wahl hatte ſie in beſtimmten Ausdrücken ihr und des Pabſtes Haus, ihre gemeinſame Habe, ja ſich ſelbſt zur Beute verſprochen.

auf, welche ihren beiſſenden Spott über Sieger und Beſiegte ausſchüttete. Man traf an verſchiedenen Ecken der Stadt kleine Pasquino's angehängt, welche mit Stiefeln und Sporen beladen waren, dabei die Verſe: Ich bring' den Barbarini's Stiefel und Sporen, da ſie heute Nachts aus Rom abreiſen wollen. An einer andern Ecke ſah man Pasquino ganz nackt; auf die Frage des Morforio, warum er in ſolch' kläglichem Aufzug ſich befinde, antwortete er: Ich kann in ganz Rom keinen Schneider auftreiben, da ſie alle mit Verfertigung von Reiſekleidern für die Barbarini's beſchäftigt ſind. In einer andern Straße ſuchte Pasquino Poſtpferde für die Barbarini's und rief: Gute Nacht, Rom! Für die Barbarini's gibt es in dir kein Bleiben mehr!" Es waren aber auch Gründe rechtlicher Natur zu Beſorgniſſen für die Barbarini vorhanden. Beim Antritt der Regierung von Innocenz war die päbſtliche Regierung mit einer Schuldenlaſt von acht Millionen Scudi beladen, daher die größte Einſchränkung und zugleich eine Unterſuchung der Art und Weiſe, wie unter dem vorigen Regimente gewirthſchaftet worden, doppelt nothwendig ſchien, indem die Barbarini ein Vermögen von nicht weniger denn 2,300,000 Scudi beſaßen *). Der Kardinal Antonio konnte über die Verwendung nicht die geforderte Rechenſchaft geben, und gleichwohl führte man den Beweis, daß den Nipoten Urbans VIII. über 30 Millionen Scudi durch die Hand gegangen. Dieſer Umſtand ſchien das Benehmen der Olympia zu rechtfertigen, welche über eine ſolche Verſchleuderung des öffentlichen Gutes und die beiſpielloſe Verarmung des Schatzes in Folge der Machinationen jenes Hauſes nicht genug ſeufzen konnte. Antonio und ſeine Brüder und Vetter

*) Aus ſolchem Raub der Kirche und des Staates beſtritten ſie ihre berühmten Bibliotheken, Gallerien und Villen.

flüchteten sich nach Frankreich und suchten durch französischen Beistand, jedoch längere Zeit fruchtlos, die inzwischen vollzogene Sequestration ihrer Güter umzustoßen. Erst im Jahr 1646, im Gefolge französischer Truppen, gelang ihnen die sichere Heimkehr. Der Pabst selbst wurde abgebildet mit der dreifachen Krone in einem Gefäß, das mit einem Weiberschleier bedeckt war. „Was trägst Du da?" mußte Jeder sich fragen, und als Antwort stand dabei: Ich trage das Gefäß, welches der Pabst Donna Olympia schickt. Im Vatikan fand noch am gleichen Tage die für die ganze katholische Welt so schimpfliche Scene statt, daß Olympia beim Pantoffelkuß laut auflachte, während Innocenz vor Freuden weinte. Sie ließ alsogleich ihre Möbel und Effekten in den Palast bringen und traf solche Einrichtungen, welche ankündigten, daß sie gleich einer regierenden Fürstin darin ihre bleibende Residenz zu nehmen gedenke. Sie empfing die Principe's, die Kardinäle, die Prälaten, die Gesandten mit einer Grandezza, welche einen bedeutenden Widerspruch mit der bisherigen Geschmeidigkeit und Bescheidenheit bildete.

Der Sturz der Barbarini's, zumal des Kardinals Antonio, den sie am tödtlichsten haßte, war ihr erster herrschender Gedanke und ihr erster bedeutender Sieg gewesen; doch stieß sie in den Regierungs-Angelegenheiten selbst auf einen Gegner, welcher ihr noch einige Zeit das Terrain streitig machte und welcher nächst und neben ihr auf Innocenz den mächtigsten Einfluß äußerte. Dieß war der gelehrte und staatskundige Kardinal Pancirolo. Wie ein fügsamer Weiberknecht der Pabst auch seyn mochte, so fühlte er doch den moralischen Werth, das Gewicht und das Bedürfniß eines solchen Rathgebers zu sehr, um ihn geradezu den Launen Olympia's preisgeben zu können. Endlich aber mußte auch dieser weichen. Wie die Scythischen Knechte beim Anblick der Peitsche, so frug Innocenz oft, wenn es um eine selbstständige Maaßregel

ſich handelte; was wird Olympia dazu ſagen? Als einige Kardinäle, vom Uebermaaß des Unwillens, über ſolche Erniedrigung ihn fragten: warum er denn ſo ſehr nach Olympia's Sinn arbeite? — erwiederte er: warum habt Ihr Euch einen Pabſt nach Olympia's Sinn gewählt? — So frech und ſchamlos war dieſe buhleriſch-herrſchſüchtige Frau, daß ſie Alexanders VI. Perſon und Regierungsſyſtem ihrem gelehrigen Schüler als Modell und Ideal eines Pabſtes und Regenten hinſtellte *). In ſolcher Geſinnung gingen die Beförderungen ihrer Nepoten und ihres Sohnes in's heil. Collegium vor ſich; denn ſie zog es vor, über einen ſchwachſinnigen Kardinal mehr verfügen zu können, ſtatt in Camillo den Stifter neuen Familienglanzes durch eine vornehme Vermählung zu begrüßen. Olympia behandelte ihn auch jetzt noch ſo knabenhaft, daß er im Verdruß mit der ſchönen Wittwe des Fürſten Roſſano heimlich eine Verbindung einging und zuletzt wider den Willen von Mutter und Oheim dieſelbe heirathete. Olympia zeigte ſich darüber ſo ſehr entrüſtet, daß ſie die Verbannung der Beiden aus Rom durchſetzte. Sowohl der Geiz, wegen möglicher großen Ausgaben bei prachtvollen Hochzeitsfeierlichkeiten, als der Gedanke, daß die ſchöne und zugleich geiſtvolle Frau über ihre alternden Reize bei dem Pabſte ein Uebergewicht erhalten dürfte, beſtimmten ſie zu dieſer unmütterlichen Maaßregel.

Die Sorgfalt für das Phyſiſche des immer morſcher werdenden Greiſes verdoppelte ſich; jedem ſeiner Wünſche kam ſie mit zärtlichſter Aufmerkſamkeit zuvor: darin lag das Geheimniß ihrer Macht über ihn. Unter dem Vorwande, ſeine Geſundheit zu ſchonen, entzog ſie ihm alle Geſchäfte von einiger Bedeutung und beſorgte ſie ſelber

*) Das Verhältniß Alexanders zur berüchtigten Vannoccia malte ſie ihm mit den luxuriöſeſten und kitzelndſten Farben aus und kitzelte die erſchlafften Sinne des unwürdigen Mannes.

ausschließlich. Ihre ganze Verwaltung aber bezeichnete ein so schändlicher Geiz, wie er in der Geschichte des Kirchenstaates noch niemals erhört worden war, und um den unersättlichen Forderungen Olympia's zu genügen, bildete sich abwärts von der Rota romana, durch die ganze Beamten-Hierarchie ein so abscheuliches System von Erpressungen und Bestechlichkeit jeder Art, daß die Klagen des Volkes immer allgemeiner wurden und das öffentliche Elend einen hohen Grad erreichte. Der Aemterverkauf ward mit der empörendsten Schamlosigkeit getrieben und alles Gold floß einzig in die Truhe Olympia's; nicht selten aber blieben die wichtigsten Aemter Jahre lang unbesetzt, weil kein völlig genügender Käufer sich gefunden. Die eigenen Töchter und Verwandten der Diktatorin empfanden gleich allen Uebrigen ihre Habsucht, so daß wirklich in dieser Hinsicht auch nicht der Schatte eines Vorwurfs von Nepotismus sie traf.

Olympia hatte sogar Lust bezeugt, die Kongregationen der Kardinäle in ihrer eigenen Wohnung halten zu lassen; ein Rest von Schicklichkeitsgefühl hielt den heil. Vater von Gewährung dieses Wunsches ab; aber die Listige wußte dafür Rath: sie setzte sich hinter ein versteckt angebrachtes Fensterchen des betreffenden Zimmers, auf eine Weise, daß ihr von den Berathungen der Eminenzen auch nicht ein Wort entging. Als einst zwei Kardinäle unterwegs sich begegneten, fragte der Eine den Andern, wohin er sich begebe? „In die Kongregation der Kardinäle". „Und ich — bemerkte der Andere, — „in die Kongregation der Frau Olympia; somit haben wir einen und denselben Weg!"

Zwei einzige Personen erfreuten sich der Gunst und des Vertrauens von Olympia, mit Namen Fagnani und Rasgoni, vor welchen das Volk stets bei ihrer Nennung sich bekreuzte. Der Heißhunger ihrer Beschützerinn nach Gold fand eine neue Erwerbsquelle in dem Hasse des letztern wider die

Mönchsorden und machte, für einen ſchlechten Zweck, eine Maaßregel der Aufklärung reifen, in dem Vorſchlag: ſämmtliche Klöſter aufzuheben, welche nicht acht bis zehn Brüder wenigſtens aus eigenen Mitteln ernähren könnten, Der Pabſt beauftragte ihn mit dem Vollzug und über 2000 Klöſtern wurde die Exiſtenz abgeſprochen. Die Verwirrung, welche daraus entſtand, weil man für die Perſonen nicht auch zugleich, wie recht und billig geweſen, ſorgte, war allgemein. Einige der Betroffenen fanden jedoch das geeignete Rettungsmittel durch den goldenen Schlüſſel bei Donna Olympia; das günſtige Reſultat beſtimmte auch viele Andere, denſelben Weg zu gehen, und ſo wurden ungefähr an die 500 Klöſter bei Leben erhalten.

Dem Verbrechen des Geizes geſellten ſich aber bald auch Verbrechen und Gewaltthaten anderer Art bei. Olympia erröthete nicht, bei dem Pabſte ſogar die eheliche Treue ihrer Schwiegertochter, welche noch immer mit dem Gemahl in der Verbannung ſich befand und demſelben zwei Kinder geboren hatte, verdächtig zu machen; ſie gründete ihre Beſchuldigung auf die frühere Lüge, wodurch ſie Camillo's Beförderung zum Kardinal motivirt hatte, daß er zeugungsuntüchtig ſey. Ihr Neffe, ein völlig blödſinniger Jüngling von 18 Jahren, erhielt jetzt den erledigten Hut deſſelben. Als er Innocenz das erſtemal vorgeſtellt wurde, fand ihn dieſer ſelbſt ſo gränzenlos dumm und dabei phyſiſch ſo ſehr mißgeſtaltet, daß er, dem es nicht an hellen Augenblicken fehlte, Olympien bat, ihm dieſes Subjekt ja nicht wieder vor die Augen zu bringen. Es war begreiflich, daß auch hiebei Pasquino nicht müßig blieb, die ſteigende Anarchie im Geſchäftsweſen, das immer lautere Murren des Volkes, die Klagen der fremden Diplomatie und die Gefahr eines nahen Schisma, vermehrt und herbeigeführt durch eine Reihe willkürlicher Verordnungen und Veränderungen, ſo wie durch Händel mit fremden Kabinetten und Kirchen, beſtimmten endlich

den Kardinal Pancirolo zu einem kühnen Verſuch, dem Pabſte die Augen zu öffnen.

Der öffentliche Spott war es, der am tiefſten auf Innocenz einwirkte, als es endlich geglückt war, ihm einen treuen Blick in ſeine Lage thun und den Ausdruck der allgemeinen Meinung zu ſeinem Ohr gelangen zu laſſen. Mußte er über die Entdeckung all des Geſchehenen erſchrecken, ſo verwundete ihn um ſo mehr die Unzahl von Satyren, Zerrbildern u. ſ. w., welche man ihm perſönlich zuzuſpielen wußte. In einem dieſer Pakete ſah er auf einer Medaille Olympien mit der dreifachen Krone auf dem Haupt und dem Schlüſſel Petri in der Hand, ſich ſelbſt aber mit einem Weiberkopfputz und der Kunkel im Arm, abgebildet. Ein andermal ſchrie beim Ausfahren durch die Stadt der Pöbel ihn mit den grellen Verſen an:

Non più puttane,
Santissimo Padre, pane, pane!

Eben ſo haranguirte man Olympien ſelbſt mit einem der auf ihre koſtbaren Brunnen-Anlagen ſich beziehenden Refrain.

Daci del pane,
Madama Olympia, non di fontane!

Hiezu kam ein langer Brief*), welcher ein treues Gemälde ſeiner Regierung und der unter ſeinem Namen verübten Unordnungen mit den grellſten Farben enthielt, und endlich ein Bericht über die zu London, auf Befehl des Protektors Cromwell aufgeführte ſatyriſche Komödie, betitelt: „die Heirath des Pabſtes", wodurch er unendlich lächerlich gemacht wurde, ſo wie über ähnliche Scenen in Genf, von denen ſein Nuntius am franzöſiſchen Hof bei einer Durchreiſe Zeuge geweſen war. Selbſt die fremden Pilger bei Gelegenheit des Jubeljahrs miſchten

*) Er iſt vollſtändig bei Leti abgedruckt.

ſich mit in die Spottchöre; ſie erklärten, überzeugt zu ſeyn, es nicht als ein anno santo d'Innocentio, ſondern als ein anno santo di Donna Olimpia zu feiern, auch bloß aus Neugier, um dieſe berühmte Dame einmal zu ſehen, nach Rom gekommen zu ſeyn. Eine Reihe der lasciveſten Anſpielungen auf die zahlreiche Menge von Damen, die bei dieſem Anlaß mit ſich eingefunden, zirkulirten frei und wurden von Pancirolo, Spada und Andere gefliſſentlich dem Pabſte zugeſteckt *).

Die in den Einfluß Olympia's auf den Pabſt geſchoſſene Breſche wußte Pancirolo mit Muth und Geſchicklichkeit zugleich zu vertheidigen; er beſtimmte Innocenzen nun auch, einen ſ. g. Kardinal Padrone zu ernennen, bekanntlich eine Mittelsperſon zwiſchen dem heil. Vater und dem heil. Collegium, welche früher ſtets durch einen Günſtling oder durch einen Nipoten repräſentirt, von Olympia aber, aus Beſorgniß verdrängt zu werden, unbeſetzt gelaſſen worden war. Ein junger Mann, ohne Verdienſte und Kenntniſſe, aber der Perſon Pancirolo's treu ergeben, erhielt durch deſſen Verwendung den wichtigen Poſten und ſein Gönner theilte ihm die Nachricht hievon mit den Worten mit: Ich habe Euch zum halben Pabſte gemacht, damit Ihr mich zum ganzen macht.

Dieſer erſte Emanzipationsakt Innocenz's war von dem gemeſſenen Befehl an Donna Olympia begleitet, ſich nicht mehr in Regierungsgeſchäfte zu miſchen und auch

*) Als der Pabſt einſt, durch ein Fenſter herausblickend, über die vielen fremden Frauen auf der Piazza di St. Petro ſein Erſtaunen äußerte, ſagte Spada zu ihm: Santissimo Padre, le Donne son più curiose degli Huomini, onde bastano pochi Huomini, per accompagnar quelle truppe di Donne, che vengono por veder la Signora Donna Olimpia. Der Pabſt änderte die Farbe und erwiederte mit verbiſſenem Aerger: Dunque pochi son quelli che vengono per l'anno santo.

nicht mehr vor den Augen Sr. Heiligkeit zu erſcheinen *). Die Ueberraſchung Olympia's über einen ſolchen, aus heiterem Himmel gefallenen Blitzſtrahl läßt ſich denken; aber weder ſie, noch die öffentliche Meinung glaubte an den völligen Ernſt des Geſchehenen; man hielt dafür, daß bloß die äußerſte Nothwendigkeit den Pabſt dazu vermocht habe, um einigermaßen ſeine Ehre zu retten und das Publikum mit ſeiner Regierung in etwas zu verſöhnen. Man machte Innocenz vielmehr lächerlich und hatte auch Recht, da die kecke Frau, obgleich den Tag über unſichtbar, es wenigſtens durchzuſetzen wußte, zur Nachtzeit wieder bei ihm erſcheinen zu dürfen. Inzwiſchen hatte der Pabſt dennoch allerlei Neuerungen vorgenommen, dem Camillo Maldachini und ſeiner Gattin die Rückkehr nach Rom geſtattet und dem Kardinal Nipoten Padrono, in mehrfacher Weiſe enger ſich angeſchloſſen. Die Pamfili's, beſtürzt über die unverhoffte Wendung der Dinge und das Verlöſchen des Einfluſſes ihrer Familie, brüteten über Rachegedanken wider Pancirolo, als den Urheber des Ganzen; da befreite ſie glücklicherweiſe der plötzliche Tod des abgemüdeten Mannes von jeder Sorge, die daher gekommen. Innocenz, der Kardinal Padrone und das römiſche Publikum zeigten ſich gleich ſehr untröſtlich über dieſen Verluſt; Olympia triumphirte ſchadenfroh **) und mit erneuerten Hoffnungen.

Bald wußte ſie ſich zwiſchen das Bild des Verſtorbenen und den Pabſt auf gewandte Weiſe wieder einzudrängen, die Verdienſte des Erſteren herabzuſetzen, und die Verleumdungen, welche ſie getroffen, zu entkräften.

---

*) Kurz vorher hatte er ein von ihr erhaltenes Billet zornig auf den Tiſch geworfen, mit dem Ausruf: Donna Olympia macht uns den Kopf mit Worten wie mit Billeten zerbrechen.

**) „Egli è morto ed sio son vivo!“ ſchrie ſie laut auf bei der Kunde hievon.

Sie trat nach und nach ganz in das alte Verhältniß zu Innocenz und die Thätigkeit des Kardinal-Nipoten war ſo gut als völlig neutraliſirt. Der Pabſt erſchien in ſeiner ganzen frühern Schwäche und Olympia, obgleich nunmehr, im Gegenſatz zu dem bisher befolgten Syſteme, die Verwandten gehegt und gepflegt wurden, regierte nach wie vor. Die Erpreſſungen und die Beſtechlichkeit nahmen von Neuem überhand; die Kirchenangelegenheiten erlitten die ſchimpflichſte Vernachläſſigungen; die diplomatiſchen Wirren mit dem Auslande dauerten fort. Weder der Kaiſer, noch Spanien, noch Frankreich hatten an dem römiſchen Hof eine Stütze; oft ſogar beleidigte man ihre Geſandten auf ſo unnütze, als befremdende Weiſe. Ein eckelhaftes Gewebe von Intriguen, durch Donna Olympia angezettelt, beſchäftigte die kleinen Höfe Italiens. Die allgemeine Verachtung aller Konfeſſionen kehrte ſich dem Oberhaupte der katholiſchen Chriſtenheit zu. Die Pasquille drängten ſich mehr als je, aber ohne in Innocenzen's Seele irgend einen Stachel von Ehrgeiz oder irgend ein edleres Gefühl aufzuwecken.

Nur Frau Olympia ward mit einem Male nachdenklicher, als bisher, beim Anblick der täglich mehr zuſammenſinkenden Geſtalt des Pabſtes; die Zukunft ſtellte ſich mit allerlei Schreckgeſtalten vor ſie hin; ſie fühlte die Nothwendigkeit, mit dem nächſten Erben der Tiare ſich in gutes Einverſtändniß zu ſetzen, um denſelben Verdienſte ſich zu erwerben. Das Unerwartete geſchah demnach, ſie näherte ſich ihren größten Feinden, den Barbarini, deren Anſehen ſie für noch immer am gewichtigſten glaubte, und welche ſie, ſchon einige Zeit zuvor, durch die Vermählung ihrer Nichte Giuſtiniani mit einem weltlichen Mitglied jenes Hauſes, ſo wie durch Rückgabe ihrer Güter zu verſöhnen geſucht hatte. Eine enge Verbindung zwiſchen ihnen und den Pamfili's durch Olympia's Vermittlung ward zu Stande gebracht und ein Plan, auf Unkoſten

Spaniens ausgeheckt, welcher dieſe Krone der Herzogthümer Urbino und Parma, zu Gunſten der Barbarini berauben und auch der Republik Lucca ihre Freiheit entreißen ſollte. Leider verrieth der Kardinal Padrone das Geheimniß dem ſpaniſchen Hofe und man ſetzte ſich von Neapel aus in wehrhafte Verfaſſung gegen dieſe Koalition.

Der Zeitpunkt von Innocenz's X. Auflöſung näherte ſich zuſehends; es galt keinen Augenblick zu verlieren, da der Pabſt bereits das Bett nicht mehr verlaſſen durfte. Olympia, zum Skandal Roms und der ganzen katholiſchen Chriſtenheit, verließ das Gemach des Kranken nicht und gab das Schauſpiel der Gräfin Du Barry bei Ludwig XV. Nur zur Nachtzeit bisweilen entwiſchte ſie für einige Stunden nach ihrem eigenen Palaſte zurück, um ihre aufgehäuften Schätze noch beträchtlicher auf Koſten des öffentlichen Schatzes zu vermehren. Eine Menge anderer Damen aus der Familie Pamfili fanden ſich ebenfalls bei dem Patienten ein, ſo daß der Pasquino malitiös genug, ſich alſo ausließ:

Wandelt dich Luſt zum Kuppeln an,
So geh' nur in den Vatikan!

Eines Morgens fand man in allen öffentlichen Inſchriften des Pabſtes ſeinen Namen ausgetilgt und den der Olympia eingeſchaltet, als „Prima Papesa."

Hätte dieſe ſaubere Wirthſchaft vielleicht nur noch einige Monate gedauert, ſo würden mehr als ein katholiſcher Staat, in deſſen Mitte ohnehin durch die Machinationen einer ſo ehrloſen Politik, wie die damals beliebte, Irrungen aller Art entſtanden waren, förmlich von Rom abgefallen ſeyn und das Nationalkirchen-Syſtem neuen Zuwachs erhalten haben. Zum größten Glücke für die Hierarchie ſtarb aber Innocenz X. plötzlich am 7. Jänner 1655 und Olympia zog ſich in tiefer (wohl auch erklärbar aufrichtiger) Trauer, nach dem Innern ihres Palaſtes zurück.

Aber auch jetzt noch ruhte ihre politiſche Thätigkeit nicht, ſondern über drei Monate lang wußte ſie die Wahl des neuen Pabſtes durch ihre liſtigen Ränke aufzuhalten, bis endlich Kardinal Chigi als Alexander VII. die Mehrzahl der Stimmen in ſeiner Perſon vereinigte. Olympia hatte in ihm einen Freund zu erhalten gehofft, da Chigi von Innocenz X. mit dem Kardinalshute beſchenkt worden war; allein Alexander VII. war ein zu verſtändiger und loyalgeſinnter Mann, als daß er nicht die Nothwendigkeit erkannt hätte, der verletzten öffentlichen Moral Genugthuung zu geben und dem allgemeinen Unwillen ſein Opfer zu überlaſſen. Eine ſtrenge Unterſuchung ward wider Donna Olympia eingeleitet, und als ſie flehentlich um die Vergünſtigung bat, den neuen Pabſt wenigſtens ſprechen zu dürfen, ließ dieſer ihr in bitterem Spott bedeuten: „ſie habe leider! den Pabſt ſo oft zu ſehen bekommen, daß ſie dieſes Glückes in Zukunft wohl entbehren könne.“ An Olympia kam nun die Weiſung, als ſie eben auf ſichere Flucht ſann, in Viterbo den Ausgang ihres Prozeſſes abzuwarten. Die Reihe ihrer zahlloſen Verbrechen war unter acht Hauptrubriken gebracht worden und die Sachen ſchienen ſehr ſchlimm für ſie zu ſtehen; als plötzlich die furchtbare Peſt, welche damals Italien verwüſtete, ihr zu Hülfe kam, indem alle Geſchäfte ruhten, alle Gerichtshöfe verlaſſen wurden. Da nun ohnehin alle Gemüther erſchlafft und weicher geſtimmt, auch das alte Zaubermittel, wodurch Simon an die Stelle des Petrus trat, ſelbſt unter einem Pabſte wie Alexander VII., ſeine Macht nicht verloren hatte, ſo wußte Olympia die Juſtiz durch einen vortheilhaften Vergleich der Kurie mit den Pamfili's abzukaufen und die Million Dukaten, (ſo hoch ſchätzte man den Raub der Dame), kam nach ihrem Tode in ähnliche Hände; de latrone ad latronem, wie die öffentliche Stimme es nannte.

Am geiſtverwandteſten mit Olympia und ihr haupt-

sächlichstes Werkzeug bei dem schändlichen Erpressungs- und Bestechungs-Systeme war wohl der Datar Monsignore Mascabruni gewesen und zugleich das einzige Beispiel der Strenge von Seite dieser Regierung, weniger dazu bestimmt, eigene und fremde Sünden zugleich durch einen schimpflichen Tod abzubüßen. Dieser Prozeß öffnet zugleich mehr als irgend eine andere Erscheinung den Abgrund der Scheußlichkeiten jener Periode und ist daher, als conner mit der Geschichte der Olympia und ihres Geschöpfes mit der Tiara, und ihrer beiderseitigen Wirksamkeit, ein unentbehrlicher Beitrag zu derselben.

Francesco Canonici, gebürtig aus Apiro im Anconitanischen, war als armer Junge nach Rom gekommen und hatte längere Zeit sein Brod als Kopist, theils auf eigene Rechnung, theils im Hause des berühmten Rechtsgelehrten Camillo Mascabruni, verdient. Ein lebhafter Geist, glückliche Auffassungsgabe und Gewandtheit in Behandlung der Geschäfte hatte ihm die besondere Achtung und das Vertrauen seines Herrn erworben, so daß er fortan zu bedeutenden Dingen verwendet, in den wichtigsten Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen und endlich von Mascabruni an Kindesstatt angenommen, ja zum alleinigen Erben seiner Bibliothek, seiner Handschriftenschätze und seines übrigen Vermögens eingesetzt wurde. Auch das Publikum wendete ihm seine Gunst, besonders in der Eigenschaft als Nachfolger im Advokaten-Beruf des Verstorbenen, zu; den Mangel an gründlichen Rechtskenntnissen ersetzte Cononici, der nunmehr den Namen seines Wohlthäters angenommen, durch Pfiffigkeiten und Ränke.

Der Marchese Andrea di Giustiniani, durch seine Heirath mit einer Baase Olympia's, mit den Pamfili's in Verwandtschaft, lernte ihn bei Gelegenheit einiger Prozesse kennen, die er für ihn bei verschiedenen Gerichtshöfen geführt hatte; durch seine Empfehlung kam er in Berührung mit Olympia und dem Kardinal Pamfili, welcher

nach ſeiner Thronbeſteigung ihn alſogleich zum Unterdatar bei der Rota ernannte. Sein ganzer Charakter empfahl ihn der Donna Olympia, welche ihn als gewandteſten Helfer bei ihren Planen gebrauchte, während er, mit dem ihm zu Gebote ſtehenden ſchöngeiſteriſchen Witze, ſeinen angenehmen Manieren, ſeinem geſellſchaftlichen Unterhaltungstalente bei dem Pabſte als Spaßmacher und Vorleſer ſich beliebt zu machen wußte. Seine Leichtigkeit im Lügen und Verſtellen, ſeine Gewandtheit im Erfinden von Mährchen und Anekdoten, ſeine Keckheit in der Ausführung jedes Unternehmens, wozu ein verſtummtes Gewiſſen erforderlich war, dabei Enthaltſamkeit von jeder Prätenſion, kurz eine gänzliche Verleugnung jeder Selbſtſtändigkeit ſicherten ihm ſeine Stellung bei den beiden regierenden Perſonen. Seines Rathes, ſeiner Beihülfe gebrauchte ſich Olympia bei ihren Anſchlägen wider den eigenen Sohn und deſſen Gattin, und gleichwohl war es derſelbe Mascabruni geweſen, welcher die Heirath mit der Prinzeſſin di Roſſano eingeleitet und als Mittelsperſon zwiſchen dieſer Dame und dem Kardinal Pamfili gedient hatte. Als die Ungnade des Hofes auf den Neuvermählten laſtete, wußte er ſich ſchnell aus der Affaire zu ziehen und Jene ihrem Schickſal zu überlaſſen; ja er gehörte zu den Perſonen, welche am meiſten auf den Entſchluß des Pabſtes einwirkten, das Exil der Beiden zu verlängern.

Mascabruni hegte jedoch im Herzen nicht einen Funken von Dankbarkeit gegen Donna Olympia; denn um dieſelbe Zeit, wo er ihren ſchlechten Streichen als williger Helfershelfer diente, ließ er ſich von ihrem tödtlichen Widerſacher, dem Kardinal Pancirolo, gegen ſie brauchen. Als die Rückberufung Camillo Pamfili's und der Prinzeſſin eine ausgemachte Sache war, gab er ſich das Anſehen, als habe Er am meiſten dazu beigetragen und drängte ihnen neuerdings ſeine Freundſchaft auf. Er benützte die tiefe Empfindlichkeit des lange mißhandelten

Paares, um durch ſie wider Olympia, die übrigen Pamfili's, und den Kardinal Pancirolo zugleich zu wirken und eines durch das andere zu verderben. Pancirolo ward von ihm mit den finſterſten Vorſtellungen über ſeine Lage und die drohenden Gefahren angefüllt und ſtarb damals zur rechten Zeit, um nicht ein Raub der Verzweiflung und ein Opfer erneuerter Ränke zu werden.

Als dieſer wichtige Mann ihn nicht mehr ſtörte, wollte er auch Pamfili, ſo wenig ihm dieſer durch Energie des Geiſtes ſchaden konnte, völlig ſich vom Halſe ſchaffen, um wenigſtens jeder Beſorgniß irgend einer Controlle ſeiner Handlungen überhoben zu ſeyn. Vorerſt wußte er ihn jedoch ſo blindlings für ihn einzunehmen und ein ſo unbedingtes Vertrauen gegen ſich einzuflößen, daß Camillo ihn wie einen Abgott verehrte und ſeine Gattin ihn als Orakel und Schutzgeiſt des Hauſes verehrte. Er hatte zu jeder Stunde Zutritt in daſſelbe; im Bette, bei der Toilette, ja oft beinahe unbekleidet, empfing ſie ihn gleichwohl mit einer Aufmerkſamkeit, die Jedermann auffiel. Der Sohn der Prinzeſſin, ein blühendes, liebliches Kind, mußte den Namen Mascabruni's daherſtammeln und die Mutter war in Entzücken darüber. Seine Couſinen und Baaſen, aus dem niedrigſten Geſchlecht, erhielten Titel und Rang und fuhren in derſelben Carroſſe, welche die Prinzeſſin trug; kurz, die Familie Pamfili benahm ſich gegen Mascabruni ſo thöricht und kindiſch, daß ſie der ſämmtlichen hohen Frauenwelt Roms zur Zielſcheibe des Gelächters und Witzes dienten, nachdem ſie ſchon früher durch die Abfaſſung eines Traktates: „über die Kaſteiung des Körpers" bei ihren, zur Aſcetik nur wenig geſtimmten Geſchlechtsgenoſſinnen große Heiterkeit erregt hatte. Der Unterdatar hatte den Tod Pancirolo's als den Höhepunkt ſeiner Größe betrachtet; er ahnete nicht, daß er zugleich der Wendepunkt deſſelben und der Anfang ſeines Sturzes ſeyn würde.

Als das Sekretariat der Breven durch dieß Ereigniß erledigt worden, bewarb ſich Mascabruni unterſtützt, von Camillo und ſeiner Gemahlin, um dieſen Poſten; zu ſeinem Erſtaunen ward es ihm abgeſchlagen, da Innocenz, auf den Vorſchlag Olympia's, bereits anders verfügt hatte.

Mascabruni, in deſſen Perſon fortan die ganze Macht der Datarie ſich vereinigte, mißbrauchte dieſelbe auf jede Weiſe, und obwohl der Kardinal Cechini, (zu den alten Freunden des Pabſtes vor ſeiner Erhöhung gehörend) dem Titel nach der Archidatar war, ſo leitete doch ſein Untergebener das Ganze. Mascabruni zog die Feindſchaften gegen Cechini, die von verſchiedenen Seiten her ſich regten, genau in Erwägung; Pancirolo und Olympia hatten gleiche Gründe wider ihn, und bei erſterer kam noch weibliche Empfindlichkeit gegen die Schwägerin des Datars hinzu. Mascabruni ſpielte die ihm von Beiden übertragene Rolle der Verdächtigungen gegen den Nebenbuhler ſo gut, daß dem armen Cechini allmählig das Leben ungemein ſauer gemacht und das Amt ſelbſt bis auf den bloßen Namen reduzirt wurde; er ſelbſt kam ſofort in unbeſchränkten Beſitz des wichtigſten aller Gnadenquelle im römiſchen Staats- und Kirchen-Weſen. Eine Periode von Immoralität begann, wie man ſie kaum irgendwo ſich denken mochte und worüber ſelbſt ausgelernte Männer der Beſtechlichkeit erröthetten. Die Juſtiz erreichte einen Grad von Feilheit, daß Niemand mehr unter einem Chef, wie der genannte, zu ſtehen, es für möglich und ſeinem beſſern Theile erſprießlich hielt. Liederlichkeit in der Verwaltung, Gleichgültigkeit gegen Recht und Billigkeit, Verhöhnung aller Menſchenwürde, grauſamer Spott gegen die Leiden der Gequälten und Verletzten, äußerſte Niederträchtigkeit der Geſinnung waren die Grundzüge dieſer Adminiſtration. Jeder günſtige Urtheilsſpruch mußte durch Kauf erworben werden; man kokettirte ſchamlos mit den größten Verbrechen. Ein ungemeſſener Stolz ward gegen

Jedermann beobachtet, der nicht durch Geſchenke ſich ein Recht auf Achtung erworben hatte. Mascabruni geſtattete in demſelben Maaße Andern alle Frevel ohne Unterſchied, als er ſelbſt ohne Scheu beging und ſie trugen ſtets einen Charakter der ausgeſuchteſten Raffinität. Er weidete ſich förmlich an Leidenſchaften, welche die Natur entehrten, an Greueln, welche das menſchliche Gefühl entrüſteten und ſchien dafür an die ausgezeichneten Dilettanten Prämien ausgeſetzt zu haben.

Leider erging es dem guten Mascabruni endlich doch, wie es vielen verzweifelten Spielern, die ihre Seele ſelbſt auf die Point ſetzen. Das Jahr 1651 wurde ein ſcharfes Verſuchungs-Jahr. In dieſem war Innocenz, wie bekannt, ſehr krank geworden und die Geſchäfte gingen ſomit ausſchließlich durch die Mittheilungs-Röhren von Donna Olympia und Monſignore Mascabruni. Letzterer übertrieb die Taſchenſpielerei mit Ausfertigungen von Bullen, Breven, Dekreten u. ſ. w. in einer Weiſe, daß der Pabſt, ſo blöd-gelehrig er auch ſonſt war, endlich einigen Verdacht ſchöpfte; denn ſein Gedächtniß, in lichthellen Zwiſchenräumen wiederum zu einiger Elaſticität gekommen, brachte ihm bei Vergleichung der Unterſchriften mit den vorangegangenen Referaten des Miniſters arge Widerſprüche vor Augen. Damit Niemand in den Geſchäften ihn ſtöre, hatte der Datarius alle Welt von dem Gemache des Pabſtes zu entfernen gewußt und ſelbſt Frau Olympia war nicht Allem hinreichend gewachſen, um den ihr ebenbürtigen Schelm durchſchauen und im Zaum halten zu können.

Mascabruni, ſonſt in allen vorkommenden Fällen ſo liſtig und fein, betrug ſich während dieſer vorübergehenden Kriſis des Pabſtes, die nur als ein verſtärktes Podagra ſich herausſtellte, wie ein wahrer Dummkopf; er ſagte, während kein Menſch am Hofe, noch in der Hauptſtadt an eine ernſthafte, gefährliche Krankheit glaubte, den nahen

Tod Innocenz's voraus; er zeigte aller Welt, daß es ihm bloß noch darum zu thun ſey, den Purpur zu erhalten und daß es nach dieſem ihm völlig gleich ſey, ob der Pabſt in den Himmel, oder zum Teufel fahre.

Wie erſchrack der aufgedunſene Glückspilz nicht über die ungeheure Ironie des Schickſals, welches den heiligen Vater plötzlich wieder geſund werden ließ. Sein ganzes Aeußere verrieth die große Täuſchung, das ſchlimme Gewiſſen. Innocenz blieb nicht lange von den voreiligen Prognoſtiken ſeines Günſtlings ununterrichtet; doch ſchwankte er lange, bis er hinſichtlich ſeiner Perſon eine beſtimmte Anſicht, einen feſten Entſchluß faſſen konnte. Eine ehrenrührige Sage ſchob ihm griechiſche Liebe gegen den intereſſanten jungen Mann, als Motiv der beiſpiellos langen Duldung ſo vieler Perfidien und Schlechtigkeiten, unter. Die Schlinge, in welcher der Datarius ſich verfing, mußte von Außen kommen.

Ein Mitglied der überaus verdorbenen portugieſiſchen Ariſtokratie, Graf de Villa Franca war wegen des Verbrechens, wofür der Engländer keinen Paragraph in ſeinem peinlichen Geſetzbuche hat, von der Inquiſition zu Liſſabon in Unterſuchung gezogen worden. Da die Sachen ſehr ſchlimm ſtanden, wendete ſich der Beklagte, von guten Freunden hierin richtig berathen, an die päbſtliche Dataria nach Rom, unter Anbiegung ſtark klingender Beweisgründe, und wußte es dahin zu bringen, daß man dieſen Casus reservatus nach Rom zog und dem portugieſiſchen Tribunale Stillſchweigen auferlegte. Das Merkwürdigſte bei der ganzen Geſchichte war aber, daß der heilige Vater ſelbſt gar keine Ahnung von dem Reſcripte hatte, das in ſeinem Namen nach Liſſabon abgegangen war. In dieſer letzten Hauptſtadt hatte man, ehe die Sache ganz in's Klare kam, vorläufige Kenntniß von der unerhörten Begünſtigung, die einem ſo großen Verbrecher durch die Dataria geworden, und die in Rom anweſenden Portugieſen von

Einfluß zögerten nicht, gewaltigen Lärm zu ſchlagen, ſo daß Innocenz aufmerkſam gemacht und von der an ihm geübten Täuſchung völlig überzeugt wurde. Das Dekret wegen Villa Franca war gar nicht den gewöhnlichen Weg, ſondern durch das Offizio delle Contradette gegangen und von einem gewiſſen Giuſeppe Brignardelli, einem ſchlechten Subjekte, aber würdigen Handlanger Mascabruni's, ausgefertigt worden.

Letzterer, obgleich in ſeinem Innern betreten und eine Weile leichenblaß, leugnete geradewegs, als der Kardinal Cechini mit ihm darüber conferirte, ſowohl ſeine als des Pabſtes Handſchrift weg, erklärte mit ſeltener Unverſchämtheit das Ganze für einen Betrug und fand, nachdem er ſich mit Brignardelli in einen und denſelben Wagen geſetzt, zum Schein die Urkunde in dem Hauſe eines portugieſiſchen Kanonikus, Diego di Souza, welcher arme Teufel ſpäter zu zehnjähriger Galeerenſtrafe verurtheilt wurde. Inzwiſchen hatte er Brignardelli den Rath ertheilt, die Flucht zu ergreifen, und als dieß geſchehen war, und er ſich völlig von dieſer Seite gedeckt glaubte, erſchien er mit der Bulle in der Hand, unter heftigem Geſchrei ſeine Unſchuld betheuernd und Genugthuung fordernd.

Allein zwei Kreaturen Mascabruni's, Marco Rugoli, der Luogotenente criminale, und Baſtiano Ciucci, der Fiscal, zwei Männer in Betrug, Gewaltthat und blutigem Mord ergraut, des Datars nur allzuwillige und ſündverſtrickte Helfershelfer, brachten, als ſie wegen allerlei Dinge endlich ſelbſt in peinliche Unterſuchung gerathen, ihren Beſchützer, vom römiſchen Volke verflucht, wider Erwarten in die Klemme, und zumal öffnete die Bulle wegen des portugieſiſchen Handels dem Pabſte endlich die Augen. Am meiſten jedoch hatte das entſchloſſene Weſen Don Farneſe's, des Governators von Rom, welcher dem allgemeinen Unwillen freien Spielraum zu beliebiger Aeußerung ließ, ja dieſelbe förmlich dazu aufforderte,

auch aus den verführten Prozessen eine Menge bedeutsamer Momente für die Charakteristik des Datars sammelte und dem Pabste übergab, und ebenso die auf lauter Einzelnheiten und Thatsachen sich begründende Aussage von subalternen Mitgliedern der Dataria zu einer Sinnesänderung des Pabstes beigetragen. Derselbe erstaunte über die maaßlose Frechheit eines einzelnen Menschen, ihm gegenüber. Es fand sich heraus, daß die Bulle über den portugiesischen Handel, so wie allerlei andere Urkunden mehr, bei der Unterzeichnung ihm unterschoben worden war. Die Schwachheit des Charakters von Innocenz war ganz ebenbürtig der Schlechtigkeit seines Ministers; auch nach diesem schlagenden Beweis von Untreue und Amtsmißbrauch der ruchlosesten Art war Jener nicht dazu zu bringen, den Verbrecher der Gerechtigkeit zu übergeben oder auch nur mit seiner Ungnade zu belasten; ja er ließ ihn sogar noch von Zeit zu Zeit in Audienz zu sich und ein finsteres Gesicht war alles, was ihm eine Verminderung seines Ansehens bei Hofe verkündigte. Mascabruni's Gegner begannen bereits sich der Verzweiflung zu überlassen, daß der große Schuldige zu erreichen seyn dürfte. Frau Olympia, welche sich weder in dem einen, noch in dem andern Sinne bestimmt erklärte, machte ein eigenthümliches Gesicht. Sie schien auf beiden Händen die Gründe der Unschuld und Schuld (nämlich Gold und Silber) zu wägen.

Mascabruni hatte nichts desto weniger in der letzten Audienz die Wendung seines Schicksals erkannt; eine Ahnung des Kommenden durchfuhr seine Seele. Er war Willens, dem Pabste sich zu Füßen zu stürzen und seine väterliche Verzeihung anzuflehen. Die kälter gewordenen Gesichter der Höflinge, die ernste Haltung des Kardinals Cechini, die Kälte Camillo Pamfili's, die Bestürzung der Prinzessin di Rossano, ihre Zweifel, ihre Winke, ihre Warnungen, waren sämmtlich Vorboten des kommenden

Gewitters. Der noch vor Kurzem übermüthige Höfling klammerte ſich an alles an, was Einfluß hatte oder Hülfe verſprechen konnte; allein ſeine Uhr war abgelaufen. Noch einer letzten Kongregation wohnte er bei, mit leichenblaßer Miene und in leidenſchaftlichſter Gemüthsbewegung. Noch am gleichen Abend wurde ſein Neffe, Guido Canonici, bei ſeiner Rückkehr nach Hauſe, feſtgenommen und bald darauf zu fünfjähriger Galeerenſtrafe und Sequeſtration des Vermögens verurtheilt; eine vorläufige Sicherheits-maaßregel, die auf Mascabruni ſelbſt, hinſichtlich ſeiner Güter, hinzielte. Den armen Abate Ottavio Canonici, Bruder des Datars, traf zunächſt, wiewohl ſchuldlos, die Reihe der Einkerkerung. Mascabruni, von Schrecken er-faßt, begab ſich in den Palaſt Camillo Pamfili's, um die Fürbitte der Gattin deſſelben nachzuſuchen. Aber die ſchöne Frau, der an den Günſtling verſchwendeten Küſſe und Ehrenbezeigungen uneingedenk, ließ ihm dießmal die Pforten verſchließen, da ſie von der Unfruchtbarkeit jedes fernern Schrittes überzeugt war. Donna Olympia hatte den Kopf geſchüttelt und ſomit das Zeichen zum allge-meinen Abfall gegeben. Das Unglück wollte noch, daß die geſchäftigen Feinde des Datars ausſprengten, er habe die Verwendung des franzöſiſchen Geſandten, welcher ge-rade damals mit dem heil. Stuhle ſehr übel ſtand, nachgeſucht; es war dieß das Schlimmſte, was man ihm thun konnte.

Noch einmal hatte der Pabſt ſich lang und ſorgfältig beſonnen, ehe er zum Aeußerſten wider den bisherigen Günſtling ſchritt. Der Governator von Rom und der Kriminal-Fiscal hatten bereits Aufträge erhalten, und dennoch hing die Ausführung noch von einer als möglich bedeuteten Ermäßigung ab; der Datar, als er Inno-cenzen zum letztenmal vor das Angeſicht trat, erhielt einen bedeutungsvollen Wink: „Packt Euch zum Teufel!“ den er aber unglücklicherweiſe nicht verſtand oder nicht ver-ſtehen wollte; als nach der letzten Sitzung des Konſiſto-

riums kein Gegenbefehl erſchien, ſchritt der Governator mit Enthuſiasmus zur Verhaftung des Allverhaßten. Der Vargbello geſtattete ihm nur kurze Zeit noch in ſeiner Wohnung zur Abmachung kleiner Geſchäfte. Am Fuß der Treppe begegnete er dem Neffen des Kardinals Cechini, welchen er höflich grüßte. Ein Notar ſetzte ſich mit zu ihm in den Wagen, der ihn fortführte; eine Anzahl von Häſchern begleitete denſelben. Unterwegs ſuchte er den Vargbello von ſeiner Armuth, ſeiner Einfachheit, ſeiner Unſchuld zu überzeugen.

Mascabruni ward in den Thurm di Nona gebracht und alsbald von dem Fiscal und einem Notarius viele Stunden hindurch verhört; nach dieſem kam er in die Segreda, woſelbſt er noch fortwährend auf ſeine Befreiung hoffte.

Die Kunde von ſeiner Verhaftung brachte unter dem römiſchen Volke den allgemeinſten Jubel hervor; die Ankläger über die verſchiedenartigſten Punkte erſchienen in Maſſe. Verfälſchungen päbſtlicher Bullen, Breven und Dekrete, Täuſchungen durch Bittſchriften, Gnadengeſuche, Betrügereien auf Koſten des Schatzes, wie der Privatperſonen, Mißhandlungen begründeter Rechte u. ſ. w. wurden haufenweis zu Protokoll gegeben. Oft dauerte das Verhör über zwölf Stunden lang. Der Datar legte eine ſeltene Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart an den Tag, ſo daß er die Richter ſelbſt in Verlegenheit brachte; jede ſeiner Mienen faltete ſich zu einem Ausdruck von ruhigem Selbſtbewußtſeyn, von geiſtiger Heiterkeit, von ſtolzer Zuverſicht auf ſiegreichen Ausgang der Dinge. Mit Gelehrſamkeit, Takt und Scharfſinn, die dem Tribunal oft imponirten, beantwortete er Punkt für Punkt, was ihm zur Laſt gelegt wurde, und niemals ſtrahlte ſein Ueberredungstalent glänzender, als in dieſem Augenblicke äußerſter Gefahr. Eine Beweglichkeit ſeltener Art in allen ſeinen Mienen, Zügen und Gliedern gab ihm ein eigenes

Ausſehen und man konnte aus der feinen und berechnenden Weiſe, wie er ſich ſo zahlreichen Feinden gegenüber zu vertheidigen wußte, den Schlüſſel zu dem lange behaupteten, beiſpielloſen Einfluß auf ſeine Patrone, wie auf die untergeordneten Werkzeuge ſeiner Entwürfe erhalten.

Mascabruni wußte auf alle Anklagepunkte eine mehr oder weniger entſchuldigende Antwort; nur bei demjenigen, welcher die gewaltthätige Veränderung der Regiſter Pabſt Urbans VIII. Bezug hatte, zeigte er deutlich Beklommenheit. Der Pabſt erhielt von Zeit zu Zeit Bericht über die Ergebniſſe der Verhöre, und wie zu erwarten war, ſelten zu Gunſten des Delinquenten. Die ſchon an ſich zuverſichtlichen und dreiſten Antworten deſſelben wurden mit erbitternden Zuſätzen verbrämt (zumal, in ſo fern von Beiſtimmung des Pabſtes zu dem einen und andern Verfügten die Rede war), in dem Vatikan mitgetheilt. Innocenz ſchalt ihn gewöhnlich Lügner und Schuft; aber ſein Herz mochte ihm gewaltig ſchlagen bei der Erinnerung an die Mitſchuld, hinſichtlich ſo mancher unverzeihlicher Akte, die in ſeinem Namen und mit ſeiner, im Taumel der Luſt und in der Schwäche des Alters hergeliehenen, Unterſchrift genehmigt worden. Die nach Gerechtigkeit dürſtenden Hofleute, welche noch vor Kurzem zu den Füßen des Eingefangenen gekrochen, wußten kein ſichereres Auskunftmittel der Wahrheit, als die Folter; aber man befürchtete ein Dementi auf dieſem Wege, wenn man den ſtolzen Geiſt und die überaus ſtarken Knochen des Beklagten in Betracht zog.

Merkwürdig genug brachte ihm nicht die Summe ſeiner eigentlichen und großen Verbrechen, ſondern eine bloße Saumſeligkeit das Verderben. Man hielt ſich in ſeinem Prozeſſe mit beſonderer Zähigkeit an den mit den Regiſtern Urbans VIII. vorgenommenen Veränderungen, welchen ſicherlich keine ſchlimme Abſicht zu Grunde lag,

aus denen für Niemand Schaden erwachsen war und über welche Mascabruni sogar dem Pabste unter Entschuldigungen einst Bericht erstattet hatte, ohne irgend einen Vorwurf deßhalb zu erleiden *). So sehr er sonst in anderen wichtigen Fällen sich mit der Gnade und Approbation des Pabstes gegen künftige Ahndungen zu verschanzen pflegte, so unterließ er es doch dießmal, vielleicht gerade deßhalb, weil ihm hierin sein Gewissen nichts vorwarf, sich durch eine förmliche Absolution zu decken. Seinen Gegnern war der Vorfall nicht unbekannt geblieben und sie schmiedeten daher noch nachträglich daraus einen tödtlichen Pfeil wider ihn. Ueber den dritten Punkt, die Betrügereien zum Nachtheil des Offizio, sprach sich die Ansicht Vieler dahin aus, daß sie kein Peculat von der Art seyen, welches eine peinliche Anklage auf Tod und Leben begründen könne. Der Untergang Mascabruni's war jedoch einmal beschlossen, und alle Gründe und Rechtfertigungen von seiner eigenen Seite halfen so wenig, als die geschickten Vertheidigungsreden der berühmtesten Advokaten, welche man ihm zugelassen. Die Richter erklärten ihn seiner Verbrechen überwiesen und des Todes schuldig, welchen er durch den Strang, auf dem Monte di St. Angelo, zu erleiden haben sollte. Innocenz, indem er das Urtheil in der Hauptsache bestätigte, milderte es bloß dahin, daß Mascabruni ganz in der Stille im Hofe des Tor di Nona durch das Beil enthauptet werden sollte.

Der Unglückliche hatte bereits an die drei Monate im Gefängniß gesessen und ward darin mit der ganzen Strenge behandelt, welche man gegen Staatsverbrecher von Wichtigkeit zu beobachten pflegte. Eine düstere Laterne beleuchtete statt des Tageslichts das Gemach, in welchem

*) Innocenz betrachtete die Sache als etwas ganz Unbedeutendes und fragte ordentlich ungeduldig: „Habt Ihr mir sonst noch etwas zu sagen?“

ſtets einige Häſcher ſich befanden, um jeden Gedanken an eine Entweichung unmöglich zu machen. Man hatte ihn ſeines Prälaten-Gewandes unter ſchimpflichen Ausdrücken beraubt und in ſchlechte Kleider geſteckt, ſeine Füße in Eiſen gelegt und ihm nicht einmal eine Erfriſchung, außer der gewöhnlichſten Speiſe zur Erhaltung ſeines Lebens, geſtattet. Niemand außer ſeinen Vertheidigern wurde zu ihm gelaſſen, und dieſe ſelbſt konnten nur in Gegenwart des Fiscals mit ihm reden. Dennoch hoffte Mascabruni fortwährend mit Zuverſicht auf ſeine endliche Befreiung, indem er Fiscal und Richter durch ſeine Gründe entwaffnet und eines Andern überzeugt zu haben glaubte. Die Ankündigung des Todesurtheils überraſchte ihn, der ſeither die größte Geiſtesgegenwart behauptet, nicht wenig, und mit noch größerer Beſtürzung empfing er den Kapuziner, welcher ſeine Beichte hören, ſeine letzten Erklärungen vernehmen und ſo zunächſt für die Degradation vom geiſtlichen Stande ihn vorbereiten ſollte. Aber auch jetzt noch vertraute Mascabruni auf ſeinen Stern, hielt Alles für eine leere Komödie, beſtimmt, ihn zu demüthigen und zu ſchrecken, und erwartete, als Schluß des Ganzen, ſeine Entlaſſung aus dem Kerker, ſeine Verbannung aus Rom.

Als er nun endlich die völlige Gewißheit ſeines Schickſals erhalten, ging er von der feſteſten Entſchloſſenheit in die grenzenloſeſte Verzweiflung über. Sein ſtolzes Herz brach; alle Lebensgeiſter geriethen in Aufruhr; der Angſtſchweiß überfiel ihn, und ſtromweis rollten ihm die Thränen herab. Man führte ihn aus dem Gemach, durch die Gänge des Thurms, bis unten an die Treppe; dort empfing ihn der Jeſuit Caravita. Eine unzählbare Menge Volkes war trotz der getroffenen Maaßregel, durch welche man die Hinrichtung verheimlichen gewollt, als Zuſchauerin der Tragödie herbeigeſtrömt. Der Delinquent ging zu Fuß unter den Häſchern, in Pantoffeln, mit weißen wollenen

Strümpfen und in einen ſchlechten ſchwarzen Rock gehüllt. Sein Aeußeres flößte Mitleiden ein, denn die phyſiſchen und pſychiſchen Leiden prägten ſich in dem blaſſen Antlitz in dem abgemagerten Körper aus. Er ſchlug beſchämt die Augen nieder und ließ ſich erſt unter tiefem Schweigen, ſodann unter lauten Betheuerungen ſeiner Unſchuld nach der Kirche führen, wo der Sakriſtan, ſtatt des Biſchofs, die für einen Mann von Gefühl und Ehre ſchauervolle Ceremonie mit ihm vornahm. Mascabruni, welcher bald auf einen großen Verfolger anſpielte, dem er zum Opfer falle, bald ſich als großen Sünder anklagte und allen ſeinen Feinden willig zu verzeihen ſchien, proteſtirte wiederum nachdrücklich gegen verſchiedene Punkte in dem langen Verzeichniß von Vergehen, welches ihm vorgeleſen wurde; er ſagte auch dem Sakriſtan etwas in's Ohr, was Niemand der Umſtehenden vernahm. Mit auf den Rücken gebundenen Händen ward er ſofort in ſein Gefängniß zurückgebracht. Der Pater Caravita ſuchte ihn nach Kräften zu tröſten; Mascabruni antwortete ſtets mit Seufzen: „Gott verzeih' es ihnen!“

Der Augenblick war gekommen, wo Caravita Abſchied nehmen und den Confortatoris (eine Art barmherziger Brüder) ihn überlaſſen mußte. Auch dieſe hatten noch genug zu thun, bis ſie Mascabruni von verſchiedenen ſeinen Ideen zurückgebracht hatten, welche nach der Meinung Einiger jedoch bloß erkünſtelt waren, in der Abſicht, das Volk zur Theilnahme zu bewegen; nach Andern aber hingen ſie mit der Eigenthümlichkeit ſeines Charakters zuſammen und entſprachen der gegenwärtigen Stimmung. Endlich beſtellte er ſein Haus, empfahl ſeine Seele Gott und ſein Andenken dem Mitleide der Menſchen. Nach einer ſiebenſtündigen Beicht legte er zur Erleichterung ſeines Gewiſſens noch allerlei öffentliche Erklärungen ab, welche von den Confortatori's zu Papier gebracht wurden. Er geſtand verſchiedene Verbrechen ein,

welche theils in der Unterſuchung gar nicht zur Sprache gekommen waren, theils aber des Beweiſes ermangelt hatten; dieſe allein reichten nun freilich, und mehr als die obenerwähnten drei Punkte, vollſtändig zur rechtlichen Begründung ſeines Todesurtheils hin. Er ſprach zu Gunſten mehrerer Perſonen, die durch ihn mit in ſeinen Prozeß verwickelt worden und nahm die Lügen und Verleumdungen zurück, durch die er Andere bei dem Pabſt in's Unglück oder doch in Ungunſt gebracht hatte. In dieſer Kategorie befanden ſich viele Hofleute und ſelbſt die harmloſe junge Nichte Pamfili's, Olympia Giuſtiniani, der er durch ſeine Umtriebe die von dem Pabſte zugedachten 30,000 Scudi's entzogen hatte. Aus mehreren andern Bekenntniſſen leuchtete der ſchwarze Undank gegen die Familien der Pamfili's, zumal aber gegen Camillo und ſeine Gattin, erſt recht hervor.

Auch jetzt noch hoffte M. auf Begnadigung und erſt als er dem verhängnißvollen Blocke näher ſtand, entſank ihm der nach der Degradation friſch geſchöpfte Muth. Verzweiflungsvoll ſchrie er auf, als Niemand im Kreiſe ein Bedauern äußerte, von keiner Seite her das weiße Tuch winken wollte; er legte in dieſer Stimmung ſeinen Kopf hin, welcher mit einem Streiche vom Rumpfe getrennt wurde. Die Leiche blieb über vier Stunden lang zur Schau ausgeſtellt. Das Volk gloſſirte nach ſeiner Weiſe in verſchiedenem Sinn und ſchonte faſt des Pabſtes noch weniger, als des gefallenen Günſtlings, den ein richtiger Takt nicht nur als Opfer ſeiner eigenen Verbrechen, ſondern auch als ein Produkt des Verderbniſſes der Zeit und der ganzen gegenwärtigen Staatsverwaltung betrachtete. Der Prozeß und der Fall Mascabruni's griffen tief noch in die Verhältniſſe anderer Perſonen ein, wozu namentlich die Ausſagen Brignardello's viel beitrugen. Die Erbärmlichkeit der römiſchen Juſtiz und die Schlechtigkeit des Gerichtsverfahrens zeigten ſich in ihrer

ganzen Gestalt. Unregelmäßigkeiten wurden dabei in Menge begangen, wovon wir bloß die anführen wollen, daß oft die nämlichen Personen als Zeugen und Schuldige in einer und derselben Sache gebraucht und letztere so lange gespart wurden, als man ihrer zur Zeugenschaft bedurfte. Ebenso sah überall eine gemeine Geldspekulation durch, ganz berechnet, so viel als möglich von der Habe der Eingezogenen in die päbstliche Schatzkammer zu bringen.

Von den vielen ferneren Geschichten, welche die Gebrechen dieser Regierung und des päbstlichen Hof- und Staatslebens im Allgemeinen herausstellen, führen wir zum Schlusse noch die mit Marchese Angeletti, ebenfalls eines Prälaten, und zwar vom Jahr 1654 an, worüber ausführliche Berichte dreier seiner Kollegen vorhanden sind. Angeletti besuchte von Zeit zu Zeit das Haus dreier bildschönen, aber sehr leichtsinnigen Frauenzimmer, Schwestern des Medailleurs Giovanni Valdambrino. Er machte allen dreien zugleich die Cour und war auf seine Eroberung so eifersüchtig, daß er allen übrigen Personen, welche er dort traf, die größten Beleidigungen zufügte, ja sogar dem Bruder selbst den Eintritt in die Wohnung seiner Familie untersagen wollte. Valdambrino, welcher daran sich nicht kehrte, kam auf Betreiben des Prälaten in gefängliche Haft und mußte bei seiner Loslassung dem Vice-Gerenten eidlich geloben, seine Schwestern alsbald anständig zu verheirathen. Angeletti's Absicht ging dabei dahin, sich seiner Beute auf bequemere Weise und auf fremde Kosten zu versichern.

Bald hierauf ward Valdambrino von Meuchlern angegriffen und bedeutend, jedoch keineswegs tödtlich, verwundet. Sein nächster Verdacht fiel auf den Marchese, von welchem man schon früher allerlei Aehnliches erzählt hatte; die damalige Beschaffenheit der Justiz ließ aber von zehn solcher Verbrechen stets acht ungestraft. Der Zufall fügte

es gleichwohl, daß Monsignore Ariberti, ein Mann von besserem Kaliber, welcher Herz und Kopf gleich auf dem rechten Flecke trug, Governator von Rom war und über die steigende Frechheit der vornehmen Banditen so sehr empört wurde, daß er beschloß, dießmal Alles an die Bestrafung des letztversuchten Meuchelmordes zu setzen. Er ließ zuerst den Kammerdiener des Marchesen, sodann diesen selbst verhaften, als er gerade Anstalten zur Flucht machte.

Neuerdings waren es die Barbarini, diese Blutsauger der Kirche und des Kirchenstaates, welche das Verbrechen förmlich in Schutz nahmen; sie schrien über Unbesonnenheit, Unsinn, Unrecht, und trachteten abwechselnd den Governator einzuschüchtern und in der öffentlichen Meinung lächerlich zu machen.

Allein Ariberti ließ sich durch alle Umtriebe und Drohungen nicht erschüttern, sondern setzte die Verhöre mit den Gefangenen rüstig fort. Inzwischen bestach man den Gefangenwärter, daß er dem Marchese stets die Fragen zukommen ließ und zugleich die eine und die andere Antwort, mit der man ihn aus der Schlinge zu ziehen hoffte. Auch die Zeugen und Richter wurden bearbeitet, und in Zetteln, die man zahlreich in ihre Fenster warf, mit dem Tode bedroht, wenn sie wider Angeletti sich würden brauchen lassen.

Es war ein Glück, daß der Governator die Freundschaft oder den Schutz von Donna Olympia besaß; er setzte diese und den Pabst von den neuesten Vorfällen in Kenntniß, und Innocenz, in einer Anwandlung von Rechtseifer, gab ihm unbeschränkte Vollmacht, die Schuldigen nach der ganzen Strenge zu bestrafen und so eben auch die Diener, welche die Sicherheit der Gefängnisse so sehr verletzt.

Ariberti ließ alsbald mehrere Individuen, welche dieses Vergehens sich schuldig gemacht, auf die Galeeren bringen, einige andere aber wurden aus dem Kirchen-

ſtaate verbannt. Der Unſtern des Governators wollte es jedoch, daß im folgenden Jahre der Pabſt ſtarb und unter dem Nachfolge ein anderer Wind wehte. Er verlor dadurch ſeine Stelle, die Hoffnung auf das Kardinalat und die Prälatur zugleich. Banditen und anderes ſchlechte Geſindel verwüſteten ſeine Beſitzungen, und als er auf einer derſelben ſich zur Ruhe ſetzen und ſein Leben in ſtiller Zurückgezogenheit beſchließen wollte, fiel er durch das Mordmeſſer eines ſeiner Bauern, welche man wider ihn aufgehetzt. Dieß war die Rache Angeletti's und der Barbarini. Man wollte dadurch in Zukunft Jedermann von ähnlichen Reformen abſchrecken.

Und unter einer ſolchen Regierung wurde von Rom aus die Wiederherſtellung der portugieſiſchen Selbſtſtändigkeit und Errichtung einer portugieſiſchen Nationalkirche beſtritten, Janſenius als Schismatiker und Ketzer verurtheilt, der weſtphäliſche Frieden, als der Reinigkeit des Glaubens widerſtreitend, verworfen und die Königin Chriſtine zum Katholicismus bekehrt! Von dieſem Pabſte auch, ſo wie von ſeinem Vorgänger Urban VIII. gemeinſchaftlich rührt das bekannte Breviarium Romanum her, in welchem bis zu den neueſten Zeiten von ſämmtlichen katholiſchen Prieſtern, unter Vermeidung kirchlicher Cenſuren, täglich während drei Stunden gebetet werden mußte, und welches aus Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, welche der vernünftigere Theil der katholiſchen Konfeſſionsverwandten längſt für antiquirten Unſinn und für eine Moſaik von Lächerlichkeiten und Mährchen, der fortgeſchrittenen Bildung unſerer Zeit unwürdig, erklärt hat.

VI.

Mulei Archid-Tafilet,

Beherrſcher von Nord-Afrika im ſiebenzehnten Jahrhundert,

Vorgänger Abd'el-Kaders.

Multa renascentur, quae jam cecidere cadentque.

Quellen: Chénier: Récherches historiques sur les Maures, et l'histoire de l'empire de Marocco. 3 Vol. — Hoest: Histoire de Marocco. — Mouette: Histoire du Royaume de Maroca. — St. Olon: Relation de l'empire de Maroc. — Bruzen la Martinière: Abrège historique, politique et géographique de l'univers. — Erasmus Francisci: neu-eröffneter Frauenſaal. B. II.

Dieſer Aufſatz iſt nach dem früher, in den Jahrbüchern für Geſchichte, Politik ꝛc. von Pölitz-Bülau erſchienenen, umgearbeitet und vermehrt.

Der Norden von Afrika hat in neueſter Zeit durch Mehemed Ali's ſteigende Größe und die franzöſiſche Eroberung von Algier eine Bedeutung erhalten, deren er lange entbehrt, und die Geſchichtsſchreiber, wie die Statiſtiker und Geographen, beginnen allmählig, ihm in verſchiedener Beziehung eine ſorgfältigere Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Mehrere der bekannten Barbareskenſtaaten haben bereits Beſchreiber gefunden, wiewohl mehr für einzelne Partien, und die Geſchichte der früheren Zuſtände iſt noch ſo ziemlich oberflächlich abgehandelt, ſelbſt wenn wir einige franzöſiſche und engliſche Memoiren in Anſchlag bringen wollen; von anderen Gebietstheilen dagegen ſind die Nachrichten noch ſpärlicher zugefloſſen, und beſonders liegen ganze Zeiträume, Marokko und die Barbaresken betreffend, mit Ausnahme einiger Belagerungen, der Schauderthaten Mulei Ismails und der paar Haupt- und Staatsactionen, bei denen europäiſche Mächte eine Rolle geſpielt haben, im Dunkeln oder ſind doch nur wenig mehr in der Erinnerung des größeren Publikums. Dazu kommt, daß die Geſchichte mehrerer Dynaſtien, Herrſcher und Staaten, in Folge von Eroberungen, Uſurpationen, Aufſtänden u. ſ. w., in einander ſpielt und ſchillert, und auf die Namen und andere Unterſcheidungen nicht immer genug Aufmerkſamkeit verwendet worden iſt. Nach den neueſten Nachrichten aus Paris darf man jedoch nunmehr binnen

kurzer Zeit der Erscheinung eines großen Werkes, im Style des Denon-Pankoukeschen über Aegypten, in Bezug auf die übrigen Staaten Nordafrika's entgegen sehen, nachdem über Marokko durch österreichische diplomatische Reisende bereits allerlei Wichtiges und Interessantes uns mitgetheilt worden und Fürst Pückler-Muskau ebenfalls in einem Unternehmen dieser Art über Algier und die benachbarten Staaten ernsthaft beschäftigt ist *).

Wir beschränken uns hier auf einen biographisch-historischen Beitrag, enthaltend die Thaten und die Katastrophe eines mächtigen Hauptes der Berbern aus dem siebenzehnten Jahrhunderte, welches den umgestürzten Thron der abidischen Sherifs von Marokko in erneuerter und vermehrter Herrlichkeit wieder aufzustellen unternommen hatte. Es ist ein früherer Abd'el-Kader, bloß unter veränderten Umständen, und vielleicht diesem ein Vorbild hinsichtlich größerer Plane in der Zukunft, wenn ihm die Paralysirung der Zwecke Frankreichs gelingen sollte; auf jeden Fall zur Würdigung jenes berühmten Häuptlings und für die Kenntniß nordafrikanischer Zustände auch in neuester Zeit sicherlich von Interesse.

Tafilet ist der Name eines Theils der großen Länderstrecke Biledulgerid (des alten Numidiens) und bildet in neueren Zeiten einen integrirenden Bestandtheil des Reiches Marokko. Osman, der sarazenische Kaliph, gewann die Provinz dem Koran, und sie blieb in muselmännischer Botmäßigkeit viele Jahrhunderte lang, unberührt von den Angriffen fremder Nationen, und ohne besondern Verkehr als höchstens mit englischen und jüdischen Kaufleuten. Die Einwohner nicht ohne Anlage zu Besserem, jedoch trägem

*) Dieser Aufsatz ist schon zu Ende 1835 geschrieben worden und bevor Semi-Lasso in Afrika erschienen. Politik und Geschichte fehlen bei diesem gänzlich, da der durchlauchtige Reisende mit allem andern mehr, als mit diesen Gegenständen sich beschäftigt hat.

Müssiggange hingegeben, versuchten ihre einzige Kraftanstrengung in größeren und kleineren Raubzügen nach den benachbarten Gebieten. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erst kam wiederum einige Energie unter sie, und der Name Tafilet fing an bekannter zu werden. Ihr Oberhaupt führte zugleich den Namen seines Reichs, oder vielmehr, er war den Ausländern, welche über ihn berichteten, bloß unter demselben bekannt; denn sein eigentlicher Name war Mulei Ali, gewöhnlicher aber Mulei-Sherif (gebürtig auf Yambo bei Medina) und er leitete seine Geschlechtsfolge bis zu Muhamed hinauf, dessen Tochter Fatime die Mutter auch dieses Geschlechtes, wir wissen nicht durch welches legitime oder außereheliche, Verhältniß, gewesen seyn soll. Die Mauren, welche eine Reihe glücklicher Veränderungen seinem Verdienst, oder vielmehr einem beso dern Wohlwollen der Vorsehung, die ihn dem Lande geschenkt, zuschrieben, verehrten ihn ungemein hoch. Alle Provinzen, mit einigen Ausnahmen von Marokko und der durch Crom-El-Hadschi besetzten Gegend erkannten ihn als ihren Beherrscher an, und da dieser letztere wilde und grausame Häuptling alle Kinder des letzten Sherifs aus dem Hause der Meriniden, Mulei Sidan, hatte hinrichten lassen, so saß Mulei Sherif, genannt der Fileli, nach dem Rechte der Geburt, der religiösen Satzung und durch die Wahl der Unterthanen, somit dreifach legitim, auf seinem Throne. Er hatte von seinen Gemahlinnen viele Söhne und Töchter *); allein seine ganze Liebe besaß ein mit einer Beischläferin, einer Negerin, von ungemeiner Schönheit erzeugter Sohn, welcher ebenfalls den Namen Tafilet erhielt, nach anderen Historikern aber Mulei-Archy oder Archid hieß. Muley Mahomed, Mulei Guibir, Mulei Haren, Mulei Meheres

*) Die Geschichte spricht sogar von 84 Söhnen und 124 Töchtern.

und Mulei Ismael waren die übrigen bedeutenderen in der zahlreichen Reihe. Wir behalten hier den gangbarer gewordenen Namen bei. Die trefflichen Naturanlagen, welche derselbe schon frühe verrieth, verstärkten noch diese Zärtlichkeit; der alte Fürst sparte nichts, ihm eine, nach seinen und seiner Landsleute Begriffen möglichst vollkommene, Erziehung zu geben, und der Jüngling wuchs in allen Wissenschaften und Waffenübungen der Mauren und Berbern kräftig heran.

Sein Muth, sein entschlossener Sinn, sein scharfer Verstand und eine wilde glühende Begeisterung für den Ruhm, verbunden mit einer imponirenden Gestalt und einem herkulischen Wesen, wie es nur selten aus der üppigen Welt der afrikanischen Harems hervorgegangen, wendeten nach und nach die Blicke seiner Landsleute ihm zu, welche früher, seiner Unebenbürtigkeit willen, ihn eben nicht besonders beachtet hatten. Erst wurde ihm das Volk geneigt; später gewann er auch die Herzen der Vornehmen.

Für Tafilet zeigten sich jedoch nur geringe Aussichten in der Zukunft; nach den Gesetzen des Landes folgte, als der Vater starb, der älteste rechtmäßige Sohn Mulei Hameth, nach andern Muhamed, in der Herrschaft. Der Vater selbst, im ungeschwächten Besitz der Liebe seiner Unterthanen, hatte den Rest seines Lebens fortwährend zu Tafilet zugebracht, ohne die übrigen Prozinzen seines Reiches jemals bereist zu haben. Im Widerspruch mit dem Systeme seiner Vorgänger, trug seine Regierung den Charakter einer anti-soldatischen. Eine Anzahl Statthalter verwaltete ruhig und billig die einzelnen Provinzen; daneben aber bereiteten die Scheichs der Gebirgsstämme, solche Stimmung des Hofes und den Zustand des Landes benützend, immer mehr und mehr ihre Unabhängigkeit vor. Sie beschloßen den Tod des alten Herrschers, als den Zeitpunkt der Ausführung ihrer Plane und dieser Akt wurde von keiner Seite her durch Wide

ſetzlichkeit geſtört. Der junge König oder Sultan, ſo viele Beſorgniß ihm auch eine Erſcheinung, wie diejenige Tafilets, in mancher Hinſicht einflößen mochte, wagte es nicht, ſeinen Gefühlen Raum zu verſtatten, beſonders da bis dahin durch denſelben kein Anlaß hierzu gegeben worden war; vielmehr zeigte ſich Mulei Hameth dem Baſtard ungemein gnädig, und ſuchte ihn durch Wohlthaten an ſein Intereſſe zu feſſeln, indem er weder blind gegen ſeine Vorzüge, noch unempfindlich für die Vortheile war, welche aus einem ſo tapfern Arme und einem ſo verſtändigen Kopfe, wie Tafilet, ſeiner Regierung durch die treuen Dienſte deſſelben erwachſen konnten.

Allein der Ehrgeiz hier und die Eiferſucht dort, traten gar bald feindlich zwiſchen dieſe Rückſichten. Die Lobpreiſungen des tapfern jungen Feldherrn, zu welcher Würde Tafilet mit einem Mal erhoben worden, erfüllten das Herz des Fürſten mit Unruhe. Man erzählte von der Stärke ſeines Bruders unglaubliche Dinge; mit bloßer Hand zerbrach er ein Hufeiſen; kam er aus dem Streite zurück, ſo konnten ihm die Waffen nur mit Mühe und künſtlichen Mitteln wieder von den Händen gebracht werden, ſo ſehr hatten ſie ſich beim Halten in das Fleiſch verwachſen; weder Schlaf, Hunger und Durſt, noch die Genüſſe der Liebe hatten Gewalt über ihn, ſo lange die Streitdrommete erklang; ſein männlich braunes Angeſicht, mit den ſtolzen, leuchtenden Augen, erfüllte nicht minder die Krieger mit Zuverſicht, als die Feinde mit Schrecken.

Der Monarch, von Gefühlen des Argwohns verzehrt, beſchloß vorerſt wenigſtens den Lorbeer mit ſeinem Nebenbuhler zu theilen und ſeine ſinkende Ehre in den Augen des Volkes herzuſtellen; er begab ſich ebenfalls zum Heere und zeigte wirklich in einem Treffen ſo großen Muth, daß er mitten in die feindlichen Haufen gerieth und nur mit

Mühe von Tafilet, welcher wie ein Löwe ihm zum Schirme heranstürmte, errettet werden mochte.

Statt des verdoppelten Dankes, auf welchen der Feldherr gerechten Anspruch nun gewonnen, erzeugte dieser Vorfall nur um so glühenderen Haß im Herzen des Königs, da zu den bisher bestandenen Beweggründen noch die tiefe Beschämung und die moralische Verpflichtung gegen Tafilet gekommen waren. Ehrenfeinde desselben und geschäftige Höflinge nährten den Brand und entfachten ihn endlich zu wilder Lohe, durch Verleumdungen und Aufhetzungen mancherlei Art. Der König legte dem Bastard anfänglich mehrere Schlingen, denen dieser glücklich entging; als er seine geheimen Plane vereitelt sah, warf er die Maske ab, und bekannte sich offen als Tafilets Widersacher.

Er zog mit Kriegsmacht wider ihn aus und gedachte, in einer wenig befestigten Stadt, in welche sich jener, an der Spitze eines unbeträchtlichen Haufens, geworfen, mit leichter Mühe ihn zu überraschen und aufzureiben. Aber die Berbern des Tafilets hielten männlich Stand, und der Bastard, dem es nun um sein Leben galt, behauptete das Feld. Der Sultan fiel unter den Streichen seines Schwertes. Der Sieg wurde vollständig und Tafilet wüthete furchtbar unter den Geschlagenen. Gleichwohl mäßigte er sich zur Zeit noch im Uebrigen und sann auf sichere Behauptung der errungenen Vortheile; auch wollte er vorerst die fernere Entwicklung der Dinge im Lande abwarten.

Der Sohn des Getödteten ward von den Vornehmen auf den Stuhl seines Vaters gesetzt und schwur, eine glänzende Blutrache zu nehmen. Wider alles Verhoffen hielt alles Volk zum rechtmäßigen Beherrscher; die Lage Tafilets schien verzweiflungsvoll. Allein er besaß in seinem Genie unerschöpfliche Quellen.

Also lauten die einen Berichte über seine Anfänge

und ersten Schicksale; andere aber erzählen die Sache auf abweichende Weise. Nach ihnen entwarf Tafilet Mulei Archi, gleich zu Anfang der Regierung seines Bruders, in der Provinz Dara, wohin er sich begeben, gefährliche Anschläge wider diesen und wurde hierin von einigen der vornehmsten Häuptlinge und Kronbeamten unterstützt, die aus selbstsüchtigen Gründen die innere Schwächung des Reichs wünschten. Der Erfolg entsprach ihren Bemühungen jedoch keineswegs, denn der Sultan ließ die am meisten in das Complott verwickelten Anstifter hinrichten, den Tafilet aber einstweilen gefangen setzen, die weitere Bestimmung seines Schicksals sich vorbehaltend. Die Gelindigkeit seiner Haft gab dem jungen Prinzen Mittel an die Hand, sich selbst zu befreien, und die Erinnerung an die erlittene Schmach trieb ihn zur Rache mit Waffengewalt, er zog an der Spitze zusammengeworbener Truppen wider den Monarchen aus; doch verlor er die Schlacht und gerieth zum zweiten Mal und zwar dießmal enger als zuvor, in gefängliche Verwahrung. Tafilet aber verzagte auch jetzt nicht. Der Maure, welcher über ihn die Aufsicht führte, ward von ihm durch glänzende Verheißungen seiner Pflicht untreu gemacht, so daß er ihm zur Flucht verhalf und auf derselben ihn sogar begleitete. Allein da Tafilet gegenüber einem Menschen, der seinen eigenen Herrn verrathen, sich selber in die Länge nicht sicher hielt, so bezahlte er demselben seine Wohlthat mit dem Tode.

Der Ort, bei welchem sein königlicher Bruder Sieg und Leben verloren, gränzte an eine fruchtbare und reiche Landschaft, Guiviane, welche größtentheils von unzugänglichen Gebirgen umgrenzt war, deren Pässe mit geringen Streitkräften gegen eine überlegene Macht vertheidigt werden konnten.

Sie nahm einen nur unerheblichen geographischen Raum ein und hatte daher bloß eine strategische Wichtig-

keit; weil ihr Beherrscher ein Jude von Abkunft war, so hieß die Landschaft bei den Nachbarn gewöhnlich das „Judengebirge." Sidi Muhamed Ben Bucker genoß den Ruf eines Heiligen bei dem Volke. Beide, das Land und der Fürst zogen übrigens die Blicke derselben nur wenig auf sich und hatten seit längerer Zeit in glückseliger Verborgenheit und Ruhe vor auswärtigen Anariffen gelebt.

In diesem Fürsten oder Scheich der Berber flüchtete Tafilet mit dem Häuflein seiner Getreuen und fand nicht nur gastliche, sondern selbst, da der Ruf seiner Kriegsthaten auch hierher gedrungen war, ehrenvolle Aufnahme. Der Scheich hatte dabei noch andere Gründe: eine große Partei seiner muhamedanischen Unterthanen haßte ihn wegen seines jüdischen Glaubens und er hatte deßhalb mit allerlei Nachstellungen zu kämpfen, welche mit jedem Tage einen gefährlicheren Charakter annahmen. Er hoffte an dem tapferen Tafilet einen Freund und eine Stütze gegen diese Widersacher zu gewinnen und seiner Rathschläge und Waffen in vorkommenden Fällen sich zu bedienen. Allein er täuschte sich und alle seine Vorbereitungen halfen nur das ihm drohende Unglück beschleunigen. Tafilets brennender Ehrgeiz war durch die bisherigen Vorfälle nicht nur nicht geschwächt, sondern noch mehr erstarkt und zugleich seine Natur, in Folge des ihm widerfahrenen Unrechts, böse geworden. Er brütete daher über einem großen, zusammenhängenden Plane, davon der Scheik den Anfang, der junge Sultan von Tafilet aber das Ende bilden sollte. Sowohl er als seine Leute, welche er von der Nothwendigkeit eines kühnen Streiches zur Selbsterhaltung und Wiederherstellung ihres Glückes überzeugt, bearbeiteten die Unterthanen seines Gastfreundes, sich des schimpflichen Joches unter einem schäbigen Juden zu entschlagen und ein Oberhaupt, das dem Islam zugethan und aus königlichem Geblüte sey, sich zu wählen; dieser

werde ſie zu Thaten anführen, welche mit Kriegsruhm und reicher Beute ſie lohnten, ſtatt des bisher müßigen und armſeligen Lebens, welches ſie, von aller Welt verachtet und abgeſchieden, im Gebirge geführt hätten. Natürlich war der bezeichnete neue Herrſcher kein anderer, als Tafilet ſelbſt. Die Eingeborenen gingen in dieſe Vorſchläge ein, und das Ungewitter ſammelte ſich immer mehr und mehr über dem Haupte des Scheichs.

Derſelbe ahnete indeſſen nicht das geringſte, da ſein Gaſt die Zeichen aufmerkſamer Dankbarkeit gegen ihn verdoppelte, und er veranſtaltete mehrere koſtbare Mahlzeiten, um ihm zu erkennen zu geben, wie ſehr er ihn auszeichne. Allein bei einer derſelben, als der Becher längere Zeit fröhlich in die Runde gegangen, zog Tafilet, welcher ſeinen Wirth, wie zu einer Umarmung, umfaßte, ſeinen Dolch, und durchſtach ihn meuchlings von hinten. Die Anweſenden, ſcheinbar von Beſtürzung und Schrecken ergriffen, jedoch von der Sache in Voraus unterrichtet, wagten nicht nur nichts zur Beſtrafung der That, ſondern umgaben ſogar ſchützend den Mörder und riefen ihn, nach vorangegangener kurzer Berathung, welche ebenfalls nur zum Scheine angeſtellt worden, zu ihrem Beherrſcher aus. Während der Leichnam des Scheiks noch blutig im Hofe lag, zeigte Tafilet ſich dem Volke und ward ohne Widerſtand in ſeiner Würde anerkannt, ja ſogar mit Jubel begrüßt.

Nach einer abweichenden Erzählung war er nach Charoya (Zavuias), öſtlich von Temſena, zu Ben Bucker und ſpäter erſt nach Guiccala, in den Gebirgen von Rif, zu Ali Suleimann geflohen, hier aber, weil er von Arabern aus Tafilet, die mit Datteln handelten, erkannt, und hierauf von den Söhnen des Fürſten der Landſchaft mit Nachſtellungen bedroht wurde, auf den Gedanken gekommen, ſich durch Hilfe eines großen Verbrechens in den Beſitz der Herrſchaft zu ſetzen. Offenbar

wurden Ben Bucker der Morabite und jener jüdiſche Scheik häufig miteinander verwechſelt, und die chronologiſchen Daten unter einander gemengt.

Tafilet, um das Grelle ſeines Schrittes zu mildern und ſich bei den benachbarten Völkerſchaften in Credit zu erhalten, ſchrieb an die Sultane, Dey's und Oberhäupter derſelben Briefe, und ließ auch ſonſt in ihren Gebieten bekannt machen: daß bloß der Eifer für den Koran ihn vermocht, dieſes Gebirgsland von einem „jüdiſchen Hunde" zu ſäubern, welcher die Frechheit gehabt, über Kinder des Propheten herrſchen zu wollen. Solchen Worten wurde unbedingt Glaube beigemeſſen und der Uſurpator erwarb ſich ſogar den Ruf eines gerechten und heiligen Fürſten, denn er ließ ſich fortan die Regierung ungemein angelegen ſeyn. Eine Menge beſtehender Mißbräuche wurde abgeſchafft, der muhamedaniſche Cultus in ſeiner Reinheit wieder hergeſtellt, endlich auch eine ſtrenge Reform der Sitten vorgenommen, welche in den letzten Zeiten gänzlich aufgelöſt waren. Mit energiſchem Arme handhabte der Gewaltherr Recht und Gerechtigkeit; das im langen Frieden verwöhnte Volk aber ſuchte er zu kriegeriſcher Haltung zu erziehen und zur Liebe des Ruhmes zu entflammen. Es gehorchte ohne Murren dieſer Zucht und ſah mit Ehrfurcht zu ſeinem Beherrſcher auf, nachdem es noch kurz zuvor ſeinen Vorgängern nur Trotz und Auflehnung geboten und ungeſtört ſeinen Neigungen ſich hingegeben hatte. Ueberall und in Allem umzog ſich Tafilet mit einem geheimnißvollen Schleier und verſtand es, den Acten ſeiner Regierung das Gepräge des Religions-orthodoxen, der Begeiſterung für den Koran, des Eifers für Gerechtigkeit und der Ruhmliebe für ſeine Unterthanen aufzudrücken. Die von dem Juden ererbten zahlreichen Schätze halfen ihm die niederen Leidenſchaften durch zauberiſche Mittel im Zaume zu halten, während er die Höheren auf die ſo eben beſchriebene Weiſe bearbeitete.

Der Gebirgsſtaat jedoch, über welchen ihm die Herrſchaft ſo leichten Preiſes geworden, war weit entfernt, als ein ſeines alten Rufes würdiger, ſeinen Ehrgeiz befriedigender Schauplatz für die Kräfte, welche in ihm ſich geltend machten, zu erſcheinen; dagegen ſtellte ſich Marokko mit ſeinen neueſten Zuſtänden als ein ſeiner Thätigkeit angemeſſenes größeres Ziel dar. Der Beherrſcher dieſes noch kurz zuvor mächtigen Reiches war in einer inneren Revolution ermordet worden; eine Anzahl Häuptlinge aus den vornehmſten Familien theilte ſich in abgeriſſene einzelne Stücke und führte von da aus, je einer gegen den andern, oder mehrere vereinigt gegen einen und ſo umgekehrt, eine Reihe blutiger Kämpfe, reich an Gräueln jeder Art. Von mehreren dieſer kleinen Fürſten waren allmählig auch die Söhne als Erben auf den Vordergrund getreten; keiner hatte für ſeinen Beſitz irgend einen Rechtstitel, als den der factiſchen rohen Gewalt; daher immer für den Kräftigſten und Tapferſten ein weites Feld zu Erweiterung ſeiner Macht durch alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel übrig blieb. Die anſehnlichſten in den Tagen von Tafilets Auftreten waren die Sultane oder Fürſten von Fez und Suz, Ben Bucker und Gailand der Alcayde. Sie lagen meiſt unter ſich und mit den Nachbarn in bitterem Streit, und die von ihnen und ihrem Kriegsvolke verübten Grauſamkeiten hatten ihre Namen ſo ziemlich berüchtigt. Tafilet erkannte das Vortheilhafte ſeiner Lage und entwarf einen Eroberungsplan wider dieſe zwei Fürſten, welcher mit der Unterwerfung kleinerer, theils denſelben zinsbarer, theils unabhängiger Häuptlingen beginnen ſollte.

Er zog ein Heer von 20,000 ſeiner ſtreitbarſten Berbern zuſammen und trat mit ihnen den Feldzug an, nachdem er die wichtigſten Orte und Päſſe ebenfalls mit zuverläſſigen und tüchtigen Leuten beſetzt hatte. Er ſparte bei dieſem Anlaß ſeine Schätze nicht, und noch mehr

entzündete er die Einbildungskraft durch die lockende Aussicht auf ungeheure Beute im Kaiserstaate, dem es sofort gelten sollte. Die zunächst am Fuße des Gebirges, von dem er herunterstieg, gelegenen Fürsten wurden unschwer unterworfen und gebrandschatzt. Nach diesem ging er auf den Sultan von Bouzeme los, dessen Reichthümer und die vortheilhaft am Mittelmeer gelegene Hafenstadt für ihn von besonderer Wichtigkeit waren. Hier fand Tafilet, da sein Anzug nicht unerwartet gekommen, einigen Widerstand; allein zuletzt siegte gleichwohl die besser organisirte Kriegsmacht und besonders nachtheilig war für den Sultan von Bouzeme die Gefangenschaft seines Sohnes, welcher, von allzuraschem Ungestüm der Jugend getrieben, in einen Hinterhalt gerathen war. Als der alte Fürst immer noch in stolzem Tone mit den Unterhändlern Tafilets redete, zeigten sie ihm plötzlich die Briefe des Gefangenen, so wie mehrerer anderer seiner Schicksalsgenossen und suchten ihn, während der bestürzte Vater demnach die ersten Berichte über den Ausgang des Treffens durch diesen Kanal erhielt, über die wahren Gesinnungen des Siegers zu beruhigen, welche nicht auf die Verdrängung des Sultans, sondern vielmehr auf Freundschafts-, ja auf ein Familienbündniß mit ihm gerichtet wären. Der alte Fürst besaß nämlich eine Tochter, welche unter den Mauren für eine große Schönheit galt; auf diese hatte Tafilet, ohne daß er sie persönlich noch gesehen, ein Auge geworfen, sowohl in der Hoffnung reicher Mitgift, als um sich die Eroberung zu erleichtern, oder doch um sein Ansehen durch eine so ehrenvolle Verbindung zu verstärken. Die Hand der Tochter ward in jedem Fall als Preis der Losgabe des Sohnes bezeichnet; alsbald, nachdem die Hochzeit vollzogen worden, sollte auch der Rückzug der Truppen aus dem Lande stattfinden.

Mit schwerem Herzen willigte der Vater ein, mit noch schwererem die Tochter. Sie ward von einem glän-

zenden Gefolge in das Lager Tafilets gebracht und auf das freundlichſte und ehrenvollſte von ihm empfangen; Tags darauf ruhete ſie als Gemahlin in ſeinen Armen. Er erfüllte aber die gegebene Zuſage nur theilweiſe und verübte vielmehr eine empörende Gewaltthat; denn er war nicht ſobald im Beſitze der Braut, als er wider die Hauptſtadt von Bouzeme anzog, alle ihre Schätze plünderte und in Kiſten wegführen ließ; darauf zwang er den Fürſten, ihm, als ſeinem künftigen Oberherrn, zu huldigen, und dann erſt entfernte er ſich aus deſſen Gebiete. Der Beherrſcher von Bouzeme hatte unglücklicherweiſe ſeine Sorgfalt mehr auf Sammlung von Reichthümern, als auf Befeſtigung ſeiner Kriegsmacht verwendet; auch hielt er ſich durch ein Bündniß mit den Engländern von allen Unfällen geſchirmt. Gerade während der Kataſtrophe, welche über ihn gekommen, hatte ſich einer ſeiner Bevollmächtigten in Tanger bei Herrn Belaſſiſſe befunden, um einen Handels- und Freundſchaftsvertrag mit jenem Staate abzuſchließen. Dieſer erſtaunte nach ſeiner Rückkehr nicht wenig, die Sachen ſeines Herrn in ſolchem Zuſtande zu treffen und derſelbe ſchien ſo verzweifelt, daß der Abgeordnete des Statthalters von Tanger, welcher ihn begleitet hatte, dem engliſchen Generalconſul, ſo wie ſeinem Gebieter ſelbſt, nur untröſtliche Berichte heimbringen konnte.

Das Heer des Ueberwinders hatte mittlerweile ſich bis auf 30,000 Mann, meiſt tüchtige junge Leute, bereit zu jeder verwegenen That und nach Ruhm und Beute ſehnſüchtig, verſtärkt. Unter Tafilets Anführung erſchien ihnen nichts mehr unbezwingbar. Bembucar und Gailan ſollten nun an die Reihe kommen. Erſterer gedachte den Strom aufzuhalten und ſtellte eine anſehnliche Mannſchaft entgegen; allein ſie zerſtob wie Spreu vor dem Schwerte Tafilets und kaum konnte der Sultan ſich nach Fez noch retten.

Der nächſte Sturm traf den Cromel Habſchi von

Marokko. Das Kriegsglück begünſtigte Tafilet aber auch hier, denn er erfuhr, daß dieſer tapfere Fürſt von ſeiner Frau ermordet, und der ſchlaffe, in Wollüſten verſunkene Muley Scheich an ſeine Stelle getreten ſey. Die Truppen in der Hauptſtadt, mißvergnügt über den Zuſtand der Dinge und von Verachtung gegen den neuen Herrſcher erfüllt, warteten die Ankunft der Feinde bloß ab, um zu denſelben überzutreten. Der verlaſſene Muley Scheich flüchtete in die Gebirge, ward jedoch eingeholt und, am vierzigſten Tage ſeiner Regierung, an dem Schwanz eines Mauleſels durch die Straßen von Marokko geſchleift. Alle Denkzeichen an Crom-el-Hadſchi's Regierung wurden zerſtört und ſelbſt ſeine Gebeine in der Gruft der Könige ausgegraben und ſchimpflich zerſtreut. Dieß geſchah im Jahr 1667. Fortan blieb Fez das nächſte Ziel der Anſtrengungen des Siegers.

Fez, mitten in dem Königreiche deſſelben Namens gelegen, war damals eine reiche, durch allerlei Merkwürdigkeiten aus Alterthum und Mittelalter bekannte, geographiſch ſehr gut gelegene und mit Vertheidigungswerken verſehene Stadt. In ihr ſchien man auch gegen überlegene Macht längere Zeit ſich halten zu können. Allein ein paniſcher Schrecken hatte ſich des Sultans wie der Einwohner bemächtigt, ſo daß kein kräftiger Entſchluß zur Reife kommen konnte und die Mehrzahl für unbedingte Uebergabe ſtimmte, um ſo mehr, als aufrühreriſche Scenen den Muth der Entſchloſſeneren geſchwächt hatten, und Tafilet im Fall eines Widerſtandes mit Plünderung, Mord und Brand drohte. Es erſchloſſen ſich dieſem alſo ohne fernere Weigerung die Thore, und mit der Hauptſtadt fiel auch, mit Ausnahme weniger Orte im Gebirg und am Meere, das ganze Königreich zu. Der Sultan flüchtete eiligſt auf unbekannten Wegen nach Salle, um daſelbſt auf fernere Rettungsmittel zu ſinnen.

Der Sultan Gailan war von feſterer Geſinnung

und wiewohl auch ihn die ungewöhnlich ſchnellen Fortſchritte des neuen Eroberers ſehr überraſcht hatten, ſo glaubte er doch ſelbſt für den ſchlimmſten Fall mehr in entſchloſſener Haltung, als in feigem Preisgeben ſeiner Sache, ohne irgend einen Schwertesverſuch, ſein Heil zu finden. Eine beſonders treffliche Reiterei, die er aus verſchiedenen Staaten Nordafrika's um reichen Sold zuſammengeworben hatte, wohl an 3000 Mann ſtark, ſtand ihm zu Gebot; er bezog auf der berühmten Schickſalsebene von Alcazar, wo einſt König Dom Sebaſtian von Portugal und mehr als ein mauriſcher Fürſt erlegen, eine feſte Stellung und erwartete hier mit einer Art religiöſer Entſagung das Kommende.

Die Ebene, von welcher die Rede iſt, hat ganz die Geſtalt einer Inſel und ſchließt ſich auf dem Feſtlande mit einem engen Eingang, ſo wie mit Bergen, welche an der See liegen. Durch dieſen Weg gelangt man nach der Landſchaft Suz, welche ebenfalls, von der Natur befeſtigt, zu jener Zeit noch Bewohner genug zählte, um vor einer fremden Macht nicht allzuſehr erzittern zu müſſen. Gailan glaubte den zuverläſſigſten ſeiner Krieger als Befehlshaber hier zurückgelaſſen zu haben. Allein die Macht des Goldes war ſtärker, als die des in ihn geſetzten Vertrauens; Tafilet kam ohne einen Mann zu verlieren, hinein und beſetzte den Zugang, möglicher Fälle in der Zukunft nicht uneingedenk, und in dieſem Punkte eine ſichere Zufluchtsſtätte für den ſchlimmſten derſelben erſehend, auf das Beſte; darauf zog er mit einer Abtheilung Kriegsvolk durch einen Paß, welcher zwiſchen zwei Bergen nach der Ebene ſich ausdehnte, und zu Gailans Lager ihn führen mußte. Bald erfuhr er jedoch, wie vortheilhaft die Stellung ſeines Feindes, wie kampfgeübt deſſen Heer und wie jede nöthige Maaßregel zu ſeinem nachdrücklichem Empfange getroffen ſey. Um nicht alles auf einen einzigen Wurf zu ſetzen, und ſein Kriegs-

glück durch eine einzige Niederlage zerſchellen zu ſehen, entſchloß er ſich dießmal die Liſt der Gewalt vorzuziehen. Er hielt ſich ganz ſtill und unbemerkt in einiger Entfernung von Gailan, um deſſen Thätigkeit nicht allzufrühe zu wecken; darauf aber beredete er ſich mit einem Mohren von der verſchmitzteſten Sorte, daß er für einen Kaufmann ſich ausgeben, und an der Spitze einer kleinen Karavane mit Kameelen, denen er mehrere ſeiner gewandteſten und tapferſten Leute, als Kaufleute, Wegweiſer und Treiber verkleidet, beigab, nach der Ebene ziehen und daſelbſt mit ſeinen Praktiken einen kühnen Streich vollführen ſollte.

Der Mohr wurde von den äußerſten Wachen angehalten und vor Gailan geführt; dieſer, welcher ſich wohl erinnerte, früher oftmals ihn geſehen zu haben, befragte ihn mit erklärlicher Neugier um alles, was er unterwegs gehört und erblickt, und trachtete beſonders, von Tafilet und ſeinem gegenwärtigen Aufenthalt, worüber es ihm völlig an Kunde gebrach, allerlei Neues zu erfahren; der Mohr ſtellte ſich ganz unbefangen und berichtete dem Fürſten, daß dieſer Uſurpator wohl an die dreißig Meilen noch von Alcazar entfernt ſtehe und gerade auf einem Zuge wider einen der Staaten, welche an das Königreich Fez gränzten, begriffen ſey.

Der Sultan, hoch erfreut über die Botſchaft, welche ihm geſtattete, ſich mit ſeinem Heere für einige Zeit der Sorgen zu entſchlagen und von den Strapazen des Marſches zu erquicken, ermäßigte jetzt die bisherige Strenge der Kriegszucht, wenn gleich mit der genauen Ordre an die Truppen, ſich auf den erſten Ruf bereit zu halten. Er tafelte und zechte gemüthlich mit ſeinem alten Bekannten, welcher ſeine Neugierde ſehr zu kirren und ſeiner Neigung zum Plaudern Nahrung zu geben wußte. Seine Soldaten ahmten dieſes Beiſpiel nach, und ergingen ſich in ſchlemmeriſchem Müſſiggang. Man zog auf die Wieſen und ſchlug hier Zelte auf; die Pferde verliefen ſich

ebenfalls hin und her in verſchiedenen Richtungen. Während deſſen lag Tafilet in einem Gebüſch verſteckt, am Ende der Ebene, auf einer kleinen Anhöhe, welche ihm einen bequemen Ueberblick des Ganzen und aller Bewegungen Gailans und ſeiner Leute gewährte.

Mit Ungeduld erwartete er die Nacht, um über die Schlaftrunkenen, Berauſchten, im Schooße der Luſt Schwelgenden, herzufallen; ſeine Truppen waren bald in aller Stille geordnet und erhielten gegen Mitternacht das Zeichen zum Angriff. Ein beträchtlicher Theil ſah ſich übermannt, und fiel unter den Säbeln und Dolchen der mit furchtbarem Geſchrei Herandringenden, ohne nur eine Gegenwehr verſuchen zu können. Endlich jedoch gelang es einigen der tüchtigeren Offiziere, darunter ſich auch ein Sohn des Dey's von Algier befand, auf die nächſtſtehenden Pferde ſich zu werfen und eine Anzahl Kriegsvolk ſchnell um ſich zu ſammeln. Und nun ſtanden ſie Tafilets Schaaren längere Zeit mit einem ſo verzweiflungsvollen Muthe gegenüber, daß dieſer nur durch ſeine Uebermacht ſich den bereits vollſtändig geträumten und auf einmal wieder beſtrittenen Sieg ſichern konnte. Endlich löſete ſich alles in wilder Verwirrung auf, und was nicht im Treffen erſchlagen worden, ſuchte auf den raſchen numidiſchen Roſſen das Weite. Sultan Gailan befand ſich mit in dieſer Zahl; zu ſpät hatte er den ihm geſpielten Betrug gewahrt und alles gethan, was in ſeinen Kräften geſtanden, um dem treuloſen Feinde einen geordneten Kampf zu bieten; nachdem er die Auflöſung ſeiner Kriegsſchaaren mit angeſehen und bereits ſelbſt zwei Wunden empfangen hatte, flüchtete er auf einem friſchen, kaum noch zur rechten Zeit ihm gebrachten Pferde, nach der Stadt Alcazar, wo er, jedoch unter Thränen, von ſeinem Harem nach wenigen Stunden Abſchied nahm. Er begab ſich hierauf nach Arzilla und ſammelte daſelbſt die Trümmer ſeines Heeres. Faſt alle die tapferſten Führer

waren in der Schlacht umgekommen, und vor allen andern ſchmerzte ihn der Verluſt Monkada's, des algieriſchen Prinzen, welcher erſt, nachdem drei Pferde ihm unter dem Leibe erſtochen, und er ſelbſt mit Wunden bedeckt worden, nicht ohne glänzende Blutrache an den ihn bekämpfenden Feinden, ſeinem Schickſal erlegen war.

Gailan ſetzte nun ſeine ganze Hoffnung auf den engliſchen Beiſtand, ſo wie auf das gemeinſame Intereſſe, welches alle noch nicht unterjochte Fürſten wider die gemeinſame Gefahr der ihnen drohenden Tyrannei Tafilets unter ſich und gegen dieſen Eroberer verbinden mußte. Allein die Engländer, welche aus dem Vertrage mit dem Fürſten eines blühenden Reiches großen Nutzen gezogen haben würden, fanden ſich nur wenig bemüßigt, ihre Waffen und Schätze zum Schirm eines Unterlegenen zu wagen, und der Anblick der Verwüſtungen Tafilets, welche bis unter die Mauern Tangers ſich erſtreckten und auf Selbſterhaltung und kluge Unparteilichkeit ſie beſchränkten, trug wenig dazu bei, ihre Geſinnung zu ändern. Mit den ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln war unter den gegenwärtigen Umſtänden nichts auszurichten, und bis Verſtärkung aus Europa oder den Kolonien kam, war es zu ſpät, um erfolgreich aufzutreten. Inzwiſchen ſendeten ſie doch einen Bevollmächtigten nach Arzilla, dem geſchlagenen Sultan eine Verſtärkung, beſtehend aus einem Theile der Beſatzung von Tanger, anzubieten, damit doch die Ehre des abgeſchloſſenen Vertrages zum Scheine wenigſtens gerettet würde. Der Bevollmächtigte traf gerade ein, als eine Botſchaft Tafilets ebenfalls in die Stadt geritten kam, um Gailan den Leichnam Monkada's und die Wiedereinſetzung in ſein Land, unter der Bedingung des Huldigungseides an ihn, als künftigen Oberherrn, anzutragen. Der Sultan lehnte ſowohl die ihm etwas verdächtig gewordene Freundſchaft der Britten, als die Vorſchläge Tafilets ab; doch benahm er ſich dabei mit

beſonnener Würde, empfing die Botſchafter ſeines Feindes mit Aufmerkſamkeit, und erlaubte ſogar einem derſelben, welcher früher Kadi von Algier geweſen, ſeine Weiber und Schätze aus Arzilla mitzunehmen. Im Uebrigen zeigte er ſich um dieſe Zeit ſtrenger und grauſamer als je, wo er Widerſtand erlitt, oder Verrath witterte. Als die Kaufleute zu Fez, denen er befohlen hatte, Häuſer daſelbſt für ſeine Soldaten zu bauen, in ſicherer Erwartung eines Umſchwungs der Dinge, vernachläſſigt, ließ er einen Theil von ihnen an Orangebäume binden und mit Säbeln entzweihauen; den Reſt rettete bloß die beredte Fürſprache gegen ein Löſegeld von 30 Centnern Silbers. Die Frauen und Töchter der Getödteten, welche ſich weigerten, zu dieſer Kontribution beizutragen, wurden auf die Folter geſpannt und blutig gegeißelt. Den meiſten ließ er auch die Brüſte zwiſchen den Deckel eines Kaſtens legen, auf den ſofort der Sultan, welcher der Execution beiwohnte, ſelbſt hinaufſprang, um ſie zur Entdeckung der verborgenen Schätze zu zwingen. Als die Gepeinigten nun endlich in Alles gewilligt, entgingen ſie gleichwohl nur durch die Verwendung des edlen Alcayden Loueti dem Tod in den Wellen des Fluſſes.

Fortan ſtand Tafilet Niemand mehr gegenüber, welcher im Stande geweſen wäre, ihm Beſorgniſſe einzuflößen, als der Dey von Algier und die Stadt Tetuan. Erſteren trieb die Erinnerung an den erſchlagenen Lieblingsſohn, letztere die Beraubung ihres Gebietes zu unverſöhnlicher Feindſchaft. Da jedoch ihrer Beider Macht nicht von ſolcher Bedeutung war, um angriffsweiſe wider einen ſiegestrunkenen Feldherrn, wie Tafilet, auszureichen, ſo beſchloſſen ſie, von den Umſtänden das Beſte zu erwarten; der Eroberer ſelbſt hielt es ebenfalls für angemeſſen, eine Zeit lang Waffenruhe eintreten zu laſſen und im Beſitze des neu Errungenen ſich zu befeſtigen. Ueberall beſtellte er daher Statthalter aus der Mitte ſeiner vertrauteſten

Hauptleute, legte hinreichende Beſatzungen in die wichtigeren Orte ein, und verſuchte es ſogar, mit den Engländern in ein freundſchaftliches Verhältniß ſich zu bringen, jedoch, trotz glänzender Anerbieten, ohne Erfolg, da ſie ſeine Treuloſigkeit wie ſeine Macht allzuſehr fürchten mußten, um Verbindungen in die Dauer eingehen zu können. Ja ſie erhoben ſich ſogar, als Gailan in Arzilla von ihm angegriffen wurde, mit einem Male nun zu kräftiger Unterſtützung deſſelben und ihre Ingenieure und Artilleriſten, welche das Geſchütz der Vertheidiger leiteten, vereitelten alle Anſtrengungen Tafilets, welcher in dieſer Hinſicht noch am ſchwächſten organiſirt war.

Dieſe Beihilfe von Chriſten war um ſo merkwürdiger, als gerade dieſer Fürſt und ſeine Unterthanen durch einen ungewöhnlich finſtern Haß gegen die Bekenner des Evangeliums und erſterer durch die härteſten Verfolgungen derſelben im ganzen Umkreis ſeines Gebietes ſich ausgezeichnet hatten. Gailan zählte im Ganzen bloß noch an die 2000 Streiter, welche jedoch ſo gut Stand hielten, daß er von Zeit zu Zeit Ausfälle unternehmen konnte, welche Tafilet ſehr empfindlich fielen und reiche Beute zum Erfolge hatten. Nichts deſto weniger brachte ſelbſt dieſer Vortheil dem Sultan Schaden; da es die eigenen Unterthanen waren, welche hier ausgeplündert wurden. Zwiſchen Tafilet und Gailan alſo in die Mitte geſtellt und von Beiden gleich ſehr mißhandelt, neigten ſie ſich doch zuletzt, in der Erbitterung des Herzens, mehr dem tapfern Feinde zu, und die Sachen Gailans, welchem ſie einſt bei einem neuen Streifzug über 400 Leute erſchlugen. wurden immer ſchlechter. Die Verzweiflung trieb ihn zu einem letzten Schritt; er ſandte eine Botſchaft nach Konſtantinopel, welche das Land Suz dem Padiſchah, als künftigen Oberherrn, antragen und dafür deſſen Beiſtand zu ſeiner Wiedereinſetzung erbitten ſollte; für den allerſchlimmſten Fall behielt er bloß den Beſitz von Arzilla

ſich noch vor, falls ſein Plan größere Schwierigkeiten haben ſollte; in dieſem Fall wollte er gerne mit Tafilet Frieden ſchließen, oder vielmehr den von letzterem ihm, um den Preis völliger Unterwerfung, niemals verweigerten ſich gefallen laſſen. Zu gleicher Zeit bewarb er ſich neu um Unterſtützung von Algier aus. Allein dieſer Schritt erbitterte die Mauren, welche nur mit äußerſtem Widerwillen an die Möglichkeit türkiſcher Einmiſchung in die innern Angelegenheiten Nordafrika's dachten, ſo ſehr, daß ſelbſt die Freunde unter ihnen, welche bisher ſtandhaft geblieben, jetzt von ihm abfielen, und Tafilet ſich näherten, ja endlich ſich mit demſelben völlig verſöhnten, und Gailan ihm zu überliefern trachteten. Seines Lebens nimmermehr ſicher, entging der Fürſt den von allen Seiten ihm bereiteten Nachſtellungen nur durch die ſchleunigſte Flucht aus Arzilla, und er verweilte längere Zeit, als gemeiner Berber verkleidet, in Algier, wo er Zeit genug hatte, über den Wechſel der Dinge, und die Geſtaltungen der Zukunft, an welcher er gleichwohl nimmermehr verzagte, reiflich nachzudenken. Inzwiſchen ſetzte Tafilet den Lauf ſeiner Eroberungen ungehemmt fort und gewann nicht nur das Reich Marokko im ſpecielleren Sinne, ſondern auch noch mehrere andere anſtoßende Provinzen. Seine Kriegsmacht wuchs immer mehr an und er hatte Verſtand genug, die Gemeinſchaft mit Chriſten nicht zu ſcheuen, ſondern ſich ihrer Ingenieure und Artilleriſten zur Vervollſtändigung und Bedienung ſeines Geſchützes, deſſen Gebrechen er vor Arzilla kennen gelernt, ebenfalls zu bedienen.

Die Engländer waren ihrer Seits nicht minder klug und ſuchten die Freundſchaft des furchtbaren Nachbars, welche ſie noch kurz zuvor verſchmäht, jetzt in verdoppelter Betriebſamkeit auf.

Während Tafilet, mit 120,000 Pferden und zahlloſem Volke zu Fuß, noch zu Felde lag und verheerend land-

einwärts zog, war Lord Howard mit kostbaren Geschenken (darunter mehrere Geschützstücke von trefflichem Kaliber) so wie mit hinreichenden Vollmachten zu Abschließung eines Bündnisses und mit Vorschlägen zur gemeinschaftlichen Belagerung Algiers, erschienen. Die Ankunft des Eroberers mußte jedoch vorher abgewartet werden; er hatte so eben eine neue glänzende Trophäe errungen durch die Einnahme dreier bis jetzt unüberwindlich gehaltener Bergschlösser; in Marokko aber hatte er durch mehrere Handlungen den allgemeinsten Schrecken verbreitet. Er ließ die Leiche des vor kurzer Zeit verstorbenen Scherifs öffentlich ausgraben und verbrennen (der größte Schimpf, welcher dem Andenken eines Todten, nach den Begriffen jenes Volkes zugefügt werden konnte); hiermit nicht zufrieden, befahl er auch, die vor ihm flüchtigen Söhne, davon der erstere zum Nachfolger seines Vaters ernannt worden, der andere aber einen Theil des Reiches usurpatorisch schon früher an sich gerissen hatte, einzubringen und hinzurichten. Ihre Köpfe wurden auf dem Stadtthore der Stadt mit schmachvoller Ueberschrift aufgepflanzt; den ganzen Harem sandte er nach Algier, um ihn daselbst auf dem Bazar verkaufen zu lassen. Der Dey gab jedoch solches nicht zu und verstärkte dadurch das zwischen ihnen beiden bestehende seitdselige Verhältniß.

Tafilet traute von der Zeit an den Arabern, welche unter ihm dienten, und die er den Algierern geneigt glaubte, nicht mehr so ganz; er nahm ihnen in Masse ihre Pferde und Gewehre und stellte sie unter strenge Aufsicht. Im übrigen handhabte er Recht und Gerechtigkeit mit Strenge und Unparteilichkeit, und hielt eine Reihe so verschiedenartiger Staaten, in welchen noch kurz zuvor Anarchie und Gewaltthat an der Tagesordnung gewesen, durch die Energie seines Wesens und den Zauber seines weithin gefürchteten Namens in Zucht und Ordnung.

Dieser Umstand, so wie die Heftigkeit des afrikani-

ſchen Charakters, die eigenthümliche Beſchaffenheit der von ihm beherrſchten Völker müſſen bei den begründeten Klagen gegen die Grauſamkeit mancher Maaßregeln mit, in die Wagſchaale gelegt werden. Mitten in einem Lande wo bisher Diebſtahl und Raub als natürliche Sachen gegolten, herrſchte eine Sicherheit, daß Niemand es wagen durfte, auch nur einen Sack mit Datteln, der auf der Landſtraße gefunden ward, ohne Gefahr des Lebens zu berühren. Rings zierten die Köpfe hingerichteter Straßenräuber die Thore und Alleen; jeder Bewohner, der einen ſolchen beherbergte, jeder Douhar, in deſſen Gebiet eine Unordnung vorfiel, büßte mit ſeinem eigenen Kopf. Ohne irgend eine Beeinträchtigung brachten die Landleute jetzt ihre Produkte nach Marokko und Fez. Auch von perſönlicher Enthaltſamkeit liefert Tafilets Geſchichte mehr als einen Zug; er, dem die Wolluſt Lebensglück und einziger Genuß war, ſandte die ſchönſten Frauen und Mädchen, welche von zitternden Häuptlingen für ſein Harem beſtimmt worden, unentweiht zurück. Nachdem er eine ſolche Menge von Thaten vollbracht, legte er ſich nunmehr auch den Titel eines Padiſchah oder Kaiſers bei (1670).

Tafilets auswärtige Politik zeigte ſich ſehr beſonnen und verſtändig; er reizte weder Portugieſen, Spanier und Britten, noch liebte er eine nähere Berührung mit ihnen; er erklärte, als Lord Howard ſeine diplomatiſche Miſſion fortzuſetzen bemüht war, daß er keineswegs geſonnen ſey, die Anſiedlung von Fremden und beſonders von Chriſten auf der afrikaniſchen Küſte zu dulden; ſelbſt die Reiſe des Lords über Land nach Salé duldete er nicht, da dieß eine chriſtliche Feſtung war und der Sekretär Howards, ſo wie mehrere andere Perſonen, welche in ſeinem Lager zurückgeblieben waren, konnten hierin keine Sinnesänderung erwirken.

Der Mangel an Lebensmitteln, Centſtanden durch die

Wegnahme ſämmtlicher Landbebauer zu Kriegsverrichtungen) nöthigte den Kaiſer zur Rückkehr nach Fez. Hier überraſchte ihn die Nachricht von einer Art Contrerevolution, welche der älteſte Sohn des von ihm getödteten Bruders, des Beherrſchers von Tafilet, gewagt und mit Wegnahme einer nicht unwichtigen Feſtung, ſo wie mit dem Zuſammenzug einer Maſſe von bewaffneten Landleuten begonnen habe. Dem jungen Prinzen gebrach es nicht an Geld, da er einen Theil der Schätze ſeines Vaters in ſeine Gewalt bekommen hatte und die Verführung der Unterthanen Tafilets durch dieſes unfehlbare Mittel drohte zuzunehmen. An dieſe unerwartete Kunde reihete ſich eine andere von ſehr beträchtlichen Kriegsrüſtungen des Dey's von Algier und ſeiner Verbündeten. Verſchiedene tapfere Feldherren, Türken von Geburt, und ebenſo der vertriebene Gailan, welcher zur rechten Zeit ſein Incognito abgelegt, waren hier an die Spitze geſtellt worden.

Tafilet brach alsbald mit 3500 Mann auserleſener Reiterei wider ſeinen Neffen auf und hinterließ Befehl, noch eine größere Zahl ihm nachzuſenden. Die Nachrichten über die ferneren Fortgänge und letzten Schickſale dieſes Eroberers lauten ſehr verworren; mehrmals ſcheint er mit bedeutenden Widerwärtigkeiten zu ringen gehabt und Niederlagen erfahren zu haben; es ließ ihn ein in europäiſchen Zeitungen erſchienener Brief aus Tanger einſt mit bloß noch vier Pferden nach Marokko ſich flüchten, und die ganze Berberei in Waffen wider ihn ſtehen. Allein er erholte ſich ſtets wieder von ſeinen Unfällen, und ſpätere Berichte zeigten ihn von Neuem an der Spitze von 80,000 Mann vor den Feſtungen Suſa und Sante Croce, die Einwohner in Verzweiflung, und endlich ſeine Fahnen ſiegreich auf deren Thürmen; die chriſtlichen Bewohner hatten mit Noth, und mit Zurücklaſſung eines großen Theils ihrer Kaufmannsgüter, aus letzterem Orte ſich gerettet. Im Jahr 1671 ſtand Tafilet mit mehr als

90,000 Mann vor Salé, daſſelbe umlagernd und hart bedrängend. Marmora, Ceuta, Tetuan und Algier waren die zunächſt bedrohten Punkte. Engliſche und teutſche Soldtruppen und viele kampfgeübte Eingeborne, von tüchtigen Offizieren befehligt, befanden ſich dießmal unter des Kaiſers Fahnen. Eine große Idee ſchien ſich deſſelben zu bemächtigen; er träumte von der Rache des Islams in und an Spanien; den zahlreichen Mauren, welche in demſelben noch zerſtreut wohnten, ſchlug das Herz hoch bei den Nachrichten von dem Kriegsgenie und den Thaten ihres Landsmannes; bereits ſahen ſie im Geiſte ein großes Kaliphat dieß- und jenſeits der Meerenge erneuert. Die ſpaniſchen Behörden unterſagten bei ſchwerer Strafe das Verbreiten von Neuigkeiten aus Afrika. Zugleich traf man auf verſchiedenen Punkten Vertheidigungsanſtalten für mögliche Fälle.

Allein bereits war dem gewaltigen Wirken Tafilets ein Ziel geſetzt. — Einige Berichterſtatter melden, daß ſeine Lieblingsgemahlin, eine Tochter des von ihm ermordeten Sultans von Marokko, um den Vater zu rächen, als eine zweite Roſimunde, ihm Gift gereicht habe; nach Andern aber ſtarb er auf ganz verſchiedene Weiſe. Er hatte ein großes Feſt veranſtaltet, um ſein vierzigſtes Lebensjahr zu feiern, (denn nicht älter war der Vollender ſo vieler geräuſchvoller Thaten auf dem Culminationspunkte ſeiner Macht); alle nach den Sitten und Begriffen dieſer Zeit und dieſer Länder erdenkliche Pracht war hierbei entfaltet worden. Die ſchönſten Jünglinge führten Spiele, die lieblichſten Mädchen ihre feurigen Nationaltänze auf und entfalteten ihre Reize in den üppigſten Stellungen. Der Wein floß in Strömen, und in doppelter Trunkenheit dieſes ſüßen Giftes und der Wolluſt ſchwelgend, verlor Tafilet allmählig den Gebrauch ſeiner Sinne. Als er deßhalb, von den wilden Geiſtern getrieben, und noch einmal von unbändigem Lebensmuthe dahin

gerissen, auf den kühnsten seiner Renner sich warf und nach einer Pomeranzenlaube in seinem Garten ritt, wo eine, von den schönsten Frauen seines Harem bereitete Scene voll plastischer Glut seiner harrete, stieß er sich an einem starken Baumzweige so heftig an, daß das Gehirn ihm zerschmettert wurde, und er nach drei Tagen in dem Schooße seiner Lieblingssultanin, unter fürchterlichen Schmerzen seinen Geist aufgab, nicht ohne laute Klagen über sein Mißgeschick und die Tücke feindseliger Mächte, die an Vollbringung von so manchem noch vorbereiteten Großen ihn gehindert. In sein ausgedehntes Ländergebiet theilten sich jetzt seine Verwandten und Freunde, über welche sämmtlich zuletzt der tapferste und verwegenste, der berühmte Tyrann Mulei Ismael, ein jüngerer Bruder Muley-Archid's, die Oberhand gewann; ein Mann, dessen Geschichte mit blutrothen Fäden sich durch die Annalen eines langen Zeitraumes in Nordafrika zieht, und welcher selbst die Nerone und Tamerlane an raffinirter wie an brutaler Tyrannei, Grausamkeit und Wollust überbietend und mit Schah Nadir und Aurengzeb kaum vergleichbar, als ein merkwürdiges Beispiel von der Geduld des Menschengeschlechtes dasteht.

VII.

Leopold der Zweite,

als Geſetzgeber in Toscana und als Kaiſer von Oeſterreich und Teutſchland.

Mit Recht hat ein geiſtvoller italieniſcher Schriftſteller Leopold einen Fürſten genannt, welchen man nie ſo ſehr werde preiſen können, daß er es nicht noch mehr verdiente, und welcher gezeigt, wie viel ein mit gutem Willen verbundener, geſunder Verſtand, für die Glückſeligkeit der Völker vermag, wenn beide zum Wohl der Wahrheit angewendet werden.

Da es weder unſere Abſicht iſt, eine förmliche Biographie, noch eine vollſtändige Regierungs-Geſchichte dieſes Souverains zu liefern, (obgleich dieſe Aufgabe eine von Hiſtorikern erſten Rangs noch zu löſende und ihres Talentes würdige Aufgabe genannt werden muß), ſondern bloß eine Skizze in größeren Umriſſen von einem thatenreichen öffentlichen Leben, vorzüglich in der Richtung nach Innen, zu entwerfen — ſo werden wir Leopold in ſeinen zwei Hauptperioden, als italieniſcher Fürſt und als teutſcher Regent, und, was die letztere betrifft, wiederum in den verſchiedenſten Verhältniſſen zu dem Oeſterreichiſchen Staatenbunde und in denjenigen betrachten, welche die Stellung als Kaiſer von Teutſchland ſowohl zum Reiche, als zum Auslande, hervorgerufen hat.

Wenn auch in beiden Hauptperioden bleibender Ruhm an ſein Andenken ſich heftet, ſo iſt doch gewiß die erſtere die bei weitem glücklichere zu nennen, da die Umſtände ihm hier vergönnten, in einem, wenn gleich kleineren Ganzen als Menſch, Geſetzgeber und Regent die volle

Kraft ſeines Geiſtes zu entfalten, ſeinen Ideen in ihr
ganzen Umfange Ausdruck zu geben, und die Schöpfu
gen, welche er, als den Forderungen der Zeit und
Bedürfniſſen ſeines Volkes angemeſſen hielt, und ü
welche er durch anhaltende Studien und mehrjähr
Reiſen in ſeiner Erfahrung gereift und geläutert, mit
eins geworden war, ſiegend über die Hinderniſſe ei
Lebens zu führen, während dort die größere Zahl von
durchkreuzenden Intereſſen, ſo wie die verwickeltere
der Dinge und die Macht der Ereigniſſe Schwierigke
und Hemmungen jeder Art ihm bereiteten, welche zu
ſiegen auch einer größeren Kraft in ſo kurzer Zeit
möglich geworden ſeyn würde. Ebenſo umfaßt die
Periode ein ungleich reicheres Jahr von Zahlen, oder
mehr das ganze Leben des Fürſten, während dem R
der Teutſchen und dem Stammhauſe Oeſtreich nur w
über zwei Jahre lang vergönnt war, ihn als Beherr
zu beſitzen *).

Als Leopold nach dem Tode ſeines Vaters F
Stephan (i. J. 1765) den Thron von Toscana beſtieg,
er die Geſetzgebung und Adminiſtration, den öffentl
Unterricht und das Kirchenweſen in gleich großer Ana
der lange Bürgerkrieg und die Parteiſucht, welche
hunderte lang den von der Natur zur Glückſeligke

---

*) Hauptquellen für die italieniſche Periode Leopolds
Memorie sulla constituzione di governo immaginata dal
duca Leopoldo da servire alla Istoria del suo regno in To
Reginaldo Tancini: Istoria dell' Assemblea degli arciv
e vescovi della Toscana, tenata in Firenze l'anno 1787. F
1788. 7. Vol. — Memoires de Scipio Ricci, Evêque de P
traduits d'après les manuscrits originaux par Mr. de
Pfantoſe, aber höchſt brauchbare und reichhaltige Mate
ſammlung. 3. v. 1826. — Carlo Botta: Storia d'Italia d
— 1814. — T. J. A. Coppi: Annali d'Italia dal 1750.
lati. T. J. Roma 1824.

ſtimmten, an materiellen und geiſtigen Hülfsquellen ſo reichen Staat durchwühlt, hatten in allen öffentlichen Verhältniſſen ihre Spuren zurückgelaſſen. Nicht nur paßten manche Geſetze, welche der Haß der ſiegreichen Partei gegen die überwundene und die Beſorgniß vor neuen Unternehmungen derſelben, dem Gemein-Weſen auferlegt, nicht mehr auf den jetzigen Zuſtand, und trugen einen Charakter von Abgeſchmacktheit oder Rohheit, welchen die fortgeſchrittene Zeit verwarf, ſondern ſie waren nicht einmal unter ſich ſelbſt in Einklang und Zuſammenhang, und ſo viele bedeutende Städte und Flecken im Großherzogthum ſich vorfanden, eben ſo viele Legislationen herrſchten auch darin. Dieſer Umſtand veranlaßte Ungewißheit vor den Gerichtshöfen, Streitigkeiten über die Competenz, Langſamkeit im Geſchäftsgange, ein Stillſchweigen der Armen aus Ueberdruß, ein willkürliches Zögern der Reichen, leicht vorkommende Ungerechtigkeiten, Untergang von Familien und unvermeidlicher Groll. Auch der Handel, durch welchen Florenz einſt vorzugsweiſe blühend und groß geworden, erfreute ſich weder des Schutzes, noch der Aufmunterung von oben; der Ackerbau blieb ohne Pflege; für das Eigenthum war die nöthige Sicherheit verſchwunden. Das Landvolk ſchmachtete unter hartem Druck; alle Klaſſen der Bevölkerung aber, welche nicht durch Privilegien geſchützt waren, trugen faſt eine unerſchwingliche Laſt von Abgaben, ſo wie der Zinſen einer unverhältnißmäßig ſchweren Staatsſchuld.

Der neue Großherzog ſah daher ein weites Feld für Reformen vor ſich; aber unerſchreckt durch die Größe des Uebels, das er zu heilen ſich berufen und gedrungen fühlte, ſo wie durch die Unzahl von Schwierigkeiten, die ſich ihm bei ſeinem Unternehmen in den Weg ſtellten, verfolgte er ſein Syſtem, über welches er lange zuvor reiflich nachgedacht, mit klarem Geiſte und entſchloſſenem Willen. Minder elaſtiſch und genial, als ſein kaiſerlicher Bruder in

Wien, hatte er außer vielen andern zufälligen Vortheilen, welche das Reformgeschäft ihm erleichterten, über denselben den Vorzug jener philosophischen Ruhe, welche auch widerstrebende Geister bezwingt, und durch die Milde in den Formen selbst mit einer verhaßten Sache aussöhnt, während der herausfodernde Ungestüm, welcher bei stolzen, raschern Naturen meist aus dem Gefühle inniger Ueberzeugung von der Güte ihrer Handlungen und der Reinheit ihrer Absichten hervorgeht, der Widerstand nur noch heißer entflammt und die Kräfte der Gegner stählt.

Es hielt schwer, den Toscanesen in kurzer Zeit das Gefühl der Vaterlandsliebe einzuflößen, und ihnen die ganze Wichtigkeit des Einklangs der Meinungen vom öffentlichen Wohl durch abstimmende Versammlungen und Beschlüsse begreiflich zu machen; nicht minder: daß die Interessen des Throns und des Volkes nur ein einziges gemeinschaftliches Interesse bildeten. Die Schwierigkeit war um so größer, als man den Versuch nach Verfluß von Jahrhunderten machte, und der Zustand des gegenwärtigen Volkscharakters demjenigen, der für das Gelingen des Planes erforderlich war, völlig widersprach. Dieser Charakter war das Ergebniß des bis dahin angewendeten Erziehungssystems, mittelst dessen man die Geister stets mit der größten Sorgfalt von jeder Theilnahme am öffentlichen Leben abgehalten hatte.

Um den vorgesteckten Zweck zu erreichen, schlug der Großherzog den klug berechneten Weg ein, daß er die Privat-Interessen zur Mitwirkung an dem, von dem allgemeinen Interesse geforderten Werke erregte und den Toscanesen den Werth der Aeußerung ihres Willens durch das Stimmrecht begreiflich machte. Eine tüchtige Gemeinde-Ordnung oder Municipal-Verfassung stellte sich daher als erstes und unerläßliches Bedürfniß und als die Unterlage dar, auf welcher allein mit Erfolg weiter reformirt und aufgebaut werden konnte.

Hiemit hieng nothwendigerweiſe auch ein verbeſſertes Erziehungs- und Unterrichts-Syſtem zuſammen; denn man konnte nicht hoffen, daß die neuen Ideen Wurzel ſchlügen, und die eingewurzelte Entartung der Mehrzahl des Volkes beſiegt werden könnte, ohne die Verbeſſerung des öffentlichen Geiſtes, ohne die Aufklärung der Nation über ihre wahre Bedürfniſſe und über die zu Erreichung des allgemeinen Wohles nothwendigen Mittel.

Die Befreiung der Gewerbe von den bisherigen Feſſeln und die Geſtattung freier Verfügung über jedes Privateigenthum war die dritte große, vorbereitende Maaßregel zur Begründung eines vernünftigen und naturgemäßen Repräſentativ-Syſtems. Darauf folgte die Einführung der Gleichheit vor dem Geſetze. Die Privilegien einzelner Gerichtsſtellen, Kaſten, Corporationen, Individuen verſchwanden, und die Rechte der Feudal-Herrſchaft wurden auf eine der Monarchie und dem Volke zuträgliche Weiſe beſchränkt.

Ein eigenes Geſetz ſchaffte die Fidei-Commiſſe und Subſtitutionen im ganzen Umfange des Großherzogthums ab; doch blieben Alle, welche ſchon im Beſitze waren und am Tage der Bekanntmachung des Geſetzes noch lebten, oder welche aus Ehen entſproſſen waren, die vor dieſem Zeitpunkte geſchloſſen worden, in ihren Rechten geſchützt.

Ein höchſt lächerlicher Mißbrauch hatte in Toscana lang zuvor beſtanden, nämlich: eine gewiſſe Anzahl Aemter florentiniſchen Bürgern bloß aus dem Grunde zu verleihen, weil ſie in Florenz geboren waren; auch dieſem half man ab und führte die Wählbarkeit der Aemter ein; nämlich ſo, daß von mehreren vorgeſchlagenen Candidaten der Großherzog den einen oder andern ernannte; ſpäter ward hiezu eine eigene Commiſſion delegirt.

Die Zunftcorporationen und Handlungs-Innungen mit ihrem Gerichts- und Gewerbe-Zwang mußten ebenfalls freieren Beſtimmungen Platz machen. In dem

Geſetze über die zur todten Hand gehörigen Perſonen traten weſentliche Milderungen ein, wenn auch das Ganze zur Zeit noch nicht abgeſchafft werden konnte. Die vielen Chikanen und Streitigkeiten darüber verminderten ſich, und alle künftigen Erwerbungen oder Veräußerungen wurden von der Genehmigung der oberſten Staatsregierung abhängig gemacht.

Die geiſtlichen Güter, welche bisher keine Abgaben oder dieſelben auf parteiiſche Weiſe begünſtigt, entrichtet hatten, mußten hiefür in billigem Verhältniſſe zu den Leiſtungen der übrigen Staatsbürger mit an den öffentlichen Laſten tragen.

Die Abſchaffung des St. Stephans-Ordens, als eines ausſchließlichen Inſtitutes für Adelige, und die Vereinigung ſeines großen Beſitzthums mit den National-Domänen, ebenſo eine Reform des Adels ſelbſt nach zeitgemäßeren Formen war beſchloſſen und vorbereitet; aber allerlei Ereigniſſe und Umſtände verhinderten die Ausführung. Heftigen Widerſtand, zumal von Seiten Livorno's, deſſen materielle Vortheile hiedurch ſehr gefährdet ſchienen, erregte die Abſchaffung des Geſetzes, welches gegen bloß bürgerliche Schuldner das perſönliche Verfahren und die Einthürmung geſtattete. Der Handelsſtand fand an Leopold's Miniſtern, welche ohnehin nicht mit allen Maaßregeln ihres Souveräns übereinſtimmten, eine mächtige Stütze, und es ward daher auch bald eine Ermäßigung der, wie ſie glaubten, allzuweit getriebenen Milde durchgeſetzt.

Die Umgeſtaltung der Gerichtshöfe und der verſchiedenen Verwaltungs-Zweige in den Provinzen, ſo wie eine verhältnißmäßigere Stellung zu den höheren Tribunalen und der Central-Adminiſtration blieb ebenfalls nicht vergeſſen, ſondern man traf in dieſem Punkte die nöthigen Einrichtungen auf eine Weiſe, daß ſie künftig dem Gange

einer konſtitutionellen Regierung ſich anſchließen konnten, ohne daß es neuer Veränderungen bedurfte.

Die Reihe kam ſofort auch an die Prohibitiv-Geſetze und Monopolien, wodurch gewiſſe Klaſſen oder Individuen, welche die Eintreibung der Staatseinkünfte in Pacht genommen, zum Nachtheil der Geſammt-Bevölkerung auf ärgerliche Weiſe bevorzugt geweſen waren. Ihr ferneres Daſeyn vertrug ſich nicht mit dem Genuſſe der Gewerbefreiheit. Die Finanzpächter hörten alſo plötzlich auf und damit eine der drückendſten Plagen des Landes; doch erhielten ſie, weil die Regierung durch Kontrakte gebunden war, eine angemeſſene Entſchädigung aus der Staatskaſſe.

Nachdem die Regierung zur Epurirung des Finanzweſens den erſten Schritt gethan, mußten auch viele andere Neuerungen folgen. Die Staatsſchuld ward von ihr abhängig gemacht und in eben ſo viele Privatſchulden und Privatguthaben zwiſchen den wahren Staats-Gläubigern und Staatsſchuldnern abgetheilt; jedoch ſtets im Verhältniß zu ihren Abgaben von den unbeweglichen Gütern. Dieß machte denn auch derjenigen Adminiſtration ein Ende, welche die Beiträge aller Bürger erhob, den Gläubigern der Staatskaſſe die Intereſſen bezahlte und über die Verminderung der Schulden Rechnung hielt; ebenſo ſahen ſich die Schuldner leichter, als bisher, in den Stand geſetzt, ihre Privatſchulden heimzubezahlen. Die Amortiſation der Staatsſchuld gehörte zu den praktiſch nützlichſten aller von Leopold erlaſſenen Maaßregeln und ihre Unterdrückung unter der folgenden Regierung rächte ſich empfindlich genug in den Rückwirkungen.

Die ſchönſte Perle jedoch in der reichen Krone von Leopolds legislatoriſchen Verdienſten war unſtreitig die Reform der Criminal-Geſetzgebung und des Criminal-Prozeſſes, ſo wie auch des bürgerlichen Geſetzbuches. Der Parteilichkeit und Willkür der Richter wurden Schranken geſetzt, die Todesſtrafe, die Folter, das Crimen laesae

(majestatis?) die Confiscation der Güter, der Eid der Schuldigen aufgehoben. Man setzte fest, daß die Rechtssachen durch förmliche Instanz entschieden werden sollten, und der Kläger für die Wahrheit der Klage haften müsse; daß die vor Gericht nicht wieder Erschienenen in die Vollständigkeit der Vertheidigung eingesetzt würden; daß aus den einlaufenden Strafgeldern eine besondere Kasse errichtet werden sollte zum Wohl und zur Unterstützung jener Unschuldigen, welche der nothwendig freie Gang der Justiz den Beschwerlichkeiten eines Prozesses, ja oft selbst des Gefängnisses, unterwürfe, so wie nicht weniger um den wegen der Verbrechen Anderer Verurtheilten beizustehen, woraus „eine bewundernswürdige Sache," wie Botta mit Recht ausruft, — ein Fiscus entstand, welcher gab, statt zu nehmen." Ebenso wurden die Strafen in ein richtigeres Verhältniß zu dem Verbrechen gebracht; der Auditore di Ruota Vernaccini und der Consigliere Ciani erhielten zugleich den Auftrag, einen neuen Codex für Toscana abzufassen. Beide Männer genoßen, sowohl rücksichtlich ihrer Talente als ihrer Gesinnung, das öffentliche Vertrauen und rechtfertigten ganz die Wahl ihres Fürsten.

Das Criminal-Gesetzbuch Leopold's erfreute sich großen Beifalls in der gebildeten Welt, und wiewohl es nicht ohne Fehler war, und die raffinirte Chikane der Gerichtshöfe, so wie die niedrige Habsucht mancher Angestellten Spielraum genug fand, um noch durch fremdartige Zusätze und Einschiebsel manche wohltätige Bestimmung zu entstellen und zu vereiteln, so entsprach doch im Ganzen ziemlich fühlbar der Erfolg den Bemühungen des edlen Großherzogs. Die Zahl der Verbrecher minderte sich, die Gefängnisse wurden leer oder nur dünne bevölkert, und ein milderer, humanerer Geist durchwehte allmählig das öffentliche, wie das Privatleben.

Bei all diesen Vorbereitungs-Maaßregeln zu Einfüh-

rung ſeiner, Toscana zugedachten, Verfaſſung blieb Leopold nicht ſtehen. Der Waſſerſtaat, bei welchem die Arbeiten der Dämmen und die Vertheidigungsmittel des Ufergebiets gegen die Wellen Hauptabtheilungen bildeten, nahm ſeine ganze Sorgfalt in Anſpruch. Die große Zwietracht, welche ſeit längerer Zeit unter den Uferbewohnern geherrſcht, hatte nicht ſelten die traurigſten Folgen nach ſich gezogeu; dieſe trachtete Leopold zu ſtillen, und ſeine oberſte Gewalt auf eine Weiſe vermittelnd oder gebietend dazwiſchen treten zu laſſen, daß die Intereſſen aller derjenigen zuſammengefaßt wurden, welche bei der Sache betheiligt, und daher auch zur Tragung der Koſten gehalten waren. Der Großherzog trat als Beſchützer und Haupt aller verſchiedenen Privatbehörden auf; das Gewicht der Auflagen für die Fluß- und Kanal-Arbeiten fieng an, weniger drückend zu werden; die Erpreſſungen und Plünderungen, Prellereien und Plackereien der Behörden und der Subalternen hörten auf, die Schulden des Reſſorts wurden geregelt, und die Geſellſchaften auf die möglichſt erleichternde Weiſe der Staatsregierung allein für große Summen verbindlich gemacht. Dieſe einzige Reform war ſchon eine Rieſen-Arbeit, und erforderte eine Geduld, eine Mäßigung, eine Local-Kenntniß und ein Detail-Studium, daß man nicht genug denjenigen bewundern konnte, welcher mit kühnem Muth zur Abhülfe die unerſchütterlichſte Beharrlichkeit trotz aller Hinderniſſe verbunden hatte.

Der Großherzog bemerkte bald die von ihm und ſeiner Commiſſion in dieſer Angelegenheit begangenen Fehler, da das Ganze allmählig in die Hände eines zwar geſchickten, aber nicht ganz uneigennützigen Finanzminiſters und an die Stelle der alten Uebelſtände eine Reihe von neuen Mißverhältniſſen gekommen war; er entſchloß ſich zu einer vollſtändigen Reform in der Verwaltung der Gemeinden, Flüſſe und Straßen. Nach langen und lebhaften Erörterungen wurde von Neuem jeder Geſellſchaft

von Interessenten die Administration ihrer Arbeiten an den Flüssen und Kanälen und die Liquidation ihrer Schulden und Ausstände überlassen. Das Publikum nahm diese Maaßregel mit Zufriedenheit auf, und unter den betreffenden Gesellschaften entwickelte sich offenbar ein von dem frühern vortheilhaft verschiedener Geist. Leider blieben in der Folge weder sie demselben, noch der Nachfolger Leopolds seinem Systeme getreu, und die Schlaffheit des Nationalcharakters, welche nur allzuoft sich wieder einzustellen pflegte, vereitelte manches Gute wieder ebenso schnell, als es gekommen.

Ein Gesetzes-Entwurf für die Zoll-Angelegenheiten in Verbindung mit einem neuen Zolltarif bildete unter den bisher aufgeführten Vorreformen den Schluß. Der Großherzog trachtete hiebei, die Verwaltung so einfach und allgemein verständlich als möglich zu machen, damit man in Zukunft nicht mehr nöthig hätte, eine Instruktion für die Beamten und selbst eine öffentliche Belehrung für Reisende, Kauf- und Fuhrleute u. s. w. aufzusetzen. Die Strafen für unfreiwillige Uebertretungen sollten vermieden und die Kunstgriffe abgeschnitten werden, womit subalterne Beamte Leichtgläubige und Betrüger mit gleicher Strenge umgarnt hielten. Der Zolltarif zeichnete sich durch Einfachheit und Kürze aus, statt daß er bisher einen ganzen dicken Band ausgefüllt hätte. Alle Bezeichnungen geschehen mit Namen, die Jedermann verständlich waren, und der bureaukratische Sanscrit, welcher bisher die vernünftige Welt und das arme Volk so sehr geplagt, hörte auf, dieses letztere, so wie die Beamten selbst verwirrt zu machen. Der Abzugs-Rabatt und die Thara bei den Waaren bildeten keine Quelle verdrüßlicher Streitigkeiten mehr; die Verzollung geschah künftig nach dem Bruttogewicht mit verhältnißmäßiger Berücksichtigung der angesetzten Taren nach Maaßstab der angesetzten Thara. Dadurch fielen auch die häufigen Betrügereien und die Strei-

tigkeiten zwiſchen Publikum und Fiscus weg. Die Ausfuhrzölle giengen ein; die Mauthverrichtungen vereinfachten, die Transportkoſten verringerten ſich, und ebenſo wurde an Zeit für beide Theile, den Staat und die Handelswelt gewonnen. Natürlich mußte man nun auch das bisher beſtandene ſogenannte „Privilegium der Zölle" bei den Tranſitwaaren abſchaffen, und die vielen kleinen Zollſtätten im Innern des Landes wurden überflüſſig.

Alle Berechnungen erfahrener Staatskünſtler und National-Oekonomen ſtimmten darin überein, daß der Staat durch das neue Syſtem gewinnen werde, ſtatt zu verlieren; aber nicht das ganze Publikum theilte dieſe Anſicht. Die Ausführung der Maaßregeln, welche ſo eben getroffen worden, führte eine beträchtliche Verminderung von Stellen und Aemtern herbei, welche eine große Anzahl von Individuen und Spekulanten in ihrem Privat-Intereſſe verletzte. Der Großherzog, von Vorſtellungen dagegen beſtürmt, beharrte ſtandhaft auf dem einmal Beſchloſſenen; aber Miniſter und Beamte wußten in den Vollzug ſolche Langſamkeit zu bringen, daß, als Leopold ſpäter Toscana verließ, die Sache eben nicht ſehr weit gediehen und das Zollſyſtem nur theilweiſe in Wirkſamkeit getreten war.

An dieſe Zoll-Reform reihete ſich noch die Trennung der Staatseinkünfte von den Gütern, welche von der ausgeſtorbenen Dynaſtie der Medici herrührten, ſo wie von dem Ertrage der Confiscationen und Erwerbungen. Eine beſondere Kaſſe ward für die letzteren errichtet, „die Kaſſe der Krone" genannt; ſie wurde, unabhängig von den Miniſtern, durch eine von dem Fürſten unmittelbar geleitete Behörde verwaltet; zugleich aber ſtellte man die Güter, um welche es ſich handelte, ſowohl gerichtlich als außergerichtlich, und auch in Hinſicht auf die Abgaben, unter das allgemeine Landrecht des Großherzogthums. Auch in dieſem Punkte ſtieß Leopold bei ſeinen Miniſtern,

und namentlich bei dem der Finanzen, auf harten Widerstand, ohne nachzugeben oder die Bestätigung der Maaßregel erst von einer künftigen National-Versammlung abzuwarten, auf welche von mancher Seite deßhalb nachtheilig eingewirkt werden konnte.

Da eine National-Versammlung das Recht und die Fähigkeit, die vaterländischen Interessen öffentlich zu verhandeln, in sich schließt, so war die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, welche Leopold ebenfalls anordnete, eine Art Vorschule dafür. Die toscanischen Rechtsgelehrten, welchen die geheimnißvolle Dunkelheit und die Buchstabenfülle des schriftlichen Verfahrens nach dem bisher beliebten Schleppsysteme gewinnreicher und für Ausspinnung von Chikanen tauglicher geschienen, empfiengen diese wichtige Neuerung mit Tadel und Murren.

In dem Grundgesetze selbst, welches für die Toscaner hätte verkündigt werden sollen, bildeten nachstehende Bestimmungen den Hauptinhalt:

„Der Wille des Großherzogs muß bei Abfassung des Gesetzes mit der Nation in Einklang gebracht werden."

„Die Ausführung des Gesetzes ist dem Großherzog anvertraut und zu diesem Zwecke derselbe mit der Gewalt und dem Oberbefehl des Heeres bekleidet, innerhalb der in der Constitutions-Akte heimlich bezeichneten Grenzen."

„Die Nation wird vertreten durch Gemeinde-, durch Provinzial-Versammlungen und durch eine allgemeine National-Versammlung."

„Jeder Mann, der über 25 Jahre alt, besitzt das Petitions-Recht; er kann es vor den Gemeinde-Versammlungen seines Wohnortes ausüben, jedoch bloß über örtliche Gegenstände, hinsichtlich welcher die Entscheidung den Behörden dieser Gemeinden zustand. Die Form der Petitionen wird vorgeschrieben."

„Aus mehreren Gründen bildet sich ein Provinzial-

Distrikt; in demselben sollen die Provinzial-Versammlungen abgehalten werden."

„Diese bestehen aus Abgeordneten der betreffenden Gemeinden; alle Bürger genießen vor denselben das Petitions-Recht in seinem vollen Umfange; doch kann der Inhalt ihrer Bitten sich nur auf Gegenstände beziehen, welche die ganze Provinz berühren."

„In den Gemeinde-Versammlungen wird dieser Inhalt geprüft und durch Stimmenmehrheit entschieden, ob die Petition würdig sey, in Erwägung gezogen und den Deputirten übersandt zu werden, welche sofort dann beauftragt sind, sie vor die Provinzial-Versammlungen zu bringen, woselbst eine neue Debatte und Abstimmung darüber Statt findet."

„Die Provinzial-Versammlungen wählen Abgeordnete zur allgemeinen Versammlung; durch sie werden die angenommenen Petitionen, als Ausdrücke der National-Wünsche, überreicht."

„Die allgemeine aus den Provinzial-Deputirten gebildete Versammlung tritt jährlich zu einer bestimmten Zeit zusammen, ohne vorausgegangene Einberufung oder Einladung. Ihre Sitzungen werden abwechselnd in Pisa, Siena, Pistoja und Florenz gehalten." (Hinsichtlich Livorno's entwarf man einen besondern Plan.)

Als erster Grundsatz der Politik in Leopolds Constitution wurde die Beobachtung strengster Neutralität gegen alle Nationen (selbst gegen die Barbaresken nicht ausgenommen) zu allen Zeiten und unter allen Umständen zu Wasser und zu Lande aufgestellt, und somit der Regierung das Recht jedes Offensiv- oder Defensiv-Bündnisses von vorneherein benommen. Der Großherzog verkündigte dieß in einem eigenen, höchst merkwürdigen Manifest an alle Höfe, welches er seiner Charte vorausgehen ließ.

Dieselbe setzte unter allerlei Anderem auch noch fest:

daß die Armee stets national und auf dem für jenes Neutralsystem berechneten Fuße eingerichtet seyn sollte: sie verbot den Bau der Festungen und Forts und befahl die Hinwegschaffung des Geschützes und der Magazine aus den gegenwärtig noch vorhandenen. Nur in Bezug auf Livorno, wegen der Sicherheit für den Handel, so wie auf die Meeresküsten und auf die Inseln Porto-Ferrajo, Horgone und Higlio ward eine Ausnahme gemacht. Ferner ward die Freiheit des Handels ausgesprochen. Keine Staats-, Provinzial- und Gemeinde-Schulden sollten hiefür mehr contrahirt werden können. Die Gemeinden wurden hinsichtlich der bereits vorhandenen angehalten, nach einem festgesetzten Reglement sie abzuzahlen. Auf das Vermögen der Krone, welches man für unveräußerlich, untheil- und unverpfändbar erklärte, sollten keine Schulden erhoben werden können; das Deficit der Einkünfte dieser Krongüter zur nöthigen anständigen Unterhaltung des Großherzogs und seiner Familie wird durch eine jährliche Ergänzungssumme aus der Staatskasse gedeckt. Der Großherzog weigerte sich, eine bestimmte Civilliste, so wie Nadel-Gelder, Appanagen und Prinzessin-Steuern vom Staate anzunehmen.

Ein weiterer Artikel verfügte, daß das Gebiet von Toscana nicht durch Erwerb neuer Besitzungen sollte vergrößert, aber auch eben so wenig ein Theil des vorhandenen abgetreten oder vertauscht werden können. Die Uneigennützigkeit des Souveräns gieng so weit, daß er durch eine andere Bestimmung den Prinzen seines Hauses die Aussicht abschnitt, Kirchenpfründen zu erhalten, deren Ernennung von dem Großherzoglichen Patronate abhieng; ja daß er sie sogar von sämmtlichen Civil- und Militär-Stellen im Staate ausschloß. Dieses Verbot wurde jedoch auf die Prinzen fremder regierender Prinzen ausgedehnt.

Der Großherzog behielt sich das Begnadigungs-Recht vor, jedoch nur zur Verminderung oder Milderung kör-

perlicher Strafen bei verurtheilten Verbrechern und keineswegs bei Geldstrafen. Für die bürgerlichen Rechtsfälle beraubte er sich freiwillig des Gnadenrechts. In der Organisation der Gerichtshöfe ward besondere Rücksicht auf Gründe der Billigkeit genommen.

Herzerhebend und großartig erklärt Leopold im Eingange zu all' diesen Anordnungen: nur ein schwacher und schlechter Despot könne sich erhaben über das Gesetz dünken; das Gesetz sey vorhanden, um in letzter Instanz über Rechte der Parteien zu entscheiden; behalte sich ein Fürst das Recht vor, zu Gunsten der einen oder andern Partei dem Gesetze Schweigen aufzuerlegen, so müsse dieß als ein Mißbrauch seiner Gewalt betrachtet werden; ein solcher Mißbrauch aber sey ursprünglich bloß aus der Schmeichelei von Richtern entstanden, die sich aus Unklugheit, Wankelmuth oder Ignoranz zu dieser neuen Art von Gnade gewendet, ohne bedeutenden Schaden oder wenigstens ohne Unbilligkeit gegen die Partei, deren Gegner die Parteilichkeit des Gesetzes so ungerecht begünstigt. Wenn das Gesetz nicht gut, müsse man es reformiren; wenn es nicht deutlich, erklären; wenn es unvollständig, durch Zusätze oder Verbesserungen ergänzen. Eine solche Neuerung dürfe aber erst dann geschehen, wenn die öffentliche Meinung und der National-Wille sich darüber ausgesprochen, und niemals, um einem schon obschwebenden Privathandel zur Unterstützung zu dienen.

Die übrigen Bestimmungen, welche auf die vollziehende Gewalt und die königliche Prärogative sich bezogen, enthielten ungefähr dasselbe, was die meisten neueren Verfassungen. Aber auch die Rechte und Verpflichtungen der gesetzgebenden Gewalt oder der National-Repräsentation waren mit größter Genauigkeit und Sorgfalt festgesetzt und bezeichnet; die Bemerkungen, die Selbstgeständnisse und das politische Glaubensbekenntniß, das Leopold überall hier wieder in die einzelnen Paragraphen einver-

webt, flößen Achtung für den edlen Geiſt und das wohlwollende Herz in hohem Grade ein. Er erklärte die Kenntniß des Zuſtandes und der Bedürfniſſe des Landes im Ganzen und im Einzelnen für die nothwendigſte Angelegenheit eines Fürſten, nachdem er den Thron beſtiegen, und für das einzige Mittel, um dem Vertrauen zu entſprechen, womit ein ganzes Volk ſich ſeiner Regierung unterworfen; daher verlangte er mit Wärme, daß nie etwas von dem in der Kammer Geſprochenen oder von dem Inhalte der Petitionen aus falſcher Ehrfurcht, oder vielmehr aus Schmeichelei gegen den Fürſten verborgen oder verſchwiegen bleibe. Niemals dürfe man vorausſetzen, daß der Fürſt einen andern Wunſch oder Willen haben könne, als das öffentliche Wohl in ſeiner ganzen Bedeutung; Alles, was nicht damit übereinſtimme, müſſe der menſchlichen Schwäche oder Irrthümern, denen die Fürſten, wie andere Menſchen ausgeſetzt, zugeſchrieben werden.

Unter den weſentlichen Pflichten der National-Repräſentanten war obenan geſetzt: die Pflicht, die Verfaſſung unbefleckt zu bewahren, und mit ehrenvollem Muthe ſich allem dem zu widerſetzen, was die Tendenz habe, die Wirkſamkeit des Grundgeſetzes zu ſchmälern, oder ſeiner Gewalt ſich zu bemächtigen. Es geſtattete der Entwurf ſogar die Anzeige von Petitionen und Schriften, welche Vergehen gegen das Grundgeſetz enthielten, bei der National-Verſammlung, ja ſelbſt die Anzeige von Fehlern in den Aktenſtücken und Verfügungen, die von einer von dem Fürſten oder dem Miniſterium anerkannten Autorität herrührten. Indem er wiederholte, daß über Alles, was nicht der Großherzoglichen Prärogative vorbehalten ſey, ſtets die Nation entſcheiden werde, verhieß Leopold niemals andere, als ſolche Vorſchläge zu machen, welche der Nation würdig wären; er ermahnte die Repräſentation, bei ihren, dem Fürſten vorzulegenden Entwürfen daſſelbe zu beobachten.

Hinsichtlich der Finanzen wurde ein jährlicher Rechenschafts-Bericht über Einnahme und Ausgabe verbürgt und der Chef des Departements für verpflichtet erklärt, alle von den Volks-Vertretern begehrten Aufschlüsse und Erläuterungen zu ertheilen. Der Großherzog band sich und seinen Ministern so sehr die Hände, daß er selbst Besoldungs-Erhöhungen, Pensionen und Gratifikationen doppelt, nämlich von der vollziehenden Gewalt und von der National-Repräsentation bestätigt wissen wollte. Die Verantwortlichkeit der Staatsdiener, vom Minister abwärts, war in der Art festgestellt, daß jeder, der die allgemeine Unzufriedenheit über seine Amtsführung sich zugezogen, ohne Hoffnung einer Wiederanstellung entsetzt werden konnte; daß aber die Unzufriedenheit eine allgemeine sey, welche durch Stimmen-Einhelligkeit von Seite der National-Repräsentation entschieden werden. In diesem Fall bedurfte es keiner Genehmigung des Großherzogs mehr.

Die Thronfolge wurde nun ebenfalls fester bestimmt, so wie die bei dem Regierungs-Antritt eines neuen Fürsten, gegenüber der Landes-Repräsentation zu beobachtende Akte. Es war verfügt, daß keine Lehen übertragen, und die erloschenen nicht wieder erneuert werden konnten. Auflagen, Taxen und Zölle sollten auf dem bei Beschwörung der Constitution bestehenden Fuße beibehalten und weder erhöht, noch vermindert werden. Den Beamten dieser Resorts wurde die jährliche Rechnungs-Ablage zur Pflicht gemacht, und der Finanzminister hatte sie mit einem kritischen General-Bericht an die National-Versammlung zu begleiten. Der Verkauf oder die Verpachtung von Zöllen, Taxen, Auflagen, ein Fall, der früher häufig eingetreten, blieb, so wie auch die Ertheilung jedes Gewerbs- oder Handels-Privilegiums, strenge verboten.

Wenn nicht eine Reihe der bisher aufgezählten Bestimmungen die Gewissenhaftigkeit des Großherzogs dargethan, so hätten es schon die skrupulösen, alle möglichen

Fälle der Einwirkung menschlicher Eitelkeit, Habsucht, Bestechlichkeit und Willkür genau berechneten Reglements für die Deputirten-Wahlen und die National-Versammlungen thun müssen.

Der Menschenfreund und der Philosoph werden bei Durchlesung des wunderbaren Aktenstückes, welches lange vor der Schild-Erhebung des revolutionären Frankreichs abgefaßt wurde, einer innern Begeisterung sich nicht erwehren können, da er alle Forderungen des vernünftigen Rechts, wie die Schulweisheit, sie in ihren Idealen und Theorien aufgestellt, darin verwirklicht, und die Gewalt zu Gunsten der Freiheit des bei weitem größten Theils ihrer Rechte freiwillig sich begeben sieht; allein der mit den Möglichkeiten des öffentlichen Lebens, dem Kulturzustande der einzelnen Völker, mit der Gesammtmasse der Erscheinungen und dem Verhältniß der Theorie zur Praxis vertrautere Geschichtschreiber wird von diesem Enthusiasmus weniger miterfaßt sich zeigen. Indem er daher aus voller Seele den menschenfreundlichen und großartigen Gesinnungen jenes Fürsten die gebührende Huldigung bringt, erblickt er in dem Werke Leopolds, das unter dem Einfluß der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und der Ideen eines Montesquieu, Filangieri, Beccaria u. s. w. zur Reife kam, nur einen neuen Beweis, wie mißlich es ist, staatsrechtliche Gebäude ohne die gehörige historische Unterlage aufzuführen.

Die Staatsgewalt hatte sich in dem Entwurfe der Constitution so stark beschnitten, daß sie wohl selbst bei einiger reiflicherer Ueberlegung sich von der Unmöglichkeit überzeugen mußte, mit derselben regieren zu können über ein Volk, wie das toscanische, und unter Zeitverhältnissen, wie die damaligen. Es bedurfte daher nicht einmal der äußern Hindernisse, welche von Seite der Minister, der Beamten, der privilegirten Kasten, ja von Seite der Volksmasse selber kamen; die inneren genügten schon. Der

Entwurf gelangte daher nicht zur Ausführung, und die Verfassung wurde nicht verkündigt; allein der Geist, welcher sie diktirt, und die Gesinnung, welche sie durchwebt, blieben die gleichen, und die Vorarbeiten, welche Leopold für das größere Werk unternommen, entwickelten, da er während einer fünf- und zwanzigjährigen Regierung sein humanes System getreu und standhaft verfolgte, die segensreichen Resultate, auch ohne die Constitution für das Land; die Landwirthschaft wurde befördert, die Gewerbe und der Handel kamen empor; die Bauten und Kanäle, Landstraßen u. s. w. bildeten einen Gegenstand fortwährender Sorgfalt des Großherzogs. Die Aufhebung der Inquisition machte der Erklärung in gemäßigter Weise Bahn; die Geister und die Sitten nahmen eine edlere Richtung, und sowohl die verbesserte Criminal-Gerichtspflege, als die so zweckmäßig angelegten Straf- und Verbesserungs-Häuser trugen hiezu nicht wenig bei. Ganz Europa pries die Weisheit der Staatswirthschaft und die Einfachheit des Hofes von Peter Leopold.

Aber auch noch ein anderer Ruhm war ihm vorbehalten, wiewohl, je nach den Ansichten, welche die Parteien in diesem Punkte von einander trennten, die Urtheile auf verschiedene Weise sich gestaltet haben, nämlich der Ruhm des Reformators im Kirchenwesen, besonders in dem Theile, der die Disciplin betraf. Zog sich Leopold hinsichtlich seines hier eingeschlagenen Systemes mannigfachen bittern Tadel zu von Seite solcher, welche Schmälerung langbehaupteter Rechte oder Gefahren für die Religion, die Kirche selbst, daraus hervorgehen sahen, so kamen doch alle über die Reinheit seiner persönlichen Absichten in der Sache überein, und die Schuld wurde auf Einflüsse aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft, so wie auf die Verführungskünste eines von Ehrgeiz entflammten und von eigener Weisheit trunkenen Priesters gewälzt.

Toscana hatte seit mehreren Jahrhunderten gegen den

Klerus und das Mönchthum einen ungemeſſenen Hang von Freigebigkeit gezeigt; die Maſſe des Volks hatte ſich ſelbſt arm gemacht, um einen kleinen Theil von ſich zu bereichern. Die Jeſuiten und die Bulla Unigenitus, ohne Widerſtand einſt aufgenommen, drückten ſchwer auf das Land; der größte Theil der Geiſtlichkeit ſtand unter ihrem Joche. Aber um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ja ſchon früher, hatte ſich eine Reaction zu entwickeln begonnen, und zwar war dieſelbe aus den Lehren von Port Royal und dem Janſenismus hervorgegangen. Die tugendſtrengen, tiefſinnigen, ſcharfdialektiſchen, kraftaufregenden Werke von Arnauld, Nicoe, Dughet, Gourlin und Quesnel wurden Lieblingslektüre der katholiſchen Prieſter. Der Biſchof von Piſtoja, Ypoliti, ein Mann von großer Gelehrſamkeit und reinem Wandel, beſchützte und begünſtigte dieſe Richtung. Der Unwille wider die Jeſuiten und ihre gewaltſame, anmaßungsvolle Herrſchaft, verbunden mit der laxen Moral und den noch gefährlicheren politiſchen Grundſätzen, hatte in den oberen, wie in den niederen Kreiſen genauere Unterſuchungen ihres Thuns und Treibens, und die Verwirrung in der Kloſterwelt eine ſcharfe Kritik und heftige Klagen über den Zerfall aller Disciplin hervorgerufen.

Noch konſequenter und ſtrenger trat Ypoliti's Nachfolger, Scipio Ricci, auf, welcher durch gleiche Tugenden, wie jener, und eben ſo ſehr durch eine Reihe der ſchätzbarſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſich auszeichnete. Mit dem Großherzog Leopold, gegen deſſen Perſon und Politik er die größte Verehrung trug, und deſſen Reformen er befördern half, genau einverſtanden, berief er im Jahr 1787 eine Verſammlung der Biſchöfe Toscana's ein, und legte denſelben 57 Punkte vor, welche ſämmtlich auf die Reform der Kirchen-Disciplin ſich bezogen, und in denen der Geiſt des Gallikanismus vorherrſchte. Viele von ihnen wurden genehmigt, andere ermäßigt, noch andere aber bis auf günſtigere Zeitumſtände vertagt.

Leopold, ermuthigt durch die Beſchlüſſe dieſes National-Conciliums, welches in Allem auf die Beſtimmungen des kanoniſchen Rechtes ſich ſtützte, nahm nun allerlei wichtige Reformen vor. Die Pfarreien wurden hiefür durch Concurrenz vergeben und ihre Einkünfte vermehrt. Die Taxen, welche bisher von ihren Inhabern an fremde Biſchöfe hatten entrichtet werden müſſen, hörten auf; alle auf Pfarr-Beneficien liegenden Penſionen wurden für aufgehoben erklärt. Man änderte die Anwendung der zum Gebrauche für gleichgültige oder wenig nützliche Religioſen beſtimmten Fonds ab, und beſtimmte den Ertrag ſolcher Kapitalien zu Vermehrung der kümmerlichen Einnahme der bedürftigſten Pfarrer. Als natürliche Folge jener Maaßregel und ähnlicher Verwilligungen giengen auch die Zehnt-Eintreibungs- und andere Emolumente der Stola ein. Die Pfarrer wurden an ihren Aufenthaltsort gebunden. Man ſteuerte gleichfalls der Simonie, welche ſo gewaltig allenthalben überhand genommen; Niemand konnte in Zukunft mehr als eine bleibende Pfründe genießen. Alle Beſitzer bleibender Pfründen wurden den Kirchen, für welche dieſelben urſprünglich gegründet waren, und ebenſo die gewöhnlichen Geiſtlichen derjenigen Pfarrkirche, unter welcher ſie ſtanden, einverleibt; ſie blieben von dem Pfarrer abhängig, und hatten überdieß noch die Verpflichtung, denſelben in ſeinen Amts-Verrichtungen zu unterſtützen. Die Beneficien, welche die Kirche beſtritten hatte, und ferner beſtritt, konnten einzig und allein durch geiſtliche Schenkung oder Regierungs-Befehle ertheilt werden; die Ordens-Geiſtlichen und Chor- oder Domherren hiengen vom Pfarrer ab, und wurden angehalten, demſelben in allem Nöthigen beizuſpringen. Für den Unterhalt armer oder kranker Geiſtlichen wurde Sorge getragen; dagegen hob man alle Eremiten (mit Ausnahme der für nützliche Dienſte tauglich erfundenen), ſo wie ſämmtliche Geſellſchaften, Congregationen und Brüderſchaften auf, und an

ihre Stellen traten wohlthätige Gesellschaften. Die Kirchen, Oratorien, Refektorien und Wohnungen der aufgehobenen sollten den Pfarrern unentgeltlich zukommen, die Ordens-Geistlichen allein vom Bischof abhängen. Es war ferner verfügt: kein Ordenskleid könne vor dem achtzehnten Jahre an- und kein Profeß vor dem vier- und zwanzigsten abgelegt werden. Man verbot die Einkleidung von Nonnen unter zwanzig und den Profeß derselben unter dreißig Jahren. Die Inquisition blieb abgeschafft; die Censuren Roms, in so fern sie weltliche Strafen bezweckten, und die Excommunications-Monitorien sollten beim auswärtigen Forum weder ausgeführt, noch öffentlich bekannt gemacht werden. Das Privilegium der Geistlichen, Laien vor ihr Gericht zu ziehen, gieng ein. Man beschränkte die Wirksamkeit der Kurien auf rein geistliche Gegenstände und ihre Urtheile auf rein geistliche Strafen. Endlich kam man überein, durch die rechtmäßigen Bischöfe alle zwei Jahre eine Diöcesan-Versammlung einzuberufen, damit die Reinheit der Lehre und die Heiligkeit der Disciplin aufrecht erhalten werde. Alle diese Beschlüsse, so unangenehm sie dem heiligen Stuhle, wegen des damit verbundenen Aufsehens und der Streifung bedeutender materieller Interessen, auch erscheinen mochten, konnten in Rom mit Fug nicht wohl angegriffen werden, da sie nichts enthielten, was im Widerspruche mit dem rein katholischen Lehrbegriff und der oberpriesterlichen Gewalt des Pabstes gewesen wäre. Die Beschlüsse der Concilien früherer Jahrhunderte, ja die ausdrückliche Billigung mancher Kirchenväter und Päbste sprachen für sie, und es war bloß der kanonische Geschäftskreis der Bischöfe in seinem alten Umfang wieder hergestellt. Allein der Bischof von Pistoja blieb hiebei nicht stehen, sondern er verbreitete Doctrinen, und ließ solche auch von der Kanzel und durch Schriften verbreiten, welche die Richtung auszudrücken schienen, dem Staate eine Oberleitung der Kirche in die

Hände zu ſpielen. Alle ſeine Maaßregeln, welche das jus circa sacra der weltlichen Regierung ſo beträchtlich erweiterten, bahnten zugleich eine Emancipation des Epiſcopats von dem römiſchen Stuhle an, und die Uebertreibungen mancher eifriger Anhänger Ricci's riefen eine feindſelige Stimmung und Haltung von Seite derjenigen Partei hervor, auf deren Sturz es abgeſehen war. Auch Glaubensſätze, oder ſolche, die man dafür hielt, und Kirchen-Gebräuche, welche ein langes Alter geheiligt und der fromme Irrthum der Völker mit den Dogmen zuſammengeſchmolzen hatte, wurden angetaſtet. So erklärte Ricci ſelbſt das Fegfeuer für eine Fabel; ſo wollte er in jeder Kirche nur einen einzigen Altar aufgeſtellt, die Liturgie in der Volksſprache abgefaßt und mit lauter Stimme vorgetragen wiſſen. Der Ablaß galt ihm für eine ſcholaſtiſche Erfindung, die Abhaltung eines National-Conciliums für einer der kirchenrechtlichen Wege, um die langen Streitigkeiten wegen des Glaubens und der Gebräuche mit einem Male zu beendigen.

Der römiſche Hof fühlte ſich durch dieſe Sprache auf das tiefſte verwundet und ſeine Autorität in der Wurzel angegriffen. Nachdem ſeine Gegenvorſtellungen bei dem Hofe zu Florenz, wie bei dem Biſchof fruchtlos ſich gezeigt, verdammte er jenen Theil der Beſchlüſſe des Conciliums von Piſtoja. Daſſelbe erfreute ſich jedoch des Schutzes von Leopold, und Ricci's Geiſt blieb der vorherrſchende. Der ganze Umfang der Reformen des Großherzogs trat in den überaus intereſſanten Verhandlungen ans volle Licht, beſonders nachdem auf ſeine Veranſtaltung die zahlreichen Akten der Verſammlung vollſtändig dem Drucke übergeben worden. Sein Lob ertönte aus manchem beredten Munde, und das Ausland zollte ihm Bewunderung. Die Gegner leiſteten jedoch heftigen Widerſtand, und ausgezeichnete Vertheidiger Roms und ſeiner Rechte und Anſprüche traten mit gelehrten Waffen, wie

mit Bitterkeit gegen den Großherzog, ſo gegen deſſen Schützling in die Schranken. Ein heißer Kampf der Meinungen entzündete ſich, Rom glaubte ſich in großer Gefahr, und da ohnehin Joſephs II. gewaltſame Reformen in Teutſchland ſein Aufſehen zu bedrohen ſchienen, ſowendete es das Aeußerſte an, um daſſelbe wenigſtens in Italien, dem Mutterlande, aufrecht zu erhalten. Martini, der Erzbiſchof von Florenz, Mancini, der Biſchof von Fieſola, Franceſchi, der Erzbiſchof von Piſa, und die Biſchöfe von San Miniato, San Sepolcro und Montalcino, Fazzi, Coſtaguti und Pecci waren die Häupter der Centra-Oppoſition.

Die kirchlichen Reformen Leopold's fanden auch unter der Maſſe des Volks den Beifall nicht, welchen er wohl erwartet hatte, für ſo viel auf einmal war dieſelbe nicht vorbereitet. An vielen Orten zeigte ſich große Unzufriedenheit mit den Maaßregeln der Regierung, und da Scipio Ricci theils als Hauptwerkzeug, theils als inſpirirendes Orakel von Allem, was geſchah, betrachtet wurde, ſo kehrte ſich der Haß hauptſächlich gegen ihn. Bei jedem Schritte vorwärts ſtieß er auf Schwierigkeiten der verſchiedenſten Art; Prälaten, Weltgeiſtliche und Mönche kämpften wider ihn und die Regierung entweder offen oder im Stillen. Der Großherzog, getreu ihn ſchützend, blieb unerſchütterlich; ſein eigener Geheimſchreiber und mehrere ſeiner Miniſter huldigten einem andern Syſtem; die Aufhebung von Congregationen und die Einziehung ihrer Güter, welche als Fonds für ein zu ſtiftendes allgemeines Kirchengut erklärt worden, die Viſitationen der Mönchs- und Frauenklöſter, die Bekanntmachung der darin vorgefundenen Unordnungen (bisweilen der gröbſten Art), die Aenderungen in der Liturgie, die Abſchaffung der Diſpenſen, der Wunderbilder, Prozeſſionen ꝛc., endlich die Bekanntmachung der Akten des Conciliums von Florenz verurſachten in Rom eine große Aufregung. Der

Widerſtand blieb im Ganzen fruchtlos, ſo lange noch Leopold in Toscana perſönlich herrſchte; aber mit ſeiner Abreiſe nach Oeſterreich, wohin er auf den durch Joſeph II. Tod verwaisten Kaiſerthron (im Jahr 1790) berufen ward, begann das Unglück für Ricci, ſo wie für das gemeinſchaftliche Reformationswerk. Es erlag den verdoppelten Anſtrengungen der prieſterlichen Reaction; darauf kamen die Invaſions-Kriege der Franzoſen, welche Politiſches und Kirchliches gleich ſehr durchwühlten, und dadurch dem Zuſtande des Landes vor Leopold die Rückkehr zu bereiten ſchienen *).

Aber auch unter Ferdinand III. und ſeinen Nachfolgern erhielt ſich ein groſſer Theil der Leopoldiniſchen Schöpfungen und in des Großoheimes Geiſt wirkt und waltet jetzt der milde und aufgeklärte Jüngling, Leopold III.

Sofort betrachten wir die Wirkſamkeit Leopold's in ſeiner neuen vergrößerten Sphäre. Er ward von ſeinen vielnamigen Unterthanen mit den verſchiedenſten Wünſchen und Beſorgniſſen aufgenommen, und Zeitereigniſſe umgaben ihn mit ſolcher Gewaltſamkeit, daß es ſchwer hielt, jedem nach ſeinen Wünſchen zu willfahren, und zugleich die Einheit und Kraft des Ganzen nach außen zu wahren. Ueberall traten die Parteien mit äußerſter Leidenſchaft hervor. Ungarn war durch die Reformen Joſephs tief aufgeregt und in beinahe revolutionärer Haltung; ja es hatte ſogar gewagt, das Erbrecht des Hauſes Habsburg durch jene Eingriffe in die Conſtitution des Königreichs für verwirkt zu erklären; die Niederlande hatten ihre von Prieſtern, Edeln und Demagogen geleitete Empörung durchgeführt und zur Republik, mit ſeltſamer Miſchung von theokratiſchen, feudalen und demokratiſchen Ideen und Formen, ſich geſtaltet. Auch Böhmen, Oeſterreich und Steuermark waren in Gährung über das eingeführte Steuer-

*) Scipio Ricci II. III. IV.

System. Der Geist des Widerspruchs nahm allenthalben überhand.

Eine mächtige Partei suchte gegen Leopold Mißtrauen auszustreuen; man bezeichnete ihn als Theilnehmer und Fortsetzer der Gesinnungen und Neuerungen seines verstorbenen Bruders, als Feind der Kirche und des Adels. Die Vorgänge von Toscana wurden als Belege gebraucht. Allein dieß war ein offenbarer Mißgriff der Verblendeten und Böswilligen, welche das Wesentliche der katholischen Religion nicht von Mißbräuchen und Formalitäten unterscheiden konnten oder wollten; und die geistliche Gewalt der Kirche als unzertrennbar von priesterlicher Usurpirung der weltlichen betrachteten. Leopold war nichts weniger als ein Feind der Kirche, dieß hat er als Kaiser bewiesen und als Großherzog gewiß nicht widerlegt. Als Oberhaupt eines aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzten Staates erkannte er bald die Nothwendigkeit, mit gefährlichen Reformen einzuhalten und bei allen seinen Maaßregeln mehr Zurückhaltung und Vorsicht anzuwenden, weil er hier nicht wie in Toscana alle Folgen vorhersehen konnte. Ueberdieß hatte die verderbliche Richtung, die der Liberalismus in Frankreich genommen, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; ebenso tiefen die große Noth, der Herzensjammer und die Palinodie seines Bruders in den letzten Regierungstagen. Die Opposition mehrerer Hauptbestandtheile des österreichischen Staatenbundes, die Gefahren von Frankreich herüber und eine persönliche Abgeneigtheit gegen gewaltsame Bekämpfung der Volks-Vorurtheile bestimmten den durch seine Erfahrungen in Toscana ohnehin Ermüdeten zu einem vermittelnden Regierungs-System.

„Er bewies sich", sagt ein österreichischer Historiker, „weise, mild, klug bei den ersten und dringendsten Bitten; aber kalt, ernst und streng bei den weitern und willkürlichen Forderungen."

Zuerſt hatte er die Ungarn zu beſchwichtigen. Der Reichstag, welcher (ſeit langer Zeit zum Erſtenmal wieder) abgehalten und zahlreich beſucht ward, bot ſehr merkwürdige Scenen dar; die Abgeordneten der Geſpanſchaften und freien Städte redeten, voll von dem Gefühl der wieder errungenen Nationalität, und der hohe Adel überbot darin den niedern und die Gemeinen. Das Andenken des verſtorbenen Königs, deſſen Namen ſie ſogar auszuſprechen ſich hüteten, erlitt allerlei Verunglimpfungen; von dem neuen Könige begehrten ſie für die Zukunft allerlei Garantien für die Conſtitution ſelbſt, wie für den Einfluß ungariſcher Selbſtthätigkeit in politiſchen Geſchäften mit dem Auslande, namentlich der Türkei. Sogar unter einzelnen Abtheilungen des Heeres offenbarte ſich große Aufgeregtheit und die Begierde, den ſo eben errungenen Sieg über die Majeſtät dadurch zu benutzen, daß dem neuen Könige ſo viel Zugeſtändniſſe als möglich entriſſen würden.

Leopold zeigte unter ſo kritiſchen Umſtänden größere Faſſung und Haltung, als man von ſeinem bisherigen, mehr zur Weichheit ſich hinneigenden Charakter hätte erwarten ſollen. Er gieng die Wahl-Capitulation nicht ſo ein, wie man ſie ihm vorlegte; vielmehr verwarf er alle erniedrigende Zuſätze und Bedingungen, und wollte bloß die Baſis anerkennen, auf welcher Carl VI. und Maria Thereſia hinſichtlich Ungarns ſich bewegten. Die hart angefochtenen Einrichtungen dieſer zwei Könige hielt er ſtandhaft aufrecht. Als Vermittler ließ er dagegen ſeinen zum Palatinus gewählten Sohn, Erzherzog Leopold, zu.

Die Art und Weiſe, wie Leopold der II. das Toleranz-Geſetz (gegen welches die Mehrheit der ungariſchen Magnaten, Barone und Prieſter mit wüthendem Ungeſtüm auf der Diäta ſich erhoben), ſo wie den ſehr bedrohten Bürgerſtand vertheidigte und ſchützte, gehört zu den ſchönſten Partien ſeiner Regierungs-Geſchichte. Leider gelang es ihm nicht, ein Gleiches für die Landleute, deren

Schicksal ihm zu Herzen gieng, und deren Lage er zu verbessern strebte. Gleichwohl rief der Erzbischof Primas, im Hinblick auf den in den Hauptpunkten zwischen den Ständen und dem Monarchen erzielten Frieden am Schlusse der Reichstags-Sitzung ihm zu:

„Mögen ihre Freunde sich freuen und ihre Feinde erzittern; das ungarische Volk ist nun eins mit seinem Könige, der König nun eins mit seinem Volke."

In Böhmen waren ähnliche Versuche zur Beschränkung der Königlichen Gewalt und zur Ausbreitung der Befugnisse der Stände geschehen; gegen die Josephinischen Schöpfungen drohete ebenfalls von Seite der privilegirten Stände ein heftiger Sturm, aber bald siegte hier die verhältnißmäßig bei weitem größere Bildung. Die Steuer-Regulirung und die Landes-Vermessung mußten zwar preisgegeben werden; doch setzte der König die gleiche Vertheilung der Staats-Last über die Baugründe der Herrschaften, wie der Unterthanen als Entschädigung für dieses schwere Opfer durch! auch blieb den Landleuten die Aussicht, ihre Leibdienste in Geld-Abgaben verwandeln zu können *).

Tumultuarisch waren noch immer die Verhältnisse zu den Niederlanden. Das Priester-Regiment darin, welches den altbrabantischen Löwen mit einem Kreuz und dem dominabitur gentium, als Fahne und Devise, aufgesteckt, wollte die errungene politische Selbstständigkeit fortbehaupten und verweigerte jede Unterhandlung. Der Kaiser zwang die Rebellen durch Waffengewalt zum Gehorsam und führte den Zustand unter Maria Theresia, jedoch ohne den Barrieren-Vertrag, wieder her. Zwar wurden die joyeuse entrée und die blyde incomst bestätigt; aber zum Erstenmal seit Philipps des Guten Tagen standen die Edeln von Brabant, Flandern, Namur und Hennegau

*) Hormayr, Oesterreichischer Plutarch XV.

unbedeckten Hauptes vor ihrem Beherrſcher; die verhaßteſten Neuerungen Joſephs II. waren abgeſchafft; allein die Gemüther dieſes jederzeit und unter allen Umſtänden unruhigen, ſtörriſchen Volkes, blieben unverſöhnt *). Dieß iſt es, was Leopold II. im Innern ſeiner Reiche als Kaiſer und König vollbracht; aber eine noch ſchwerere Laſt von Sorgen und Bekümmerniſſen ſchaffte ihm die auswärtige Politik.

Die Grundſätze und erſten Thaten der franzöſiſchen Revolution trugen immer blutigere Früchte, und riefen immer verhängnißvollere Erſcheinungen herbei. Das Familienblut, wie das Königsrecht ſollte geſchützt werden; aber Leopold erkannte die Gefahren einer Uebereilung, und war lange für ſich ſelbſt feſt entſchloſſen, dem Krater nicht zu nahen, ſo lange nur immer Neutralität ehrenvoll und zuläſſig ſeyn würde. Zu gleicher Zeit waren die Türken und Preußen im Zaume zu halten. Hinſichtlich erſterer hatte der Kaiſer den Gedanken, Alles wieder hergeſtellt zu ſehen, wie nach dem Frieden von Paſſarowitz; hinſichtlich der letztern fürchtete man immer gewaltſameres Umgreifen und Einmiſchen des Kabinets von Friedrich Wilhelm II. im Reiche und an der Polniſchen Grenze; ebenſo hatte es ſich durch geheime Unterſtützung der Rebellen in Belgien und der Malkontenten in Ungarn mehr als verdächtig gemacht. Endlich hatte auch Großbritannien allenthalben die Hände mit im Spiel, und wirkte feindſelig gegen Oeſterreich, da deſſen Verbindung mit dem Bourboniſchen Frankreich, mittelſt des Einfluſſes der Königin Marie Antoniette, ſeinem Intereſſe zuwider war.

Die Politik dieſer Zeit war ohne Edelmuth, Würde und Charakter; die wichtigſten, vitalen Grundſätze wurden nicht ſelten den Intereſſen, Leidenſchaften und Einwir-

*) Ausführlich darüber handelt: Dewez, Histoire de la Belgique. VII.

lungen des Augenblicks aufgeopfert. Wer ſie in allen ihren Einzelnheiten und geheimen Fächern kennen lernen will, der findet in den Geſtändniſſen eines hochverdienten Staatsmannes, der in der Folge an die Spitze der öffentlichen Geſchäfte in Preußen gekommen iſt, Aufſchlüſſe und Belehrung zur Genüge *). Unter allen Fürſten, die damals handelnd auftraten, zeigte ſich Leopold allein aufrichtig, beſonnen und in höherem Sinne achtungswerth.

Die Verträge von Reichenbach wurden die Grundlagen einer plötzlich veränderten Politik. Leopold kam mit der Pforte in Frieden, mit Preußen in Ausgleichung, mit Großbrittanien in Freundſchaft. Die Nothwendigkeit gemeinſamen Auftretens wider die Revolution wurde inniger erkannt; die Politik der Herzberge und Kaunitz wurde mit dieſen Miniſtern ſelbſt aufgegeben.

Von dieſem Zeitpunkt an nahm man auch eine bedeutende Aenderung in den Regierungs- und Verwaltungs-Grundſätzen im Innern des Kaiſerreichs wahr; der Joſephinismus machte reißende Rückſchritte; Klugheit, Nothwendigkeit und Conſequenz ſchienen zu verlangen, daß Alles entfernt werde, was gleiche Erſcheinungen, wie in Frankreich, herbeizuführen ſchon durch Macht und Reiz des Beiſpiels im Stande wäre. Der öffentliche Geiſt und die Volksſtimmungen wurden ſorgfältiger, als bisher, überwacht. Die Maaßregeln der Reform im Kirchenthum hörten auf, und die Aufrechthaltung aller vorhandenen religiöſen Inſtitute erſchien wichtig in einem Augenblick, wo die Religion ſelbſt ſo furchtbar bedroht und Weſentliches vom Unweſentlichen oft nicht ſo genau unterſchieden wurde, ſo weit jede Experimentirung gefahrvoll ſeyn konnte.

Die franzöſiſche Revolution hatte ſich demnach zum

*) Mémoires d'un homme d'état. (Le prince de Hardenberg.) 3 Vol.

gröſsten Schaden der teutſchen Reform entwickelt; ihre Thorheiten und Verbrechen brachten Stillſtand in Vielem hervor, was Herrſchern, wie Leopold, noch kurz zuvor nützlich und heilſam erſchienen. Die Heiligkeit des Königthums und die Idee unbedingten Gehorſams traten ſchärfer hervor, als bisher, und der Staat wollte ſie in ihrer ganzen Reinheit und Strenge anerkannt wiſſen. In den kanoniſchen Verhältniſſen zum römiſchen Hofe hielt man die Joſephiniſchen Grundſätze, wiewohl mit gröſserer Schonung für die Form und in den Formen feſt. In dieſem Syſteme war auch ſchon früher die Erziehung des Thronfolgers Franz geleitet worden. Die herausfordernden Beleidigungen der franzöſiſchen Bewegungsmänner waren nicht ſehr geeignet, eine Milderung zu bewirken, wohl aber dienten ſie dazu, es noch mehr zu befeſtigen und auszubilden. Die Zuſammenkunft Leopolds des II. mit Friedrich Wilhelm zu Pillnitz, welche am 27. Auguſt 1791 Statt gefunden, gab dem, was bisher bloſs Grundſatz und Gedanke geblieben, hinſichtlich der Verhältniſſe zu Frankreich, Ausdruck und That. Ein Kreuzzug wider die ausſchweifende Revolution ward als ausgemachte Sache betrachtet; doch hinderte noch zur Zeit die Neutralitäts-Erklärung Groſsbrittaniens; die Verfaſſungs-Annahme Ludwigs XVI., das Racheſchwert zu ziehen. Die Stimmung Leopolds wurde plötzlich friedlicher, die dreifarbige Fahne zugelaſſen, das Verbot gegen den franzöſiſchen Geſandten zurückgenommen; der Kaiſer gieng weder in Rusſlands Anträge, noch in Guſtavs III. ſeltſame Plane ein; erſt als die Assemblée legislative den Beſchluſs vom 29. Dezember 1791 erlieſs, wodurch alle diejenigen für Feinde Frankreichs erklärt wurden, welche in ſeine innern Angelegenheiten ſich miſchen oder die Ausgewanderten zu bewaffneter Rückkehr unterſtützen würden, erklärte ſich auch Leopold für den Krieg, aber er erlebte ihn nicht mehr, denn ſchon am 1. Merz ſtarb er plötzlich, ehe er ein

zur Versöhnung einleitendes Schreiben des Königs Ludwig XVI. erhalten hatte *).

Ein teutscher Geschichtschreiber, welcher mit großer Wahrheitsliebe und Mäßigung seine Schilderungen abzufassen und seine Stellung als österreichischer Staatsdiener mit den Pflichten seines wissenschaftlichen Berufes zu vereinigen gesucht **), entwirft von Leopold II. folgendes Bild.

„Sowohl das teutsche Reich, als die österreichischen Erbländer verloren an ihm einen Regenten, dessen treffliche Eigenschaften zu den schönsten Erwartungen berechtigten. Es fehlte ihm weder an Einsicht, noch an gutem Willen und Thätigkeit, um diejenigen Länder, über die er zu gebieten hatte, zu den blühendsten und glücklichsten zu machen. Bei demselben warmen Eifer, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, besaß er ungleich mehr Vorsicht und Klugheit, als sein Vorfahrer; hatte kaltes Blutes genug, um ruhigen Ueberlegungen Platz zu gestatten; betrachtete dasjenige, worüber er Verordnungen geben wollte, erst von allen Seiten, nach allen seinen Umständen und Folgen, und war fern von jenem Eigensinne, der mit Ungestüm nur seinen Willen geltend zu machen strebt. Menschen, welche gewöhnt sind, nur auf die Handlungen eines Fürsten, und nicht zugleich auf die Zeitumstände zu sehen, legten ihm zur Last, daß er in religiösen und andern Dingen auf der Bahn seines Vorfahrers nicht weiter fortgeschritten sey; daß er die Aufklärung nicht weiter, wie dieser, befördert, daß er Geistlichkeit und Adel zu sehr begünstigt habe. Sie setzten ihn

*) Ueber die Verhältnisse ꝛc. zur französischen Revolution vergleiche die Werke von Bertrand de Moleville, Girtanner, Schlosser, Thiers und Gentz.

**) Schmidt (kaiserlicher Bibliothekar, Historiograph und Bücher-Censor) Geschichte der Teutschen. XIX. 5. K.

aus dieſem Grunde ohne Weiteres in die Klaſſe unaufgeklärter Regenten, aber gewiß nach einem ſehr unbilligen Urtheile. Daß Leopold in Hinſicht auf religiöſe Dinge hell genug dachte, und daß ſeine Abſicht nicht war, Aberglauben und Finſterniß zu befördern und zu unterhalten, beweiſen ſeine rühmlichen Anſtalten in Toscana. Allein der Eigennutz der Geiſtlichkeit ſiegte daſelbſt über ſeine Reformations-Plane; und als er hierauf die Regierung der öſterreichiſchen Erbländer antrat, fand er darin Alles über Joſephs allzuvoreilige Reformation erbittert; die Niederlande in voller Empörung, in Ungarn Alles zum Aufſtande reif, in Oeſterreich und an andern Orten Alles in großer Gährung. Die franzöſiſche Revolution mit allen ihren Uebeln mußte natürlicherweiſe gleichfalls eine große Schüchternheit in ihm hervorbringen. Deſſen ungeachtet hob er nicht Alles, worüber die Völker klagten, auf der Stelle wieder auf; wie ein geſchickter Feldherr machte er dem Feinde jede Spanne Landes, die derſelbe wieder einnehmen wollte, ſtreitig; was er immer ohne große Gefahr ſtehen laſſen konnte, blieb ſtehen."

Als Staatsmann ſollte Leopold das Muſter aller Monarchen ſeyn. Ein Feind aller Verſtellung und jener niedrigen Künſte, wodurch die hohe Politik andere Höfe zuweilen einzuſchläfern und zu überliſten ſucht, gieng er, als ein Fürſt von hohem Ehrgefühle und von entſchiedenem Sinne für Moralität, überall den geraden Weg, entdeckte denjenigen, mit denen er zu thun hatte, ſeine Geſinnungen und Abſichten ohne Zurückhaltung und Schminke, und ſprach und handelte mit einer Offenheit, wovon man vielleicht in der Geſchichte der Staatshandlungen wenige Beiſpiele finden dürfte."

Gleichwie er durch dieſe Eigenſchaften ſich die allgemeine Hochachtung erwarb, ſo zog er durch ſeine Leutſeligkeit und Popularität alle Herzen an ſich. Seine Güte und ſein Wunſch, Allen wohlzuthun, waren ſo groß, daß

er zuweilen mehr versprach, als er leisten konnte. Man stellte an ihm aus, daß er, um Alles, was vorgehe, zu erfahren, geheime Kundschafter bestellt habe, und daß zuerst unter ihm die geheimen Denunciationen in Gang gekommen seyen. Allein es geschah wohl aus keiner andern, als aus der edeln Absicht, den Menschen die Freiheit zu benehmen, Ungerechtigkeiten und andere Verbrechen im Stillen ungestraft zu begehen, oder dem im Verborgenen schmachtenden Elende hülfreiche Hand leisten zu können. Wenigstens hat man nie erfahren, daß er dieses Mittel mißbraucht."

Interessant ist es, mit diesem Urtheil über Leopold dasjenige von neueren Geschichtschreibern zu vergleichen. Geistreiche Winke über die auswärtige Politik seines Kabinets liefert die berühmte Schrift des Ritters von Gentz über die Ursachen des gegenwärtigen Krieges wider Frankreich. Ein den Verdiensten des Kaisers würdiges Denkmal hat in größeren Umrissen der Ritter von Schlichtegroll *), ihm gesetzt. Eine ausführliche pragmatische Lebens- und Regierungs-Geschichte wird noch erwartet **).

*) Nekrolog der Teutschen.

**) Einstweilen ist die so eben erschienene des Hauptmanns v. Schels in 2 Bänden die beste. Ueber Leopold als Gesetzgeber vgl. auch noch die Sammlungen von Le Bret, Erhardt und Crome.

VIII.

Der Prozeß

wider

Louis de Potter und Conſorten

im Jahr 1829.

Aus den Akten bearbeitet.

Beitrag zur Revolutions-Geſchichte Belgiens und zur nähern Kenntniß des Biſchofs van Vommel, des Erzbiſchofs Sterckx und anderer Parteihäupter.

Nichts iſt ſo klein geſponnen,
Es kommt doch an die Sonnen.

Sprüchwort.

Vorwort.

Als vor acht Jahren eine Bearbeitung des berufenen Prozesses wider das damalige Haupt der liberalen Partei in Belgien und seine Mitschuldigen von beiden Abtheilungen der durch ihn und van Bommel gestifteten monströsen „Union", in der Aletheia erschien, wurde von manchen kritischen Stimmen dieselbe als das Werk des Parteigeistes betrachtet und mit Mißtrauen aufgenommen. Nichts Natürlicheres, da die öffentliche Meinung damals unter dem Eindruck einer ungeheuern Schwüle sich befand, welche bald darauf in dem ungeheuern Gewitter der Julius-Revolution und ihrer Konsequenzen sich entlud. Die belgische Revolution war schnell darauf gefolgt und es zeigte sich, wie wenig die Voraussetzungen uud Veranlassungen der Cause célèbre des Herrn de Potter und Consorten blos aus der Luft gegriffen gewesen waren, vielmehr erhielten sie eine nur allzugrelle, verhängnißvolle Bestätigung. Aber auch die Vor-

aussagen derjenigen, welche de Potters Wirken und Treiben vom Jahr 1828 an genau verfolgt und das Horoscop ihm gestelt hatten, gingen sämmtlich in Erfüllung. Mit dem Siege seiner Grundsätze, seiner Machinationen verminderte sich auch sein und mehrerer Freunde Einfluß bis zur Null, und de Potter, der im Geiste sich schon an der Spitze einer Republik sah, und im Triumphe über die Barrikaden von Brüssel getragen worden war, entging schimpflichen Mißhandlungen, ja dem Tode selbst nur durch schleunige Flucht nach Paris, von welchem freiwilligen Exil aus er seit acht Jahren vergeblich die Aufmerksamkeit seiner Landsleute von Neuem zu fesseln bemüht ist, Broschüren über Broschüren, und Manifeste zu Dutzenden in die französischen und belgischen Journale sendet und politische Orakelsprüche erläßt, ohne je nur recht gehört zu werden und noch viel weniger ein desiderium sui zu erwecken; ein Gegenstand des Mistrauens und der Geringschätzung aller Parteien; ein mediatisirter Prophet des Propagandismus in der Wüste, kaum dazu geschickt, neue Unordnungen und Verwirrung in Mitte des eigenen Lagers anzurichten.

Wir würden die Erinnerung an die frühere Wirksamkeit de Potters nicht auffrischen, wenn nicht die neuesten Ereignisse verschiedenen, in seinem Prozesse figurirenden Personen eine allgemein histo-

riſche Bedeutſamkeit gäben, indem gerade die Männer des Courrier de la Meuse, des Catholique des P. Bas und des Belge, van Bemmel, Sterckx und Barthels, beide erſtere inzwiſchen zu hohen Stellungen in Kirche und Staat, letzterer zu dem Nimbus eines Hauptwortführers der revolutionären Klubbs, gelangt, welche nunmehr auch die Rheinprovinzen für ihre Zwecke bearbeiten, ſowohl durch die Kölner Angelegenheit und das damit Zuſammenhängende, als durch die groſſe politiſche Streitfrage des Tages, den Vertrag der 24 Artikel betreffend, an der Spitze einer neuen Union zur Umwühlung des europäiſchen Friedens ſtehen. Aus jenem Prozeſſe lernt man auch beſſer, als aus irgend etwas anderem, die eigentlichen Phyſiognomien dieſer Helden der jüngſten Wirrniſſe kennen und Manches, was durch die ſich drängenden Begebenheiten aus dem Gedächtniſſe der Zeitgenoſſen verwiſcht worden, erſcheint, wieder in Anregung gebracht, gerade im jetzigen Augenblicke geeignet zur Kenntniß der Spieler und des Theaters. Der Biſchof von Lüttich hat mit der ihm eigenen Dreiſtigkeit jede Theilnahme mit Parteimännern, nicht nur unter der jetzigen, ſondern ſelbſt unter der vorigen Regierung, ſo wie die mit ihnen geführte Korreſpondenzen in Abrede zu ſtellen gewagt; aus den Akten dieſes Prozeſſes aber geht das entſchiedene Gegentheil erwieſen hervor. Wir haben es

demnach für zweckmäßig erachtet, vorſtehende hiſtoriſch-biographiſche Galerie mit der Darſtellung deſſelben zu ſchließen, da ſie mit den Intereſſen und Kämpfen des Tages in inniger Verbindung ſteht; zugleich auch geſchieht es mit einigem Gefühl von Genugthuung, daß die Zeit ſelbſt für das, was in den Jahren 1829 und 1830 als Anſicht und Urtheil leidenſchaftlichen Parteihaſſes und lohndienneriſcher Geſinnung verleumdet worden iſt, eine vollkommene Beſtätigung beinahe in allen Punkten geliefert hat. Der vollſtändige Briefwechſel des Biſchofs von Lüttich, welcher die Fäden des ganzen unheilvollen Gewebes jeſuitiſcher Machiavelliſtik über Belgien und Teutſchland leitet, dürfte bei einer andern Gelegenheit folgen.

I.

Der Prozeß

der Herren

De Potter, Tielemans, Barthels und Conſorten.

Der Prozeß von de Potter, Tielemans und Conſorten hat nicht nur in den Niederlanden, ſondern auch auswärts mannichfach die Aufmerkſamkeit rege gemacht; und um eine Ueberſicht über den Gang deſſelben zu gewähren, widmen wir ihm dieſes ganze Heft. Die Urtheile über dieſen Prozeß ſind ſehr verſchieden ausgefallen, was nicht anders zu erwarten war, denn fürs erſte macht jeder politiſche Kampf in einem Lande die Urtheile über diejenigen, die darin eine Rolle ſpielen, ſchwankend, und zweitens iſt in ſolchen Fällen die Unterſcheidung zwiſchen dem, was moraliſch verwerflich und gerichtlich ſtrafbar iſt, nicht ſo leicht zu machen. Was die Ungewißheit und den Parteikampf in dieſem Falle noch vermehrte, das iſt der Umſtand, daß die Umtriebe derjenigen Partei, die man in den Niederlanden, oder vielmehr in Belgien, die liberale nennt, in den Herren de Potter und Tielemans, für eine Zeitlang wenigſtens, ſich gewiſſermaßen concentrirt hatten. Mit dieſem Prozeſſe mußte alſo das ganze Getriebe der Partei an den Tag kommen, und es iſt darum ſehr erklärlich, daß die belgiſchen Journaliſten ſich mit einer Art von Wuth gegen dieſen Prozeß ausſprachen. Aus eben

dieſem Umſtande geht aber außerdem noch hervor, daß die Regierung dieſen Prozeß beginnen mußte, nicht nur, um die Geſetze aufrecht zu erhalten, was ohnehin ihre Pflicht war, ſondern auch, um eine Partei zu entlarven, die unter der Maske der Freiheit den Beſtand des Staates und die gegenwärtige Ordnung der Dinge angriff. Dieſer, man möchte beinahe ſagen, perſönliche Vortheil, welcher der Regierung aus dieſem Prozeſſe erwuchs, war es hauptſächlich, den man der Regierung vorwarf, und ſie beſchuldigte, das Ganze ſey nur ein politiſcher Streich, den ſie gegen die Oppoſition führe. Wie ſehr indeß dieſe mit einer ſolchen Beſchuldigung ſich ſelbſt verrieth, ſpringt in die Augen, und hätte die Oppoſition durch dieſen Prozeß nur einen zweifelhaften und nicht ſehr fühlbaren Stoß erlitten, ſo hätte die Regierung auf ein Triumphgeſchrei von Seite der ſogenannten liberalen Blätter nicht lange warten dürfen. Doch wir wollen dem Urtheil des Leſers hierüber nicht vorgreifen, ſondern beginnen ohne weitere Einleitung die hiſtoriſche Darſtellung des Prozeſſes, und verſparen unſere Bemerkungen hierüber, bis der Leſer den ganzen Gang deſſelben überſehen hat.

Corpora delicti.

Nro. 1.

Mehrere gute Bürger, lebhaft angeregt von den Dienſten, welche die Mitglieder der Generalſtaaten, die täglich ihre eigenen Geſchäfte hintanſetzen, um den ihnen gewordenen Auftrag würdig zu erfüllen, und unſere Rechte und Freiheiten gegen die Eingriffe der Regierung zu vertheidigen, dem Vaterlande leiſten, haben beſchloſſen, einen Entwurf zu einer Nationalſubſcription vorzuſchlagen, um

die Mitglieder der zweiten Kammer der Generalstaaten zu entschädigen, die in Folge ihres gesetzmäßigen Widerstandes gegen die Gewalt, willkürlich ihrer mit Einkünften verbundenen Aemter beraubt werden sollten.

Diese Aufforderung zur Subscription ist durch den Titel, den sie trägt, an alle Freunde der öffentlichen Freiheiten, ohne Unterschied von politischen Parteien, Meinungen und Glaubensansichten gerichtet.

Sie hat zum einzigen Gegenstand, den wahren Repräsentanten der Nation einen ehrenvollen und ausgezeichneten Beweis der Nationalerkenntlichkeit zu geben und zu zeigen, daß die wahren Patrioten sich nicht auf unfruchtbare Wünsche beschränken, wenn es sich darum handelt, das Grundgesetz und unsere hohen politischen Institutionen zu vertheidigen.

Diese neue Mittel, die öffentliche Meinung an den Tag zu legen, ist dem Geiste aller konstitutionellen Regierungen gemäß.

Es ist nichts, das erbittern oder beleidigen könnte. Unsere Freiheiten und unsere Rechte durch gesetzliche Mittel zu erhalten suchen, heißt den stärksten Beweis der Anhänglichkeit an die Institutionen geben, die bei Errichtung dieses Königreichs geschaffen wurden, Institutionen, deren Schutz der Wachsamkeit der guten Bürger und der Sorge der erlauchten regierenden Dynastie anvertraut ist.

Folgendes sind die Mittel zur Ausführung, welche am passendsten schienen, um eine Nationalsubscription einzurichten.

Art. 1. Es wird im ganzen Königreich eine Nationalsubscription eröffnet werden, deren Ergebniß dazu bestimmt ist, die jetzigen Mitglieder der zweiten Kammer der Generalstaaten für den Verlust ihrer Gehalte oder Pensionen zu entschädigen, deren sie wegen ihres gewissenhaften Widerstandes gegen die ungesetzliche Handlungsweise der Regierung beraubt werden könnten.

Art. 2. Dieſe Subſcription ſoll in allen Städten, Flecken und Dörfern des Königreichs ſtatt haben, wo wenigſtens drei Bürger ſich zu einem beſondern Comité vereinigen werden, um die Operationen davon zu leiten.

Art. 3. Keine Unterſchrift darf für mehr als einen Gulden ſeyn.

Art. 4. Sie werden in jedem Comité unter gewiſſen Nummern eingeſchrieben, die aus einer einzigen Serie gezogen ſind.

Art. 5. Man wird den Namen des Unterzeichnenden nur nennen, wenn er es verlangt.

Art. 6. Derjenige, welcher eine ſtärkere Summe beitragen will, als die im Art. 3 bezeichnete, muß unter verſchiedenen Nummern ſo viel Inſcriptionen nehmen, als er Gulden geben wird.

Art. 7. Jedes einzelne Comité wird einen Einſammler (Collecteur) ernennen, der den Betrag der Unterzeichnungen im Augenblick der Inſcription erheben wird.

Art. 8. Alle erhobenen Gelder werden zur Diſpoſition eines Generalcomités für das ganze Königreich geſtellt, welches den Namen des Generalcollecteurs bekannt machen wird.

Art. 9. Die Einnahmen werden durch die Journale bekannt gemacht, mit Anzeige der Nummern in jedem Comité.

Nro. 2.

Petits Carmes, 1. Febr.

Meine Herren! Ich leſe ſo eben in Ihrer Nummer von dieſem Tag einen Entwurf zu einer Nationalſubſcription. Ich gebe von ganzem Herzen meinen Beifall dazu, und bitte Sie, ſobald der Entwurf, unter welcher

Form es auch ſey, zur Ausführung kommt, mich für 100 fl. einzuſchreiben.

Es war in der That dringend, daß die Nation, von allen Seiten bedroht, angegriffen und verletzt, bald in dem einen oder andern ihrer Rechte, bald in dem einen oder andern ihrer Mitglieder, Vertheidigungsmittel vorbereite, um ſich den Eingriffen und Attentaten des Miniſteriums, von welcher Art dieſe auch ſeyn mögen, widerſetzen, und die Verluſte ausgleichen zu können, welche dieſelben veranlaſſen könnten. Vereinzelte Subſcriptionen, die ſich bei jedem Anlaß erneuern, heute wegen einer Abſetzung oder einer entriſſenen Penſion, morgen wegen einer Geldſtrafe, eines Monuments oder einer Medaille, ſolche Subſcriptionen haben auſſer ihrer unvermeidlichen Langſamkeit auch noch den Nachtheil, durch ihre häufige Wiederkehr das Publikum zu ermüden, und würden dadurch in den Händen der Oppoſition eine ſtumpfe, unnütze Waffe.

Erlauben Sie, meine Herren, daß ich, von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, über ihren Entwurf einige Bemerkungen mittheile, welche, wenn auch nicht jetzt, doch mit der Zeit benützt werden können von dem Eifer und der Aufopferung der Bürger und von den konſtitutionellen Geſellſchaften, die ſich an die Spitze dieſes ſo ganz patriotiſchen Werkes ſtellen, und welche durch eine weiſe Verwaltung, durch Namen, die über allen Verdacht erhaben ſind, und durch eine völlige Publicität das Vertrauen verdienen werden, ohne welches für eine ſolche Unternehmung kein Erfolg zu hoffen iſt.

Ich wünſchte, daß die Nationalkaſſe eine ausgedehntere und allgemeinere Beſtimmung erhalte, als diejenige, wozu ſie, Ihnen zufolge, einzig beſtimmt iſt, So z. B. wünſchte ich, daß nicht nur die Mitglieder der jetzigen Generalſtaaten, welche von der Regierung für ihren gewiſſenhaften Widerſtand gegen die Willkür ihrer Gehalte oder Penſionen beraubt würden, ſondern daß alle Bürger,

die Mitglieder der Conföderation ſind, für die Verluſte entſchädigt würden, welche ſie in Folge ihres Widerſtandes gegen die ungeſetzliche Handlungsweiſe der Regierung erleiden könnten. Mit einem Wort, mir ſcheint, daß die Nationalkaſſe eine wechſelſeitige Verſicherung gegen alle Streiche der Gewalt ſeyn ſollte, deren Opfer einer der Conföderirten werden könnte.

Zu dieſem Ende würde ich die Verluſte, gegen welche die Kaſſe Sicherheit leiſtete, in zwei Kategorien abtheilen; erſtens die Stellen, wozu die Regierung ernennt und die Penſionen, welche ſie ertheilt; und zweitens, den Verluſt, den man in Folge einer Verurtheilung vor den Tribunalen erleiden würde.

Ich würde daher, indem ich von Ihrem Entwurf alles beibehielte, was ſich mit meinen Veränderungen verträgt, feſtſetzen:

Art. °°. Jeder Beamte, der Mitglied der Conföderation iſt, und wegen ehrenhafter Urſache, d. h. wegen der Unabhängigkeit ſeiner Geſinnungen und ſeines Benehmens, abgeſetzt wird, genießt von der Nationalkaſſe die Hälfte oder zwei Drittheile ſeiner Beſoldung während einer gewiſſen Anzahl Jahre, und wenn er ſeine Stelle nöthig hat, während ſeines ganzen Lebens.

Art. °°. Jedes Mitglied der Conföderation, das der Regierung einen geſetzlichen Widerſtand entgegengeſetzt, und in ſeinem Widerſtand unterliegt, wird für ſeine Verluſte und ſeinen Schaden völlig entſchädigt.

Art. °°. Die Nationalkaſſe erkennt Ehrenbelohnungen denjenigen Bürgern zu, welche durch ihr Benehmen ſich um das Vaterland und ſeine Inſtitutionen wohl verdient gemacht haben.

Sie werden mir vielleicht entgegenhalten, daß auf dieſe Weiſe die Kaſſe unerſchöpfliche Hülfsquellen haben müßte. Darum wünſchte ich, daß die Subſcription in eine Rente umgewandelt würde, und daß dieſe fort

dauerte, indem man z. B. ein, zwei oder drei Prozent von der Grund-, Personen-, und Mobiliarsteuer zahlte. Diese jährliche Subscription, welche ein Recht auf alle Vortheile der Conföderation gäbe, würde die freiwilligen, sowohl anonymen als anderen patriotischen Geschenke nicht ausschließen.

Ferner:

Art. **. Jeder Conföderirte verpflichtet sich, einen gerichtlichen Widerstand zu leisten, wo dieser immer möglich ist, und sein Recht durch alle Instanzen zu verfolgen.

Art. **. Jeder Stimmberechtigte, Wähler, jedes Mitglied eines Gemeinderaths, eines Ritterordens, oder der Provinzialstände, mit einem Worte jedes Individuum, welches direct oder indirect an den Wahlen Theil nimmt, verpflichtet sich durch seine Unterschrift, seine Stimme nur Conföderirten zu geben.

Art. **. Die Mitglieder der zweiten Kammer der Generalstaaten, welche in Kraft der Art. 176, 201 und 202 des Grundgesetzes Candidaten für die Provinzialgerichtshöfe vorschlagen, verpflichten sich, nur Conföderirte vorzuschlagen.

Art. **. Die Bischöfe, Mitglieder der Kapitel und andere kirchliche Behörden, so wie die Diener jedes andern Kultus verpflichten sich, nur Conföderirte zu den Stellen zu ernennen, die von ihrer Verleihung abhangen.

Und so weiter für alle Aemter und Würden, auf deren Vergebung die Conföderirten überhaupt durch ihre Stimme oder anders einwirken können.

Diese Resultate dieses Entwurfs wären nach Verfluß einer gewissen Zeit eine gute Kammer der Abgeordneten und gute Tribunale, und mit solchen nationalen Garantien macht ein Volk schnelle und große Fortschritte. Uebrigens würden alle Stimmberechtigten, Wähler, alle Mitglieder der Ritterorden, der Gemeinderäthe, der Provinzial- und Generalstaaten endlich der Conföderation ange-

hören, d. h. alle demokratischen Elemente unserer gesellschaftlichen Organisation würden nach und nach dergestalt vereinigt und in Thätigkeit gesetzt werden, daß sie nur noch ein einziges fest verbundenes und unauflösliches Ganze bilden würden, das nur einen einzigen Zweck hatte, nämlich den vollständigen Triumpf unserer volksmäßigen Institutionen, als deren Vormünderin und Wächterin sich die Conföderation gleichsam aufgestellt hätte.

Wenn Sie meine Ideen billigen und glauben, daß ihre Verbreitung in den jetzigen Umständen von Nutzen seyn könnte, so ermächtige ich Sie, meine Herren, ja ich fordere Sie auf, meinen Brief bekannt zu machen.

Der Augenblick ist gekommen, wo der Kampf zwischen der Nation und dem Ministerium in Belgien entscheidend werden muß. Nicht eitles Bedauern und müßige Gegenreden können den gemeinsamen Feind zum Rückzuge bewegen, durch Thaten allein und nicht mit Phrasen müssen wir unsere gefährdete Ehre und unsere sinkenden Freiheiten vertheidigen. Es ist zu wünschen, daß alle unabhängige Journale Ihren Entwurf zu einer Nationalsubscription wiederholen, mit den Bemerkungen, die der Gegenstand ihnen bietet. Die Ungelegenheiten aller werden jetzt öffentlich und, so zu sagen, auf den Dächern verhandelt, darum können auch die patriotischen Gesellschaften und Conföderationen, ganz verschieden von den finstern und geheimen Verschwörungen der frühern Zeit, sich organisiren und handeln ohne Gefahr für den Staat, dessen größten Vortheil sie im Gegentheil zum Zweck haben, in dem sie für sich selbst den Schutz der Gesetze anrufen, für welche sie in allen Fällen und vor allem andern Unterwerfung und Achtung predigen.

Genehmigen Sie, meine Herren, den Ausdruck meiner ganzen Hochachtung.

De Potter.

Nro. 3.

Ein großes und schönes Schauspiel für die civilisirten Nationen beider Hemisphären ist ein Volk, das gegen den mit List und Gewalt bewaffneten Despotismus nur mit den Waffen kämpft, welche das Gesetz in seine Hand legt, und das Standhaftigkeit genug besitzt, um hierin alle Elemente eines sichern Triumphes zu finden. Dieß ist die schöne Stellung, in der sich die Belgier in diesem Augenblicke befinden. Das Ziel der Minister ist die Willkürherrschaft, und darauf gehen sie bald in der Stille und im Schatten eines im Finstern schleichenden Machiavellismus los, bald mit Staatsstreichen und mit offener Gewalt; der gesunde Verstand der Nation hat den Intriguen bald ihr Recht angethan, und ihr natürlicher Edelmuth findet in den gegen die öffentlichen Freiheiten ausgeübten Gewaltthaten die wirksamsten Mittel, jene wieder zu erobern. Keine Unruhe gibt es hier, keinen Volksaufstand; wie groß auch der Wunsch der Agenten der Gewalt seyn mag, irgend einen Zank aufzuspüren, den man in eine willkommene kleine Insurrection umwandeln könnte, um sie für den Despotismus zu benützen: sie verzweifeln bereits, nur einen Schatten davon entdecken zu können. Der Fremdling, der in unsere Städte und Dörfer kommt; er sieht, daß wir ungeheure Abgaben regelmäßig bezahlen, daß die Cadres der Miliz und Communalgarden sich bilden ohne Mühe, und daß allen Gesetzen der heiligste Gehorsam geleistet wird, während das ganze Volk nur eine Stimme zu haben scheint, um den Fluch über die Unternehmungen der Ministeriums auszurufen; könnte er sich da des Rufs enthalten: was die Belgier für ein bewunderuswerthes Volk sind!

Die Nation wird ohne Zweifel eine so edle Stellung bewahren; sie wird sich nicht in Zorn bringen lassen gegen Menschen, wie unsere Minister, bei denen es sich bei

weitem nicht der Mühe verlohnt; sich stützend auf unwiderlegliche Grundsätze der Gerechtigkeit, die ihr ihre Zukunft verbürgen, wird sie den Sieg von den gesetzmäßigen Mitteln erwarten, die sie in Anwendung bringt. Man hüte sich indessen! Nicht auf Unthätigkeit, nicht auf unfruchtbare Wünsche können wir unsere Hoffnungen bauen; durch Wachsamkeit, Thätigkeit und gute Rathschläge erhebt man sich über die Umstände und überwindet die Schwierigkeiten: vigilando, agendo, bene consulendo prospere omnia cedunt. Alle guten Bürger haben mit Freude den Entwurf zu einer Nationalsubscription gesehen, welchen wir letzten Sonntag bekannt machten, worin sich jene Mäßigung und Stärke vereinen, welche das belgische Volk charakterisiren. Tiefe Achtung vor dem König und seiner Dynastie, Unterwürfigkeit unter die Gesetze auf der einen, aber auch kräftige Mittel auf der andern Seite, um die Versuche zu vereiteln, welche die Minister sich erlauben, um die Nationalrepräsentation herabzuwürdigen, und ein blindes Werkzeug ihrer Ehrsucht daraus zu machen. Wir zweifeln nicht an dem Erfolge: welcher Bürger sollte seine Theilnahme daran verweigern? Wer, selbst in den untern Ständen der Gesellschaft, der einen Gulden übrig hat, wird sich nicht beeilen, davon Gebrauch zu machen, um an einer Handlung des Bürgersinns Theil zu haben, deren Resultate so wichtig seyn müssen? Man hat vielleicht geglaubt, daß wir aus Uebertreibung von einer Million sprachen für unsere Vertheidiger; wir würden nicht erstaunt seyn, wenn diese Summe überschritten wäre, ehe sechs Monate vergiengen.

Catholique, 4. Febr. 1830.

Nro. 4 und 5 *).

Als die hier mitgetheilten Stücke in den Zeitungen erschienen waren, wurde Herrn de Potter jede Verbindung nach Außen abgeschnitten, — er befand sich nämlich noch in Folge seiner frühern Verurtheilung im Gefängniß. Am 9. Febr. begab sich der Instructionsrichter zu Herrn de Potter, der sich als Verfasser des Artikels Nro. 2 bekannte, wobei er die Absicht gehabt habe, an dieser Nationalsubscription Theil zu nehmen, und ihre Verbreitung durch einige Bemerkungen darüber zu befördern. Am Ende dieses Verhörs wurden seine Papiere in Beschlag genommen, versiegelt, am folgenden Tage in seiner Gegenwart eröffnet und numerirt dem Protokoll des vorigen Tages beigefügt. Aus diesen in Beschlag genommenen Papieren ergab sich denn sofort, daß Herr Tielemans, Referendär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, mit Herrn de Potter in fortwährendem geheimem Briefwechsel gestanden habe und der eigentliche Urheber der Association sey. In Folge dieser Entdeckung wurde derselbe sofort im Haag verhaftet, und nach Brüssel abgeführt. Ebenso wurden die Herausgeber der Courrier des Pays-Bas, Coché-Mommens, und des Belge, Ed. van der Straeten, verhaftet, und als im Catholique des Pays-Bas nicht bloß der Plan zur Association, sondern auch noch einige andere als strafbar erscheinende Artikel bekannt gemacht worden, so verhaftete man auch den Redacteur und Verleger dieses Blattes, Herrn Barthels, katholischen Priester, und de Nève, Drucker in Gent.

Wir übergehen die Verhöre um so eher, als die Thatsachen in den Verhandlungen viel genauer und mehr in

*) In unserem Exemplare des Catholique fehlen unglücklicherweise die Nummern von 6. und 7. Febr. und wir sehen uns deßhalb gemüßigt, die beiden fehlenden Stücke im Anhang zu geben.

ihrem wahren Zusammenhange erscheinen, und da wir die psychologischen Bemerkungen, die sich beim Durchlesen derselben aufdringen, auf eine angemessenere Stelle versparen.

Beschluß des hohen Gerichtshofs zu Brüssel.

Die genannten, Louis de Potter, Franz Tielemans, Adolph Barthels, Joh. Jakob Coché-Mommens, Eduard van der Stracten und Joh. Baptiste de Rève in Anklagestand zu versetzen.

Im Namen des Königs.

Die Anklagekammer des höhern Gerichtshofs in Brüssel:

Nach Anhörung des Rapports, den der Herr General-Advokat Spruyt im Namen des General-Procurators in den Sitzungen des 11. und 12. dieses Monats in der Sache der genannten Louis de Potter u. s. w., abstattete, so wie

Nach Anhörung aller auf diese Angelegenheit Bezug habenden Stücke, die der Greffier in Gegenwart des Herrn General-Advokaten vorlas, und

Nach genommener Einsicht des von benanntem General-Advokaten eingereichten und unterzeichneten Requisitoriums, dessen Inhalt ist, wie folgt.

Requisitorium.

„Der General-Procurator bei dem höhern Gerichtshof zu Brüssel.

„Nach geschehener Einsicht in die Akten der gericht-

lichen Verfolgung gegen die genannten de Potter u. ſ. w. u. ſ. w.

„Beſchuldigt, Urheber, Miturheber, oder Mitſchuldige eines Anſchlags und Complotts zu ſeyn, das zum Zweck hat, die Regierung dieſes Landes zu verändern oder umzuſtoßen, welches Verbrechen durch die Artikel 87, 59 und 60 der Strafcoder bezeichnet iſt;

oder wenigſtens,

„Was die drei erſten betrifft, durch gedruckte Schriften, namentlich die Journale, Courrier des Pays-Bas vom 1. und 3. Febr., Belge vom 31. Jan. und 3. Febr. und Catholique vom 31. Jan., 4., 6., 7. Febr. 1830, direkt die Bürger oder Einwohner aufgereizt zu haben, oben bezeichnete Verbrechen zu begehen, und zwar als Urheber, Miturheber oder Mitſchuldige;

„Was die drei letzten betrifft, vermittelſt obgenannter Journale wiſſentlich den oder die Urheber des oben bezeichneten Verbrechens in den Handlungen, die daſſelbige vorbereiteten oder erleichterten, oder daſſelbe vollendeten, unterſtützt zu haben.

„Welches Verbrechen nicht ohne Wirkung geblieben, und durch die Artikel 102, 87, 59 und 60 des Strafkoder vorgeſehen iſt, und für den Fall, daß eine hervorgebrachte Wirkung nicht genugſam erwieſen ſey, vorgeſehen durch dieſelben Artikel 102, 87, 59 und 60 und ferner noch durch den Artikel 90 des Strafkoder:

„In Betracht, daß hinreichende Gründe vorhanden ſind, um die Verſetzung in den Anklageſtand zu rechtfertigen;

„Verlangt von dem Gerichtshofe, daß er die ſechs Beſchuldigten vor die Aſſiſen von Südbrabant ſtelle in Kraft des Art. 231 des Coder über das peinliche Gerichtsverfahren;

„Wobei der Unterzeichnete ſich ausdrücklich das Recht vorbehält, ſeine (s'il y échoit terme) alle andern Urheber,

Miturheber oder Mitschuldige der benannten Verbrechen verfolgen zu können."

Hat der Gerichtshof, nachdem der General-Advokat und der Greffier den Saal verlassen, nach reiflicher Berathung, und nachdem er alles, was in dieser Angelegenheit untersucht und erwogen werden mußte, untersucht und erwogen hat, folgenden Beschluß ergehen lassen.

In Erwägung, daß gegen die Beschuldigten keine hinreichende Gründe vorliegen, um sie, dem ersten Punkte der Requisitoriums gemäß, anzuklagen, ein Attentat oder ein Complott gebildet zu haben, um die Regierung dieses Landes zu verändern oder umzustürzen.

In Erwägung, daß, was den zweiten Punkt desselben Requisitoriums angeht, gegen die genannten de Potter, Tielemans und Barthels hinreichende Gründe zur Anklage vorliegen, daß sie durch gedruckte Schriften, namentlich die Journale „le Courrier des Pays-Bas etc." die Bürger oder Einwohner direkt zu einem Complott oder Attentat aufgefordert haben, das zum Zweck hatte, die bestehende Regierung zu ändern oder umzustürzen, welches Complott darin bestanden haben würde, eine Föderation und Association von der Art zu bilden, wie die Angeschuldigten es in obgenannten Journalen vorschlugen, und daß sie hierin als Urheber, Miturheber oder Mitschuldige gehandelt hätten, u. s. w.

In Erwägung jedoch, daß es nicht scheint, als ob diese Aufreizungen von irgend einem Erfolg begleitet gewesen.

In Erwägung, daß Gründe genug gegen Coché-Nommens, van der Straeten und de Rève vorliegen, um sie der Mitschuld an den oben bezeichneten Thatsachen anzuklagen, daß sie durch den Druck und die Ausgabe der oben benannten Journale Hülfe und Beistand geleistet haben u. s. w.

Welche Thatsachen das durch die Art. 102, 87, 90,

59 und 60 des Strafgesetzbuchs vorgesehene Verbrechen begründen.

Aus diesen Gründen

Bescheinigt er dem General-Procurator sein Requisitorium und die darin sich findenden Vorbehalte, hebt in Folge dieses Requisitoriums den von der Rathskammer des Tribunals erster Instanz zu Brüssel am 2ten dieses Monats erlassenen Verhaftbefehl auf und

Befiehlt (hier folgt der neue Verhaftsbefehl nach allen seinen Formen).

In Folge dessen sendet der Gerichtshof die benannten de Potter, Tielemans u. s. w., vor den Hof der Assisen in Südbrabant, welcher in Brüssel seinen Sitz hat, um daselbst nach den Gesetzen gerichtet zu werden, zu welchem Ende der General-Procurator eine Anklageakte aufsetzen wird.

Befiehlt, daß die Angeklagten in dem Gerichtsgebäude des Assisenhofes von Südbrabant festgesetzt und auf das Verzeichniß der Gefangenen eingetragen werden sollen, nachdem man ihnen gegenwärtigen Beschluß bekannt gemacht hat.

Befiehlt endlich, daß die Akten des Prozesses mit dem gegenwärtigen Beschluß dem Herrn General-Procurator zurückgesendet werden sollen, damit er vollziehe, was das Gesetz verlangt.

Also geschehen in der Anklagekammer des höhern Gerichtshofs in Gegenwart der Herren Cuylen, Präsident; de Lannoy, Buchet, de Francquen, Orts, Putseys, van den Casteele, Räthen, welche gegenwärtigen Beschluß unterzeichnet haben.

Brüssel, 13. März 1830.

Anklageakte.

Der General-Procurator an dem höhern Gerichtshofe zu Brüssel thut kund und zu wissen, daß durch Beschluß

vom 13. März 1830, der Gerichtshof folgende Individuen in Anklagestand versetzt und vor die Assisen von Südbrabant verwiesen hat, nämlich: Louis de Potter u. s. w., u. s. w.; wovon die ersten drei angeklagt sind, die Bürger direkt zu einem Complott oder einem Attentat, welches den Zweck hatte, die Regierung dieses Landes zu ändern oder umzustürzen, aufgemuntert, und hiebei als Urheber, Miturheber oder Mitschuldige gehandelt zu haben; die drei letztern hingegen, Mitschuldige des oben bezeichneten Thatbestandes zu seyn;

Welches Verbrechen durch die Artikel 102, 87, 59 und 60 des Strafkoder vorgesehen ist.

Der General-Procurator erklärt ferner, daß aus den Aktenstücken und der Instruction des Prozesses folgende Thatsachen hervorgehen:

Nach dem Sturze der kaiserlichen Regierung in Frankreich bildeten sich in den belgischen Provinzen verschiedene Parteien, welche noch nach Errichtung des Königreichs der Niederlande fortdauerten, und selbst noch nach der Bekanntmachung des Grundgesetzes.

Die gerechte Strenge der Tribunale wußte diejenige, die sich am keckſten in ihren Unternehmungen gegen die neue Ordnung der Dinge zeigte, und welche sich stark glaubte im Andenken an ihren Triumph im Jahr 1789, gehörigermaßen niederzuhalten. Die Tugenden und die hohe Weisheit des Fürsten, dem unser Geschick anvertraut wurden, führten die andern zur Stille und Unterwerfung zurück.

Seit mehreren Jahren genoß das Königreich einer vollkommenen Ruhe; die friedlichen Bürger genoßen die Wohlthaten einer sanften und väterlichen Regierung; das Grundgesetz wurde in dem Maaße, als die Umstände es gestatteten, in Ausübung gebracht.

Aber diese Ruhe sollte nicht dauern: der Factions

geiſt wachte noch; das Ende des Jahrs 1828 ward erwählt, um neue Saaten der Zwietracht auszuſäen.

Dieſesmal ſchien der Plan der Unruheſtifter weiter ausgedehnt und entſchiedener zu ſeyn. Alles wurde ins Werk geſetzt, um die beiden großen Abtheilungen des Königreichs in ihren Neigungen zu trennen und den Bewohnern der ſüdlichen Provinzen Haß und Widerwillen gegen die Regierung des Königs einzuflößen. Das Volk in Maſſe ward aufgefordert, den Verbindungen (ligues), die man die Oppoſition nannte, ſich anzuſchließen. Die Unruheſtifter bedeckten ſich mit dem Mantel der Religion, um die Maſſen, wie ſie es nannten, deſto eher aufzuregen und mit ſich fortzureißen.

Mehrere Journale, die bis jetzt ſehr wenig Uebereinſtimmung unter ſich gezeigt hatten, ſchienen auf einmal unter daſſelbe Pannier getreten zu ſeyn. Unter den heftigſten machte ſich der Belge, der Catholique und der Courrier des Pays-Bas bemerklich.

Im Monat November deſſelben Jahrs 1828 ließ der Angeklagte de Potter, der ſeit einiger Zeit in die Journale dieſer ſogenannten Oppoſition ſchrieb, in den Courrier des Pays-Bas zwei Artikel einrücken, in Folge deren er vor Gericht belangt wurde; er bedrohte in dieſen Artikeln diejenigen, die nicht von ſeiner Partei waren, mit dem öffentlichen Haſſe und allen Folgen der Impopularität, womit er alſo zur Erneuerung jener ſchrecklichen Scenen aufforderte, wovon die Revolutionen von Brabant und Frankreich ein ſo furchtbares Andenken hinterlaſſen haben. De Potter wurde durch den Hof der Aſſiſen von Brüſſel zu 18 Monaten Gefängniß und 1000 fl. Geldſtrafe verurtheilt, als überwieſen, die Bürger zum Mißtrauen und zum Hader aufgereizt zu haben.

Dieſe Verurtheilung, welche ſtrafbare Ausſchweifungen von Seite der Anhänger de Potters zur Folge hatte, führte die Partei, welche ihn zu einem ihrer Chefs ge-

wählt zu haben schien, nicht zur Ordnung zurück; sie vergrößerte sich im Gegentheil beträchtlich, zeigte sich bald offen, gab sich einen Namen, und entfaltete ein Pannier, das der Angeklagte Barthels lithographiren und verkaufen ließ.

Von seinem Gefängniß aus überschwemmte der Angeklagte de Potter das Publikum mit Brochüren, die ganz dazu gemacht waren, die Gemüther gegen die Regierung immer mehr aufzureizen; er versteckte sich unter den Namen Demophile (Volksfreund), und schrieb fortwährend in die Journale, welche die Organe seiner Partei waren.

Der angeklagte Tielemans hatte vor seiner Anstellung ein Oppositions-Journal redigirt, das in Gent gedruckt wurde. Später nahm er einigen Theil an der Redaction des Belge und des Courrier des Pays-Bas. Er war eng mit dem Angeklagten de Potter verbunden, und diese hatte keine Mühe, ihn an seine Partei zu ketten. Eine sehr thätige Correspondenz fand zwischen ihnen statt. Dieser Correspondenz zufolge hatten die beiden Angeklagte sehr enge Verbindungen mit mehreren Mitgliedern der Opposition in der zweiten Kammer der Generalstaaten. Wenn man ihnen Glauben beimessen will, so konnten sie diese Deputirte unter die Zahl ihrer eifrigsten und gelerigsten Anhänger rechnen.

Die Journale der Opposition bezeugten laut ihren Wunsch nach einer Veränderung oder nach dem Sturz der gegenwärtigen Regierung, mochte diese nun durch eine Zertheilung des Königreichs oder durch den Angriff irgend einer fremden Macht geschehen.

Nach der Annahme des Budgets im Dezember des Jahrs 1829 hielten der Catholique, der Belge und der Courrier des Pays-Bas gar kein Maaß mehr. Die immer zunehmende revolutionäre Tendenz dieser Journale schien irgend eine neue noch keckere Unternehmung gegen die Regierung zu weissagen.

In der That nach einigen Präludien anderer Journale der ſogenannten Oppoſition erſchien im Catholique und im Belge vom 31. Jan. 1830 folgender Artikel:

ſiehe oben S. 346 —

An demſelben Tage wurde dieſer Artikel auch in zwei andere Journale eingerückt, in den Politique und den Courrier de la Meuse, welche in Lüttich erſcheinen.

Der Courrier des Pays-Bas gab ihn in ſeiner Nummer vom 1. Febr.

Aber auch dieß war, wie man ſogleich ſehen wird, nur eine Art von Vorſpiel, um mit deſto beſſerem Erfolge das Project einer Föderation auf die Bahn zu bringen, das der Angeklagte Tielemans entworfen hatte, und der Angeklagte de Potter bekannt machen ſollte.

Und in der That am dritten Februar machten der Belge und der Courrier des Pays-Bas das folgende Aktenſtück bekannt. (Siehe oben S. 348.)

Dieſes Manifeſt wurde vom Catholique in ſeiner Nummer vom 4. Febr. wiederholt, und man lieſt ferner in demſelben Blatte vom 6. Febr. folgendes: (ſiehe den Anhang). In der Nummer vom 7. Febr. ſteht der folgende Artikel. (Siehe den Anhang).

Es ſchien der öffentlichen Behörde (ministère public) einleuchtend, daß dieſer Plan einer Conföderation, deren Statuten man hiemit bekannt machte, die Sicherheit des Staates angreife. Gerichtliche Einſchreitungen fanden ſtatt, und die Papiere der Angeklagten de Potter, Tielemans, Barthels und de Nève wurden in Kraft der Art. 37 und 89 des Geſetzbuchs über das peinliche Gerichtsverfahren in Beſchlag genommen.

Unter den bei dem Angeklagten de Potter in Beſchlag genommenen Papieren fand ſich das Original des Artikels vom 3. Febr. von ſeiner Hand geſchrieben, und ein Brief des Angeklagten Tielemans mit dem Datum des 21. Januars 1830, der die Statuten der vorgeſchlagenen

Conföderation enthielt, beinahe ſo, wie ſie der Angeklagte de Potter in dem beſagten Artikel vom 3. Febr. bekannt machte. Die Papiere und andere bei den Angeklagten de Potter, Tielemans, Barthels und de Nève in Beſchlag genommene Gegenſtände werfen überdieß ein großes Licht auf den feindlichen Zweck der Angeklagten.

In ihren Verhören haben die Angeklagten folgendermaßen geantwortet.

Der Angeklagte de Potter hat ſich als Verfaſſer des in den Belge und den Courrier des Pays-Bas vom 3. Februar eingerückten Artikels bekannt, jedoch zugleich die Reinheit ſeiner Abſichten verſichert.

Der angeklagte Tielemans hat geſtanden, den Brief vom 20. Febr., der die Statuten der Conföderation enthielt, geſchrieben zu haben, behauptete jedoch, daß dieß nur ein der Freundſchaft anvertrautes Project geweſen ſey, das der Angeklagte de Potter durch ſeine Bekanntmachung mißbraucht habe.

Der Angeklagte Barthels hat geleugnet, Verfaſſer der in den Nummern des Catholique vom 31. Jan., 4., 6., und 7. Febr. eingerückten Artikel zu ſeyn, hat jedoch angegeben ſich geweigert, auf weſſen Anordnung dieſe Artikel eingerückt worden ſeyen.

Die Angeklagten de Nève, Cochè-Mommens und van der Straeten haben behauptet, daß ſie der Bekanntmachung der angeſchuldigten Artikel völlig fremd ſeyen.

In Folge deſſen ſind die genannten de Potter u. ſ. w. (wie oben im Requiſitorium).

Ueber alles dieſes wird der Aſſiſenhof von Südbrabant zu entſcheiden haben. Alſo geſchehen im Parquet des höhern Gerichtshofs von Brüſſel den 22. März 1822.

Der erſte General-Advokat, beauftragt mit den Functionen des General-Procurators.

De Stoop.

Als die Aſſiſen eröffnet waren, vergiengen die beiden erſten Tage (16. und 17. März) mit den öffentlichen, bloß formellen Verhören der Angeklagten und einigen höchſt unbedeutenden Zeugenverhören, die ſich faſt ausſchließlich auf Coché-Mommens und van der Straeten bezogen, welche auch in der That losgeſprochen wurden. Endlich am 19ten begann der General-Advokat, Herr Spruyt, ſeine Rede. Als er das erſtemal einen der Briefe Herrn de Potters zum Beweiſe einer Behauptung anführen wollte, thaten die Vertheidiger derſelben, die Herren Gendebien, Vandeweyer und van Meenen, Einſprache gegen die öffentliche Mittheilung der Correſpondenz. Sie behaupteten, man könne die Beweiſe der ihren Clienten angeſchuldigten Thatſachen nur in dem ſuchen, was öffentlich bekannt gemacht worden ſey; ſeine Correſpondenz ſey der Anklage völlig fremd, die nur auf die in den Journalen bekannt gemachten Artikel ſich gründe: der Gerichtshof habe ſich nur mit den materiellen Thatſachen zu befaſſen, und nur einen Punkt zu unterſuchen, nämlich ob die von Herrn de Potter bekannt gemachten Artikel von der Art ſeyen, ein Complott zu konſtituiren. Der General-Advokat gab zu, daß die Anklage nur auf die gedruckten Schriften gehe, auch wolle er keineswegs die Ahndung der Geſetze auf dieſe Correſpondenz angewendet wiſſen, dieſe müſſe aber dazu dienen, die Anklage durch ſtärkere Beweiſe zu unterſtützen, und die verbrecheriſche Tendenz deſto mehr zu konſtatiren. Der Angeklagte Tielemans ſey in die Sache verflochten, weil er bei der Entwerfung der Artikel, welche die Provocation enthalten, mitgewirkt habe, und gerade dieſe Correſpondenz ſey es, welche den Beweis der Mitſchuld liefere. Selbſt nach dem Buchſtaben des Geſetzes dürfe er, der General-Advokat, nicht auf das corpus delicti ſich beſchränken, ſondern er müſſe von allem Gebrauch machen, was das Verbrechen beweiſen könne, oder zu deſſen Erklärung dienen könne.

Dagegen ließ sich nicht viel sagen, die Advokaten bestanden indeß auf ihrer Meinung, und verlangten, daß die Correspondenz nicht zum Prozesse gezogen, sondern den Angeklagten zurückgegeben werde, nur Herr Degamond, Advokat von Tielemans, behielt sich seine Rechte auf die Correspondenz bevor, weil er davon zu der Vertheidigung seines Clienten Gebrauch machen werde.

Der Gerichtshof zog sich zurück, um über den Incidenzpunkt zu berathschlagen; nach einer Stunde kehrte derselbe wieder, und der Präsident verlas einen Beschluß, der die Advokaten mit ihrem Begehren abwies. Der General-Advokat begann nun von neuem seine kaum angefangene Rede, die in zwei Haupttabtheilungen zerfiel, wovon der eine die historische, der andere die juridische Auseinandersetzung enthielt. Wir lassen die Schilderung der Handlungsart und Denkweise Herrn de Potters für den Augenblick dahingestellt seyn, und wenden uns zu den Thatsachen.

Seit de Potter in die Reihen der Opposition getreten war, schrieb er in den Courrier des Pays-Bas, dessen bisherige Mäßigung bald in die zügelloseste Heftigkeit übergieng. Man behielt bei der neuen Organisation dieser Zeitschrift eine Actie für Herrn Tielemans auf, der gerade damals auf Kosten der Regierung eine wissenschaftliche Reise in Teutschland machte, Herr de Potter rieth ihm jedoch wohlweislich, seine Mitarbeiterschaft am Courrier des Pays-Bas noch auszusetzen, bis er definitiv von der Regierung angestellt seyn würde. Diese Anstellung blieb nicht lange aus: Herr Tielemans ward in seinem 28ten Jahre als Referendär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit einem Gehalt von 2000 fl. außer den jährlichen Umzugskosten angestellt *). Dieß geschah im

*) Der Hof residirte bekanntlich ein Jahr im Haag, das andere Jahr in Brüssel: für diesen Umzug werden die Beamten be-

Oktober 1828, eben zu der Zeit, als die Opposition den erbitterten Kampf gegen die Regierung begann. Die damalige Verurtheilung de Potters erbitterte die Journalisten nur noch mehr, denn bis jetzt hatte man sie, halb aus Gutmüthigkeit, halb aus Verachtung, laufen lassen. Von nun an ward auch die Verbindung zwischen und der Priesterpartei enger, und, auf sogenannte allgemeine Freiheitsgrundsätze gestützt, verlangte man, im Interesse der Priesterschaft, die unbeschränkte Freiheit des Unterrichts. Dieß war für die Angeklagten, wie aus vielen Stellen ihrer Briefe hervorgeht, nur ein Mittel, um zum Hasse gegen die Regierung aufzureizen, welche ein solches auf die unwiderleglichsten Freiheitsgrundsätze gestütztes Begehren hartnäckig zurückweise; daß die Regierung dieß unsinnige Begehren nicht bewilligen könne und werde, das wußten die Herren wohl, und sagten es auch in ihren Privatbriefen.

Endlich im Monat Mai entfaltete die Union ihr Banner: eine lithographirte Zeichnung ward verbreitet, auf der man den belgischen Löwen erblickt, wie er zerbrochene Fesseln mit dem Fuße tritt, und auf dem Altare des Vaterlands eine Schlange zerreißt: darüber schwebte der Genius der Freiheit mit einer rothen Mütze; noch höher oben sah man ein flammendes Kreuz mit der Umschrift: in hoc signo vinces. Unter der Zeichnung standen die Worte: pro aris et focis *). Daß diese erbauliche Zeichnung von der Priesterpartei ausgieng, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, Herr de Potter jedoch,

---

den Ministerien entschädigt, diese Entschädigung betrug bei Herrn Tielemans, wenn sich Schreiber dieses nicht sehr irrt, 300 fl.

*) Diese Zeichnung braucht weder Erklärung, noch sonst einen Zusatz, außer allenfalls den, daß der Löwe vollkommen die Stellung hatte, wie auf den Münzen aus der brabantischen Revolutionsperiode.

der sonst in seinen Schriften so entsetzlich gegen den Catholicismus und Romanismus geeifert hatte, überschwemmt jetzt das Publikum mit Broschüren, deren kurzer Sinn sich etwa auf folgendes zurückführen läßt: Nach den allgemeinen Freiheitsgrundsätzen kann man Niemand hindern, zu glauben und zu meinen, was er will; wer Katholik ist, glaubt also an die allgemeine und unfehlbare Kirche, deren Haupt der Pabst ist, welcher also über alle andere Kirchen zu gebieten hat; Nationalkirchen, Gallikanismus sind darum dem Catholicismus entgegengesetzt und verwerflich, der Ultramontanismus ist also der wahre Catholicismus *). In Belgien ist das Volk beinahe ganz katholisch, die Religion hängt mit dem Unterricht auf das genaueste zusammen, also muß der Priesterschaft die Lehre frei bleiben, die Sache Belgiens gegen Holland ist also eine katholische; von der völligen Freiheit und Emancipation des Catholicismus in Belgien hängt also Belgiens Emancipation überhaupt ab; wir sind gegen Holland auf demselben Fuße, wie Irland gegen England.

Mit diesem Raisonnement ist die Errichtung einer Association schon zum Voraus angedeutet, und alles, was Irland der englischen Unterdrückung gegenüber that, als Vorbild und Muster angenommen. Daß die Priesterpartei ganz in diesem Sinne verfuhr, ist sehr begreiflich: Herr Barthels, Redacteur des Catholique, sagte ganz

*) Diesen sehr unlogischen Schluß machte nicht etwa Schreiber dieses, sondern Herr de Potter selbst. Man traute kaum seinen Augen, als Herr de Potter, den man von einer ganz andern Seite kannte, mit solchem Aberwitz auftrat. Natürlich erhöhte dieß weder die Achtung vor ihm, noch vor seiner edeln Journalistenbrüderschaft, die alles, was nun aus der Feder des „noble victime" floß, in den Himmel erhob; und in der That Herr de Potter hatte doch noch immer mehr Geist und Kenntnisse, wie sie, was freilich nicht viel sagen will.

offen: „die Regierung will Belgien proteſtantiſiren, man muß petitionniren, um die freie Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes zu behalten.“ Dieß war der Text zu allen Diatriben, und zugleich das Mittel, wodurch man die Einfältigen zum Petitioniren brachte: man machte es zur Gewiſſensſache. Wie weit dieſer Unſinn des Petitionnirens gieng, wobei die Prieſter immer voran ſtunden, erſieht man unter anderem auch aus einem Schreiben des Herrn Tielemans an Herrn de Potter vom 22. Nov. 1829. „Ueberhaupt macht die Unterzeichnung der Pfarrer einen ſchlimmen Eindruck. Könnte man es nicht unterlaſſen, ſo laut zu ſagen, daß ſie überall zuerſt unterzeichnen. Es iſt dazu freilich ein wenig ſpät, aber wenigſtens würde es den Tadel mäßigen, und vielleicht einem Verbot zuvorkommen, das leicht die Biſchöfe an die Pfarrer erlaſſen könnten, ferner zu unterzeichnen. Ein ſolches Verbot würde uns Schaden bringen, weil viele Leute, die keine Pfarrer ſind, dieſes Verbot dennoch beobachten würden.“ *)

Als die Sitzungen der Generalſtaaten am Ende des Jahrs 1829 begonnen hatten, giengen die Bemühungen des Herrn Tielemans hauptſächlich auf zwei Punkte; erſtens darauf, daß eine Eingabe an die Generalſtaaten gemacht werde, um die Freilaſſung de Potters aus dem Gefängniß zu bewirken, und zweitens ſich eine kompacte Majorität in der Kammer zu bilden, um durch die Verwerfung des Budgets die Regierung zu allem zu zwingen. Was den erſten Punkt betrifft, ſo traten mehrere Mitglieder der Generalſtaaten mit Herrn Tielemans zuſam-

*) Dieß erklärt ſich daraus, daß damals van Bommel eine Rolle am Hofe ſpielte, die mit ſeiner wahren ſehr ſchlecht im Einklang ſtand; um den Widerſpruch nicht zu ſchreiend werden zu laſſen, hätte er ſich zu einem ſolchen Verbot gezwungen ſehen können. Herr Tielemans ſtand mit ihm in genauer Verbindung.

men, um zu berathſchlagen, auf welche Weiſe die Sache zu bewerkſtelligen ſey. Herrn de Potters Abſicht dabei war jedoch, ſeinen geheimen Briefen an Herrn Tielemans zufolge, weit weniger, bald möglichſt ſeine Freiheit zu erlangen, als Lärm zu machen, um gegen die Regierung zu declamiren und declamiren zu laſſen *). Was den zweiten Punkt betrifft, ſo läßt ſich leicht denken, daß die Herren Tielemans und de Potter nicht die erſte Rolle ſpielten, indeß thaten ſie das ihrige, ſoweit dieß in ihrer Lage und in ihren Verhältniſſen möglich war, und zwar eingeſtandener Maaßen, um dadurch die Regierung in allem ihrem Thun zu beherrſchen. Zu dieſem Zwecke gibt Tielemans in ſeinen Briefen an de Potter ſehr häufig Rathſchläge, wie die Journale ſich gegen die verſchiedenen Glieder der Kammer benehmen ſollen. Was auf dieſe Weiſe an die Brüſſeler Journale gelangte, kam durch Herrn de Potter manchmal denn auch, wenn es nöthig geachtet wurde, an die übrigen Oppoſitions-Journale, und Herr de Potter drückt ſich darüber einmal ſehr naiv aus: „j'ai hier envoyé les premières pièces à toutes les trompettes du pays avec prière d'emboucher leur instrument.

Als endlich die Angelegenheit des Budgets vorüber, dieſes zugeſtanden, und die Plane der Faction in dieſer Beziehung geſcheitert waren, ſchrieb Herr Tielemans an Herrn de Potter: „jetzt muß man alles anwenden, um das Geſetz über die Preſſe und den öffentlichen Unterricht nicht durchgehen zu laſſen. Nach dem Schluſſe der Seſſion wird man das übrige bearbeiten, und alles auf die nächſte Seſſion vorbereiten. Nicht zu ſchnell, das iſt ein ſchlechtes Mittel, um zum Zweck zu gelangen, verſichern wir uns einer Majorität in der Kammer.“ Die Intriguen hatten

*) Deßhalb nennt er in ſeinen Briefen dieſe Petition nur „mon brûlot, la machine incendiaire.“

alſo noch kein Ende und ſollten fortgeführt worden, indeß wurde Herr de Potter gewaltig ungeduldig, und ſchrieb ſeine letzte Broſchüre: Demophile au Roi: deren Zweck, de Potters eigenem Geſtändniſſe zufolge, kein anderer war, als zu reizen und zu erbittern. Herr Tielemans dagegen, politiſch weit mehr gebildet, als de Potter, hat den Schlag, welchen die Annahme des Budgets der Faction verſetzte, viel tiefer gefühlt, und war geraume Zeit niedergeſchlagen. Doch bald kehrte ihm der Muth zurück, und der Gedanke an eine Aſſociation mit Hülfe der Geiſtlichkeit nach dem Vorbild der irländiſchen ſtieg in ihm auf *). Er theilte ſeine Anſichten hierüber fürs erſte Herrn de Potter mit: „verſichern wir uns," ſagte er, „einer Majorität in der Kammer; machen wir nach und nach die Grundlagen einer großen Aſſociation bekannt." Man bemerke das Datum dieſes Briefs, er iſt vom 16. Dezbr. 1829 (an dieſem Tage wurde das Budget angenommen).

Am erſten Januar vertraute er ſein Projekt hinſichtlich der Geiſtlichkeit an: man müßte ſie mehr und mehr bearbeiten, um ſie wirkſam der Regierung entgegenzuſetzen. Tielemans beginnt mit einer Bemerkung, welche die Grundlage ſeines Planes war. „Um die Verbindung zwiſchen den Liberalen und Katholiken zu zerreißen, müßte man jetzt der Geiſtlichkeit ſo ungeheuer viel zu-

*) Bis hieher iſt Schreiber dieſes der Rede des Herrn General-Advokaten nur in ſehr geringem Maaße treu geblieben, theils darum, weil die hiſtoriſche Darſtellung desjenigen Abſchnitts, welcher den eigentlichen Thatſachen vorangeht, ſich überhaupt mehr nach dem Publikum richtet, und zweitens, weil wir uns keiner Wiederholung ſchuldig machen wollen, da das meiſte, was wir hier von der Rede des Herrn General-Advokaten ausgelaſſen haben, in der Geſchichte der Seſſion der Generalſtaaten von 1829 — 1830 mitgetheilt worden iſt, indem die Correſpondenz des Herrn Tielemans hierzu einen ſehr merkwürdigen Beitrag liefert.

gestehen, daß die Regierung selbst verloren wäre, wenn sie dieselbe völlig befriedigen wollte." Von diesem Satze gieng er aus, und setzte dann hinzu; „um nun die Regierung zu hindern, daß sie nicht in die Arme der Katholiken sich werfe, muß man diese so weit vorwärts treiben, als die allgemeine Freiheit nur immer gestattet." Diese Einschränkung war nothwendig zur Rettung der radikalen Partei. Er fährt sodann fort: „Sie müssen alles verlangen, was nicht über die Gränzen der Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes hinausgeht, mit einem Worte: eine völlige, unbeschränkte Unabhängigkeit von der Regierung. Je mehr sie verlangen, desto weniger wird man geneigt seyn, ihnen zu willfahren. Aber es bedarf der Klugheit. Gehen wir nicht zu rasch, denn man muß die Majorität gewinnen oder bewahren, was die erste Bedingung alles Erfolgs ist: nur wenn die Katholiken mehr verlangten, als die Freiheit aller gestattet, so würden sie der Sache auf einer andern Seite schaden. In jedem Falle müssen sie, ohne es zu wissen, und ohne daran zu denken warum, vorwärts getrieben werden." (Gerade, wie man die Massen zum Petitionniren trieb. Welche hinterlistige Taktik?) „Sie (Herr de Potter,) „Sie können persönlich viel in dieser Beziehung: Sie glauben nicht, wie groß das Vertrauen auf Ihre Einsichten und Ihre Aufrichtigkeit ist." *) (Welche blutige Ironie!) „Sie haben in Ihren drei auf die Union bezüglichen Broschüren alle Grundzüge einer vollständigen Unabhängigkeit der

*) Das Vertrauen auf seine Aufrichtigkeit gieng wirklich so weit, daß Herr Madrolle ihn in die Congregation aufnehmen wollte. Hatten aber die Herren Liberale, wie sie sich, leider Gottes! nennen, gegen den mächtigen Priestereinfluß nicht die Rechnung doch ohne den Wirth gemacht?

Prieſterſchaft niedergelegt. Man ſollte nach und nach auf dieſen Grundlagen das ganze Gebäude errichten, das die Prieſter aller Religionen dem Schutze der Regierung entzieht. Denken Sie darüber nach, meine Freundin *), und bemerken Sie, daß wenn man dazu gelangt, alle Religionen von den goldenen Feſſeln zu befreien, die ſie noch tragen, es nur noch einen Schritt weiter bedarf, um die Philoſophie auf die nämliche Linie in der Welt zu ſetzen, als die Religion." (Dieß war das religiöſe Syſtem Baboeufs und ſeiner Anhänger, wozu ſich Herr de Potter in mehr als einer Stelle ſeiner Briefe erklärt.) „Sobald die Religion ſich nur durch Prieſter und Gläubige hält, ſo bauen wir morgen der Philoſophie einen Tempel, der auch ſeine Gläubigen und ſeine Prieſter haben wird." (Vermuthlich einen Tempel der Vernunft, der vor einiger Zeit die Tempel der Gottheit erſetzte. **)

Tielemans kam in einem Briefe vom 20. Jan. abermals auf dieſen Gegenſtand zurück; „denken Sie, mein lieber Meiſter, ein wenig über den Entwurf einer Broſchüre nach, um die völlige Unabhängigkeit der Geiſtlichkeit zu organiſiren. Wenn die Regierung die Prieſter gewinnen will, ſo muß man ohne weiteres ſie dazu treiben, mehr zu verlangen, als ihnen die Regierung zugeben kann."

Welches ſind nun die Anſichten de Potters über dieſen Plan? Hier ſind ſie: „ich werde mich in einer Broſchüre damit beſchäftigen, die völlige Unabhängigkeit des Catholicismus zu organiſiren. Theilen Sie mir bei der erſten Gelegenheit Ihre Ideen darüber mit.

*) Sie ſchrieben ſich bekanntlich unter fingirten Weibernamen, ſo wie überhaupt eine Menge fingirter Namen und Benennungen vorkommen.

**) Dieſe Anmerkung des Herrn General-Advokaten iſt faſt zu ſtreng für eine Anſicht, worüber man doch wohl jetzt nur noch lächeln oder die Achſeln zucken kann.

Ich werde nach und nach die meinigen in Ordnung bringen."

Sie ſehen, meine Herren, fuhr der General-Advokat fort, daß de Potter es nicht für paſſend hält, ſich mit der Unabhängigkeit der andern Religionsparteien zu beſchäftigen, wie Tielemans es vorgeſchlagen hatte: er nährte hinſichtlich der andern Religionsparteien nicht dieſelben Hoffnungen, wie hinſichtlich der katholiſchen Prieſter.

Dieß war einer der beiden neuen Plane, die Tielemans entworfen hatte. Dieſe neue Unternehmung konnte im Falle des Gelingens den Staat der größten Gefahr ausſetzen; Tielemans und de Potter waren davon mehr wie jeder andere überzeugt, und eben darum bemühten ſie ſich eifrigſt, ihn gelingen zu machen. Auch wußten ſie noch überdieß recht wohl, daß derſelbe mit dem Grundgeſetz, dem Concordat, mit allen beſtehenden Geſetzen, und unſerem öffentlichen Kirchenrecht, wie es zu allen Zeiten geweſen war, in Widerſpruch ſtehe. Was verſchlug ihnen aber das; war es nicht ihre machiavelliſtiſche Maxime, den Glauben dem Geſetze, den Altar dem Throne entgegenzuſtellen? *)

Der zweite von Tielemans entworfene Plan war, wie wir aus ſeinem Briefe vom 19. Dezbr. geſehen haben, (ſiehe oben pag. 31) nach und nach den Grund zu einer großen Aſſociation zu legen. Er machte ſich ans Werk, und am 20. Januar waren die Statuten der Conföderation entworfen und niedergeſchrieben.

*) Dieß bezieht ſich auf mehrere Stellen in de Potters Briefen, beſonders zu der Zeit, als Tielemans noch auf Koſten der Regierung in Teutſchland reiste, und auf eine Profeſſur des kanoniſchen Rechts hoffte. De Potter ſchrieb ihm damals ausdrücklich, er ſolle das kanoniſche Recht ſo leſen, um ſtets die Regierung und den römiſchen Hof an einander zu hetzen. Die Ernennung Ernſt Münchs und Winſingers nach Lüttich und Löwen hatte ihn auf's äußerſte gereizt. Man vgl. die in der Correſpondenz darüber geſchriebenen Briefe.

Er ſandte dieſelbe an de Potter mit einem Brief, der verſchiedene Daten trug, wovon das letzte der 23. Januar war. „Es gibt ein Mittel, das mich ſeit mehreren Tagen beſchäftigt," ſagte er in dieſem Schreiben, „und das mir für unſern Zweck ſehr geeignet ſcheint. Dieß iſt eine Aſſociation; die in Frankreich iſt gut, die in Irland auch, aber die eine, wie die andere hatten nur einen beſtimmten Gegenſtand zum Zweck. Wir haben die ganze Repräſentativregierung zu bilden; die Aſſociation müßte alſo alles umfaſſen. Dieß könnte auf folgende Weiſe geſchehen." (Nun folgen, mit einigen geringen Veränderungen, die Statuten, wie ſie de Potter in den Belge und den Courrier des Pays-Bas vom 3. Febr. einrücken ließ.)

Dieß Project wurde mehreren Mitgliedern der Union vorgelegt, und allgemein gebilligt. Es ward nun ein geheimer Klubb angeſagt, der in Brüſſel am 31. Jan. ſtatt finden ſollte. Nach Tielemans Rathe jedoch ſollte man nur nach und nach die Grundlage des Plans bekannt machen. Man mußte alſo erſt das Terrain ſondiren. Zuerſt enthielt der Katholik am 27. Jan. folgenden Artikel. „Die Nachricht von den Abſetzungen wurde in allen unſern Provinzen mit einſtimmigem Schrei des Unwillens aufgenommen. Ueberall ſagte man ſich: was iſt zu thun? und die Auswahl unſerer Patrioten hat freiwillig und einſtimmig geantwortet: wir wollen eine National-Conföderation errichten, und eine Bürgerrente erheben. Entſchloſſen, in dem Wege der Willkür zu verharren, muß die Regierung ihre Streiche verdoppeln; das iſt für ſie eine Nothwendigkeit, die aus ihrer Lage hervorgeht. Sie fühlt, daß ihr Gebäude unfehlbar zuſammenſtürzen wird, wenn ſie ſich nicht bei Zeiten unſerer Zukunft bemächtigt. Die Bürger ihrerſeits haben begriffen, daß der Widerſtand mit der Größe der Gefahr in Verhältniß ſtehen muß. Einſtweilen, bis ein allgemeiner Plan zu einer Aſſociation und einer Collecte angenommen iſt, können wir ankündi-

digen, daß mehrere der achtungswertheſten Einwohner unſerer Stadt (Gent) bereits unter ſich beträchtliche Summen votirt haben."

Der Courrier des Pays-Bas vom 2. Januar lobte dieß in folgender Weiſe: Der Catholique enthält einen Vorſchlag, deſſen Ausführung von großer Wichtigkeit wäre. Das Uebel iſt groß, ſagt er, die Gegenmittel müſſen es auch ſeyn: und da die Freiheit der Preſſe und des Unterrichts einer drohenden Gefahr ausgeſetzt ſind, ſo müſſen dieſe Hülfsmittel eben ſo ſchnell, als wirkſam ſeyn. Man muß ſich conföderiren: der Zweck der Aſſociation muß ſeyn, alle von den Geſetzen gebilligten Mittel aufzufinden und in Anwendung zu bringen, um die Willkür zu ſtürzen. Das erſte muß die Errichtung einer hinreichend beträchtlichen Kaſſe ſeyn, und dieß ſcheint uns ziemlich leicht. Wir zahlen eine Million für die Induſtrie, d. h. um uns alle Tage von elenden Fremden verleumden und beleidigen zu laſſen; könnten wir nicht eine Million finden, um uns zu vertheidigen, und, wie es einer edlen Nation ziemt, unſere natürlichen Vertheidiger, deren rechtliche Geſinnung man zu ſtrafen wagt, zu entſchädigen?" Wenn unſere 400,000 Petitionnairs nur einen einzigen Cent in der Woche geben, ſo haben wir ſchon ohne Mühe eine Summe von 200,000 fl.

Am 31. Jan. erſchien im Catholique, im Belge, im Courrier de la Meuse und im Politique der in der Anklageakte verzeichnete Artikel.

So legte man den erſten Grundſtein zu dem Gebäude, das man neben dem Thron errichten wollte.

Wir haben geſagt, daß der Plan der Conföderation beſprochen und gebilligt ſey, und daß nachher eine Zuſammenkunft in Brüſſel ſtatt gefunden habe. Dieſe Thatſachen ſind bewieſen durch zwei bei dem Angeklagten Barthels in Beſchlag genommene Briefe, wovon der eine alſo lautet: „ich habe, mein Herr, die beiden Briefe

empfangen, womit Sie mich beehrten. Man hat den Plan einstimmig gebilligt. Herr Graf d'Ot ist diesen Morgen angekommen. Man wird sich Sonntag um ein Uhr bei mir vereinigen. Richten Sie es so ein, daß Sie sich mit einem Ihrer Freunde dabei einfinden."

Dieser Brief hat das Brüsseler Postzeichen mit dem Datum vom 29. Jan. und das Postzeichen von Gent mit dem Datum vom 30. Jan.; er ist nicht unterzeichnet*), er ist vom Freitag datirt, was mit dem Postzeichen von Brüssel übereinstimmt, denn der 29. Jan. war ein Freitag.

Der zweite Brief ist von Barthels geschrieben, und sollte auf die Post gegeben werden, als er bei ihm in Beschlag genommen wurde; er bestimmt mehr und mehr das Datum des erstern auf den 29. Jan.: dieser Brief ist an einen Baron addressirt, der sich durch Brüssel nach dem Haag begeben sollte, und lautet, wie folgt: „Mein Herr Baron, ich bedaure recht sehr, daß ich bei Ihrer Durchreise durch Brüssel nicht daselbst seyn konnte. Es hatte am 2ten eine Zusammenberufung statt gefunden, und ich konnte meinen Aufenthalt nicht verlängern."

In seinem Verhöre hat der Angeklagte anerkannt, daß das Datum vom 2ten ein Irrthum sey und daß die Zusammenkunft, wovon er spricht, am 31. Jan. statt gefunden habe; er hat ferner eingestanden, daß die beiden Briefe sich auf einander bezögen.

Tielemans sendet also am 23. Juni seine Statuten; am 29sten Einladung zu einer Zusammenkunft mit der Nachricht, daß das Project allgemeinen Beifall gefunden habe: am 31sten Vereinigung bei dem Schreiber des Einladungsbriefs, und am 3. Febr. Bekanntmachung der Statuten im Belge und im Courrier des Pays-Bas.

*) Er ist wahrscheinlich von van de Weyer, einem Advokaten, der nachher als Vertheidiger der Angeklagten auftrat. Barthels verweigerte alle Antwort auf die Frage, wer der Schreiber des Briefs sey.

nach mehreren Vorspielen, wovon bereits die Rede war.

Der Gerichtshof könnte uns tadeln, daß wir nicht nachgeforscht hätten, wer die durch die Buchstaben: M. le cte. d'Ot. (Monsieur le comte d'Oultremont) bezeichnete Person sey. Um diesem Tadel vorzubeugen, werden wir sagen, daß wir nur durch die Polizei einige nähere Nachrichten erhalten konnten, und daß diese einen vornehmen Lütticher bezeichnen, dessen Name in dem Verhöre genannt wurde, das der Angeklagte Barthels vor diesem Gerichtshofe bestanden hat.

Nehmen wir nun den Brief des Angeklagten Barthels wieder auf, dessen Lesung wir unterbrochen haben, da die Folge sich an einen Zeitpunkt nach der Bekanntmachung der Statuten der Conföderation anschließt.

Barthels fährt in seinem Schreiben fort: „ich glaube, man hat sich mit der Föderation zu sehr beeilt; die Comités hätten sich bilden und ankündigen, und die Statuten zugleich im ganzen Königreich bekannt gemacht werden müssen. Man hat keinen bestimmten Gang befolgt." (Dieß war der Rath Tielemans, den Grund nur nach und nach zu legen.) Zu allem Ueberfluß richten jedoch die letzten strengen Maaßregeln die Regierung mehr und mehr in der öffentlichen Meinung zu Grunde.

Dieser Satz klärt völlig über die Ansichten dieses Angeklagten auf; er tröstet sich über den Stoß, den das Conföderations-Project erlitten hat, weil zu allem Ueberfluß die Regierung seiner Ansicht nach mehr und mehr ihrem Sturz entgegeneilt. Nach diesem fährt er fort: „ich habe Ihren Brief von Brüssel erhalten, und erfahre Ihre Ankunft im Haag. Ich hoffe, daß Sie sich daselbst wohl befinden. Erlauben Sie mir, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen, um Ihnen einige Nachzügler der Petitionsarmee zu übersenden."

Was dieſe letzte Phraſe betrifft, ſo erinnere man ſich nur an das, was wir über das Petitionnement geſagt haben, wobei man den 161. Art. des Grundgeſetzes auf eine ſo ſkandalöſe Weiſe mißbrauchte.

Doch wir kommen auf Herrn de Potter zurück. Er konnte freilich der Zuſammenkunft am 31. Jan. im Hauſe deſſen, der den Einladungsbrief geſchrieben, nicht beiwohnen, aber er empfieng viele Leute in ſeinem Gefängniſſe, wie er dieß ſelbſt in einem Briefe vom 21. Nov. 1829 ſagt: „je suis entouré ici d'oiseaux de tous les plumages, et de tous les ramages. Tous chantent beaucoup; plusieurs même chantent bien; mais lorsqu'il s'agit de jouer des pattes et des ailes, des ongles et du bec, je demeure seul avec le propriétaire *), toujours actif, toujours remuant, toujours faiseur." Es ſcheint, daß man ihn auch dießmal noch allein ließ, denn das Manifeſt vom 3. Febr. trägt keine andere Unterſchrift, als die ſeinige.

Die Statuten der Conföderation waren von verſchiedenen Journalen bekämpft worden. Dieſe Angriffe konnten der Ausführung derſelben ſchaden. Dieſer unermüdete und kecke Aufwiegler (factieux) entſchloß ſich ſogleich, nach Lüttich zu ſchreiben, um daſelbſt ein Gutachten entwerfen zu laſſen, welches beweiſen ſollte, daß die Conföderation nichts ungeſetzliches darbiete. Der Brief, vom 7. Febr. datirt, iſt folgender:

„Da ich es nicht wage, mich direct an Sie zu wenden, ſo habe ich meinen vortrefflichen Freund, Herrn Lesbroussart, Ihren Vetter, gebeten, mich bei Ihnen einzuführen. Mit ſeinem Beglaubigungsſchreiben verſehen, erlaube ich mir nun, einige Worte der Erklärung beizufügen,

*) So nannte man ſcherzweiſe den Herrn Levae, Redacteur des Belge, der ſich aus irgend einer Grille häufig „Levae, Propriétaire" unterzeichnete obwohl er nicht das mindeſte Eigenthum, außer einem eigenſinnigen Kopfe beſaß.

die er Ihnen geben wird. Ich habe, als ich meine Ideen über eine patriotische Conföderation bekannt machte, schon im voraus selbst unterschieden zwischen dem, was ich unter den gegenwärtigen Umständen für ausführbar hielt, und dem, dessen Ausführung ich erst in andern Zeitverhältnissen wünschte. Die Rente kann und muß eingeführt werden: die Verpflichtungen, welche die Conföderirten eingehen müssen, können mindestens dazu dienen, die Regierung zu erschrecken, indem man ihr beweist, daß wir es wagen, solche Dinge zu entwerfen, zu untersuchen, und bei offenen Thüren darüber zu berathschlagen. Ich hatte gehofft, daß das ministerielle Ungewitter sich völlig über mich entladen hätte: dießmal habe ich mich getäuscht; aber unsere Gegner haben sich gewandter benommen, als ich erwartet hatte; sie haben mir neue Verfolgungen angekündigt, die ich, wie Sie ebenfalls wissen, weder suche, noch fürchte; aber sie haben gesucht, die Ausführung des vorgeschlagenen Plans zu hindern, indem sie die thätigen Mitglieder der künftigen dirigirenden Comités mit der ganzen Strenge der Gesetze bedrohten. Schon zittert alles um uns her; wenn die Drohungen der ministeriellen Blätter nicht sogleich widerlegt, niedergeschlagen werden, so finden wir Niemand, der seinen Namen und seine Person wagen wird, und dann sind alle unsere Hoffnungen dahin, in demselben Augenblick, da wir sie zu hegen begannen. Durch Journalartikel auf Journalartikel antworten, würde meiner Ansicht nach nicht genügen, und nähme überdieß kein Ende; wir müssen aber sogleich und rasch vorwärts gehen. Ich habe deßhalb gedacht, eine Art von gerichtlichem Gutachten, daß die Gesetzlichkeit der Conföderation erwiese, ein Gutachten, das von den Advokaten der Hauptgerichtshöfe Belgiens unterzeichnet wäre, würde am schnellsten und leichtesten die kindische Furcht zerstreuen, die man zu erregen sich bemühte, und die man, was von Wichtig-

keit ist, nicht einwurzeln lassen darf. Theilen Sie gefälligst meinen Brief den Redactoren des Politique mit, und wenn man über die Sache übereinkommt, so beschleunigen Sie dieselbe."

Während de Potter sich bemühte, die Conföderation zu organisiren, unterstützte ihn Barthels von seiner Seite zu Gent. Er hat auch in der That in seinem Verhör vor dem Instructionsrichter erklärt, daß er glaube, an mehrere Personen geschrieben zu haben, wie nützlich und selbst konstitutionell ihm der Plan erscheine, und wie sehr er wünsche, daß derselbe zur Ausführung komme. Er hat ferner erklärt, daß Summen, die, wie er glaube, ziemlich bedeutend seyen, für die Conföderation in mehreren Hauptorten der Provinz, unter andern zu St. Nicolas, Menin und Roulers ausbezahlt worden seyen; er hat gestanden, daß Personen, deren Namen er nicht nennen wollte, dem Bureau des Catholique mehr als 2000 fl. gleichfalls für die Conföderation angeboten hätten.

Unabhängig von diesen Eingeständnissen, bezeugen die verschiedenen nach dem 3. Febr. in den Catholique eingerückten Artikel, wie viel Mühe Barthels sich gegeben habe, um die Ausführung des von ihm und den andern Angeklagten entworfenen Complotts zu sichern. Dieß Complott wurde glücklicherweise vereitelt.

Ich muß Ihnen nun, meine Herren, einige Augenblicke von den Papieren und andern Gegenständen sprechen, die man in Beschlag nahm, und wovon noch nicht die Rede war. Wir werden nur diejenigen nennen, die in einiger Beziehung auf die Hauptsache stehen.

Beschlagnahme bei de Potter in seinem Gefängniß.

1) Ein Entwurf zu einem Journalartikel von der Hand des Angeklagten, und mit zahlreichen Ver-

beſſerungen gleichfalls von ſeiner Hand: ſein Inhalt lautet, wie folgt: „Da der Prozeß Herrn de Potters, wenn gleich nicht die Urſache des Erwachens der öffentlichen Meinung, (Zeit, Umſtände und der belgiſche Charakter hätten frühe oder ſpät dieſe Revolution bewirkt,) doch wenigſtens die Gelegenheit war, die zu den erſten Ausbrüchen (explosions) des Nationalgeiſtes Veranlaſſung gab, ſo ſchlagen einige Freunde des Vaterlands und der Inſtitutionen, die daſſelbe regieren, vor, das Andenken an dieſe Epoche durch eine Medaille zu verewigen, welche auf der einen Seite die Inſchrift hätte: „Prozeß Herrn de Potters. — Vertheidiger: die Herren van Meenen und van de Weyer; und auf der andern: Brüſſel den 19. und 20. Dez. 1828.“ „Nur drei von dieſen Medaillen ſollen für die oben genannten Perſonen von Gold geſchlagen werden; alle andern ſollten von Bronze ſeyn, und an die Unterzeichnenden vertheilt werden.“

2) Ein Schreiben von einem Herrn Madrolle von Paris unterm 10. Dez. 1829, welcher an de Potter mehrere Werke über die neue Jeſuiten ſendet, und ihm den Vorſchlag macht, ihn unter die Congregation aufzunehmen. Wenigſtens ſpricht de Potter ſelbſt in ſeiner Correſpondenz mit Tielemans in dieſem Sinne darüber.

3) Ein Brief von Herrn Serret aus Brügge, wovon der Gerichtshof bei der Berathung Einſicht nehmen könnte, wenn er denſelben mit einem Briefe von de Potter vom 22. Okt. 1828 zuſammenhalten will.

Beſchlagnahme bei Tielemans.

1) Eine Note für Herrn Baron von Sécus.

2) Eine andere über die miniſterielle Verantwortlichkeit.

3) Eine dritte über die Stevenisten, welche besagt, daß diese Sekte das Concordat, welches der König der Niederlande mit dem heiligen Stuhle abschloß, nicht anerkennt.

Dieß ist gewiß zum erstenmal seit 11 Jahren, daß man von den Stevenisten sprechen hört, aber es war nöthig, sie der Vergessenheit zu entreißen, um den Versuch machen zu können, die völlige Unabhängigkeit der katholischen Geistlichkeit zu verlangen.

4) Eine Note über den priesterlichen Einfluß, wo man Folgendes liest: „les prêtres ont le domaine moral de l'humanité à exploiter, tout comme les rois en ont exploité le domaine physique."

Sollte hierin nicht die Grundlage und der Zweck seines Systems über die unbeschränkte Freiheit des Unterrichts liegen?

5) Eine Unterredung zwischen mehreren Landleuten, ganz im Geschmack der Artikel des Vaderlandere entworfen, und vielleicht auch diesem bestimmt; sie ist ganz dazu gemacht, dieser arbeitsamen Klasse Haß gegen die Regierung einzuflößen.

6) Ein erdichteter Brief, geschrieben an einen Nachfolger S. M. Wilhelms I. (im Styl des Jahrs 1440), welcher die schändliche Verleumdung der Proselytenmacherei wieder vorbringt. Man liest darin folgende Stelle: „Die Nachkommen eines gewissen Robiano de Boorsbeck, der seiner Zeit Instructionen nach Tervueren schickte, um Ihre katholischen Unterthanen aufzuhetzen, sind protestantisch geworden, machen sich eine Ehre daraus, unter dem väterlichen Scepter E. M. zu leben, und fabriziren Nationalseide mit den zur Belebung der Industrie bestimmten Fonds."

Beschlagnahme bei Barthels und de Nève.

(Sie bewohnten dasselbe Haus.)

1) Ein Privatkontrakt unter dem 27. Sept. 1829, zwischen de Nève einerseits, und dem Grafen Vilain XIV von Bazeele, dem Grafen Vilain XIV. von Wetteren, dem Marquis von Rhodes, Herrn Vicomte G. de Jonghe, H. J. B. d'Hane, und ..... de Potter (die Stelle des Taufnamens ist leer gelassen) andererseits.

(Der Angeklagte de Potter leugnet, daß er es sey, der in dieser Akte figurirt.)

Diese Akte enthält unter anderem Folgendes: die Gesellschaft gründet zu Gent ein neues flämisches Blatt unter dem Titel „den Vaderlander," und stellt H. J. B. de Nève als Drucker, Herausgeber und verantwortlichen Geschäftsführer während eines Jahrs, vom 1. Okt. an gerechnet, auf.

De Nève verpflichtet sich, den Abonnementspreis nicht höher als 6 fl. zu stellen, Druck, Redaction, Austheilung, Gelderhebung, Uebersetzung u. s. w. zu besorgen, wobei er sich von Personen nach seiner Wahl unterstützen lassen kann; er verpflichtet sich, 500 Ex. zu ziehen, und alle die Zahl der Abonnenten übersteigenden Exemplare nach dem Wunsche der Association zu vertheilen. Die Gesellschaft verzichtet auf jeden Vortheil, und garantirt den Verlust bis zum Betrag von 3000 fl. Im Fall eines Vergehens gegen die jetzigen oder künftigen Preßgesetze kann der Herausgeber des Vaderlanders diese zufälligen Kosten nach dem gesetzlichen und mit Beweisen belegten Anschlag außerordentlicher Weise und abgesehen von jenen 3000 fl. berechnen. De Nève behält sich vor, in den Artikeln, welche die Mitglieder der Association ihm zusenden würden, diejenigen Stellen zu verändern, die nach seiner Ansicht ihn gerichtlichen Verfolgungen aussetzen könnten. Uebrigens macht er sich verbindlich, die Instructionen zu

befolgen, welche die Majorität der Commiſſion ihm über den Gang des Journals zukommen laſſen würde.

Dieſe Akte trägt keine andere Unterſchrift als die de Nève's.

Man weiß, daß der „Vaderlander" ein wahres Aufruhrjournal (journal incendiaire), abgefaßt für die Faſſungskraft der Landleute, iſt.

2) Ein Schreiben von Barthels an einen Medaillengraveur zu Paris hinſichtlich einer Medaille, die zu Ehren (ich ſage zu Ehren, weil die Subſcriptionsliſten dieſes Wort angewendet haben), zu Ehren alſo der Herren Bilain XIV. und Meulenaere, die nicht wieder in die zweite Kammer der Generalſtaaten gewählt wurden, geſchlagen werden ſollte.

Barthels hatte ſich anheiſchig gemacht, dieſe Medaille verfertigen zu laſſen. Der Gegenſtand iſt, einem Briefe des Angeklagten zufolge, dieſer: Auf der einen Seite ein offenes Buch mit den Worten: pactum inaugurale; dieß Buch lehnt ſich an einen alterthümlichen Altar, auf welchem ein Hut das Zeichen der Befreiung der Gemeinden und zehn von zwei verſchlungenen Händen gehaltene Pfeile zu ſehen ſind. Die Deviſe iſt hier: pro aris et focis. Auf der andern Seite müſſen die Bildniſſe ſeyn, (die Portraits werden wir Ihnen zu gehöriger Zeit ſenden) und die Deviſe: le pouvoir les proscrit, le peuple les couronne; ferner die Namen und die Worte: Eliminés des Etats-Généraux en 1829.

Wir können hier im Vorbeigehen bemerken, daß die Unruheſtifter ihr eigenes Wörterbuch haben: die Worte: die Provinzialſtände haben ſie nicht wiedergewählt, ſind in dieſer neuen Sprache durch: le pouvoir les proscrit, wiedergegeben, und die Worte: le peuple les couronne, bedeuten: einige Narren (dupes) und einige Unruheſtifter ſchmähen ſie.

3) Ein Brief eines Medaillengraveurs aus Paris

vom 11. Nov. 1829. „Eifriger Diener der guten „Sache," sagt er, „beeile ich mich, Ihnen meine Bedingungen mitzutheilen. Ich bitte Sie, meinen Dank für die hohe Gunst zu empfangen, welche Sie mir erweisen, indem Sie mich zur Ausführung einer Arbeit wählen, welche mit meinem Geschmack und meinen Grundsätzen so sehr übereinstimmt."

Der wackere Medaillengraveur versteht gewiß unter der guten Sache die Medaillomanie der belgischen Unruhestifter.

4) Mehrere Listen von Subscribenten für die nämliche Medaille, welche durch die Angeklagten Barthels und de Nève, in deren Bureau man unterzeichnen konnte, gesammelt worden waren. Jede Liste hat ein in den aufrührerischsten Ausdrücken abgefaßtes Eingangswort. Hier folgt das von der Gemeinde Arseele: „um das rührende Andenken zu verewigen an ihre edlen, muthvollen und nützlichen Arbeiten in den Generalstaaten, wo sie die Sache des Volks gegen die Tyrannei so gut und so eifrig vertheidigt haben."

Zu welcher strafbaren Tollheit führt doch nicht der Factionsgeist!

5) Ein Artikel im Manuscript für den Vaderlander, an dessen Ende sich zwischen zwei Parentheſen die Worte finden: „Von H. de Cock, Vikarius." Er sucht die guten Landleute glauben zu machen, daß das Land in Gefahr ist, protestantisirt zu werden, wenn der öffentliche Unterricht von der Regierung völlig unabhängig gemacht wird.

6) Eine Note von Barthels Hand, worin man liest „ich glaube bis zur Evidenz bewiesen zu haben, daß das sogenannte Grundgesetz der Niederlande nichtig, radikal nichtig ist, weil es durch Betrug und Hinterlist Belgien auferlegt wurde. Es heiligt übrigens einen politischen Atheismus, indem es die Freiheit des Gottesdienstes un-

der Presse anerkennt u. s. w. In seinem Verhör vor dem Instructionsrichter hat der Angeklagte Barthels erklärt, daß er nicht in Verlegenheit seyn würde, die eine, wie die andere Behauptung zu rechtfertigen.

7) Entwurf zu einer Quittung und einem Register für die Nationalsubscription.

8) Ein Exemplar der colorirten Lithographie, deren Gegenstand wir angegeben haben.

9) Eine Medaille von Silber in Form eines offenen Buchs, worüber sieben Pfeile sind; sie hat auf der einen Seite die Buchstaben. L. F. (loi fondamentale) mit den Worten: art. 151 et 161, und auf der andern Seite zwei verschlungene Hände mit der Devise: „fidèle jusqu'à l'infamie.“ *)

Man erinnert sich, daß diese Medaille bei Gelegenheit der letzten Reise S. M. in den südlichen Provinzen geschlagen worden war, und zwar in der Absicht, den Eindruck der Freude und des Glücks zu stören, welche die Gegenwart unseres erhabenen Monarchen in allen dem Thron und dem Vaterlande getreuen Herzen zurückgelassen hatte.

Der Angeklagte Barthels hat in seinem Verhör erklärt, daß die Medaille auf sein Betreiben geschlagen worden sey.

Bei den Angeklagten Cochè-Mommens und van der Straeten fand keine Beschlagnahme statt.'

Dieß, meine Herren, sind die allgemeinen und besonderen Thatsachen, die in diesem ersten Theile ihren Platz finden sollten. Wir gehen nun auf die Untersuchung des Textes des Strafgesetzes über.

---

*) Die Erklärung hievon ist hinreichend bekannt.

II.

Das Attentat oder das Complott, deſſen Zweck iſt, die Regierung zu ſtürzen oder zu ändern, iſt als Verbrechen bezeichnet, und wird nach dem Art. 87 des Strafgeſetzbuches mit dem Tod beſtraft.

Es findet nach dem 88. Art. Attentat ſtatt, ſobald eine Handlung begangen oder begonnen iſt, um zur Ausführung dieſes Verbrechens zu gelangen.

Nach dem 89. Art. findet Complott ſtatt, ſobald der Entſchluß zu handeln zwiſchen zwei oder mehr Verſchwörern beſprochen und gefaßt worden iſt, wenn auch kein Attentat ſtatt fand.

Der Art. 102 ſpricht die Strafe der Verbannung gegen diejenigen aus, welche durch gedruckte Schriften die Bürger oder Einwohner direct aufgemuntert haben, die im 3. Buch, 1. Tit., 1. Kap, 2. Abth., welche Abtheilung den Art. 87 einſchließt, erwähnten Verbrechen und Complotte zu begehen.

Und der Art. 90 enthält eine ſpezielle Anordnung in Bezug auf den Artikel 87, und beſtraft gleichfalls mit Verbannung den Urheber jedes Vorſchlags zu dem in demſelben 87. Art. benannten Verbrechens.

Die Angeklagten ſind vor dieſen Gerichtshof geſtellt, in Kraft der drei Strafanordnungen, nämlich der Art. 87, 90 und 102.

Eine erſte Frage ſtellt ſich hinſichtlich des Art. 102 dar: fand Aufreizung (provocation) ſtatt.

Eine bejahende Antwort unterliegt, unſerer Anſicht nach, nicht dem mindeſten Zweifel. Es fand nicht nur Aufreizung ſtatt, ſondern auch in ſolchen Ausdrücken, die völlig geeignet waren, die erwartete Wirkung hervorzubringen. Wie! man druckt in mehreren Journalen: „die Nation iſt von allen Seiten bedroht, angegriffen, verletzt, bald in dem einen oder andern ihrer

Rechte, bald in dem einen oder andern ihrer Glieder; es ist dringend nothwendig, nach Vertheidigungsmitteln zu greifen, die ihr in allen Fällen dazu dienen könnten, sich den Eingriffen, den Attentaten des Miniſteriums zu widerſetzen, und alle Verluſte auszugleichen, die daraus hervorgehen könnten;" man druckt: „der Augenblick iſt gekommen, wo der Kampf zwiſchen der Nation und dem Miniſterium in Belgien entſcheidend werden muß; kein eitles Bedauern, keine müßigen Einreden können mehr den gemeinſamen Feind bewegen, den Rückzug anzutreten; nur durch Thaten, nicht durch Phraſen, kann die Nation ihre angegriffene Ehre, ihre ſinkenden Freiheiten vertheidigen;" man beklatſcht das Projekt einer Nationalſubſcription, das in Folge eines formellen Beſchluſſes am 31. Jan. bekannt gemacht wurde; man ſchlägt vor, das Projekt in eine Conföderation nach den vorgelegten Statuten umzuwandeln; man thut alles dieß, und es ſollte keine Aufreizung ſtatt finden?

Aber war dieſe direct? zweite Frage.

Daran iſt abermals kein Zweifel. In der That, der am 31. Jan. geſchehene Vorſchlag zur Nationalſubſcription iſt durch einen Gegenſtand und die Ausdrücke, worin er abgefaßt iſt, an die Bürger oder Einwohner des Königreichs gerichtet. „Cette souscription," „s'adresse à tous les amis des libertés publiques, sans distinction de partis, d'opinions politiques ou de croyances." Die am 3. Febr. unter der Form eines Briefs bekannt gemachten Statuten der Conföderation ſind ebenfalls direct an das Volk gerichtet. Es heißt darin: „Wenn Sie meine Anſichten billigen, und glauben, daß ihre Verbreitung nützlich ſeyn könne, ſo bevollmächtige ich Sie, ja, ich fordere Sie auf, meinen Brief bekannt zu machen."

Dieſe Statuten waren durch den Weg zweier Journale zugleich an das Publikum gerichtet, und das Project der Conföderation konnte ſeiner Natur nach nur das

Publikum betreffen: man vergesse dabei nicht, daß de Potter darin stets zu der Nation spricht, die, wie er sagt, bedroht, angegriffen und verletzt ist u. s. w.; daß er den Entwurf der Nationalsubscription vom 31. Jan. billigt und sich aneignet, indem er eine Conföderation daraus zu machen vorschlägt; daß diese Statuten in einer am 31. Jan. gehaltenen geheimen Versammlung besprochen und angenommen, und sodann bekannt gemacht wurden; daß nach der Angabe Deltombe's, eines Setzers in die Druckerei des Courrier des Pays-Bas, der Artikel vom 3. Febr., obgleich in Briefform abgefaßt, dennoch in der That kein Brief war, daß das Manuscript keineswegs die äußere Gestalt eines Briefs hatte, sondern offen war, und der Bediente de Potters es direct an die Druckerei abgab, mit dem Befehl von Seite seines Herrn, es zu setzen, und zwei Exemplare davon abzuziehen, was auch geschah.

In diesem Sinne meldete auch de Potter an Tielemans die Bekanntmachung durch einen Brief vom dritten Febr.: „Sie sehen, daß ich nicht säumte, mich mit Ihren Federn zu schmücken. Heute erscheint eine Correspondenz im Belge, gestern haben der Courrier und der Belge unser Project einer Association gegeben. Es schien mir wichtig, nicht den für die Bekanntmachung günstigen Augenblick verstreichen zu lassen. Man schlug eine Nationalsubscription vor und verlangte Bemerkungen und Ansichten;" (ein Kunstgriff der Faction, den Tielemans angerathen, wie wir oben gesehen) „ich habe mich beeilt, die meinigen mit den Ihrigen zu verschmelzen, und sie in ein ganz hiezu bereitetes Erdreich auszusäen."

Hier findet sich mehr, wie nöthig ist, über die Frage einer direkten Aufreizung.

Uebrigens fände auch weder eine direkte, noch sonst irgend eine Provocation statt, so würde es immer ausge-

macht bleiben, daß allermindestens ein Vorschlag statt fand, und dieß würde auf dasselbe hinausführen nach Artikel 90 des Strafgesetzbuchs, der also abgefaßt ist: „der Urheber eines jeden auch nicht angenommenen Vorschlags, der eines der im Art. 87 benannten Verbrechen zum Zweck hat, soll mit Verbannung bestraft werden."

Wir wollen nun sehen, ob die direkte Aufreizung oder der Vorschlag, der durch die in der Anklageakte genannten Druckschriften statt hatte, das in dem Art. 87 benannte Verbrechen, nämlich ein Attentat oder Complott, um die bestehende Regierung zu stürzen oder zu verändern, bezweckte.

Die Akte, welche die Angeklagten vor das Assisengericht verweist, und wogegen die Cassation nicht ergriffen wurde, entscheidet in thatsächlicher und rechtlicher Beziehung, daß das bloße materielle Bestehen einer Association oder Conföderation der Art., wie die im Art. vom 3. Febr. bezeichnete, ein nach dem Art. 87 des Strafgesetzbuches strafbares Attentat oder Complott konstituiren würde. Die Anklagekammer hat, wie jene Akte es beweist, alle dem Prozeß vorangehenden Thatsachen, das Daseyn und den Zweck der Faction, welcher die Angeklagten angehören, den Charakter, die politischen Grundsätze, und die geheimen Absichten der Individuen, welche zu der Conföderation aufgemuntert haben, völlig bei Seite gelassen. Von dieser ersten Ansicht aus werden wir nun diesen Punkt des Prozesses untersuchen.

Erinnern Sie sich deßhalb, meine Herren, der Ausdrücke, in denen die Aufreizung geschah, und des gewaltsamen, feindseligen Geistes, der sie dictirte. „Es war dringend nothwendig," sagt das Manifest vom 3. Febr., „daß die Nation, von allen Seiten bedroht, angegriffen und beleidigt, bald in irgend einem ihrer Rechte, bald in einem ihrer Glieder, Vertheidigungsmittel vorbereite, um in allen Fällen jedem möglichen Eingriff

oder Attentat des Miniſteriums trotzen, und alle daraus hervorgehenden Verluſte wieder gut machen zu können." Dieß iſt der Anfang der Vorrede zu den Statuten.

Wir fragen, kündigen ſolche wüthende Ausdrücke, ſolche offenbare Verleumdungen gegen die Regierung S. M. nicht ganz offenbar den Geiſt an, in welchem die Conföderation vorgeſchlagen wurde, und welcher Art die Mitglieder derſelben ſeyn würden? Schließt dieſe ausſchweifende Sprache nicht jede Idee einer nur auf Vertheidigung begründeten Aſſociation aus? Iſt ſie geeignet, ruhige, aufgeklärte und unpartheiſche Menſchen zu überzeugen? Unſerer Meinung nach richtet ſie ſich nur an Feinde des Staats oder an Raſende, und wie gefährlich wäre nicht für den Staat eine ſolche Vereinigung von Narren und Aufrührern? Fahren wir weiter fort:

„Die Nationalkaſſe muß eine gegenſeitige Verſicherung gegen alle Streiche der Staatsgewalt ſeyn, wovon einer der Conföderirten das Opfer werden könnte. Der Augenblick iſt gekommen, wo der Kampf zwiſchen der Nation und dem Miniſterium in Belgien entſcheidend werden wird. Nicht eitles Bedauren und müßige Zwiſchenreden werden mehr den gemeinſamen Feind zum Rückzug bewegen; nur mit Thaten, nicht mit Phraſen müſſen wir unſere gekränkte Ehre und unſere ſinkenden Freiheiten vertheidigen."

In unſern Augen laſſen dieſe Stellen nicht den mindeſten Zweifel, daß der Art. vom 3. Febr. ein wahres Manifeſt gegen die Regierung ſey. Gehen wir zu den Statuten über.

(Hier führt der Herr General-Advokat die acht Artikel an, die ſich in Nro. 2. ſ. oben pag. 7 und 8 befinden.)

Wir behaupten, daß eine nach dieſen Statuten organiſirte Conföderation nothwendig dazu führen müßte, die

Monarchie der Niederlande, so wie sie konstituirt ist, zu zerstören oder zu verändern, und hier ist der Beweis.

Das Grundgesetz erschafft Gewalten, deren Rechte die der Souveränität S. M. und seiner erlauchten Dynastie beschränken. Daher beruht die vorher von dem König allein ausgeübte gesetzgebende Gewalt nun vereint auf dem König und den Generalstaaten; die 2te Kammer schlägt Candidaten für die erledigten Stellen beim hohen Gerichtshof, beim Münzcollegium und der Rechnungskammer vor; die Provinzialstände haben das Vorschlagsrecht für die Provinzial-Gerichtshöfe u. s. w.

Aber das Grundgesetz, welches abgesehen vom Königthum diese Gewalten schafft, hat zugleich die schützenden Garantien der königlichen Gewalt geheiligt, welche nicht den geringsten Stoß erleiden können, ohne daß die Rechte der Krone verändert oder beschränkt würden.

Diese Garantien finden sich hauptsächlich in den Bestimmungen, welche die Bildung der großen Corps des Staats betreffen, und in dem Eide, welchen die Mitglieder leisten müssen, ehe sie ihre Functionen antreten.

Was fürs erste ihre Zusammensetzung anbetrifft, so erklärt das Grundgesetz Art. 11 im Allgemeinen Jedermann für gleichmäßig zulässig zu Aemtern ohne Unterschied des Rangs und der Geburt und noch weit mehr, ohne zu unterscheiden, ob der Bürger zu irgend einer Verbindung gehört oder nicht. Das Grundgesetz wollte ferner nicht diese oder jene Gewalt den Händen einer Kaste oder Association überlassen; es hat dieselbe den Corps zugetheilt, die es schuf, und wie es dieselben schuf, d. h. aus denjenigen Elementen zusammengesetzt, die es selbst bestimmt.

Nehmen wir ein Beispiel. Das Grundgesetz, in dem es die zweite Kammer der Generalstaaten einsetzte, will, daß sie aus Bürgern zusammengesetzt sey, die nach der vorgeschriebenen Weise erwählt, und wählbar erklärt

sind. Nach den Bestimmungen des Art. 87 ist jeder wählbar, der in der Provinz ansässig, und dreißig Jahre alt ist. Diese allgemeine Anordnung ist nur durch zwei Ausnahmen beschränkt, wovon sich die eine auf Militärs, die andere auf Verwandte bezieht, und diese letztere Ausnahme beweist die Sorgfalt des Grundgesetzes, die Freiheit und Unabhängigkeit der Stimmen in der zweiten Kammer der Generalstaaten zu sichern.

Auf der andern Seite müssen die Glieder der zweiten Kammer frei erwählt seyn von den Provinzialstaaten, ohne daß diese sich zum Voraus verpflichten könnten, ihre Wahl auf irgend eine Klasse, irgend einen Stand, irgend eine Verbindung zu beschränken; außerdem würden sie ihren Eid verletzen.

Das Grundgesetz legt als Garantie einer freien und uneigennützigen Wahl der Personen, welche in Verbindung mit S. M. die gesetzgebende Gewalt ausüben sollen, die Verbindlichkeit auf, den Eid zu leisten, daß sie nichts weder direkt, noch indirekt, noch unter irgend einem Vorwand gegeben oder versprochen haben, um zu Mitgliedern der zweiten Kammer ernannt zu werden.

Dieser Eid wäre verfälscht durch einen Conföderirten, der die belgische Rente gezahlt hätte, um erwählt zu werden.

Die Mitglieder der Generalstaaten müssen ferner den Eid leisten, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt beizutragen, ohne sich dabei durch ein besonderes Interesse zurückhalten zu lassen.

Die erwählten Conföderirten jedoch hätten, abgesehen von dem Geiste der Parteisucht und des Widerstandes, den sie unfehlbar mit sich bringen würden, zum Voraus die Verpflichtung auf sich genommen, nur Conföderirten ihre Stimmen zu geben zu den erledigten Stellen bei dem hohen Gerichtshofe, bei der Rechenkammer, bei dem Münzcollegium, ohne Rücksicht auf Verdienst, Rechtschaffenheit

und Einſichten, und alſo, ohne das allgemeine Wohl des Landes in Betracht zu ziehen.

Die zweite Kammer, dieſe Hälfte unſeres Parlaments, welche einen ſo hohen Einfluß auf unſer Schickſal ausüben kann, würde ſich alſo mit Conföderirten anfüllen, d. h. mit Menſchen, die nicht aus dem ganzen Volk, wie das Grundgeſetz dieß will, ſondern aus einer ihrem Weſen nach dem Throne entgegengeſetzten Verbindung genommen wären; ſie würde ſich, was noch ſchlimmer iſt, mit Meineidigen anfüllen.

Zu welchem unvermeidlichen Reſultat würde dieß führen? Zum Umſturz der königlichen Gewalt, oder allerwenigſtens zur Zerſtörung der Monarchie, wie das Grundgeſetz ſie geſchaffen hat.

Es würde in der zweiten Kammer eine Oppoſition geben, wie Tielemans und de Potter ſie wollen, eine Oppoſition, welche den Gang der Regierung lähmt, und ſelbſt herrſchen will; eine Oppoſition, welche Zugeſtändniſſe entreißen würde, die mit dem Beſtehen der Monarchie der Niederlande unverträglich ſind, und welche den Staat den größten Gefahren ausſetzen würde durch Verweigerung des Budgets der Ausgaben und Einnahmen, nach der Maxime: point de Concessions, point de Budget; mit einem Wort, eine Oppoſition, die alle Beginguugen dictiren würde, wie ſich Tielemans in ſeinem Briefe vom 13. Nov. 1829 ausdrückt.

Das Grundgeſetz hat aber, indem es das Gleichgewicht der Gewalten gründete, und dem Königthum, wie der Nation, die gebührenden Rechte zuſchied, zur Seite der königlichen Gewalt keine ſo monſtröſe demokratiſche Gewalt geſchaffen. Es hat, wie wir ſchon oben geſagt, die Garantien geheiligt, die unumgänglich nothwendig ſind, um die Unabhängigkeit und den Umfang der königlichen Prärogative zu behaupten; es hat von den Mitgliedern der Provinzialſtaaten, wie der Generalſtaaten den

Eid verlangt; es hat ferner die Bürger bezeichnet, welche die zweite Kammer bilden ſollen, ohne einen andern Grund der Ausſchließung als diejenigen, die es ſelbſt vorſchreibt.

Es geht hieraus hervor, daß durch das Daſeyn der Conföderation die durch das Grundgeſetz errichtete zweite Kammer der Generalſtaaten der That nach durch eine Vereinigung von Conföderirten erſetzt würde, eine Vereinigung, deren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten vernichtend und tödtlich wäre, und unvermeidlich den Sturz der jetzigen Regierung nach ſich ziehen würde, welche bloß durch die Macht der Umſtände entweder in eine Republik, deren Oberhaupt vom Königthum nichts als den Namen trüge, oder in eine abſolute Monarchie umgewandelt ſeyn würde; was wir als ein weit unfehlbareres Reſultat betrachten müſſen, ſo lange das erlauchte Heldenblut des Naſſau's noch im Herzen unſerer Könige ſchlägt.

Bis jetzt, meine Herren, haben wir die Statuten der Conföderation nur in ihren Beziehungen zur zweiten Kammer der Generalſtaaten betrachtet, und wir haben ſo eben geſehen, welch einen tödtlichen Stoß ſie der königlichen Prärogative beibringen würden.

Wenn man aber noch, was nicht denkbar iſt, zugeben ſollte, daß die königliche Gewalt in ihrer vollen Ausdehnung und Unabhängigkeit bei einer mit Conföderirten und Meineidigen angefüllten zweiten Kammer beſtehen könne, ſo iſt es mindeſtens außer Zweifel, daß die königliche Gewalt nicht mehr exiſtiren würde, wenn man bedenkt, daß außer der geſetzgebenden Gewalt auch die andern Zweige der öffentliche Verwaltung faſt insgeſammt in Beſitz der Conföderation wären.

Wir wollen nicht ſagen, daß ein Staat im Staate beſtünde, eine ungeſetzliche Regierung neben der konſtitutionellen; dieß könnte in den erſten Jahren der Fall ſeyn. Wir behaupten aber, daß nach einiger Zeit nur eine Re-

gierung bestehen würde: die Conföderation. Von den geringsten Stellen bis zu den höchsten Gewalten würde alles der Conföderation angehören. Wer wären die Stimmberechtigten? Conföderirte; die Gemeinderäthe? Conföderirte; die Mitglieder der von den Städten und dem Lande erwählten Provinzialstände? Conföderirte; die Mitglieder der Provinzialgerichtshöfe und des hohen Gerichtshofs? Conföderirte; die Mitglieder der Rechenkammer und des Münzkollegiums? Conföderirte; die Bischöfe, Capitulare, und andere kirchlichen Behörden? Conföderirte.

Das ist nicht alles; nicht allein würden die Conföderirten nach und nach sich in alle Gewalten des Staats eindringen, sondern die Masse der Conföderation würde eine neue dem Grundgesetz ganz fremde Gewalt im Staate bilden; eine Art Erhaltungssenat (?), wie man dieß in dem Manifest vom 3. Febr. sieht.

Welcher Stützpunkt bliebe noch der also vereinzelten Exekutivgewalt? Keiner. Die richterliche Gewalt, ohne welche die Exekutivgewalt nichts vermag, wäre in den Händen der Conföderation, d. h. ihrer natürlichen Feindin.

Welcher Stützpunkt bliebe dem Throne? die erste Kammer, die Minister und die Gouverneure der Provinzen. Wir fragen, was vermöchte der Thron gegenüber *diesem festen und unauflöslichen Ganzen, das aus allen demokratischen Elementen zusammengebildet wäre*, um mich der eigenen Ausdrücke der Angeklagten zu bedienen? Würde dieses feste und unauflösliche Ganze sich nicht bald zum Nationalkonvent erheben, um sich so bald wie möglich einer Gewalt zu entledigen, die weder dem Geiste seiner Einrichtung, noch den Grundsätzen und Wünschen seiner Gründer entspräche? Und ist dieß nicht der Sinn der Worte im Manifeste: *mit solchen Nationalgarantien geht ein Volk rasch und schnell vorwärts?*" Diese Phrase wollte der, dessen Gedanken sie wiedergibt, vor dem Gerichtshof nicht

erläutern, und ſetzte hinzu, daß ſeine Advokaten, deren Gedanken ſie nicht ausdrückt, ſie für ihn erklären würden; und müſſen wir nicht dieſe tiefe, geheimnißvolle Phraſe mit einem Briefe in Verbindung bringen, den dieſer Angeklagte wenige Tage zuvor an Tielemans ſchrieb.

Dieß war der 21. Januar, ein Tag der Trauer und der ewigen Schande! „Iſt es nicht ſonderbar," ſagt er, „daß nur die Völker von der Lehre dieſes Tages Nutzen gezogen haben? Es ſcheint mir indeß, daß die Lehre mehr an die Könige gerichtet war. Aber dieſe Götzen haben Augen, und ſehen nicht, Ohren, und hören nicht, Verſtand, und begreifen nicht."

Und die Conföderation wollte noch von einem Königthum etwas wiſſen, und die Gründer derſelben ſollten die in ihrem Kopf und Herzen eingewurzelten Grundſätze austilgen! Nein, meine Herren, das Grundgeſetz würde in Barthels Augen ſtets von Grund aus nichtig, der Vertrag von London für Tielemans ſtets ein Papierwiſch ſeyn, und de Potter würde dem König wiederholen, was er bereits geſagt hat: „kehrt in eure Heimath zurück." Aber es könnten ſich unter den Conföderirten Droucts finden, welche dieſen Paß nicht reſpektiren würden.

Nachdem wir die hauptſächlichſten Statuten geprüft und bewieſen haben, daß ſie für unſere Regierung zerſtörend ſind, ſollen wir nicht auch zeigen, daß die andern dieſelbe Tendenz haben? Sollen wir auch noch behaupten und beweiſen, daß der tödtliche Stoß, den die königliche und richterliche Gewalt (la justice distributive du Roi et la justice repressive des Tribunaux), ſo wie die moraliſche Kraft der öffentlichen Behörden erleiden würden, unfehlbar für ſich allein ſchon das nämliche Reſultat hervorbringen würde? Nein, meine Herren, dieß ſcheint uns überflüſſig, aber es iſt nicht überflüſſig, uns zu erinnern, daß wir bis jetzt die offenbare Tendenz der Conföderation

nur aus ihren eigenen Statuten und aus dem Manifeſt, das ſie begleitet, bewieſen haben, ohne dieſem Beweiſe alle dem Prozeß vorangehenden Thatſachen hinzufügen, nämlich das ſeit zwei Jahren vorhandene Daſeyn einer Faction, deren Beförderer die ſechs Angeklagten ſind, und deren heftige und wiederholte Angriffe, ſo wie ihre Intriguen und unwürdigen Kunſtgriffe keinen andern Zweck haben konnten, als den Umſturz der Monarchie, ſo wie das Grundgeſetz des Staates ſie geſchaffen hat.

Wenn die Anklagekammer unſere perſönliche Meinung über die Faction nicht völlig annahm, ſo hat ſie dieſelbe eben ſo wenig völlig verworfen, weil ſie den erſten mit dem Tod zu beſtrafenden Anklagepunkt zurückwies, nicht weil ſie keine Spur der revolutionären Tendenz dieſer Faction bemerkte, ſondern weil ſie fand, daß die Anklagegründe nicht zureichend ſeyen, wie der Arrêt de renvoi dieß ausdrücklich bemerkt, was ein großer Unterſchied iſt, wie dieß der Art. 229 der peinlichen Gerichtsordnung beweiſt.

Wir glauben dieſe Anklage wiederholen, und ſie der Einſicht des Gerichtshofs überlaſſen zu müſſen, aber dieß geſchieht bloß, um die Hauptanklage zu unterſtützen, und in dieſer Beziehung bitten wir den Gerichtshof, ſich alles deſſen zu erinnern, was wir im erſten Theile auseinandergeſetzt haben.

Um in einer Sache von ſo hoher Wichtigkeit nichts zu vernachläſſigen, müſſen wir allem dieſem noch einige Auszüge aus der Correſpondenz von Tielemans und de Potter beifügen, Auszüge, welche über den ganzen Prozeß ein für die beiden Angeklagten ſchreckbares Licht werfen. Wir nehmen zuerſt die Briefe de Potters, und werden mit Commentaren ſehr ſparſam ſeyn, da ſie nur den Eindruck des Textes ſchwächen könnten.

„Man wärmt," ſchreibt er an Tielemans, das Geſetz über die 500 fl. wieder auf!!! Auf das Verlangen

Herrn d'Argoults wird so eben der Buchhändler Grignon zum Prokurator des Königs berufen, weil er die Gedichte von Rousel, glaube ich, oder Rougel, herausgegeben hat, worunter das „der Scepter und das Schwert" betitelte Lied die Majestät Carls X. beleidigt. Grignon hatte mir das Lied versprochen, das ich Ihnen senden wollte. Y-a-t-il assez de coups de pied au bout de la botte d'un honnête homme pour le derrière de cette canaille? (30. Aug. 1826.)

Hier ist der Beweis, wie der Angeklagte die Könige und das Königthum achtet.

Obgleich dieser Brief vom Jahr 1826 ist, so kann er doch sehr wohl seinen Platz hier finden, weil de Potter, wie man bereits gesehen hat, und noch ferner sehen wird, seine antimonarchischen Grundsätze seit jener Zeit nicht geändert hat.

„Es ist in der That Schade," sagt er an einem andern Orte, „daß der philosophische Mantel, der jetzt selbst souveräne Schultern deckt, die Völker verhindert, sich dann und wann ein solches kleines Vergnügen zu machen."

Nun, diese kleine Vergnügungen sind die blutigsten Volksaufstände, denn er drückt dieß Bedauern aus bei der Gelegenheit, wo er von dem Aufstand in den Ardennen im Jahr 1799 spricht.

„Ihre Bemerkungen über ihre jetzigen Studien und deren Gegenstand sind eben so richtig, als scharfsinnig. Aber, mein lieber Freund, ändern Sie mir vor allem die Menschen, und, was noch dringender ist, ändern Sie mir die Regierungen, die in den Menschen das wenige Gute verderben, was sie außerdem noch haben würden: Katholiken, Schismatiker, Protestanten, alle verstehen sich mit dem Pabstthum, um unsere Ketten zu schmieden; und wenn sie sich manchmal mit demselben streiten, so ist es, um allein das Ende der Kette zu halten, deren jedes stets

allein ſich bemeiſtern möchte. O mein lieber Tielemans! lernen Sie das Glück Ihrer Lage in dieſer Welt ſchätzen, wir ſind nur Betrogene, und fühlen, wie gehäſſig die Rolle derjenigen iſt, die uns ausbeuten.“*) (22. Dez. 1827.)

„Wenn Sie mit meinem Verwandten ſprechen wollen, ſo habe ich gar nichts entgegen; er wird Ihnen ſagen, und ich ſelbſt ſage und wiederhole mir es oft, daß wenn mein Vorfahr und ſehr geehrter Onkel und Pathe nicht gerade geſtorben wäre, ſo hätte ich das ausgezeichnete Glück genoſſen, zu Wien in den guten Grundſätzen erzogen zu werden; ich wäre vermuthlich zu den erſten Stellen emporgeſtiegen, und ruhmvoll, wie ein Hund zu den Füßen ſeines Herrn geſtorben.“ (20. April 1828.)

„Meine liebe Freundin **), ſagen Sie Herrn van Bommel, und laſſen Sie es ihn auf dieſem Papiere leſen, daß in mir mehr Vertrauen und Ehre iſt, als in allen Königen und ihren Lakaien, ... weil ich in ihnen die geborenen Feinde aller Menſchenwürde, von allem, was die geringſte Oppoſition andeutet, ſo gerecht dieſe auch ſeyn mag, von Widerſtand jeder Art, mit einem Worte, von dem Charakter des Mannes ſehe, während ihre Gunſtbezeugungen, ihre Verſchwendungen, und was ſie ihre Ehrenbezeugungen nennen, nur für die elendeſten Sklaven ſind, die ſich ihren Launen hingeben.... Doch wir wollen dieſe eckelhafte Miſtpfütze des Hofs, deren peſtilenzialiſche Ausdünſtungen ſich an

*) Damals war Tielemans auf der Reiſe und befand ſich noch in Wien, wie aus dem folgenden erhellt.

**) Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß ſie ſich ſpäter unter Weibernamen ſchrieben. Hier fangen aber auch die andern Namen an, der Vormund iſt der König, die Pupille er ſelbſt, manchmal auch das Volk u. ſ. w.

alles hängen, was sich ihnen nähert, nicht wieder aufrühren." (19. Okt. 1829.)

„Ich theile mit allen Mündeln (Völkern), vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, die ausgesprochenste Abneigung gegen die pretentiösen Tyrannen, unter welchen die Gesetze sie zu leben verdammt haben, verdammen, und für immer verdammen werden." (7. Nov. 29.)

So groß ist die Abneigung, der Haß, die Wuth, welche dieser Angeklagte in seinem Herzen gegen die Könige und ihre Regierungen nährte. „Die Könige sind die geborenen Feinde aller menschlichen Würde; Tyrannen, die ohne Unterlaß unsere Ketten schmieden, und es ist dringend nothwendig, ihre Regierungen zu ändern, welche bei den Menschen den geringen Grad von gesundem Sinne, den sie außerdem noch behalten hätten, verderben.

Man muß gestehen, meine Herren, ein solches politisches Glaubensbekenntniß verstärkt mächtig die vielfachen Beweise, die wir bereits gegen diesen Angeklagten geltend gemacht haben. Hier folgen noch andere, welche die geheiligte Person unseres Monarchen besonders betreffen.

„Sie wissen es," schreibt er an Tielemans, „ich habe es mit dem dummsten und eigensinnigsten Vormund (König) zu thun." (22. Okt. 29.)

„Ich habe es Ihnen gesagt, ich wiederhole es, ich fürchte meinen Vormund nicht; ich werde entzückt seyn, ihn zu necken, ihn in Verlegenheit zu setzen. Daß er mich in die Lage gebracht hat, in der ich mich befinde, soll er büßen. Ich werde allem zufolge im nächsten Juli (hier erlosch seine Gefängnißstrafe) niederkommen können; aber das Kind, das ich zur Welt bringen werde, soll ihn andere von allen Farben sehen lassen." (10. Nov. 29.)

„Ich habe einen Brief von Bern erhalten; stets dasselbe Erstaunen, und jetzt beinahe Gewißheit, daß man

ſich beeilen wird, mir entgegenzukommen, wenn ich mich noch großmüthig genug zeigen will, in dem Laufe anzuhalten, in den ich mich geworfen habe." (23. Okt. 29.)

„Sobald Sie zu Brüſſel ſind, und ſelbſt vor Ihrer Ankunft, machen wir unſere Plane, legen unſere Netze aus, und mit Ruhe und Haltung, hauptſächlich aber mit Ausdauer, hoffe ich, daß wir unſern Zweck erreichen werden." (1. Jan. 30.)

„Nun! ſagen Sie, was Sie wollen, mein lieber Tielemans, ich finde, daß die Sachen nach Wunſch gehen; die Regierung macht ſich alles zu Feinden, was ſie umgibt,.... ich hätte ihr ſelbſt nicht beſſer rathen können, um ſie zu Grunde zu richten." (19. Jan. 30.)

Es iſt über dieſen Theil des Gegenſtandes noch ein anderer Brief des Angeklagten vorhanden; da er aber die Antwort auf einen Brief von Tielemans iſt, ſo werden wir einen nach dem andern leſen. Hier folgen die Auszüge, die dieſen letztern Angeklagten betreffen.

„Jedenfalls," ſagt Tielemans, „können dieſe Mittel nur in der Dazwiſchenkunft der Fremden beſtehen, und darüber weiß ich bis jetzt durchaus nichts. Werden Sie es wagen, die Fremden herbeizurufen? ich antworte: ja, ſie werden es wagen; und ich glaube auch, daß die Preußen wegen der Rheinprovinzen, England wegen Irland, Rußland wegen ſeiner letzten politiſchen Unruhen, Oeſterreich wegen ſeiner Staaten in Italien, und Frankreich wegen ſeiner liberalen Partei ſich mit unſerem König verſtehen werden, um Belgien während einer beſtimmten Zeit durch die Preußen beſetzen zu laſſen. Bemerken Sie, meine liebe Freundin, den Grund der Dazwiſchenkunft. Ein kleiner Staat, der glücklichſte von Europa, iſt im Aufſtand gegen ſeinen Fürſten, wendet alle Freiheiten,

deren er genießet, gegen denſelben, und beweist, daß die Völker die Freiheit nur wollen, um ſie gegen die Fürſten zu mißbrauchen. Dieß war Karls X. Raiſonnement, als er Martignac durch Polignac erſetzte. Daſſelbe thut England wegen der Unruhen, die in Irland trotz der Emancipation fortdauern. Preußen und Oeſterreich, die für die Freiheit ihrer Völker noch nichts gethan haben, müſſen für die Zukunft ebenſo urtheilen. Alle werden den Schluß ziehen, daß man den Belgiern Zügel anlegen muß, denn die Gelegenheit iſt günſtig. Es handelt ſich um einen kleinen, einen ſehr kleinen Staat. Die Dazwiſchenkunft kann alſo den allgemeinen Frieden nicht ſtören, und ſie wird den andern Völkern Europa's als Beiſpiel und Schreckmittel dienen. Aber wird man ſagen, das franzöſiſche Volk wird es nicht dulden; man täuſche ſich nicht; wenn die franzöſiſche Regierung es will, und ſich, wie ihr Intereſſe es ihr befiehlt, anheiſchig macht, ruhig zu bleiben, mit einem Worte, wenn vier oder ſelbſt fünf große Mächte entſcheiden, nach gemeinſamer Berathung, daß Belgien durch ein preußiſches Corps beſetzt werden ſoll, ſo wird das franzöſiſche Volk ruhig bleiben. Es iſt unmöglich, daß ein Volk ſich in Marſch ſetze, wenn ſeine Regierung es nicht will. Frankreich könnte dieß aber nur nach dem Umſturz ſeiner Regierung. Das iſt aber noch nicht geſchehen, und iſt auch nicht ſo nahe, als man glaubt. Die Beſetzung Belgiens kann gar wohl früher eintreten, als der Sturz der Bourbone; denn wenn ſie früher eintritt, ſo iſt es vortheilhaft für die Bourbone, welche in jenem Fall auch zur fremden Dazwiſchenkunft ihre Zuflucht nehmen müßten, die Preußen an ihrer Grenze zu haben." (1. Jan. 20.)

Sollte hierin vielleicht der Grund liegen, weßhalb dieſer Angeklagte in ſeinen Journalen gegen die Beſetzung unſerer Provinzen durch preußiſche Truppen ſchreiben ließ? Fürchtet er, daß die plötzliche Ankunft der Preußen die

Verbindung der Seinigen mit den Verſchwörern verhindern möchte, deren Daſeyn er in Frankreich vorausſetzt, und welche ihm zufolge die Bourbone ſtürzen ſollen? Dient dieſer Brief zum Commentar deſſen vom 22. Nov., wo er über Frankreich ſagt: „aber es iſt gefährlich, hievon Nutzen zu ziehen, weil hier die geringſte Ungeſchicklichkeit uns verderben könnte.“ Dieſe beiden Briefe zuſammen knüpfen ſie ſich nicht an den Artikel des Courrier des Pays-Bas vom 9. Sept. 1829, worin bei Gelegenheit des Sitzes des hohen Gerichtshofs geſagt iſt: „unſer altes belgiſches Blut beginnt zu kochen, ... unſere Abneigung gegen den Süden, gegen den Oſten ſelbſt, könnten dem Umſtande weichen, daß man uns von dieſer Seite her beſſere Bedingungen machte, als vom Norden?“

Doch fahren wir in unſern Auszügen fort. Hier folgt, nach Tielemans Anſicht, eine Verletzung des Grundgeſetzes. „Der König nennt ſich: von Gottes Gnaden; und doch ſteht im 120ſten Artikel; die Formel der Bekanntmachung von Geſetzen iſt alſo abgefaßt: Wir u. ſ. w. König der Niederlande u. ſ. w. allen denen, die dieſes ſehen, unſern Gruß u. ſ. w. Meine Bemerkung ſcheint im erſten Augenblick läppiſch und kleinlich, unterſucht man aber die Sache ein wenig näher, ſo erkennt man die Idee des Deſpotismus, der ſich auf das göttliche Recht ſtützt. Die Botſchaft vom 11. Dez. iſt nur die Entwicklung dieſer Idee, und die Rechte unſeres Hauſes, und die Gränzen, die Wir freiwillig unſerer Gewalt geſetzt haben, alles das iſt die Sprache eines Königs von Gottes Gnade, aber nicht eines Königs der Niederlande.“

Dieſe Stelle findet ſich in dem Briefe vom 20. Jan., der die Statuten der Conföderation enthielt; dieß iſt bemerkenswerth, um zu zeigen, in welchem Geiſte und durch welche verkehrte Köpfe (cerveaux malades et illuminés)

das Conſtitutionsprojekt entworfen und dem Volke vorgeſchlagen wurde.

Hier folgt noch etwas anderes: „der Augenblick, die Regierung zu ſtrengen Maaßregeln zu treiben, um ſie beſſer zu Grunde zu richten, iſt ſeit dem famöſen Cirkular vorüber.“ (1. Jan. 30.)

Das iſt doch nun wohl das offenſte und aufrichtigſte Geſtändniß, daß die Faction, deren Seele Tielemans und deren rechter Arm de Potter war, die Regierung zu ſtrengen Maaßregeln trieb, um ſie deſto beſſer zu verderben; ſie arbeitete alſo daran, dieſelbe zu verderben, woran wir keinen Augenblick gezweifelt haben, ſeit dieſe Sache in unſern Händen iſt; und der Angeklagte Tielemans kann nicht ſagen, daß er nur von den Miniſtern ſprechen wollte, indem er ſich des Worts „Regierung“ (pouvoir) bediente, denn in allen ſeinen Briefen ſchreibt er den Gang derſelben nicht dem Miniſterium, das, wie er ſagt, in unſerem Lande nicht exiſtirt, ſondern einzig dem König zu, den er Vormund nennt, und indem er in ſeinem Schreiben vom 11. Dez. von der geheiligten Perſon des Königs ſpricht, gebraucht er wiederum daſſelbe Wort (pouvoir nämlich). „Wenn man ſagt, daß die Miniſter ihre Entlaſſung eingeben können, ſo iſt dieß nur ein Scherz. Nach dem öffentlichen Rechte unſerer Regierung kann ein Miniſter ſeine Entlaſſung nicht geben; er bleibt eingeſpannt, tant qu'il plait au pouvoir.“

Der folgende Brief iſt ohne Datum, er muß aber vom Monat November 1829 ſeyn, weil ein Brief de Potters vom 10. darauf zu antworten ſcheint.

„Geſtern war ich bei Hof, ſchön wie ein Stern, und machte meine Reverenz ſo gut, wie eine andere. Was ſagen Sie dazu, mein Schätzchen; es wird nicht dabei bleiben, verſichert man mich; laßt ſie machen; diejenigen, die mir den Hof machen werden, denn ich werde ihn Niemand machen, me trouveront du poil,

plus qu'ils n'en soupçonnent, et je sais bien lequel montera sur l'autre. Lokman (Staſſart) iſt ſeltſam bei Hofe; trotz ſeiner guten Geſinnungen ſcheint er mir viele alte Sünden zu haben. Die Boutique wird mürbe, es brauchte wenig, um ſie in die Luft zu ſprengen; die Nägel, die noch halten, halten nur, weil ſie verroſtet ſind. Treibt vorwärts, aber, wie ich am Ende noch ſagte: ſtets ein geheimes Mißtrauen gegen alle." (Warum dieſes unmäßige und ewige Mißtrauen gegen Leute, die ihr vorwärts triebet. Ihr fürchtetet alſo ſehr, daß euer Geheimniß auskommen möchte?) „Aber öffentliches Zutrauen, was die Handlungen betrifft. Beſteht man darauf, und zwar bis aufs äußerſte, ſo iſt die Sache abgethan. Sagen Sie, daß man Mäßigung gezeigt habe, in der Erwartung, daß man (die Regierung nämlich) ſich beſſern würde, daß aber ein allzulanges Warten genüge, um die Waffen wieder zu ergreifen, und zählen Sie ſodann die Stärke unſerer Hülfsmittel auf." (Welche Sprache würdet ihr führen, wenn erſt die Conföderation organiſirt wäre?) „Der Artikel, worin man ſagt: peitſcht ſie, und ſie werden vorwärts gehen; hat einigen mißfallen; ſie ſprechen: laſſen wir uns nicht durch den Journalismus überflügeln! Sind Sie aufmerkſam auf die Form, der Grund iſt immer gut." *)

Bemerken wir die Worte: „die Boutique wird mürbe, es brauchte nur wenig, um ſie in die Luft zu ſprengen. Die Nägel, die noch halten, halten nur, weil ſie verroſtet ſind. Treibt vorwärts....."

Wie hat Tielemans dieſe Stelle erklärt in ſeinem Verhöre vor dem Gerichtshofe? Er hat geſagt, er habe

*) Es iſt zu bemerken, daß Tielemans von Haag aus ſoviel möglich die Oppoſitionsblätter leitete.

vom Budget sprechen wollen. Vom Budget! Ein Budget, das mürbe wird! Ein Budget, das man in die Luft sprengen kann! Ein Budget von dem die Nägel, welche halten, nur darum halten, weil sie verrostet sind. Gestehen Sie, meine Herren, daß diese Erklärung selbst den leisesten Zweifel über den Sinn dieser Phrase des Angeklagten Tielemans zerstreut.

Ein Brief de Potters, vom 10. Nov. 1829, der den so eben gelesenen beantwortet, enthält Folgendes: „auch ich glaube, daß die ganze Baracke in Trümmer fallen wird beim ersten kräftigen Fußstoße, den man den alten, wurmstichigen und zerbrochenen Brettern geben wird."

Dieser kräftige Fußstoß wurde wahrscheinlich der Sorge der Conföderation überlassen. Wir nehmen die Briefe von Tielemans wiederum auf.

„Ich fürchtete Anfangs wegen der feigen Wendung, die die Sachen nahmen, jetzt..... ich drein. Es gibt hinter denjenigen, die im Namen des Volks handeln, etwas, das mich beruhigt, dieß ist das allgemeine Mißvergnügen. Sie haben gut Projekte von Vertrag und sanften Auskunftsmitteln schmieden u. s. w. Sie werden bald selbst über ihre Plane hinausgetrieben werden." (Der Angeklagte spricht von der zweiten Kammer.) „Bei dem Punkte, worauf man gelangt ist, scheint mir der Erfolg sicher, was man auch beginnen mag, um ihn zu hindern. Im Gegentheil, der etwas zweifelhafte Gang von einigen wird nicht ermangeln, den Reclamationen der Masse mehr Nachdruck zu geben." (Dieß war der Zweck des Petitionswesens.) „Auf diese Weise haben Leute, wie Merphins, die Sache zur Reife gebracht, die sie aufhalten wollten. Uebrigens wenn man nicht gerade schnell vorwärts geht, so geht man doch auch nicht die Quere. Die Ernennung des Präsidenten und die provisorische Ausschließung von Brugmans sind schon zwei

Siege. Die Antwort auf die Thronrede iſt nicht ſchlecht, wie man ſagt; aber wäre ſie es auch, ſo würde ich mich deßhalb leicht tröſten, denn dieſe Art von Aktenſtücken, die an den König perſönlich gerichtet ſind, werden zuletzt von den Fehlern befreit werden, welche der Gebrauch und die Hofherren darin eingeführt haben. Was iſt übrigens eine Rede, wenn Thatſachen ſie nicht unterſtützen? und dann, ſehen Sie, wie die bloße Nachricht von einem Syſtem der Vermittlung und des Zuwartens die Gemüther aufgeregt hat. Dieſe Garantie iſt wohl eine andere werth." (29. Okt. 29.)

„Ich habe die Broſchüre: Demophile à M. de Gobbelschroy geſehen. Sie iſt bemerkenswerth, beſonders in denjenigen Stellen, wo der Verfaſſer beweist, daß die Freiheit" (wie ſie nämlich die Illuminaten der Union verſtehen) „nicht mehr von dem oder jenem Individuum abhängt; daß ſie in den Bedürfniſſen und Wünſchen der Nation liegt" (noch mehr alſo in den Wünſchen und dem Zweck der Conföderation), „und daß nichts ſie ihr mehr entreißen kann." (27. Nov. 29.)

„Ich glaube nicht, daß man die Bewegung eines Volks aufhalten müſſe, das die Freiheit verlangt," (einiger Petitions-Maſchinen, einiger Jeſuiten, einiger verleiteten Menſchen und einiger Radikalen, welche die Niederlande regeneriren wollen); „diejenige, die es erwerben wird, wird immer mehr werth ſeyn, als die man ihm geben wird; überlegen Sie übrigens die Sache, und entſcheiden Sie." (1. Dez. 29.)

„Ich hätte Ihnen noch mehr zu ſagen, wenn die Gelegenheit zum Schreiben mir nicht fehlte, denn unſere innern Angelegenheiten haben ſich ſeither ſehr verwickelt, Dank dem Vormund (König), der ſie leitet, und dem Familienrath (Deputirtenkammer), der ſeine Rechnungen für richtig anerkennt." (Beruhigen Sie ſich, der Fami-

lienrath der Conföderation wird sie nicht anerkennen.) „Die Kinder unter einer solchen Vormundschaft sind zu beklagen." (Noch einen Augenblick Geduld; die Conföderation wird sie emancipiren.) „Die aber, die das Glück haben, emancipirt zu seyn" (die zweite Kammer), können viel für ihre Brüder thun, wenn sie sich mit ihnen verstehen wollen." (Darauf zielten alle Bemühungen der Angeklagten ab.) „Die Anerkennung der Rechnungen des Vormunds bedeutet nichts, die Stellung der Mündel hat nicht geändert; aber man muß aus dieser Stellung von jetzt an Nutzen ziehen, wenn sie sich nicht verschlimmern soll. Und dann muß man, stets in den Gränzen der gesetzlichen Achtung, die man dem Vormund schuldig ist" (nach dem Beispiele eurer Journale und Brochüren), „sich Bemerkungen machen, unausgesetzt Register über seine Handlungen halten, ohne jedoch die Sache zu übereilen. Es wäre gut, gleich jetzt die Epoche der allgemeinen Liquidation zu bestimmen; man könnte sie auf den nächsten Juli verlegen." (Die allgemeine Liquidation, die, um mich derselben Metapher zu bedienen, nur am Ende der Vormundschaft statt finden kann, könnte, meinen die Angeklagten, auf den Monat Juli angesetzt werden, zu welchem Zeitpunkt de Potter das Gefängniß verlassen sollte; dieses ist vom 28. Dez., nachdem Tielemans am 19. desselben Monats geschrieben hatte: legen wir nach und nach die Grundlagen zu einer großen Association; und die Conföderation sollte nicht vorgeschlagen seyn, um die Mündel zu emancipiren? Diese allgemeine Liquidation, diese Emancipation der Mündel sollte sie nicht vielleicht die künftige Regeneration Belgiens seyn, wovon Demophile in seinem Briefe an S. E. den Minister des Innern spricht?) „Man könnte sie auf den nächsten Juli verlegen, und in der Zwischenzeit arbeiten, um den Erfolg zu sichern," (durch die

Conföderation,) indem man ſich die Richter geneigt macht, dadurch, daß man alle Materialien ſammelt, die ſie von unſerem guten Recht" (aber nicht vom guten Recht der Krone) „überzeugen können, indem man die jetzigen Geſinnungen der Mündel unterhält, ſie mit Geſchicklichkeit darin befeſtigt, ohne ſie zu übertreiben, und indem man überhaupt ihr Benehmen leitet, ſo daß man ihnen nichts vorzuwerfen hätte" (nicht das mißleitete Volk würde Vorwürfe verdienen, ſondern die Verſchwörer, die es mißleiten, um ihrer revolutionären Thorheit oder ihres perſönlichen Intereſſes willen), „und daß ſie kein anderes Unrecht hätten, als das, Recht zu haben," (nach euren Grundſätzen und Anſichten nämlich). „Wenn man nicht zum voraus einen Plan macht, ſo wird man nichts gutes machen," (dieſer Plan hat ſeit dem 3. Febr. das Tageslicht erblickt;) „und dieß iſt's, was ich bis zum letzten Hauch wiederholen werde." (28. Dez. 29.)

„Wenn wir nur erſt die Majorität haben, ſo iſt alles gut und wir dürfen nur wollen, um alle Mädchen im Stadtviertel zu emancipiren," (das iſt es eben, was wir geſagt und bewieſen haben: mit einer zweiten Kammer voll Conföderirter, oder auch nur mit einer Majorität von Conföderirten dürfet ihr nur wollen, um den Scepter ſogleich zu zerbrechen, im Falle der Scepter nicht euch ſelbſt zerbricht). „Vorwärts, vorwärts, mein Schätzchen, wenn die Birne reif iſt, wird ſie fallen: das beſte, was wir thun können, iſt, ſie reifen zu laſſen, unſere Kinder werden ſie dann aufheben, wenn auch wir nicht. Das, ich ſchwöre es Ihnen, ſoll mich nicht hindern, den Baum zu begießen, wann ich es thun kann; aber dieß hat keinen andern Zweck, als ein Bedürfniß zu befriedigen und ohne auf die Wirkſamkeit meines Thuns zu rechnen," (trauriges und ſtrafbares Bedürfniß, das Glück ſeiner Nebenmenſchen zu ſtören!).

Ehe ich dieſen Brief zu Ende leſe, muß ich Ihn
meine Herren, de Potters Broſchüre: Lettre de Dem
phile au Roi, ins Gedächtniß zurückrufen. Der folgen
Theil von Tielemans Brief bezieht ſich auf dieſes Lib
und beſonders auf das Ende deſſelben, wo de Potter ſa
kehrt zurück in eure Heimath. Hier folgt, w
Tielemans hierüber ſchreibt. „Ich habe ſo eben den B
geleſen, den Sie mir ankündigten. Er hat mir une
lich viel Vergnügen gemacht. Es findet ſich nicht e
einzige Idee darin, die ich nicht als die meinige an
kenne, und auf mehrere bin ich eiferſüchtig..... D
ganze Ende iſt ausnehmend geſchickt gegeben," (w
de Potter nur hypotheſiſch ſpricht,) „und enthält ei
große Wahrheit. Es iſt eine ultima ratio, die f
oder ſpät ſich realiſiren wird, und die man zu keiner
legenern Zeit vorbringen konnte." (Dieß iſt die Er
rung der kolorirten Lithographie von Barthels ſ. o. p. 4
„Wenn man es geleſen hat, ſo hofft man, man gewi
wieder Muth; man möchte ſich gerne ſagen: laſſet
noch ein wenig warten pour faire l'amour; aber w
man um ſich her blickt, ſo ändert ſich die Scene, m
liebe Freundin, und man verliert von neuem den M
Ah! Sie haben gut ihre Sachen treiben, der Vormu
und ſeine Diener, ſie werden alle an ih
Thorheiten ſterben, dazu braucht es nur ei
Mann, der ſie einzuregiſtriren verſteht,
dieß ſo eben D. (Demophile) gethan hat," (un
Journale, die den Königsmord predigen.) (1. Jan. 30

Hier endet dieſer letztere Theil der Correſpon
Wir haben nichts zuzufügen, ſie iſt zu ſchlagend, un
weiſt, daß, im Fall man über die revolutionäre Ten
welche die Conföderation, wenn ſie ſich nach den be
gemachten Statuten organiſirte, unfehlbar von ſelbſt
bekam, einigen Zweifel hegte, die Aufreizung zur C
deration nur in der Abſicht geſchah, die beſtehende R

rung umzuſtoßen oder zu verändern, was auch aus der Geſammtheit der Thatſachen und der Umſtände hervorgeht, die im erſten Theile der Rede auseinandergeſetzt und bewieſen wurden.

Dieſe Aufreizung fand ſtatt durch die Mitwirkung der ſechs Angeklagten. Louis de Potter iſt Verfaſſer des Artikels vom 3. Febr., welcher die Statuten der Conföderation enthält; Franz Tielemans hat dieſe Statuten entworfen für den Gebrauch, den de Potter davon machte, und alſo iſt er Mitredacteur deſſelben Artikels, oder mindeſtens hat er an de Potter Anweiſungen hinſichtlich der Aufreizung gegeben, welche den Rechtsgrund der gegenwärtigen Anklage ausmacht. Adolph Barthels hat im Catholique, deſſen Redacteur er iſt, die Artikel vom 31. Jan., 4, 6. und 7. Febr. bekannt gemacht; der vom 4. Febr. enthält die Aufreizung zur Errichtung der Conföderation. Die drei letzten Angeklagten haben in ihren Journalen dieſelbe Provocation und die andern in der Anklageakte erwähnten Artikel gedruckt.

Wenn wir hier nur von der Rede des Herrn General-Advokaten Spruyt einen bedeutenden Theil wiedergegeben haben, ſo geſchah dieß durchaus nicht, um unſere Leſer in eine geradezu ungünſtige Stimmung gegen die Angeklagten zu verſetzen, im Gegentheile werden die unverkennbaren Schwächen der obigen Rede mehr als einmal das Gegentheil zur Folge gehabt haben. Dieſe Schwächen beſtehen auf der einen Seite vorzüglich darin, daß er die Züge gewaltig häuft, welche ein ungünſtiges Licht auf die Angeklagten werfen ſollen, und daß er eine gute Anzahl verhältnißmäßig nicht ſehr bedeutender Umſtände mit einer erſchreckenden Breite behandelt, was namentlich im erſten Theile der Fall iſt, den wir nur im Auszuge mitgetheilt haben; er hat freilich dabei die

Entſchuldigung, daß er einen Theil der ſkandalöſen Intriguen aufdeckt, die man ſeit etwa einem Jahre geſpielt hatte, aber dem Vorwurfe, fremdartige Dinge in ſeine Rede gemiſcht zu haben, konnte er dadurch unmöglich entgehen, und es iſt ihm auch oft und bitter genug vorgeworfen worden. Die Hauptſchwäche beruhte indeß in der Anwendung der angezogenen Geſetzesſtellen auf den vorliegenden Rechtsfall. Betrachtet man den damaligen Zuſtand der Niederlande, beſonders Belgiens, wo Adel und Prieſterſchaft ſchon ſeit einiger Zeit durch ihre ſogenannten konſtitutionellen Geſellſchaften das ausübten, was jetzt erſt durch die Angeklagten laut gepredigt wurde, ſo läßt ſich durchaus nicht in Abrede ſtellen, daß die Sache weder ſo unpraktiſch, noch ſo unſchuldig war, als man ſie darſtellte. Wenn die Vertheidiger anführten, bei einer ſolchen Conföderation übernehme jeder nur eine freiwillige Verpflichtung, man ſchreibe keinem etwas vor, als was er ſchon von ſelbſt zu leiſten und zu thun willig ſey, ſo iſt dieß in mehr als einer Hinſicht nicht wahr, indem der Conföderirte ſeine freie Selbſtbeſtimmung beim Eintritt in die Conföderation auf eine unbeſtimmte Zeit aufgibt, und dann, weil jede ſolche Verbindung ihrer innern Natur nach zu einer immer feſter und feſter geſchloſſenen Vereinigung hinſtrebt, wodurch alſo der freie Wille immer mehr gehemmt werden muß, und der Widerſpruch zwiſchen den Pflichten eines ſolchen Conföderirten und eines Staatsbürgers immer ſchreiender wird. Keine Regierung, welcher Art ſie auch ſey, könnte neben einer ſolchen Conföderation auf die Dauer beſtehen, die eine müßte nothwendig die andere, der That oder der Sache nach, vernichten. Entſteht nun vollends eine ſolche Conföderation in einem Lande, wo die Maſſe der Einwohner noch einem Einfluſſe folgt, der ein von dem Zwecke des Staats ſehr verſchiedenes Intereſſe haben kann, ſo muß jeder Unparteiiſche geſtehen, daß hier Gefahr vorhanden ſey, und

daß derjenige, der zu einer ſolchen Conföderation aufmuntert, ſich gegen die Sicherheit des Staates vergehe. Nahm doch ſogar das Parlament in England, demjenigen Lande Europa's, wo noch die unbeſchränkteſte perſönliche Freiheit herrſcht, gegen eine ſolche Verbindung einen Beſchluß, der ſich nach den Geſetzen des Landes nicht rechtfertigen ließ, aber die Gefahr, die von einer ſolchen Geſellſchaft drohte, erſchien allzudringend.

Es ſpringt in die Augen, wie ſchwierig und unſicher die Anwendung genau beſtimmter Geſetze auf einen ſolchen Gegenſtand ſeyn mußte, und darauf gründet ſich unſer obiges Urtheil in Bezug auf die bemerkbare Schwäche der Rede des Herrn General-Advokaten. Dieſe Schwäche hatte zweierlei zur Folge, erſtens, daß die ungeſchickten Advokaten ſich auf einen ſehr unnützen Streit über politiſche Grundſätze einließen, und zweitens, daß derjenige Advokat, der am gründlichſten auf die Sache eingieng, dem Herrn General-Advokaten Dinge entgegenſetzte, die, wenn ſie auch den Grund der Anklage, nämlich die nicht in Abrede zu ſtellende Gefährlichkeit einer ſolchen Conföderation, nicht hinwegdemonſtrirten, doch die juridiſche Grundlage gewaltig erſchütterten. Indem wir hier den nicht theoretiſchen Theil der Vertheidigung überſpringen, geben wir eine Stelle aus der Rede des Herrn Degamond, denn dieſer iſt es, der ſich unter den Advokaten allein auszeichnete, welche uns am ſchlagendſten dem Syſtem des Herrn General-Advokaten entgegenzutreten ſcheint:

„Im Falle ſelbſt die angeſchuldigten Artikel in der That die Bürger aufgereizt hätten, die Regierung zu ſtürzen oder zu verändern, und im Fall man unter dem Worte „Regierung" nicht die Perſon des Königs und ſeine Familie*) zu verſtehen hätte, ſondern das Grund-

*) Dieß hatte er gerade vorher aus dem franzöſiſchen Geſetzbuche und der Art ſeiner Abfaſſung zu beweiſen geſucht.

geſetz, worauf in dieſer Beziehung der Art. 87 anwendbar wäre, ſo würden wir ſagen, daß in dieſem Falle und nach dem Inhalte des Art. 102 die Aufreizung direkt ſeyn muß, und daß es mehr als augenſcheinlich iſt, daß man in dieſem ſpeziellen Falle die angebliche Aufreizung nicht als direkt betrachten kann. Um zu beweiſen, daß ſchon der Art und Weiſe nach keine direkte Aufreizung ſtatt fand, könnten wir ſagen, daß die angebliche Aufreizung vermittelſt der Journale geſchah, wovon der Angeklagte de Potter, der nur einen einzigen Artikel unterzeichnet hat und anerkennt, weder Eigenthümer noch Herausgeber iſt, daß er alſo nur indirekt, durch dritte Perſonen und vermittelſt der Journale, die ihm nicht angehören, die angebliche Aufreizung vollbracht hat.

„Tielemans könnte noch, was ihn betrifft, hinzufügen, daß er noch weit minder einer direkten Aufreizung ſchuldig iſt, denn da er nicht zur Stelle, ſondern 18 bis 20 Meilen von dem Ort der Aufreizung entfernt war, ſo beſtünde alles, deſſen man ihn beſchuldigen könnte, darin, daß er vom Haag aus, wo er ſich befand, den zu Brüſſel im Gefängniß befindlichen de Potter aufgereizt habe, daß dieſer die Journale, und die Journale die Bürger aufreizen ſollten; in dieſer Beziehung fand nun gewiß keine direkte Aufreizung ſtatt.

„Wenn man aber durchaus behauptet, daß es nicht hier darauf ankomme, um zu entſcheiden, ob direkte oder indirekte Aufreizung ſtatt gefunden habe, ſo wollen wir einmal annehmen, daß es auf den Gegenſtand der Aufreizung ankomme.

„Nur, wenn dieſe angeſchuldigten Artikel die Bürger zu beſtimmten und plötzlichen Handlungen aufgefordert hätten, z. B. ſich zu bewaffnen, um den Sturz des Grundgeſetzes oder der Regierung zu verlangen, zu irgend einer Handlung des Aufruhrs oder der Gewalt zu ſchreiten, bis der Souverän in den Umſturz oder die Aende-

rung des Grundgeſetzes gewilligt hätte, oder wenn man beſchloſſen hätte, in Maſſe dem Haupte der Regierung dieß oder jenes Verlangen vorzulegen, dann könnte ich an eine direkte Aufreizung glauben, d. h. daß man die Bürger direkt zu einer Handlung aufgereizt hätte, weil dieſe genau beſtimmt geweſen wäre.

„Aber die Bürger aufreizen, (da man nun einmal eine Aufreizung haben will,) an einer geſetzlichen oder ungeſetzlichen, davon handelt es ſich im Augenblick nicht, Subſcription Theil zu nehmen, die ihrer Natur nach Verzögerungen, Ueberlegung, Verbeſſerungen, Aenderungen, und eine lang dauernde und mühſame Einrichtung zur Folge hat, und der Regierung tauſendmal die Zeit läßt, ſich zu widerſetzen, wenn ſie dieß ihrem Intereſſe gemäß oder ſich dazu befugt hält, eine Subſcription, die nach geraumer Zeit und nach und nach zum Reſultat haben wird, einen Einfluß auf den Gang der Regierung in Bezug auf die Wahlen, und die Beſchwerden eines Theils der Nation zu gewinnen, ein Einfluß, der, nach der Anſicht der Regierung, in der That verderblich für ſie ſeyn, und damit enden könnte, ſie zu ändern, ja zu zerſtören, aber erſt nach einer langen Zeit, und nachdem man ihren Einfluß Jahre lang hätte ohne Hinderniß und ohne Gegenbemerkungen zunehmen laſſen, den kaum ſkizzirten Plan zu einer ſolchen Subſcription oder Operation als eine direkte Aufreizung betrachten, die Regierung zu ändern, deren Häupter zu ſtürzen, oder die Grundlagen der Monarchie zu zerſtören, das iſt einer von den Träumen der öffentlichen Behörde (ministère public), der alles überſteigt, was man bis auf dieſen Tag geſehen, und was über alle Vorſtellung hinausgeht.

Wir geben dieſe Stelle, ebenſo wie die Rede des Herrn General-Advokaten ohne Commentar; ſie zeigt, wie angreifbar der Punkt über die Anwendbarkeit der Geſetze war, und wir halten darum unſer Urtheil um ſo mehr

zurück, da es nicht bloß juridiſche Kenntniſſe, ſondern richterliche Erfahrung fordert, um über eine ſolche Anwendung mit Sicherheit urtheilen zu können, beſonders wenn der Gegenſtand politiſcher Art iſt. Wie ſchwierig dieſer Punkt ſey, davon geben die Reden der erſten Advokaten de Potters, nämlich der Herren Gendebien, van de Weyer und van Meenen Zeugniß. Der größte Theil ihrer Reden, beſonders der des erſten und des letzten dreht ſich um politiſche Doctrinen, und genau betrachtet iſt ihre ganze Vertheidigung auf eine Sophiſterei gegründet, die zwar beim erſten Anblick blenden kann, aber nur zu bald zuſammenfällt, und auch den Theilen ihrer Reden, die wirklichen Werth beſitzen, denſelben benimmt. Weil nämlich der Herr General-Advokat in ſeine Rede Dinge gemiſcht hatte, die nicht nothwendig hinein gehörten, und namentlich von der Correſpondenz zwiſchen den Angeklagten Tielemans und de Potter einen übermäßigen Gebrauch gemacht hatte, ſo trennten die Advokaten ihrerſeits die Correſpondenz von dem angeſchuldigten Artikel im Courrier des Pays-Bas völlig, betrachteten dieſen für ſich, löſeten ihn in ſeine einzelnen Theile auf, und entfernten ſich durch dieſe juridiſche Atomiſtik noch viel weiter von einer richtigen Anſicht der Sache, denn aus ſo einzelnen Sätzen, wobei man die aus der Correſpondenz erweisbare und erwieſene ſchlimme Anſicht der Angeklagten weislich bei Seite ließ, ließ ſich freilich ohne große Mühe herausdemonſtriren, daß an der Sache durchaus nichts Arges ſey.

Herr Gendebien hatte dieſe etwas langweilige und ziemlich undankbare Mühe übernommen, Herr van de Weyer ſprach über die Correſpondenz, und ſuchte dieſe zu rechtfertigen; auch ſeine Rede war bedeutend lang, und erhielt unter ſeiner Partei vielen Beifall, aber die verfehlte Anlage der Vertheidigung mußte ihr nothwendig ihren Werth benehmen. Niemand griff die Correſpondenz an, und zog aus dieſer die Beſchuldigung ſtrafbarer

Handlungen *), es war alſo gar kein Grund vorhanden, die Correſpondenz als ſolche zu vertheidigen, ſie mußte im Gegentheile benützt werden, um zu beweiſen, daß der Client keine ſo ſtrafbare Abſichten gehabt hatte, als der General-Advokat ihn beſchuldigte. Dieß mußte aber nothwendigerweiſe die Sache desjenigen ſeyn, der das Corpus delicti im engern Sinne zu vertheidigen unternommen hatte; mit einem Worte, es war ein wenig abſurd, dem einen Advokaten die abſtrakte Erklärung und Auseinanderſetzung des Corpus delicti und dem andern die Vertheidigung der Abſicht des Angeklagten zu überlaſſen. Dieß konnte nicht einmal im Intereſſe des Angeklagten ſeyn, um ſo weniger, da beſonders Herr van de Weyer, deſſen Rede gar keinen beſtimmten juridiſchen Zweck hatte, nothwendig den Zuhörern langweilig werden mußte, weßhalb auch der Gerichtshof mehrere Male ſeine Ungeduld zu erkennen gab, was überhaupt bei dieſem Prozeſſe gar nicht ſelten vorfiel. Dieß war bei der ſpeziellen Vertheidigung de Potters am ſchlimmſten, denn nachdem die Herren Gendebien und van de Weyer dem Gerichtshofe Zeichen der Ungeduld abgepreßt hatten, trat der dritte Vertheidiger, Herr van Meenen, auf, der gleich ankündigte, daß er nur noch Aehren zu leſen habe auf dem Felde, worauf ſeine Vorgänger geerndtet hätten.

Die Reden der Vertheidiger der Herren Barthels und de Nève bieten in keiner Hinſicht etwas Merkwürdiges dar, eben ſo wenig die der Angeklagten Cochó-Mommens und van der Straeten; wir können ſie alſo hier geradezu übergehen, da wir ohnehin unſere Bemerkungen aufs Ende verſparen. In der Sitzung vom 27. April endlich replicirte der Herr General-Advokat auf die Reden der Vertheidiger; die Erwiederungen von dieſen ſind wiederum von keiner Bedeutung, eine einzige Bemerkung des

*) Mit einer Ausnahme, wie wir weiter unten ſehen werden.

Herrn Degamond für Tielemans abgerechnet. Am 30. April wurden die Fragen aufgeſtellt, der Gerichtshof zog ſich zurück, um zu berathſchlagen; mehrere Stunden vergiengen, endlich erſchien der Gerichtshof wieder, und folgende Fragen und Antworten wurden vorgeleſen:

„Iſt es erwieſen, daß durch gedruckte Schriften: nämlich die Journale, den Courrier des Pays-Bas vom 1. und 3. Febr., den Belge vom 31. Jan. und 3. Febr. und den Catholique vom 31. Jan., 4., 6. und 7. Febr. 1830 die Einwohner dieſes Königreichs direkt aufgereizt worden ſind, ein Complot oder Attentat zu begehen, das zum Zweck hatte, die Regierung der Niederlande zu verändern oder umzuſtürzen?"

Die Antwort fiel bejahend aus.

Zweite Frage. „Iſt es erwieſen, daß der Angeklagte Louis de Potter ſchuldig iſt als Urheber des in der erſten Frage bezeichneten Verbrechens?

Antwort bejahend.

Dritte Frage. „Iſt es erwieſen, daß der Angeklagte Franz Tielemans des in der erſten Frage bezeichneten Verbrechens ſchuldig iſt, als Urheber oder als Mitſchuldiger, daß er in dieſer letztern Beziehung mit Kenntniß der Sache den oder die Urheber des beſagten Verbrechens in denjenigen Handlungen, welche daſſelbe vorbereiteten oder erleichterten, oder in denjenigen, welche daſſelbe vollendeten, unterſtützt oder ihnen beigeſtanden habe, oder daß er Anweiſungen gab, daſſelbe zu begehen?"

Die Antwort lautete, Tielemans ſey Mitſchuldiger.

Vierte Frage. Dieſelbe, wie die vorige, in Beziehung auf Barthels.

Die Antwort iſt gleichfalls dieſelbe, wie bei Tielemans, nur mit dem Unterſchiede, daß die Worte, „und daß er Anweiſung gegeben habe, daſſelbe" „zu begehen," hier fehlen.

Die fünfte, ſechste und ſiebente Frage, welche die An-

geklagten Cochè-Mommens, van der Stracten und de Nève betreffen, lauten gleichmäßig, wie folgt: „iſt es erwieſen, daß der Angeklagte N. N. ſchuldig iſt, daß er als Mitſchuldiger den oder die Urheber des beſagten Verbrechens in denjenigen Handlungen, welche daſſelbe vorbereiteten oder erleichterten, oder in denjenigen, die daſſelbe vollendeten, unterſtützt oder ihnen Hülfe geleiſtet habe?"

Dieſe Frage wurde für die beiden erſten mit Nein! und für den letzten, de Nève, mit Ja! beantwortet.

In Folge dieſes Ausſpruchs wurden nach den Artikeln 102, 87, 59, 60, 48, 44, 55, und 52 des Strafkodex, und Art. 368 der peinlichen Gerichtsordnung *) verurtheilt, de Potter zu achtjähriger, Tielemans und Barthels zu ſiebenjähriger und de Nève zu fünfjähriger Verbannung; nach Verlauf derſelben ſollten ſie eben ſo lange unter der Aufſicht der hohen Polizei ſtehen, jeder von ihnen 100 fl. Caution ſtellen, und gemeinſchaftlich die 131 fl. 1½ Cts. betragenden Gerichtskoſten bezahlen.

Bemerkungen.

Wir haben ſchon etwas weiter oben bemerkt, daß ein großer Theil der juridiſchen Debatten ſich um die Erklärung der Worte „provocation, provocation directe" und „gouvernement" drehte; ſtreicht man aus dieſen Debatten weg, was nur als Erklärung dieſer Worte gelten kann und gelten ſollte, ſo fallen ſchon etwa neun Zehntheile derſelben weg; hierin liegt großentheils der Grund, warum der ſcheinbar ſo verwickelte und ſo lange dauernde Prozeß verhältnißmäßig hier ſehr kurz behandelt wurde. Die juridiſche Entwicklung dieſer Begriffe mag zur Sache gehören, ſie erſcheint uns aber gewaltig unfruchtbar; denn es läßt ſich durchaus nicht läugnen, daß über ſolche allgemeine Gegenſtände, die Erörterung mag

*) Siehe den Anhang.

noch ſo gelehrt ſeyn, am Ende doch jeder ſeine Anſicht behält, denn was kann man am Ende unter dem Worte „Regierung" in politiſcher Bedeutung anders verſtehen, als diejenige Ordnung der Dinge, wie ſie unter der jetzt beſtehenden Staatsgewalt eingerichtet wurde, und ſich ſeit geraumer Zeit erhalten hat? Dieſe Erklärung iſt nicht zu weit, denn zur Regierung gehört nicht nur der König und die Miniſter, ſondern auch diejenigen politiſchen Körper, welche einen durch das Geſetz beſtimmten Einfluß auf die Verwaltung des Landes ausüben. Wer, ſey es auf welche Weiſe es wolle, einen öffentlichen oder geheimen Schritt thut, der andere veranlaſſen ſoll, Handlungen zu begehen, welche mit dieſer beſtehenden Ordnung in Widerſpruch ſtehen, oder deren Veränderung ihrer Natur nach herbeiführen müſſen, der macht ſich einer „Aufreizung" (provocation) ſchuldig. Was nun das Wort „direkt" betrifft, um welches beinahe am meiſten geſtritten wurde, ſo geſtehen wir, daß wir aus dem darüber geführten Streite ſehr wenig klug geworden ſind. Im Art. 102 des Strafgeſetzbuchs ſteht; „seront punis..... tous ceux qui..... soit par des écrits imprimés auront excité directement les citoyens ou habitans á les commettre." Der Herr General-Advokat ſagte: das Wort „directement" bedeutet ohne Zwiſchenperſon, und dieſe ſey zwiſchen de Potter und dem Publikum, an das er ſich wandte, nicht vorhanden geweſen." Dieſe Erklärung iſt ſehr unwahrſcheinlich, denn, den Fall geſetzt, es laſſe Einer Aufruhrſchriften durch ein paar Dummköpfe colportiren, ſo fiele er, ſeltſam genug, nicht unter das Geſetz; ſoll es aber ſoviel heißen, als daß ſolche Schriften direkt an das Volk gerichtet ſeyn müſſen, ſo iſt dieß wiederum total unrichtig; denn fürs erſte iſt es ſehr leicht, der Sache die Form zu geben, als ob die Schrift nur an einen oder einige gerichtet ſey, was Herr de Potter wirklich that, und fürs zweite würde ſich dann der Herr

General-Advokat ſelbſt widerſprechen, denn er erkennt dieſe Form nicht als gültige Ausflucht an, und er würde alſo gegen ſeine eigene Behauptung ſprechen.

Die Erklärung indeß, die zuerſt Herr Gendebien dem Worte gab, iſt jedoch auf der andern Seite nicht viel beſſer. „Der natürliche Sinn des Worts „directement," ſagt er bei Gelegenheit des obigen Art. 102, „muß, meiner Anſicht nach, bei dem erſten Leſen auch dem Unaufmerkſamſten klar ſeyn. Es iſt einleuchtend, daß der Geſetzgeber ſagen wollte, die Aufreizung müſſe beſtimmt, klar und deutlich ausgeſprochen und ſo zuſagen materiel ſeyn, ſonſt würde ſich eine ſchreckenerregende Willkür in der Auslegung ergeben. Bemerken Sie wohl, daß es ſich darum handelt, feſtzuſtellen, was man ein Corpus delicti nennt. Wenn es ſich um Mord und Diebſtahl handelt, muß nothwendig ein beſtimmtes Corpus delicti da ſeyn; man ſtellt keine gerichtliche Unterſuchung an, um ein Corpus delicti zu finden; man inſtruirt den Prozeß erſt dann, wenn es gewiß iſt, daß ich ein Corpus delicti vorfindet; warum ſollte es anders ſeyn, wenn es ſich um Aufreizung zu einem Attentat oder einem Complot handelt? Warum ſollte die Aufreizung, welche in dieſem Falle das Corpus delicti iſt, nicht eben ſo gewiß, eben ſo in die Augen fallend, eben ſo materiell ſeyn, als jedes andere Corpus delicti?"

Nach dieſer Erklärung müßte es in einer ſolchen Schrift etwa heißen: „auf, erhebt euch gegen die Regierung" u. ſ. w., u. ſ. w.; dann erſt wäre dem Sinne derſelben Genüge gethan. Aber wer wäre der Raſende, der in einer ſolchen Schrift eine ſolche Sprache führte, da er mit einer leichten Veränderung der Form denſelben Zweck erreichen könnte? Dieſe Erklärung iſt alſo viel zu eng, denn das Geſetz würde durch ſie eine ſtumpfe Waffe.

Wir maßen uns nicht an, eine genügende Erklärung des Worts „directement" geben zu wollen, denn es

ſcheint uns einer von den unglücklichen allgemeinen Ausdrücken, die in der Praxis ſo häufig Richter und Advokaten in Verlegenheit ſetzen, und im Ganzen gar nichts taugen. Die politiſche Geſetzgebung hat überhaupt noch trotz allem, was man darüber geſchrieben, ſehr geringe Fortſchritte gemacht, denn ſie iſt faſt mehr, als jeder andere Theil der Geſetzgebung, die Sache der Erfahrung und das Ergebniß einer langen Dauer derſelben politiſchen Verhältniſſe.

Ueber die Conföderation ſelbſt haben wir unſere Anſicht ſchon oben mitgetheilt; ob aber dieſe Conföderation ein Attentat oder ein Complot conſtituire, ſcheint uns nicht ſo ausgemacht, als der Herr General-Advokat es darſtellt; ein Complot kann man ſie an und für ſich ſelbſt gewiß nicht nennen, aber ein Attentat, das ließe ſich allenfalls beweiſen, wenn nämlich die Erſchaffung einer Gewalt im Staate, die vom Geſetz nicht anerkannt iſt und in einer nothwendig feindlichen Stellung zur Regierung ſteht, für ſich ſchon *ein* Attentat conſtituirt. Hier tritt aber der für die Angeklagten äußerſt ungünſtige Umſtand ein, daß die Merkmale des Complots zwar nicht in der Conföderation ſelbſt, aber in einem andern Umſtande liegen, nämlich darin, daß eine Zuſammenkunft veranſtaltet wurde, worin man ſich, wie alle Umſtände andeuteten, über die Art der Bekanntmachung und Ausführung des Conföderationsprojekts beſprach; nur iſt zu bemerken, daß von den Angeklagten nur Barthels dieſer Zuſammenkunft beiwohnte, daß dieſer über die darin verhandelten Gegenſtände ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtete*), und die beiden andern Perſonen, von denen man wußte, daß ſie der Zuſammenkunft beigewohnt hatten, nämlich Herr van de Weyer und Graf d'Oultremont, nicht in den Prozeß verwickelt waren.

Ein Punkt iſt noch übrig, worüber gleichfalls ein ziemlich langer Streit entſtand, und den zu entfernen,

*) Nach 1830 geſtand er es freiwillig ein.

ſich namentlich Herr Gendebien viele Mühe gab; er behauptete nämlich, der Art. 90, der von einer „proposition non-agréée“ handelt, ſey eigentlich in der Anklageakte gar nicht enthalten und nur von dem Herrn General-Advokat gelegentlich beigeflickt worden. Er ſuchte dieß aus der Art der Abfaſſung der Anklageakte, ſelbſt mit grammatikaliſchen Gründen, zu beweiſen. Hierin war er aber auch nicht ſehr glücklich, denn der Herr General-Advokat bemerkte, daß das im Art. 90 vorgeſehene Verbrechen ſchon darum in dem arrêt de renvoi und in der Anklageakte vorhanden ſey, weil es implicite ſchon in dem durch den 102. Art. vorgeſehenen Verbrechen ſich finde. Nach engliſchen Rechtsgrundſätzen ließe ſich dieß wohl nicht vertheidigen, der Herr General-Advokat führte aber Carnot, einen von ſämmtlichen Vertheidigern ſehr häufig citirten Rechtsſchriftſteller, für ſeine Behauptung an, und ſagte, die Aufreizung enthalte ſchon darum die proposition non-agréée, weil das geringere Verbrechen in dem größern enthalten ſey.

Was nun die Verurtheilung ſelbſt betrifft, ſo ſcheint es uns, der Gerichtshof habe hier recht eigentlich als Juri gehandelt, und den Grundſatz: „de jure respondent judices, de facto jurati“ wenn auch nicht den Worten, doch der Sache nach vor Augen gehabt, und ihre Schlußfolge mag, fern von juriſtiſchen Subtilitäten, ungefähr folgende geweſen ſeyn: es geht theils aus den Akten und Verhandlungen des Prozeſſes, theils aus andern allgemein bekannten Umſtänden hervor, daß die gereizte Stimmung gegen die Regierung und der Geiſt der Widerſetzlichkeit, der ſich mannigfach gereizt hatte, zum großen Theile das Werk von Wenigen ſind, die, wenn nicht gerade nach einem beſtimmten Plane, doch in Uebereinſtimmung mit einander handelten; als einen der Vorfechter hat ſich de Potter hingeſtellt, und ſo weit es in ſeinen Kräften ſtand, dieſe widrige Stimmung befördert,

die Erfahrung ſowohl früherer, als der beiden letzten Jahre hat hinlänglich gezeigt, daß der Aſſociationsgeiſt durchaus nicht erloſchen, vielmehr insgeheim von einer feindſeligen Partei genährt wurde. Eine Verbindung nach den Grundſätzen, wie ſie de Potter in ſeinem Schreiben an den Courrier des Pays-Pas entwickelte, würde in einem Zuſtande fortdauernder Feindſeligkeit gegen die Regierung ſeyn, und die neueſte Geſchichte des Landes hat gezeigt, daß dieſer Zuſtand der Feindſeligkeit, wie er namentlich dann zwiſchen der Deputirten-Kammer und der Regierung ſtatt finden müßte, von den unſeligſten Folgen ſeyn und ſogar Bürgerkrieg oder fremde Waffen ins Land bringen könne; der Verlauf des Prozeſſes hat gezeigt, daß dieſer Zuſtand des Landes den Angeklagten nicht unbekannt ſey, vielmehr hatten ſie ſogar ihre Freude darüber zu erkennen gegeben; wer nun aber dieſen Zuſtand des Landes kennt, und dennoch eine ſolche Verbindung vorſchlägt, der macht ſich eines ſolchen Vergehens gegen die Sicherheit des Staats ſchuldig.

Bleiben wir bei dieſer allgemeinen Darſtellung ſtehen, ſo wird jeder, der nicht ganz entgegengeſetzte politiſche Anſichten und Geſinnungen hegt, dem Urtheil beiſtimmen; und ſelbſt derjenige, bei welchem dieß nicht der Fall iſt, wird wenigſtens das Urtheil ſehr erklärlich und begreiflich finden.

Von der Beantwortung der erſten Frage: „iſt es erwieſen, daß die Einwohner dieſes Königreichs durch gedruckte Schriften u. ſ. w. u. ſ. w.:“ hieng natürlich die Beantwortung der übrigen ab. Indeß iſt uns in dieſem Prozeß ein Umſtand aufgeſtoßen, wo wir, wenn auch ſchon des Gerichtshofs, doch des Herrn General-Advokaten Meinung gar nicht theilen. Dieß betrifft nämlich die Verurtheilung von Tielemans. Wahr iſt es, die dritte Frage (ſiehe oben pag. 87) konnte nach dem Beſtande der Thatſache nur bejahend beantwortet werden, was jeder wird

zugeben müſſen, aber wie der Herr General-Advokat bei den Gründen, die er geltend macht, Tielemans in die Anklage verwickeln konnte, das iſt uns nie recht klar geworden. Dieſer Punkt hängt natürlicherweiſe mit der Frage, ob die Correſpondenz zum Prozeß gezogen werden ſolle, genau zuſammen, wir wollen dieſen Streit nicht wiederholen, es war ſchon oben davon die Rede, und wir bemerken darum nur folgendes: das Recht des General-Advokaten, die Correſpondenz zum Prozeß zu ziehen, um daraus die ſchlimme Abſicht der Angeklagten zu erweiſen, konnte ihm unmöglich abgeſprochen werden, dieß gaben auch die Advokaten ziemlich einſtimmig zu; auf der andern Seite mußte aber auch der General-Advokat zugeben, und gab auch willig zu, daß die Anklage nur auf gedruckte Schriften gehe, und die Correſpondenz nur zu dem oben berührten Zwecke gebraucht werden dürfe. Er ſetzte aber hinzu, daß der Angeklagte Tielemans in die Sache verwickelt ſey, weil er bei dem Entwurf der Artikel, welche die Aufreizung enthalten, mitgewirkt habe, und die Correſpondenz den Beweis dieſer Mitſchuld liefere.

Wir müſſen dieſen Satz im Auge behalten, weil er ſich hier am ſtärkſten widerſpricht. Als Herr Degamond, Vertheidiger von Tielemans, auf deſſen beſondere Vertheidigungsgründe kam, ſagte er: „Tielemans iſt in die Anklage durchaus nur durch ſeine Correſpondenz verwickelt; hätte man nicht bei dem Angeklagten de Potter ſeine Briefe in Beſchlag genommen, ſo hätte man gewiß nicht an ihn gedacht; es war gar kein Grund zum Verdacht da; und man hätte nicht daran denken können, ihn in der Anklageakte zu nennen.“ Dieß iſt vollkommen wahr, dagegen läßt ſich nicht das mindeſte einwenden; weiter unten fährt er ſodann fort: „hätte es ſich um ein Complot zwiſchen Tielemans und den andern Angeklagten gehandelt, ſo würde ich begreifen, wie der Herr General-

Advokat ſo gegen die Strenge der Grundſätze anſtoßen kann, da Complote ihrer Natur nach im Finſtern angezettelt werden, da es unmöglich iſt, ſie auf andere Art klar zu beweiſen, und da Complote ein Gegenſtand ſind, der über das gemeine Recht hinausgeht, u. ſ. w. Aber es handelt ſich hier um alles dieß nicht, jede Idee eines Complots zwiſchen den Angeklagten iſt ſorgfältig und ausdrücklich aus dem Arrêt de renvoi entfernt *); jeder iſt hier nur für ſeine eigene Handlungen verantwortlich; jeder tritt in das gemeine Recht zurück; es handelt ſich nur darum, zu wiſſen, ob Aufreizung zu einem Attentat oder Complot ſtatt fand; und im Bejahungsfalle, welchen Antheil jeder einzelne daran hatte. Ich behaupte daher wiederholt, daß bei dieſem Stande der Sachen die vertraulichen Briefe, die man in dem Prozeß vorgebracht hat, ein ungeſetzliches Beweismittel gegen Tielemans wäre." Er citirte ſofort mehrere Juriſten von Bedeutung, um ſeine Anſicht zu beweiſen; ſollte aber auch dieſe nicht ſo ganz richtig ſeyn, was wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, ſo kommt uns der Herr General-Advokat ſelbſt zur Hülfe, und ſagt in ſeiner Replik: „den Punkt der Correſpondenz haben wir ſchon hinreichend erörtert, ehe der Beſchluß gefaßt wurde, der die Frage über die Correſpondenz de Potters entſcheidet. Die neuen Autoritäten, die Herr Degamond citirt hat, ſetzen immer den Fall voraus, wo das Corpus delicti ſich in den Briefen finden muß, aber nicht den Fall eines ein-

*) Dieß widerſpricht dem nicht, was wir oben geſagt haben, daß es ein ungünſtiger Umſtand für die Angeklagten geweſen, daß die Zuſammenkunft vom 31. Jan. Kennzeichen einer Verabredung, eines Complots an ſich trug; der Arrêt de renvoi ſpricht freilich von keinem Complot, aber die moraliſche Wirkung dieſes Umſtands konnte doch nicht ausbleiben, wenn auch juridiſch kein Nachdruck darauf gelegt wurde.

zelnen Beweiſes, der aus dieſen Briefen zu führen iſt.“ Hat denn aber der Herr General-Advokat vergeſſen, daß die Thatſache des Mitwirkens, wie er oben ſelbſt ſagt, nur aus den Briefen gezogen, welche nach des Herrn General-Advokat eigener Angabe blos dazu dienen ſollten, die ſchlimme Abſicht der Angeklagten, aber nicht, Thatſachen darin aufzuſuchen. Moraliſch hat Tielemans ſo viel Schuld, als de Potter, vielleicht mehr, ob aber auch juridiſch, iſt eine andere Frage.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, auch über die Perſönlichkeit der Verurtheilten einiges zu ſagen. Durch die Bekanntmachung des vertrauten Briefwechſels zwiſchen de Potter und Tielemans iſt man gewiſſermaßen dazu genöthigt, und dieſe Bekanntmachung dient auch dazu, ſie uns ſo zu zeigen, wie ſie ſind, und nicht nach einzelnen, zerſtreuten Angaben erſt Schlüſſe auf ihren Charakter machen zu müſſen, was immer mißlich iſt. Auch können uns blos die beiden, Tielemans und de Potter, beſonders intereſſiren, denn Barthels und de Nève erregen wenig Intereſſe; von dem erſten läßt ſich wohl ohne Ungerechtigkeit ſagen, daß er ein bigotter, ſtarrköpfiger Pfaffe ſey, und Tielemans ſelbſt nennt ihn einen Schwarzgalligen, dem das holländiſche Clima das wenige gute Blut, das er noch gehabt, vorhanden habe. Uebrigens iſt er ein ächter Jeſuit, weit entfernt, vor dem Grundgeſetze Achtung zu haben, oder es auch nur anzuerkennen, hat er doch immer nur die „Loi fondamentale“ im Munde, weil er fürs erſte nur hiedurch auf die Leute wirken konnte; für ſich aber betrachtete er das Grundgeſetz als radikal nichtig, wie oben ſchon angeführt wurde, weil das Grundgeſetz Belgien aufgedrungen worden, und atheiſtiſch ſey, da es die Freiheit der Preſſe und des Gottesdienſtes verbürge. Dieß wird vermuthlich genug ſeyn, um den Menſchen zu bezeichnen, und die Aufrichtigkeit ſo mancher pfäffiſcher Conſtitutionsſchreier in das hellſte Licht zu ſetzen. De Nève

ſcheint ein ganz gewöhnlicher Menſch, der um des Gewinnes willen ſich zu allem bereit finden ließ; wenigſtens giebt der ganze Prozeß auch nicht einen eigenthümlichen Zug von ihm, und daß ſeine Verurtheilung gar nicht ſo ungerecht war, daß er recht gut wußte, zu welchen Zwecken die beiden Blätter „Catholique“ und „Baderlander“ herausgegeben wurden, das beweist vor allem der Entwurf zu dem Contrakte über den Baderlander. (S. o. p. 384.)

Anders verhält es ſich mit Tielemans und de Potter; dieſe ſind weder gemeine Menſchen, noch gemeine Köpfe, obgleich beide mehr als eine unverdaute Meinung blicken laſſen. De Potter iſt reich, hatte von Jugend auf niemals nöthig, ſich mit Anſtrengung eine Bahn zu brechen, darum läßt ſich aber auch etwas ſchlaffes in ſeinem Charakter nicht verkennen; geſäugt mit der Philoſophie des 18. Jahrhunderts hatte er deren Tugenden und Fehler; ſie erhob ihn über viele Vorurtheile, führte ihn aber auch zugleich zur Libertinage, die während ſeines Aufenthalts in Italien bis zu einem Punkt ſtieg, den nördlichere Völker ſtets verabſcheuen werden. De Potter iſt nicht verheirathet, lebt aber mit einem Frauenzimmer, die er in allem, wie ſeine Frau behandelt, ihr viele Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit beweiſt, nur daß er ſich nicht mit ihr trauen läßt. Es iſt dieß eine Grille von ihm, indem er zu glauben ſcheint, ſie werde ihn deſto treuer und beſtändiger lieben, wenn ſie nicht durch kirchliche Bande mit ihm verbunden ſey; das Verhältniß zwiſchen ihm und ihr, wie es aus ſeinen zahlreichen Briefen an Tielemans hervorgeht, iſt übrigens der Art, daß nur ein gallſüchtiger Moraliſt etwas daran ausſetzen kann, in ſo ferne es nur ſie beide betrifft; aber auch hierin zeigt ſich jenes ſeltſame philoſophiſche Widerſtreben gegen alles, was einer Verpflichtung ähnlich ſieht, denn es iſt ausgemacht, daß der Staat, wenn er gleich ſolche Verbindungen recht-

lich nicht hindern darf, doch ſie auch nicht billigen kann, denn die Heilighaltung der Ehe, mag dieſe nun ein blos bürgerliches, oder auch ein kirchliches Inſtitut ſeyn, muß ſtets die Grundlage aller geſellſchaftlichen Verbindung bleiben, und ſolche philoſophiſche Sonderlinge vergeſſen nur allzuleicht, daß ſie auch Pflichten gegen den Staat zu erfüllen haben, den ſie meiſt als eine Zwangsanſtalt betrachten, und der es leider oft genug auch iſt.

Die Schriften, welche de Potter herausgegeben, ſind wohl hauptſächlich Kinder der Entrüſtung über das Syſtem der Heuchelei und des Trugs, das bei dem römiſchen Hofe ſeit mehreren Jahrhunderten vorherrſchte, und ſie zeugen, wenn auch nicht von einem beſonders hohen Talente, doch von einer ſehr ehrenwerthen Neigung, ſich nützlich und wiſſenſchaftlich zu beſchäftigen. Das iſt immer anzuerkennen, wenn ſchon ſeine Leiſtungen, unſerer Anſicht nach, die Lobſprüche nicht verdienen, womit ſeine Anhänger ſie überhäuften.

Was de Potters Anſichten vom Staate und öffentlichen Verhältniſſen betrifft, ſo können wir dieſe in keiner Hinſicht von Bedeutung halten; ihm fehlte hier das ruhige, ſolide Urtheil, was nicht Sache der Wiſſenſchaft oder der Philoſophie, ſondern der Erfahrung und der Gewohnheit iſt, mit öffentlichen Verhältniſſen ſich zu beſchäftigen. Hiebei ſind Meinungen über Staatsformen weit gleichgültigere Dinge, als man in der Regel glaubt. Freiheit beruht nicht auf der Staatsform, obwohl dieſe ſie unterſtützen kann, ſondern auf dem öffentlichen Geiſte, und das Leben hat ſchon viele Dinge vereint, welche die Philoſophie trennte. Die atomiſtiſche Anſicht vom Staate, ein Kind der Philoſophie des 18. Jahrhunderts, hat ihre praktiſche Untauglichkeit ſo ziemlich erwieſen, und erweist ſie täglich noch mehr; leider aber muß man ſie als eine der Krankheiten unſerer Zeit betrachten, welche jedem Arzte, von welcher Pariei er auch ſeyn mag, noch viel

zu ſchaffen machen wird. Nicht mehr die Geſetze des Staats, wie ſie beſtehen, ſondern gewiſſe allgemeine Ideen machen die Grundlage bei der Beurtheilung öffentlicher Verhältniſſe aus, und auf dieſem Wege iſt kein Heil zu erwarten, denn das iſt, in wiſſenſchaftlicher Rückſicht wenigſtens, der Krieg Aller gegen Alle.

Dieſe kleine Abſchweifung ſollte blos als Grundlage zur politiſchen Beurtheilung de Potters dienen, und beweiſen, wie ihm nur zufällige Umſtände und der Zuſtand des Landes eine gewiſſe politiſche Wichtigkeit geben konnten, die ihm auf jedem großen Schauplatz, und namentlich da, wo es ſich um beſtimmtere Intereſſen handelt, gewiß nicht zu Theil geworden wäre. Wir laſſen die Meinung oder vielmehr den Vorwurf, daß de Potter aus Unwillen über eine verweigerte politiſche Anſtellung in die Reihen der Oppoſition getreten ſey, völlig dahingeſtellt, und bemerken blos, daß de Potter ſeiner ganzen völlig franzöſiſchen Bildungsart nach, und beſonders wenn man ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt in Brüſſel und ſeine dortige Umgebung erwägt, wohl nur unter der Oppoſition auftreten konnte, im Fall er nicht durch beſondere Verhältniſſe mit der Regierung zuſammenhieng, gegen die er, als eine holländiſche, ſtets eine Abneigung gehabt zu haben ſcheint. Der philoſophiſche Maaßſtab, den er an die Handlungen der Regierung legte, war keineswegs geeignet, ihn zu einer billigen und nüchternen Beurtheilung derſelben zu leiten, und nur gar zu gerne ſieht der Menſch Böſes, wenn ſeine Abneigung mit ins Spiel kömmt. De Potters philoſophiſche Anſicht von Königthum, Freiheit und Unterordnung im Staate, wovon oben in der Rede des Herrn General-Advokat mehrere Beiſpiele vorkommen, tragen dazu bei, ſeine Urtheile zu ſchärfen, und ſo mögen die Briefe entſtanden ſeyn, die gegen das Ende des Jahrs 1828 im Courrier des Pays-Pas erſchienen,

und wovon einer seine Verurtheilung zu achtzehnmonatlichem Gefängniß zur Folge hatte.

Es ist eine alte und sehr wahre Bemerkung, daß ein Kopf sehr gut und solid organisirt seyn muß, wenn er nicht im Gefängniß die tramontana, wie die Italiener sagen, ein wenig verlieren sollte, und hierin mag die Erklärung, und zugleich auch die Entschuldigung mancher politischen Thorheiten liegen. Der Staat, wir wollen nicht von Vaterland sprechen, hatte ihm nie etwas gegolten, der Regierung war er nie hold gewesen, jetzt hatte sie ihn mit den ihr zu Gebot stehenden Waffen verletzt, und so stellte er sich ihr als Feind gegenüber. Noch muß hier ein Umstand in Erwägung gezogen werden, daß er sich nämlich, abgesehen von seiner Verurtheilung, rechtlich verletzt glaubte und glauben konnte, da der Rechtssatz, worauf die Sache beruhte, eben so viel für sich als wieder sich hatte. Das Gesetz, in Folge dessen er im Dezember 1828 verurtheilt wurde, war kurz darauf völlig abgeschafft worden, als den jetzigen Verhältnissen nicht mehr gemäß; dasselbe war nämlich ein in Zeiten politischer Unruhe gegebenes Ausnahmegesetz gewesen. Die Frage, ob mit der Aufhebung eines Gesetzes die Wirkungen der in Gemäßheit desselben geschehenen Verurtheilungen zugleich von Rechtswegen aufhören, wird von verschiedenen Rechtslehrern bejaht. Viele erwarteten mit Sicherheit, daß dieß durch einen besondern Beschluß ausgesprochen, und die Gefangenen auf freien Fuß gestellt werden würden. Dieß geschah nicht, und die unangenehme Stimmung de Potters gegen die Regierung konnte sich also nur vermehren.

In diese Periode fallen de Potters Broschüren über die katholisch-liberale Union. Sie sind wohl dieser übeln Stimmung zuzuschreiben, denn bei ruhiger Ueberlegung hätte er doch schwerlich mit einer solch auffallenden Inconsequenz gegen seine frühern Schriften und gegen seine

eigene Ueberzeugung, die er fortwährend in seinem Briefwechsel aussprach, hervortreten können. Aber der Geist der politischen Intrigue, die so gern die Einwürfe der Besonnenheit überhört, war über ihn gekommen, und der Schimmer einer ephemeren politischen Bedeutung scheint ihn jetzt verblendet zu haben; jedoch hätte ihn schon die völlige Nullität oder die Schelmerei seiner politischen Glaubensbrüder, welche er recht gut durchschaute, zur Besinnung bringen sollen. Der philosophische Werth dieser Broschüren ist sehr gering, als politische Flugschriften stehen sie noch weit tiefer. Nichts ist leichter, als aus allgemeinen Freiheitsprincipien auch die unbeschränkte Freiheit der Kirche zu beweisen, denn „eng ist die Welt und das Gehirn ist weit," aber die Herren Philosophen mögen dieß beweisen, so lange sie wollen, das hilft alles nichts, denn einer, wie die Sachen nun einmal stehen, auf Knechtschaft gebauten und auf Knechtschaft ausgehenden Kirche völlige Freiheit lassen, nach Gefallen diese Herrschaft auszuüben, hieße Spott mit dem Staate und dessen Regierung treiben. Was de Potters letzte Broschüren betrifft, so hatten diese keinen andern Zweck, als die bereits gereizte Stimmung noch zu steigern. Er hatte längst die richtige und kühle Beurtheilung des Standes der Dinge verloren, in seinem Gefängniß beschäftigten ihn außer seinen häuslichen Angelegenheiten nur noch politische Intriguen, die für ihn mehr ein Spiel des Witzes und der Unterhaltung waren, als einen ernsthaften, wohl durchdachten Zweck hatten. Er sah nur noch die Regierung und die Parteien, die sich mit ihr zankten, und die große Masse des Volks, welche unter diesen Zänkereien mehr oder weniger leidet, war ihm nur noch als mögliches Werkzeug von Bedeutung. So stürzte er sich, wohl ohne das Gefährliche seines Planes recht überlegt zu haben, in die Sache der Conföderation, ohne auch nur zu ahnen, daß er auch hier wohl nur das Werkzeug einer Partei

war, welcher das Lärmmachen dieſer ſogenannten Liberalen ſehr willkommen war, weil ſie auf dieſe Weiſe ihre geheimen Machinationen beſſer verdecken konnten. De Potter ſpielte bei dem Prozeß die erſte Rolle, gewiß aber nicht in der Conföderation.

Anders muß das Urtheil über Tielemans ausfallen. Seine Briefe, ſo wie ſein Benehmen bei dem Prozeß, beſonders bei dem Verhöre, beweiſen, daß er von feſterem Charakter iſt, und ſeine Anſichten und Urtheile tragen auch das Gepräge eines ſolchen. So auffallend einige ganz unverdaute politiſche Meinungen ſeyn mögen, ſo könnten dieſe doch nur dann Verwunderung erregen, wenn er, in einem unfreien Staate aufgewachſen, denſelben Zaum anzulegen und ſie dadurch allmählig zu läutern, in früher Jugend gezwungen geweſen wäre. Nach allem, was in den öffentlichen Blättern und durch die Correſpondenz de Potters von ihm bekannt geworden iſt, müſſen wir ihn für einen Mann von nicht gemeinen Fähigkeiten halten. Aber hier zeigt ſich abermals, welche Gewalt vorgefaßte Meinungen und Neigungen auf den Menſchen ausüben. Er iſt jetzt dreißig Jahre alt, war alſo bei Errichtung des Königreichs fünfzehn und die Jahre ſeiner Entwicklung fallen demnach gerade in die Periode, wo die Abneigung der Belgier gegen Holland und die holländiſche Regierung ſich am unumwundenſten zeigte, wo die Sprache gegen die beſtehenden politiſchen Verhältniſſen am zügelloſeſten war, und hunderterlei Dinge die Hoffnung auf einen neuen Umſchwung der Dinge in Frankreich ſtets wach erhielten. In dieſer Schule wuchs er heran, und daß die Abneigung gegen die Regierung mit ihm wuchs, iſt eine ſo natürliche Erſcheinung, daß es kaum einer Erwähnung bedarf. Die Wohlthaten des Königs, die Ausſichten, die man ihm im Staatsdienſt eröffnete, waren für ihn höchſtens glückliche Zufälle, wofür er den Spendern kaum Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte.

Rechnet man dazu die getäuschte Hoffnung auf eine Professur, und den verzeihlichen Fehler, sich selbst für eine wichtigere Person zu halten, als man in der That ist, so wird man über die Ursache seiner Handlungsweise so ziemlich im Klaren seyn. Der Haß verblendet, und dagegen schützen Wissenschaft und Kenntnisse nicht. Daß er den rühmlichen Bemühungen der Regierung um die Verbreitung und Beförderung der Wissenschaft selbst seine Kenntnisse verdanke, das scheint ihm kaum in den Sinn gekommen zu seyn. Freilich kann man sagen, die Beförderung der Wissenschaft sey die Pflicht der Regierung, und das ist wahr; aber wie viele Regierungen haben dieser Pflicht so sehr Genüge geleistet? Daß auch hierin seine Regierung einen Vorzug vor vielen andern habe, scheint ihm gleichfalls nicht beigefallen zu seyn: mit einem Worte, die Grundlage von allem seinem Thun und Handeln war die von Jugend auf genährte Abneigung gegen die holländische Regierung.

Wir können uns hierauf beschränken, und haben diese Eigenthümlichkeit im Charakter von Tielemans darum so scharf, fast schroff hervorgehoben, weil er gewiß nicht der erste Belgier ist, und ebenso wenig der letzte seyn wird, der auf dieselbe Weise gegen die Regierung handelt. Auf dieser Abneigung gegen die Regierung beruhte überhaupt, wie der ganze Prozeß, so der Parteikampf seit zwei Jahren; darauf beruhte die maaßlose Heftigkeit, mit der man sich dieses Prozesses bemächtigte, um abermals eine Waffe gegen die Regierung daraus zu bilden, hierin liegt überhaupt der Grund so vieler Streitigkeiten zwischen den belgischen Abgeordneten und der Regierung, wozu die behauptete Unvereinbarkeit der Interessen weit minder beiträgt, als manche glauben und glauben machen wollen. Gegen dieses Uebel gibt es nur ein Mittel, die Zeit; diese hat in den letzten eilf Jahren schon sehr viel gewirkt, und ihre Wirkung wird in den nächsten eilf Jahren, wenn

nicht mächtige politische Stürme hindernd dazwischentreten, noch weit größer sey.

Die Frage über die moralische Schuldhaftigkeit der bei diesem Prozesse Betheiligten ist, in so fern ihr nicht durch das Gesagte bereits Genüge geschehen, sehr schwer zu beantworten, wie überhaupt bei politischen Vergehen, und die haarscharfe logische Deduction, wie sie bei gerichtlichen Verhandlungen statt findet, ist sehr wenig geeignet, eine versöhnende Stimmung herbeizuführen: die Parteien erhitzen sich daran meist nur immer mehr. Es ist seltsam, daß man noch nicht daran dachte, für politische Vergehen dieser Art besondere Tribunale zusammenzusetzen, wahre Spezialkommissionen, die, gehörig organisirt, der Sache der Freiheit eben so gut dienen könnten, als sie dem Despotismus gedient haben. Eine Jury in größerem Maaßstabe wäre freilich dabei unerläßlich, die Regierung, wie die Parteien, könnten bei der Zusammensetzung ihren Antheil haben, und ein solches Gericht würde dann durch seine Stellung in der Gesellschaft hinreichendes Ansehen besitzen, um auch auf die Stimmung und die Ansichten der Menge einzuwirken, und ihr eine bessere Richtung zu geben, im Falle sie sich verirrt hat; es würde aber auch der Regierung eine große Vorsicht auferlegen, keinen Prozeß zu unternehmen, wo sie des Erfolgs nicht zum Voraus gewiß ist.

In England hat die aus alten Zeiten her bestehende Jury den Mangel solcher besondern politischen Tribunale zum Theil ersetzt, aber auf dem Continente ist die Freiheit noch zu jung, und beschränkt sich bis jetzt bloß auf Frankreich und die Niederlande; auch herrscht in dem ersteren noch immer bei einem Theil des Hofes der Revolutionsschrecken und die Lust zum alten Regime vor; noch ist es bei weitem nicht dahin gekommen, daß solche freie Staaten von einander lernen könnten, und wohlthätige politische Institute, mit Berücksichtigung der National-

Verſchiedenheit von einander entlehnten. Noch allzuoft iſt die Freiheit todte Form, noch hat Erfahrung und Gewohnheit ſie nicht der großen Maſſe mitgetheilt, und den franzöſiſchen Liberalismus trifft namentlich der Vorwurf, ſie durch ſtarre Formen den Völkern, wenn nicht widerlich, doch ungenießbar gemacht zu haben. Auch muß man geſtehen, daß häufig die Liberalen ſolchen Inſtituten nicht ganz günſtig ſind; gewandter in Advokatenkünſten, als in der parteiloſen Beurtheilung politiſcher Gegenſtände, bietet das gerichtliche Verfahren ihnen mehr Stoff zu Deklamationen und zu logiſcher Deduction aller möglichen und unmöglichen Freiheiten im Staate.

Wir können dieſe Bemerkungen nicht ſchließen, ohne über einige herrſchende Begriffe von Staat und Staatsleben einiges zu ſagen, um ſo mehr, da es auf den Prozeß oder vielmehr auf die dabei Betheiligten, worunter wir nicht bloß die Angeklagten, ſondern auch die Vertheidiger begreifen, einigen Bezug hat. Die Staatsrechtslehrer und Staatskünſtler haben glücklich den Satz herausgebracht, daß der Menſch mit der geringſt möglichen Aufopferung ſeiner natürlichen Freiheit ſich die Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens verſchaffen müſſe. Wir wollen nicht darauf aufmerkſam machen, wie ſehr dieſer theoretiſche Satz mit aller hiſtoriſchen Entwicklung der Staaten in Widerſpruch ſtehe, und wir legen darum hier keine Wichtigkeit darauf, weil dieſe Herren Staatskünſtler den Werth der hiſtoriſchen Entwicklung gar nicht anerkennen, ſondern wir bemerken bloß, daß dadurch jene natürliche Freiheit als Grundlage angenommen wird, und jede ſtrengere Einheit des Staats, ſo nöthig ſie auch oft ſeyn mag, entweder praktiſch unmöglich macht, oder wenn dieſe doch beſteht, nothwendig die Bürger mit dem Beſtand der Dinge unzufrieden machen muß.

Der Kampf der natürlichen Freiheit im Menſchen mit der Unterordnung im Staate hat zwar von jeher ſtatt

gefunden, und iſt in der Natur der Dinge begründet; aber eine ſolche völlige Auflöſung aller Begriffe hat wohl zu keiner Zeit in dem Grade ſtatt gefunden, wie jetzt: es beſteht die vollkommenſte Anarchie der Meinungen über den Staat, und wenn dieſe Anarchie nicht alle die ſchlimmen Folgen hat, die manche davon befürchten, ſo kömmt dieß nur daher, weil Noth und Gewohnheit ſtärker ſind, als alle Meinungen. Die Regierungen befinden ſich aber dabei am ſchlimmſten, denn wenn irgendwo, ſo muß bei ihnen das Prinzip der Unterordnung das vorherrſchende ſeyn, und ſo gelten ſie nur zu häufig als der gemeinſame Feind aller. Aus dieſem Stande der Dinge geht für die Regierungen die Nothwendigkeit hervor, ſich von allem Doctrinalismus durchaus fern zu halten; eine Regierung ſtellt ſich jetzt gewiſſermaßen ſchon als Partei hin, wenn ſie politiſche Doctrinen ausſpricht, und ſie ſelbſt fährt dabei am ſchlimmſten, denn außer den Wenigen, welche ſolchen Doctrinen aus Ueberzeugung zugethan ſind, und den armen Seelen, die der Doktrine jeder Macht huldigen, haben ſie alle andern gegen ſich, bloß darum, weil man den Mächtigen beargwohnt, er werde ſeine Macht anwenden, um ſeinen Doctrinen Eingang zu verſchaffen. Niemand hat aber in der Regel auch minder nöthig, ſich mit Doktrinen abzugeben, als eine Regierung; wenn ſie nur das thut, was nöthig und nützlich iſt, ſo werden Nothwendigkeit und Nutzen beſſere Fürſprecher für ihre Handlungen ſeyn, als alle Theorien, und was die wenigen Gegenſtände betrifft, bei deren Behandlung in der That die Meinungen entſcheiden müſſen, ſo wird, wie jetzt die Sachen ſtehen, ein Compromiß der kämpfenden Meinungen in der Regel das einzige Ankunftsmittel ſeyn.

Anhang.

Artikel des Strafgesetzbuches, auf welche die Anklage und Verurtheilung gegründet war.

Art. 102. Seront punis comme coupables des crimes et complots mentionnés dans la présente section tous ceux qui, soit par discours tenus dans des lieux ou réunions publics, soit par placards affichés, soit par écrits imprimés auront excité directement les citoyens ou habitans à les commettre.

Néanmoins, dans le cas où les dites provocations n'auraient été suivies d'aucun effet, leurs auteurs seront simplement punis de bannissement.

Art. 87. L'attentat ou le complot contre la vie ou la personne des membres de la famille impériale;

L'attentat ou le complot, dont le but sera, soit de détruire ou de changer le gouvernement, ou l'ordre de successibilité au trone;

Soit d'exciter les citoyens ou habitans à s'armer contre l'autorité impériale seront punis de la peine de mort et de la confiscation des biens.

Art. 59. Les complices d'un crime ou d'un délit seront punis de la même peine que les auteurs mêmes de ce crime ou de ce délit, sauf les cas où la loi en aurait disposé autrement.

Art. 60. Seront punis comme complices d'une action qualifiée crime ou délit, ceux qui, par des promesses, menaces, abus d'autorité ou de pouvoir, machinations ou artifices coupables auront provoqué à cette action, ou donné des instructions pour la commettre.

Ceux qui auront procuré des armes, des instrumens ou toute autre moyen, qui aura servi à l'action, sachant qu'ils devaient y servir.

Ceux qui auront avec connaissance aidé ou assisté

l'auteur ou les auteurs de l'action, dans les faits qui l'auront préparée ou facilité ou dans ceux qui l'auront consommé; sans préjudice des peines qui seront spécialement portées par le présent Code contre les auteurs de complots ou de provocations attentatoires à la sûreté intérieure ou extérieure de l'état, même dans le cas où le crime qui était l'objet des conspirateurs ou des provocateurs n'aurait bas été commis.

Art. 48. Les coupables condamnés au bannissement seront de plein droit sous la même surveillance pendant un temps égal à la durée de la peine qu'ils auront subie.

Auf dieſe Artikel war die Verurtheilung gegründet, in der Anklage kommt beſonders noch der 90. Art. vor, der alſo lautet:

Art. 90. S'il n'y a pas eu de complot arrêté, mais une proposition faite et non-agréée d'en former ou pour arriver au crime mentionné dans l'art. 86, celui qui aura fait une telle proposition sera puni de la reclusion.

L'auteur de toute proposition non-agréée tendant à l'un des crimes enoncés dans l'art. 87 sera puni du bannissement

Die übrigen Theile des Urtheils beruhen auf den folgenden Artikeln:

Art. 44. L'effet du renvoi pour la surveillance de la haute police de l'état sera de donner au gouvernement, ainsi qu'à la partie interessée, le droit d'exiger, soit de l'individu placé dans cet état, après qu'il aura subi sa peine, soit de ses père et mère, tuteur ou curateur, s'il est en âge de minorité, une caution solvable de bonne conduite jusqu'à la somme, qui sera fixée par l'arrêt ou le jugement. Toute personne pourra être admise à fournir cette caution.

Faute de fournice cautionnement, le condamné

demeure à la disposition du gouvernement, qui a le droit d'ordonner, soit l'éloignement de l'individu d'un certain lieu, soit sa résidence continue dans un lieu déterminé de l'un des departemens de l'empire.

Art. 55. Tous les individus condamnés pour un même crime, ou pour un même délit sont tenus solidairement des amendes, des restitutions, des dommages-intérêts et des frais.

Art. 368. L'accusé ou la partie civile, qui succombera sera condamné au frais envers l'état et envers l'autre partie.

(Zu S. 355.)

Obgleich die Nationalconföderation noch nicht definitiv organiſirt iſt, ſo erfahren wir doch, daß bereits in den Hauptorten der Provinz ſtarke Summen erhoben ſind, und daß man zu St. Nicolas, Menin und Roulers mit dem Einſammeln der Gelder in voller Thätigkeit iſt.

Catholique, 6. Febr. 1830.*)

---

*) Damals ſtand dieſes Journal unter dem Einfluß des Herrn Sterckx, Pfarrers zu Antwerpen, jetzt Kardinal-Erzbiſchofs, und empfing von ihm leitende Artikel ſo wie das General-Comité Unterſtützung durch Unterzeichnung von Aktien.

Nachtrag.

Während der letzte Bogen dieses Aufsatzes noch nicht zu Ende gedruckt worden, hat der famöse Prozeß, welchen wir dem Publikum hier in's Gedächtniß zurückgerufen, einen Doppelgänger, und zwar der merkwürdigsten Art, erhalten, Barthels und de Potter sind nicht nur in Zeitungsartikeln, nicht nur mit Conföderationsplanen von republikanischem Anstrich aufgetreten, sondern sie haben sich an das Volk, die Armee, die studirende Jugend gewendet, und auf dieselbe Weise, und unter denselben patriotischen Vorwänden, wie früher dem Könige Wilhelm, sprechen sie jetzt dem Könige Leopold Hohn, diesem wie einst jenem den Untergang des Thrones verkündigend. Doch sind die Rollen der Ankläger, Vertheidiger und Richter gewechselt und durch eine seltsame Fügung der Umstände hat sich nach einem der letzten, mit bitterer Ironie geschriebenen Briefe de Potters Folgendes herausgestellt:

„Der Assisenhof, wo Herr Barthels gerichtet werden wird, hat zum Präsidenten Herrn Tielemans.

„Wer ist Herr Tielemans? — Der Mitangeklagte in dem Prozesse, welcher wider den Herrn de Potter, Barthels und Consorten unter der holländischen (niederländischen) Regierung wegen Verschwörung gegen dieselbe eingeleitet worden war. Damals rief man gegen Herrn Tielemans die Todesstrafe an, welche er selbst vielleicht jetzt gegen Herrn Barthels auszusprechen berufen ist. Uebrigens war Herr Tielemans, mit den Herren de Potter und Barthels verbannt, einer der thätigsten Agenten der belgischen Revoluton. Er wurde

General-Administrator des Innern unter dem provisorischen Gouvernement, Minister desselben Departements unter dem Regenten und König Leopold, Gouverneur der Provinz Lüttich unter diesem Letztern, und endlich nun ist er Rath am Appellations-Gerichtshof zu Brüssel.

„Die Anklage gegen Herrn Barthels wird unterstützt durch Herrn van Meenen, General-Prokurator."

Wer ist dieser Herr van Meenen?

Herr van Meenen war der Vertheidiger des Herrn de Potter in den beiden politischen Prozessen, welche die holländische Regierung wider ihn einleiten ließ, und der Genossen des Herrn de Potter, mithin auch des Herrn Barthels in dem zweiten dieser Prozesse. Herr van Meenen verdiente mehrmals unterbrochen, apostrophirt und zur Ordnung gerufen zu werden, von Seite der Gerichtshöfe, vor welchen er plaidirte, und das öffentliche Ministerium faßte gegen ihn Beschlüsse, welche er seinerseits nun gegen die Vertheidiger des Herrn Barthels zu fassen im Begriffe steht. Herr van Meenen trug zur Revolution des Septembers bei und verwaltete, unter der provisorischen Regierung die Provinz Südbrabant."

Herr de Potter bemerkt auch noch, daß die Vertheidiger des Herrn Barthels die Herren Durignaud, de Dryver und Schuermans, mithin die nämlichen drei Mitglieder des Parkets zu Brüssel vor der Revolution von 1830 sind, welche gegen Tielemans, Barthels und de Potter ihren Dienst versehen, als diese vor den Assisenhof von Südbrabant, unter der Anklage einer Verschwörung gegen den Staat, gestellt wurden.

Der Ausgang dieses Prozesses und der Inhalt der theils bei Barthels und de Potter gefundenen, theils anderwärts ermittelten Papiere werden abermals darthun, wie wenig die Gegner der Wirksamkeit dieser Männer vor und nach 1830 in ihren Urtheilen über sie sich geirrt haben; nur zeigt sich der Schauplatz ihrer Intriguen

ausgedehnter als im Jahr 1829, und auch über die reinliche teutsche Erde, ja selbst über einen Theil von Holland, sollte das Gift des theokratischen und revolutionären Jakobinismus verbreitet werden. Aber die Völker haben inzwischen Studien gemacht, wenn auch die Parteihäupter nichts gelernt und nichts vergessen. Das angekündigte Stück wird nicht aufgeführt werden können. und Hr. Pfeilschifter hat seine neueste Lobrede auf die belgische Revolution, im Interesse der römisch-katholischen Prinzipien, eben so umsonst geschrieben, als die historisch-politischen Blätter und ähnliche Sippschaft die ihrigen.

Inhalt.

I. Antonio de Guevara und die Comuneros im ſechszehnten Jahrhundert 5

II. Lienhard Kaiſer. Zur Reformations-Geſchichte in Baiern 71

III. Bruder Cornelis Adriaenſen. (Eine belgiſche Mucker-Geſchichte und Beitrag zur Geſchichte der Schweſtern-Bünde, der Blauen Büßenden u. ſ. w. in Belgien und am Rhein.) 93

IV. Kardinal Giovanni Morone. Zur Geſchichte des Conciliums von Trident 175

V. Olympia Maldachini und Francesco Mascabruni, Archi-Datarius der römiſchen Kurie. Zur Geſchichte der innern römiſchen Staatsverwaltung 235

VI. Tafilet, Tyrann von Nord-Afrika, Vorgänger Abd'el Kader's 275

VII. Leopold von Oeſterreich, als Reformator von Toscana und Kaiſer der Teutſchen . . . 303

VIII. Der Prozeß wider Louis de Potter und Conſorten im Jahr 1829. Beitrag zur Revolutionsgeſchichte und zur nähern Kenntniß des Biſchofs van Bommel, des Erzbiſchofs Sterckx und anderer Parteihäupter 339

Nachtrag 443